

# **Das Buch Hiob**

**Calvin, Jean**

## **Vorwort**

Wieder einmal ging ein Jahr vorüber, und wir befinden uns im Jahr 2021 – nach einem sehr chaotischen Jahr geht es weiter.

Dieses Jahr hat uns allen eine Menge abverlangt – doch Gott hat uns hindurchgetragen.

Für mich persönlich bot die Zeit, die ich gewonnen habe, die Gelegenheit, einige neue Bücher zu erstellen. Gleichzeitig überarbeite ich viele der alten Bücher, sei es, um Fehler zu beheben oder neue Inhalte hinzuzufügen.

Vielleicht hat aber auch der eine oder die andere Lust, mitzumachen und neue Bücher zu erstellen – spricht mich einfach an.

Euch allen wünsche ich Gottes reichen Segen und dass Ihr für Euch interessante Texte hier findet. Für Anregungen bin ich immer dankbar.

Gruß & Segen,

Andreas

## Vorbemerkungen zum Buch Hiob.

Calvin hat das Buch Hiob in Wochentagspredigten ausgelegt, wie er sie jede zweite Woche jeden Morgen hielt. Der Anfang der Hiobpredigten fällt nach Colladon auf den 26. Februar 1554. Wir erfahren bei Colladon weiter, dass Calvin am 20. März 1555 mit den Predigten über das Deuteronomium begonnen hat. Nun beträgt die Zahl der Hiobpredigten insgesamt 159; dies bedeutet, dass Calvin etwas mehr als ein Jahr über das Buch Hiob gepredigt hat (es stand ihm ja nur die Hälfte der Wochentage zur Verfügung). Wir haben daher anzunehmen, dass der Zeitraum zwischen dem 26. Februar 1554 und etwa Mitte März 1555 in den Wochentagspredigten voll und ganz diesem Buche gewidmet war. (Sonntags predigte Calvin nur über neutestamentliche Texte sowie dann und wann über die Psalmen. )

Es war eine entscheidungsschwere Zeit, dieses Jahr der Hiobpredigten. Die Hinrichtung Servets (26. Oktober 1553) bewegte die Gemüter noch sehr, und Calvin kommt in den Hiobpredigten wiederholt auf sie zu sprechen. Erst recht aber bahnte sich die große Entscheidung an, die im Jahre 1555 endgültig fiel: Calvins Kampf mit seinen Gegner in der Genfer Bürgerschaft und im Rate war auf dem Höhepunkt. Wir werden vermuten können, dass die schweren inneren Spannung, denen der Reformator gerade in dieser Zeit ausgesetzt war, mit den Anlass zur Wahl des Predigtgegenstandes gegeben haben, und der Inhalt der Predigten lässt sowohl die inneren Nöte Calvins als auch die Härte der kirchenpolitischen Auseinandersetzungen oft genug deutlich durchblicken.

Wer Calvin als Theologen und Menschen kennenlernen will, verdankt den angedeuteten Zeitumständen sowie erst recht den mannigfaltigen Anlässen, die der Text des Hiobbuches bot, einen besonders tiefen Einblick in Calvins Frömmigkeit, vor allem in die Art und Weise, wie er Anfechtungen durchlebte und mit ihnen in hartem Kampf fertig zu werden versuchte. Die Predigten tragen bei aller sachlichen Bemühung um den Text und bei aller Gebundenheit an ihn einen starken persönlichen Charakter, und wir gewinnen bei ihrer Lektüre den Eindruck, dass Calvin an der Gestalt Hiobs für seine eigenen Entscheidungen Vorbild wie Warnung empfing.

Wichtiger aber sind die Aufschlüsse, die wir aus diesen Predigten über die Theologie Calvins gewinnen. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Reformator hier genötigt war, seine Gotteslehre in aller Breite und Deutlich-

keit zu entwickeln, und man kann behaupten, dass die Hiobpredigten für Calvins Lehre von Gott, von der Vorsehung, für seine Wertung des Leids und überhaupt seine Betrachtung des menschlichen „Schicksals“ eine der wichtigsten Quellen darstellen. Vieles, das sonst nur anklingt, wird hier mit voller Klarheit entfaltet, so z. B. der wichtige Gedanke, dass Gott eine „zweifache Gerechtigkeit“ habe, eine Gerechtigkeit „nach dem Gesetz“ und außerdem noch eine andere, „der auch die Engel nicht zu genügen vermögen“. Auch für die viel umstrittene Frage, ob und in welchem Sinne Calvin eine „natürliche Offenbarung“ gelehrt habe, enthalten diese Predigten wertvolles Material: es wird vor allem deutlich, dass Calvin die Gotteserkenntnis der Heiden – Hiob steht ja außerhalb des geschriebenen Gesetzes – sozusagen historisch auf Offenbarungen zurückführt, die den Vätern vor dem Gesetz, namentlich dem Noah, zuteil geworden und von ihnen weitergegeben worden waren. So fällt von diesen Predigten auf eine ganze Reihe von Fragen ein wenn nicht neues, so doch immerhin verstärktes Licht. Die vorliegende Auswahl bemüht sich, die theologisch besonders wichtigen Stellen trotz der starken Kürzung, die im Ganzen erforderlich war, möglichst vollständig wiederzugeben.

Erst acht Jahre nach ihrer Vollendung, 1563, sind diese Predigten im Druck erschienen, aber immerhin noch früh genug, um Calvin eine Durchsicht zu ermöglichen. Weitere Drucke des französischen Textes sind 1569 und 1611 erschienen. Im Jahre 1593 kam auch, längst erwünscht, eine lateinische Übersetzung heraus, und zwar unter Aufsicht und mit einer Vorrede Theodor von Bezas. Auch eine deutsche Übersetzung ist schon in recht alter Zeit erschienen (Heidelberg 1574) und konnte bei der hier vorliegenden Ausgabe mit zu Rate gezogen werden.

Unsere Ausgabe musste von vornherein darauf verzichten, vollständig zu sein: der vollständige Text macht an Umfang etwa das Anderthalbfache der *Institutio* aus und würde daher etwa fünf große Bände erfordern. Die Vollständigkeit ist aber auch nicht notwendig: der Charakter des Hiobbuches selbst und die Predigtweise Calvins bringen es mit sich, dass sich in den Predigten der gleiche Gedankengang oft an zahlreichen Stellen wiederholt findet, nicht selten in Nähe zu wörtlicher Übereinstimmung. Es ist daher für den Leser einer Übersetzung nicht nur nicht erforderlich, das Ganze zu lesen, sondern geradezu von Vorteil, wenn er aus Calvins Predigten nur das

Wichtigste kennenlernt. So bietet unsere Ausgabe nur etwa ein Fünftel bis ein Sechstel des Bestandes.

In manchen Fällen konnte das so geschehen, dass ganze Predigten mit nur unwesentlichen Kürzungen dargeboten wurden. Oft aber war es nicht zu umgehen, mehrere Predigten zu einer einzigen zusammenzuziehen. Was in den 56 Abschnitten unserer Auswahl geboten wird, sind also nicht lauter geschlossene Predigten, sondern oft zusammengestellte Auszüge aus mehreren. Dies Verfahren erschien umso mehr gerechtfertigt, als Calvin selbst in zahlreichen Fällen mit seiner Predigt abbricht, ehe er den zugrunde gelegten Text bis zu Ende behandelt hat, und dann in der nächsten Predigt zunächst die Auslegung der vom vorigen Tag noch ausstehenden Textstücke nachträgt – für unsere Begriffe eine „Kunstfehler“, der sich aber aus der mehr bibelstundenartigen Predigtweise Calvins erklärt. Auf der anderen Seite kam es darauf an, die Herstellung einer bloß auf das Gedankliche ausgehenden Blütenlese zu vermeiden. Calvin macht zwischen Kommentar, Vorlesung und Predigt deutliche Unterschiede, und die Hiobpredigten sind bei aller Eigenartigkeit der Anlage durchaus Predigten, durchaus auf die Anwendung des Schriftwortes gerichtet. Dieser Wesenszug durfte auch in der Übersetzung nicht verwischt werden. So sehr daher die Kürzungen dem Zweck dienen, Wiederholungen tunlichst zu vermeiden und das Wesentlichste klarer hervortreten zu lassen, so wenig durfte auf eine weitgehende Wiedergabe des im rechten Sinne erbaulichen Stoffes verzichtet werden. Es sind also aus den Hiobpredigten nicht gleichsam theologische Abhandlungen ausgezogen worden, sondern es wurde Wert darauf gelegt, wirkliche Predigtstücke zu bieten, wenn auch teilweise in neuer Zusammenstellung.

## Hiob 1, 1.

**1) Es war im Lande Uz ein Mann namens Hiob, aufrichtig und redlich, gottesfürchtig und hütete sich vor dem Bösen.**

Wollen wir von diesem Buche einen rechten Nutzen haben, so müssen wir zuvor seinen Inhalt kennen. Die darin beschriebene Geschichte zeigt uns, dass wir in der Hand Gottes sind und dass es ihm zusteht, über unser Leben zu verfügen und damit nach seinem Wohlgefallen zu schalten; uns aber liegt es ob, uns in aller Demut und allem Gehorsam ihm zu unterwerfen, weil wir nach Recht und Billigkeit sein Eigentum sind, ganz und gar, im Leben und Sterben, ja, selbst wenn es ihm gefallen sollte, seine Hand über uns auszubreiten – sollten wir auch nichts davon verstehen, warum er es tut -, haben wir dennoch nichtsdestoweniger ihn zu verherrlichen mit dem Bekenntnis, dass er gerecht und redlich ist; wir dürfen nicht wider ihn murren und uns nicht in einen Rechtsstreit gegen ihn einlassen; denn es ist sicher, dass wir darin immer unterliegen. Das also haben wir dieser Geschichte als ihren kurzen Inhalt zu entnehmen: Gottes Herrschaft über seine Geschöpfe besteht darin, dass er nach seinem Wohlgefallen mit ihnen schalten und walten kann; und wenn er mit einer Strenge verfährt, die uns auf den ersten Blick befremdlich anmutet, so sollen wir dennoch den Mund geschlossen halten und nicht wider ihn murren, sondern vielmehr bekennen, dass er gerecht ist, und abwarten, bis er uns zu verstehen gibt, warum er uns züchtigt.

Dabei aber haben wir bei dem Manne, der uns hier vor Augen gestellt wird, auf seine Geduld zu achten, in Befolgung der Ermahnung des hl. Jakobus (5, 11): „Die Geduld Hiobs habt ihr gehört.“ Wir berufen uns ja so gern auf unsere Schwachheit und meinen, das solle uns zur Entschuldigung dienen. Darum ist es gut, dass wir Exempel besitzen, die uns zeigen, dass sich Menschen gefunden haben, die ebenso schwach wie wir waren und dennoch den Anfechtungen widerstanden und im Gehorsam Gottes beständig verharrten, wiewohl er sie aufs äußerste heimsuchte. Und das sehen wir hier in einem vortrefflichen Spiegel.

Doch nicht genug, dass wir Hiobs Geduld betrachten – wir haben auch auf den Ausgang zu sehen, wie ja auch der hl. Jakobus davon redet: „Und das Ende vom Herrn habt ihr gesehen“ (5, 11). Denn wäre Hiob trotz seiner die Engel übertreffende Kraft dennoch in der Anfechtung zu Schanden geworden, so könnte man in keiner Weise von einem glücklichen Ausgang reden.

Sehen wir aber, dass ihn seine Hoffnung nicht betrogen hat und dass er umso mehr Gnade gefunden hat, je mehr er sich vor Gott demütigte, so haben wir aus einem solchen Ausgang den Schluss zu ziehen, dass es nichts Besseres gibt, als uns Gott zu unterwerfen und alles, was er uns zuschickt, sanftmütig zu erdulden, bis er uns durch seine lautere Güte frei macht.

Doch neben der Geschichte haben wir auch die Lehre zu betrachten, die dies Buch enthält; wir müssen auf die Männer achten, die zu Hiob kommen, scheinbar um ihn zu trösten, und ihn doch dabei vielmehr quälen, als sein Unglück es tut; endlich müssen wir auch auf die Antworten achten, mit denen Hiob ihre Verleumdungen zurückweist, womit sie ihn zu Boden drücken wollen.

Zunächst haben wir festzustellen: Unsere Trübsale schickt uns Gott, von ihm kommen sie her, und doch ist es der Teufel, der sie anstiftet, worauf auch der hl. Paulus uns warnend hinweist: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph. 6, 12). Denn wenn der Teufel in dieser Weise das Feuer anzündet, hat er auch seine Blasebälge, Menschen, die immer darauf aus sind, uns zu reizen und unser Elend größer zu machen. Auch Hiob hat zu seinem Unglück noch allerlei Plage erlitten, und zwar durch seine Freunde, durch sein Weib, kurz durch die, die gekommen sind, um ihn in geistliche Anfechtung zu bringen. Von geistlicher Anfechtung rede ich, wenn wir nicht allein leiblich geschlagen und geplagt werden, sondern wenn der Teufel uns allerlei Gedanken einbläst, als wäre Gott unser Todfeind und dürften wir nicht mehr unsere Zuflucht zu ihm nehmen, ja, als werde er uns überhaupt keine Gnade mehr erzeigen. Darauf haben es Hiobs Freunde abgesehen: ihn zu überreden, er sei von Gott verstoßen und er betrüge sich sehr, wenn er meine, Gott müsse ihm gnädig sein. Solche geistlichen Anfechtungen sind viel schwerer zu ertragen als alle Übel und Widerwärtigkeiten, die wir in der Verfolgung zu erleiden haben.

Zum zweiten aber haben wir auch darauf zu achten: In diesem ganzen Gespräch vertritt Hiob eine gute Sache, seine Gegner eine schlechte. Dazu vertritt Hiob seine gute Sache schlecht, die andern aber führen ihre schlechte Sache gut. Das gibt uns den Schlüssel zu dem ganzen Buch. Wie ist es zu verstehen, dass Hiob seine gute Sache schlecht vertritt? Er weiß: Gott plagt die Menschen nicht immer nach dem Maß ihrer Sünden, sondern er fällt ge-

heime Rechtsurteile, von denen er uns keine Rechenschaft gibt, und wir haben nur abzuwarten, dass er uns offenbare, warum er dies oder das tut. Dafür hat Hiob in sich selbst das Zeugnis, dass er nicht, wie man ihn glauben machen will, ein von Gott Verworfenener ist. Er hat eine gute und rechte Sache, aber er vertritt sie schlecht: er geht viel zu weit und stellt maßlose und ungeheuerliche Behauptungen auf, die ihn an vielen Stellen als einen verzweifelten Menschen erscheinen lassen. Ja, er erhitzt sich dermaßen, als wollte er Gott widerstreben. Das heißt eine gute Sache schlecht führen. Die anderen dagegen vertreten eine schlechte Sache, indem sie meinen, Gott strafe die Menschen in allen Fällen nach dem Maß ihrer Sünden; sie machen schöne und heilige Worte, und alles, was sie sagen, klingt, als hätte der Heilige Geist es geredet. Denn es ist lautere Wahrheit, es sind die Grundfesten der Religion: sie sprechen von Gottes Vorsehung, sie sprechen von seiner Gerechtigkeit, sie sprechen von den Sünden der Menschen. Und doch ist ihre Absicht böse: sie geben sich alle Mühe, Hiob in die tiefste Verzweiflung zu versenken. Haben wir also ein gutes Fundament, so müssen wir wohl darauf achten, dass wir den Aufbau so vornehmen, dass alles zusammenpasst. So sagt auch der hl. Paulus (1. Kor 3, 10 ff. ), dass er einen rechten Bau aufgeführt hat; er zeigt, wie er die Kirche auf die reine Lehre von Jesus Christus gegründet hat; doch sagt er auch, der Bau habe eine solche Gleichförmigkeit, dass auch die, die nach ihm kämen, nicht Stoppeln oder Stroh oder andere vergängliche Dinge als Fundament legen könnten, sondern Grund stark und fest sein werde. So sollen wir denn in unserm ganzen Leben wohl zusehen, dass wir es auch so machen: Stehen wir auf einer guten und gerechten Sache, so müssen wir wohl darauf achten, dass wir sie nicht so oder so beugen oder biegen; denn nichts ist leichter, als eine gute und gerechte Sache verdrehen, weil unsere Natur fehlerhaft ist, worauf wir ja jederzeit die Probe machen können. Gott schenkt uns die Gnade, dass wir eine gute Sache haben, unsere Feinde aber reizen uns dermaßen, dass wir uns nicht in unsern Schranken halten. Umso mehr müssen wir Gott bitten, er wolle uns, wenn wir eine gute Sache haben, durch seinen Heiligen Geist in aller Einfalt leiten, damit wir die Grenzen nicht überschreiten, die er uns durch sein Wort gesteckt hat. Darin liegt auch die weitere Warnung, die Wahrheit Gottes nicht missbräuchlich anzuwenden; denn wir entweihen sie, wenn wir es machen wie diese Männer: wenn sie auch noch so fromme Worte machen, sie sind doch Frevler am Heiligen. Denn sie verfälschen die Wahrheit Gottes und missbrauchen sie; was an sich gut und richtig ist, miss-



deuten sie in böser Absicht. Hat uns also Gott sein Wort erkennen lassen, so lasst uns lernen, es mit solcher Furcht anzunehmen, dass wir nicht das Gute damit verdunkeln oder das Böse färben. Es ist ja oft so, dass die Scharfsinnigsten und Gelehrtesten sich selbst den Zügel schießen lassen, die gottgegebene Erkenntnis zu Betrug und Bosheit missbrauchen und alles auf den Kopf stellen, so dass sie sich nur immer mehr darein verwickeln. Ist aber die Welt diesem Fehler ergeben, so haben wir umso mehr Gott zu bitten, er wolle uns die Gnade erweisen, von seinem Worte einen solchen Gebrauch zu machen, wie er es meint, nämlich einen lautereren und einfältigen.

Haben wir nun den Inhalt des Buches verstanden, so müssen wir jetzt das einzelne ausführlicher betrachten, und zwar im Anschluss an den Verlauf der Geschichte.

Es war im Lande Uz ein Mann namens Hiob. Zu welcher Zeit Hiob gelebt hat, können wir nicht erraten; nur soviel können wir merken, dass es schon sehr lange her gewesen sein muss. Einige Juden sind der Meinung, der Verfasser dieses Buches sei Mose gewesen; er habe damit dem Volke einen Spiegel vorhalten wollen: die Kinder Abrahams, die seinem Geschlecht entsprossen waren, sollten erkennen, dass Gott auch anderen, die nicht von diesem Geschlecht waren, Gnade erwiesen habe. Sie sollten sich schämen, dass sie nicht rein in der Furcht Gottes wandelten, weil doch dieser Mann, ohne das Zeichen des Bundes, die Beschneidung, an sich zu tragen, als Heide sich so wohl gehalten hat. Aber das ist unsicher, und darum lasse ich es auf sich beruhen. Zweifellos hat der Heilige Geist dies Buch dazu eingegeben, dass die Juden erkannten: Gott hat Menschen gehabt, die ihm dienten, obwohl sie von der übrigen Welt nicht geschieden waren, und die auch ohne das Zeichen der Beschneidung doch in Lauterkeit des Lebens gewandelt sind. Weil die Juden das wussten, hätten sie umso mehr Anlass gehabt, Gottes Gesetz eifrig zu beobachten, und weil ihnen Gott die Gnade und das Vorrecht geschenkt hatte, sie aus allen fremden Völkern zu sammeln, hätten sie sich völlig ihm zum Dienst ergeben sollen. Auch kann man aus dem Buche des Ezechiel (14, 14) entnehmen, dass der Name Hiob bei dem Volke Israel berühmt war: „Und wenn dann gleich die drei Männer Noah, Daniel und Hiob drinnen wären, so würden sie allein ihre eigene Seele erretten durch ihre Gerechtigkeit.“ Die Juden sollten einen Spiegel und ein Muster haben, um die Heilslehre, die ihnen geschenkt war, zu beobachten, weil doch dieser Mann aus fremdem Volke sich so rein gehalten hatte.

Das war die Hauptsache, die wir in erster Linie festhalten müssen, wenn uns hier gesagt wird, Hiob habe im Lande Uz gewohnt. Einige verlegen dieses Land freilich in das Morgenland, aber Klagel. 4, 21 bezeichnet es als einen Teil von Edom. Die Edomiter waren bekanntlich Nachkommen Esaus. Allerdings hatten sie noch die Beschneidung, aber weil sie sich von der Kirche Gottes verirrt hatten, ist nichts von dem Bundeszeichen mehr bei ihnen geblieben. Hiob war also ein Edomiter und gehörte daher zu Esaus Nachkommenschaft. Wir kennen das Wort des Propheten Maleachi (1, 2 f.). Esau und Jakob seien Zwillingsbrüder gewesen und doch habe Gott durch seine lautere Güte den Jakob erwählt und den Esau verworfen und mit seinem ganzen Geschlecht verflucht. Damit will der Prophet Gottes Barmherzigkeit gegen die Juden preisen: nicht um irgendeiner Würdigkeit willen, die ihrer Person angehaftet hätte, hat Gott sie erwählt, als er Jakobs erstgeborenen Bruder verwarf, der doch im Besitz des Erstgeburtsrechtes war, und dagegen den Jüngeren und Geringeren erwählte. Obwohl nun also dieser Mann hier dem Geschlechte Esaus entstammte, lebte er aufrichtig und diente seinem Gott, und zwar nicht allein im Umgang mit den Menschen in Gerechtigkeit und Redlichkeit, sondern er hatte auch eine reine Religion und befleckte sich nicht mit dem Götzendienst und Aberglauben der Ungläubigen. Der Mann trägt den Namen Hiob. Es unterliegt also keinem Zweifel, dass dieser Mann, von dem uns Wohnsitz und Name mitgeteilt wird, tatsächlich gelebt hat und dass die hier beschriebenen Vorgänge sich wirklich ereignet haben; wir dürfen nicht meinen, es handle sich um ein Gedicht. Auch schon die oben angeführten Zeugnisse des Ezechiel und des Jakobus sprechen dafür, dass Hiob wirklich gelebt hat; und wenn überdies die Geschichte es berichtet, so können wir, was der Heilige Geist so ausdrücklich hat sagen wollen, nicht auslöschen.

Endlich haben wir noch auf folgendes zu achten: Zwar war die Welt in jener Zeit vom wahren Gottesdienst und der reinen Religion entfremdet, doch gab es nichtsdestoweniger viel mehr Aufrichtigkeit als heute. In der Tat hatte zur Zeit Abrahams Melchisedek eine Kirche und einen Opferdienst, dem keinerlei Befleckung anhaftete. Und während also der größte Teil der Welt in mancherlei Irrtümer und falsche gottlose Einbildungen verstrickt war, hatte sich Gott doch einen geringen Samen zurückbehalten, und es hat immer Menschen gegeben, die in der lauterer Wahrheit blieben und darauf warteten, dass Gott seine Kirche aufrichte. Es ist wohl wahr: Hiob hat erst nach jener Zeit gelebt, aber weil Gott die Kirche noch nicht in einen sicht-

baren Stand gebracht hatte, sollte nach seinem Willen immer ein kleiner Same unter den Heiden übrig bleiben. Dort wollte er angebetet werden, und das sollte zugleich diejenigen, die sich vom rechten Weg abgewandt hatten wie die Heiden, von ihrem Unrecht überführen; denn Hiob allein genügte ihm, um eines ganzen Landes Richter zu sein. Auch Noah hat, wie die Schrift sagt, die Welt verdammt, weil er sich allezeit rein erhielt und wandelte, als hätte er Gott vor Augen, obwohl ihn sonst jedermann vergessen hatte und alle in ihre Irrtümer verrannt waren. So war es auch mit Hiob, der die Leute in seinem Land verdammt hat, weil er Gott in Lauterkeit diente und die anderen voller Abgötterei, Schanden und mancherlei Irrtümer lebten; und das kam daher, dass sie nicht lernen wollten, welches der wahre, lebendige Gott wäre und wie er geehrt sein wollte. Soviel ist sicher: Gott hat allezeit dafür gesorgt, dass den Gottlosen und Ungläubigen alle Entschuldigung genommen wurde; aus diesem Grunde musste es immer Leute geben, die dem nachkamen, was er den alten Vätern geoffenbart hatte. Solch ein Mann war auch Hiob, und seine Geschichte bezeugt es deutlich, dass er mit reinem Herzen Gott gedient hat und in aller Redlichkeit unter den Leuten gewandelt ist.

Hiob war aufrichtig. Dies Wort wird in der Schrift gebraucht, wenn sich bei einem Menschen Offenheit ohne Trug und Heuchelei findet, wenn einer sich nach außen ebenso zeigt, wie er von innen ist, ohne einen versteckten Winkel, in dem er sich vor Gott verbirgt, wenn er alle seine Gedanken und seinen ganzen Willen, ja sein ganzes Herz Gott aufdeckt und nichts anderes begehrt, als sich Gott zu weihen und ganz zu eigen zu geben. Von den griechischen und lateinischen Übersetzern ist das Wort mit „Vollkommenheit“ wiedergegeben; weil sie aber hernach das Wort Vollkommenheit falsch ausgelegt haben, ist es besser, es mit „Aufrichtigkeit“ zu übersetzen. Denn viele Unverständige, die nicht wissen, wie man das Wort „Vollkommenheit“ verstehen soll, haben gedacht: Hier ist ein Mann, der vollkommen genannt wird; daraus folgt, dass wir in uns selbst vollkommen sein können, während wir in diesem gegenwärtigen Leben wandeln. Aber damit haben sie die Gnade Gottes, die wir immerdar nötig haben, verdunkelt; denn auch die, die einen noch so richtigen Wandel geführt haben, müssen zu Gottes Barmherzigkeit ihre Zuflucht nehmen, und wenn ihnen ihre Sünden nicht vergeben werden und Gott sie nicht mit Geduld trägt, so sind sie alle verloren. Hiob wird also aufrichtig genannt. Wie ist das zu verstehen? Es war in ihm keine Heuchelei, kein falscher Schein, er hat kein „doppeltes Herz“ gehabt. Denn

wenn die Schrift das Laster bezeichnen will, das zu dieser „Aufrichtigkeit“ im Gegensatz steht, so sagt sie: Man wandelt „mit Herz und Herz“, also mit doppeltem Herzen. Zunächst wird diese Bezeichnung also dem Hiob deshalb beigelegt, um zu zeigen, dass er rein und einfältig gesinnt war, dass er nicht mit dem einen Auge hierhin, mit dem andern dorthin gesehen, dass er Gott nicht halb gedient hat, sondern bemüht war, sich ihm ganz zu ergeben. Es ist wahr: Wir werden es nie zu einer solchen Aufrichtigkeit bringen können, dass wir diesem Ziele so zustrebten, wie es wohl zu wünschen wäre; denn auch die, die den rechten Weg verfolgen, gehen doch nur wie die Hinkenden einher; sie sind so schwach, dass sie Schenkel und Achseln nachschleppen. So sieht es mit uns aus, solange wir mit diesem sterblichen Leibe umgeben sind. Bevor uns Gott nicht aus all dem Elend, dem wir unterworfen sind, herauslöst, werden wir es zu einer vollkommenen Aufrichtigkeit nicht bringen. Aber soviel ist sicher: Wir müssen dahin kommen, dass wir völlig aufrichtig werden und allem falschen Schein und allen Lügen absagen. – Auch darauf lasst uns schließlich noch achten: Wahre Heiligkeit fängt im Innern an. Wäre unser äußerer Schein vor den Menschen auch der allerschönste von der Welt, wäre unser Leben auch noch so wohl geordnet, dass uns jedermann deshalb lobte, - ohne diese Aufrichtigkeit und Einfalt vor Gott wäre es nichts. Denn zuerst muss die Quelle rein sein, dann erst können reine Bächlein daraus fließen; sonst könnte das Wasser wohl klar sein, dabei aber doch bittere oder andere schlechte Bestandteile haben. Wir müssen also immer zuallererst „ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh. 4, 24), so wie es Jeremia 5, 3 heißt: „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben.“

Weiter wird Hiob ein redlicher Mann genannt. Diese Redlichkeit bezieht sich auf seine Lebensführung: sein Leben ist die Frucht aus der Wurzel, die der Heilige Geist zuvor in ihn hineingesenkt hat. Hat denn Hiob ein redliches und aufrichtiges Herz gehabt? Ja, er lebte „schlecht und recht“, im Handel und Wandel mit seinen Nächsten tat er niemand Schaden noch Unrecht, war nie auf Betrug oder Bosheit bedacht und suchte nie seinen Nutzen mit anderer Leute Schaden. Das ist mit seiner Redlichkeit gemeint. Herz und äußeres Verhalten müssen zusammenstimmen. Wir können uns wohl vor bösen Taten hüten, wir können wohl vor Menschen einen schönen Schein haben, aber das ist nichts, wenn sich in der tiefsten Wurzel, im innersten Herzen vor Gott Heuchelei und Trug verbirgt. Was müssen wir denn tun? Wollen wir eine rechte Aufrichtigkeit haben, so müssen Auge, Hand

und Fuß, Arm und Bein mit dem Herzen zusammenstimmen, und unser ganzes Leben muss den Beweis liefern, dass wir Gott dienen wollen. Deshalb ermahnt auch der hl. Paulus die Galater (5, 25): „So wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln.“ Er will sagen: Es ist wahr, der Geist Gottes muss in uns wohnen und uns regieren; denn ein Leben zu führen, das der Menschen Beifall und Hochachtung fände, das ist nichts, wenn wir nicht durch Gottes Gnade erneuert sind. Mit der Tat und Wahrheit müssen wir beweisen, dass der Geist Gottes in unsern Seelen die Herrschaft führt. Denn sind unsere Hände mit Diebstahl, Grausamkeit oder anderen Schäden befleckt oder unsere Augen mit bösen, unzüchtigen Blicken oder mit lüsterner Gier nach des Nächsten Gut oder mit Hoffart und Eitelkeit, oder laufen die Füße, wie die Schrift sagt, dem Bösen nach, so beweisen wir damit nur, dass das Herz voller Bosheit und Verderben ist. Denn Hände, Füße und Augen regieren sich nicht selbst – sie werden geführt vom Geist und vom Herzen. Hier sehen wir auch, woran Gott prüfen will, ob wir ihm treulich dienen oder nicht: es ist nicht so, als ob er unseres Dienstes bedürfte; nein, wenn wir unserm Nächsten Gutes tun und mit jedem nach Recht und Billigkeit verfahren, wie uns die Natur selber lehrt, so bezeugen wir damit, dass wir Gott fürchten. Wir sehen Menschen genug, die sich gar eifrig anstellen, wenn es sich ums Disputieren und Reden handelt, um sagen zu können, dass sie sich um Gottes Dienst und Ehre mühen; aber sooft sie mit ihrem Nächsten zu tun haben, merkt man, was sie im Herzen haben, denn ihren Vorteil suchen sie und machen sich gar kein Gewissen daraus, die andern, wenn sie die Macht dazu haben, mit allen Mitteln zu betrügen. Wer also seinen Vorteil und Nutzen sucht, ist zweifellos ein Heuchler, und sein Herz ist verderbt; mögen solche Leute auch noch so schön tun mit ihrem Eifer, - Gott weiß: in ihrem Herzen ist nichts als Unflat und Gift. Wo ist Aufrichtigkeit ist, da ist auch Redlichkeit. Ist das Herz im Innersten rein, so werden wir auch im Umgang mit den Menschen auf ihr Wohl bedacht sein, nicht auf uns selbst und unsern Vorteil, sondern werden die Billigkeit walten lassen, die Jesus Christus als die Regel des Lebens und als die Hauptsumme des Gesetzes und der Propheten bezeichnet: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.“ Dies Lob des Hiob bedeutet also für viele Menschen ein Verdammungsurteil.

Gottesfürchtig wird er genannt. Wenn ihm das Lob gespendet wird, er habe Redlichkeit und Billigkeit gegen die Menschen bewiesen, so folgt daraus, dass er vor Gott wandelte, denn ohne das hätte das übrige keinen Wert. Es

ist wahr: Wir können nicht auf unseres Nächsten Bestes bedacht sein, wenn wir nicht auf Gott blicken. Denn wer seinem natürlichen Triebe folgt, der mag wohl scheinbar allerlei schöne Tugenden haben, aber dennoch beherrscht ihn von vornherein die Selbstliebe, und er lässt sich nur von der Ehrsucht treiben, was alle scheinbar vorhandene Tugend verdirbt. Freilich können wir solchen gerechten, redlichen Wandel nicht führen, ohne Gott zu fürchten; doch sind es zwei ganz verschiedene Dinge, Gott zu dienen und unseren Nächsten zu ehren; auch im Gesetz hat sie Gott unterschieden, indem er es auf zwei Tafeln schreiben ließ. Wie also der Heilige Geist mit dem Worte Redlichkeit Hiobs Verhalten zu den Menschen hat darstellen wollen, so will er uns nun mit dem Worte gottesfürchtig seine Religion, seinen Glauben nahe bringen. Um unser Leben recht in Ordnung zu bringen, müssen wir auf Gott schauen, dann erst auf den Nächsten – auf Gott, um uns ihm zu ergeben und ihm die schuldige Huldigung zu erweisen, auf den Nächsten, um ihm zu leisten, was wir ihm schuldig sind; denn wir haben ja die Pflicht, ihm zu helfen und in Billigkeit und Redlichkeit mit ihm zu leben. Dazu hat uns ja Gott miteinander verbunden, dass ein jeder sich vornehme, all sein Vermögen zum allgemeinen Wohl anzuwenden. Wer nur auf sich selber sieht, in dem steckt nichts als Eitelkeit. Wenn einer auch sein Leben so einrichtet, dass kein Mensch etwas daran auszusetzen hat, aber Gott erkennt es nicht an, - was hat er dann für Gewinn, und wenn er sich noch soviel Mühe gibt, so zu wandeln, dass jedermann ihn preisen muss? Gott sieht an ihm lauter Flecken, und es erfüllt sich an ihm das Wort Luk 16, 15: „Was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Gräuel vor Gott.“ Auf Gott müssen wir blicken, weil wir dazu geschaffen sind, ihm zu dienen und ihn anzubeten; denn obschon er unseres Dienstes nicht bedarf wie unser Nächster, und obschon ihm unser Dienst weder kalt noch warm einbringt, so hat er doch vernünftige Geschöpfe haben wollen, die ihn erkannten und ihm die gebührende Pflicht leisteten. Die Gottesfurcht aber ist nicht eine knechtische, wie man zu sagen pflegt, sondern es handelt sich dabei um die Ehrerbietung, die wir ihm schuldig sind; denn er ist ja unser Vater und Herr. Leben wir in der Furcht Gottes? Dann begehren wir sicherlich nichts anderes, als ihn zu ehren und völlig sein Eigentum zu sein. Kennen wir ihn? Dann müssen wir ihn so kennen, wie er sich offenbart, nämlich als unsern Schöpfer und Erhalter, der uns eine so väterliche Güte erzeugt, dass wir uns billig als seine Kinder fühlen müssen; sonst wären wir doch allzu undankbar gegen ihn. So umfasst denn das Wort „Gottesfurcht“ die ganze Religion,

also den ganzen Gottesdienst und die Huldigung, die die Geschöpfe ihrem Schöpfer schuldig sind. Es war etwas Großes, dass Hiob Gott fürchtete, obwohl die ganze Welt den rechten Weg verlassen hatte. Wenn auch unter den liederlichsten Menschen der Welt leben müssten, so könnten wir uns damit doch nicht entschuldigen. Hiob lebte gottesfürchtig – in welchem Land? Nicht in Judäa, nicht in Jerusalem, nicht im Tempel, sondern an einem unreinen Ort und unter ganz verdorbenen Leuten. Das kann uns nur ganz tief beschämen, wenn wir unsererseits nicht darauf achten, uns im Dienst Gottes und des Nächsten unbefleckt zu erhalten.

Zum Schluss heißt es: Er hütete sich vor dem Bösen. Wie konnte Hiob alle Schwierigkeiten überwinden, die ihn hinderten, Gott zu dienen und vor den Menschen redlich zu leben? Er lebte in innerer Sammlung. Der Teufel hat sich genug Mühe gegeben, Hiob zu verderben und ihn in die Sittenverderbnis der Welt hineinzubringen, aber Hiob hütete sich und hielt sich zurück vom Bösen. Und wir? Wiewohl wir in der Kirche Gottes sind, sehen wir immer viel Böses; wir müssen immer zwischen Verächtern, Wüstlingen und Höllenbränden leben, die mit ihrem Tod bringendem Pesthauch alles vergiften. Wir müssen also auf der Hut sein, weil es viel Ärgernis und Ruchlosigkeit gibt, die uns jeden Augenblick verführen können. Wir wollen uns vor dem Bösen hüten und wie Hiob gegen solche Verführungsmächte ankämpfen, damit wir uns nicht mit der Welt beflecken und nicht meinen, wir müssten mit den Wölfen heulen. Wir wollen uns vor dem Bösen hüten, und zwar so, dass der Satan es mit allen seinen Versuchungen nicht erreicht, uns in das Böse zu verstricken. Wir wollen es leiden, dass Gott uns von allem Unflat und allem Gifte reinigt, wie er uns im Namen unseres Herrn Jesus Christus verheißen hat, bis er uns einst befreit von allem Schmutz dieser Welt, um uns mit seinen Engeln zu vereinen und uns teilhaftig zu machen der ewigen Glückseligkeit, nach der wir in dieser Zeit trachten müssen.

## Hiob 1, 2-5

**2) Ihm wurden sieben Söhne und drei Töchter geboren. 3) Und er hatte einen großen Viehstand, nämlich siebentausend Hammel und Mutter-schafe, dreitausend Kamele, fünfhundert Joch Rinder, fünfhundert Eselinnen, dazu eine große Dienerschaft, so dass er allen Leuten im Morgenland voran stand. 4) Seine Söhne pflegten von Zeit zu Zeit in ihren Häusern Mahlzeiten zu veranstalten, jeder an seinem Tag; auch ihre drei Schwestern luden sie ein, mit ihnen zu essen und zu trinken. 5) Wenn der Rundgang dieser Mahlzeiten beendet war, schickte Hiob hin zu seinen Kindern und heiligte sie. Beim Aufstehen des Morgens früh brachte er nach ihrer Zahl Brandopfer dar; denn er dachte: Vielleicht haben meine Kinder gesündigt und den Herrn nicht gesegnet in ihrem Herzen. So pflegte es Hiob alle Tage zu halten.**

Hiob war ein sehr reicher Mann. Warum uns sein Reichtum aufgezählt wird, werden wir hernach sehen; denn seine Geduld verdient ein viel größeres Lob, wenn er eines so großen Reichtums beraubt wurde, in die äußerste Armut geriet und dabei doch so sanftmütig blieb, als hätte er nur wenig verloren. Was war doch Hiob für ein tugendhafter Mann, dass sein Reichtum es nicht vermochte, ihn in Hoffart zu blenden oder ihn dahin zu bringen, dass er sich der Welt allzu sehr gleichstellte oder Gott aus dem Dienst lief! Im Schatten ihres Reichtums werden viele so stolz sein, dass man sie gar nicht mehr bändigen kann; sie missbrauchen ihr Ansehen, um die Armen zu unterdrücken; auch sonst sind sie voll Grausamkeit, machen auch großen Aufwand, wie denn am Reichtum viel böse Dinge hängen. Hiob aber beharrt trotz seines Reichtums im Dienste Gottes und in der Einfalt, von der uns hier erzählt wird. Wenn Gott den Reichen dieser Welt Überfluss beschert, so mögen sie wohl zusehen, dass sie sich nicht ihren Reichtum verstricken. So ermahnt sie der Psalm (62, 11), sie sollen sich nicht in Hoffart überheben und ihre Hoffnung nicht setzen auf die vergänglichen Dinge dieser Welt, an denen doch nichts beständig ist. Darum warnt auch Paulus die Reichen, sich nicht darauf zu verlassen und aus ihren Gütern keinen Abgott zu machen, als wenn sie sicher wären, sie immer zu besitzen und zu genießen; nein, sie sollen bereit sein, darauf zu verzichten (nach 1. Tim 6, 17). Überhaupt: Die da Äcker, Weinberge, Wiesen, Land, Geld und Kaufmannschaft haben, sollen zusehen, dass sie es gebrauchen, als hätten sie nichts davon; dafür sollen sie arm am Geist sein (nach 1. Kor 7, 29).



Nun soll niemand einwenden, es sei doch sehr schwer, sich mitten in so großem Reichtum rein zu halten, da doch Christus selber ihn als „Dornen“ bezeichne. Denn Hiobs Beispiel verdammt alle die, die sich nicht unbefleckt erhalten, es sei so schwer, wie es wolle. Das ist ja ganz sicher: Ein reicher Mann hat es schwerer, in der Furcht Gottes zu wandeln, als ein Armer. Auch die Armut hat mancherlei Versuchungen. Denn wenn ein Mensch in Not steckt, so sieht er sich um und denkt: Was soll aus mir werden? Und der Teufel treibt ihn zum Misstrauen. Dann gerät er ins Murren wider Gott, nicht sich die Freiheit, zu rauben und zu stehlen, und braucht viel Ränke und schädliche Praktiken gegen seinen Nächsten. Das sind die Anfechtungen, die die Armut mit sich bringt. Stellt man aber einen Vergleich an, so ist es sicher, dass die Reichsten auch die schwersten Anfechtungen erfahren, um so mehr, als der Satan immer darauf aus ist, ihnen die Augen zu verbinden, damit sie sich gegen Gott erheben, sich ganz an diese Welt hängen und des himmlischen Lebens spotten, ja sich selber einreden, es könne ihnen nichts schaden, wenn sie ihr Ansehen auf mancherlei Weise missbrauchten, wenn sie nach nichts fragten, wenn sie keinerlei Joch ertragen, wenn sie sich keiner Vernunft fügten, wenn sie sich für zu gut hielten, mit anderen Leuten umzugehen, - sie möchten ja womöglich den Armen den Sonnenschein hinweg reißen, als verdienten sie selbst einen Sonderplatz in der Welt!

Hiobs Tugend ist hoch zu preisen. Wir kennen ja das Wort unseres Herrn Jesus Christus: „Es ist schwer, dass ein Reicher ins Himmelreich komme.“ Nicht als hinderte der Reichtum an sich am Dienste Gottes, sondern von unserer Bosheit und verderbten Art kommt es, dass wir uns von den Gütern, die Gott uns beschert, nicht zu ihm ziehen lassen, sondern uns vielmehr von ihm entfernen. Indessen sehen wir, dass es doch eine wunderbare Tugend Hiobs war, sich mitten in seinem Reichtum die Augen nicht verbinden zu lassen und in seinem Herzen nicht hoffärtig zu werden, sich über die andern nicht zu erheben und Gott zu vergessen, nicht in Ruchlosigkeit, Üppigkeit und Prachtliebe zu versinken, sondern seinen Weg ruhig weiterzugehen. Auch ist Reichtum nicht an sich verdammenswert – es gibt ja Schwärmer, die sich einbilden, ein Reicher könne kein Christ sein, es gebe ja arme Leute genug, die den Vergleich mit Hiobs Tugend aushielten. Aber wenn man bei allen Armen in der Welt nachsucht, man wird doch kaum einen einzigen finden, der ihm nahe kommt. Reichtum an sich ist nicht zu verdammen; auch unser Herr Jesus Christus gibt bei seinen Worten über Lazarus (Luk

16) den Armen neben den Reichen ihren Platz im Himmelreich. Wohl sagt er, dass die Engel den Lazarus getragen haben, obwohl er von den Menschen verworfen und ein armes Geschöpf war, das niemand beachtete, so dass er von allen verlassen war. Nichtsdestoweniger tragen die Engel seinen Geist in Abrahams Schoß. Und wer war Abraham? Er war reich an Vieh, Geld, Dienerschaft und allen Dingen, nur nicht an liegenden Gütern; denn das war ihm nicht gestattet, sondern er musste warten, bis ihm Gott das Land Kanaan zum Erbe gab. Er hat wohl eine Grabstelle gekauft, aber ein Erbgut hat er nicht gehabt, doch war seine Habe beträchtlich groß. Ist nun des Lazarus Seele von den Engeln in Abrahams Schoß getragen, der der „Vater der Gläubigen“ war, so können wir daraus entnehmen, dass Gott in seiner unendlichen Gnade und Güte Arme und Reiche zur Seligkeit beruft. Dasselbe sagt der hl. Paulus 1. Tim. 2, 4: „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde.“ Denn er redet da von Königen und Fürsten, die in der Regel ihre hohe Stellung missbrauchen und sich Gott nicht unterordnen können, ja, die sich gar nicht mehr als sterbliche Menschen vorkommen. Doch soviel ist sicher: Gott nimmt einige von ihrer Zahl heraus und will nicht, dass sie alle verloren gehen. Doch sollen die Reichen sich selbst nicht schmeicheln, sondern erkennen, dass sie wie auf Eis laufen, wo sie leicht straucheln können, ja, dass sie gleichsam mitten unter Dornen gehen, so dass sie sich wohl sorgfältig hüten mögen, dass sie nicht gestochen werden.

Die Bemerkung, Hiob habe sieben Söhne und drei Töchter gehabt, weist auf den Segen hin, den Gott auf ihn gelegt hat, um sein Glück vollkommen zu machen. Zugleich sollen wir sehen, wie viel größer Hiobs Geduld war, da Gott ihn alles dessen beraubte, was er ihm beschert hatte. Es wird uns auch erzählt, wie sich seine Kinder gehalten haben und wie er sie seinerseits in der Furcht Gottes regierte. So hat Gott denn mit der Tat bewiesen, dass er über seine Geschöpfe nach seinem Wohlgefallen schalten und walten kann, dass wir die Augen niederschlagen müssen, auch wenn wir an ihm irre werden und den Grund nicht einsehen, warum er so hart mit den Menschen umgeht, und dass wir bekennen müssen, wie er gerecht ist, und warten, bis er uns offenbart, warum er so handelt.

Seine Söhne aber pflegten von Zeit zu Zeit in ihren Häusern Mahlzeiten zu veranstalten, jeder an seinem Tag; auch ihre drei Schwestern luden sie ein, mit ihnen zu essen und zu trinken. Freilich beruht es auf einem Antrieb der Natur, dass Brüder einander lieb haben; aber das ist sicher: Die Menschen

sind so boshaft, dass es nur wenige gibt, die auf die Pflicht der Bruderliebe achten. Es gibt mehr, die einander tödlich Feind sind wie Hund und Katz: Brüder sind sie, aber dabei hegen sie gegeneinander ununterbrochenen Hass und Bosheit, so dass einer am liebsten den andern fräße. Die Mahlzeiten, die Hiobs Söhne hielten, sollten nur ihre brüderliche Eintracht bezeugen. Eintracht und Freundschaft unter den Menschen, besonders unter Brüdern, ist ein Gott wohlgefällig Ding. Bekannt ist uns die Stelle Psalm 133, 1 ff. : „Siehe, wie fein und lieblich ist's, dass Brüder einträchtig beieinander wohnen! Wie der köstliche Balsam ist, der vom Haupt Aarons herabfließt in seinen ganzen Bart, der herabfließt in sein Kleid, wie der Tau, der vom Hermon herab fällt auf die Berge Zions.“ Friede und Freundschaft unter den Menschen, besonders unter den Brüdern, dienen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts, gleichwie die Äcker und Wiesen Feuchtigkeit und Nahrung vom Tau des Himmels empfangen. Es ist Gott ein angenehmes Opfer, gleich dem Geruch des heiligen Balsams, der auf Aarons Haupt gegossen ward. Aber die Freundschaft muss von Gott kommen und auf Gott gerichtet sein; wir werden Brüder genannt, damit wir lernen, die Augen zu Gott aufzuheben und auf ihn zu sehen, wenn es sich darum handelt, dass wir zueinander Liebe haben sollen.

Indessen sind auch die allerbesten Dinge von der Welt dem Verderben der menschlichen Bosheit ausgesetzt. Daran sehen wir, wie es seit Adams Sündenfall um unsere Natur bestellt ist. Seitdem sich Adam damals so verges- sen, hat sich das Gute in das Böse verwandelt, wie gut wir es auch immer meinen. Wenn z. B. ein Mann seine Frau, ein Vater seine Kinder lieb hat, so ist das ein gut, heilig und löblich Ding, und doch findet man kaum einen auf der Welt, der sein Weib so liebte, dass nichts daran zu tadeln wäre, der seine Kinder mit reiner und völliger Liebe liebte – es läuft immer etwas Schlechtes mit unter. Aber wie? Wenn Gott verordnet, dass ein Mann sein Weib lieb hat und Paulus ausdrücklich sagt: „Die Männer sollen ihre Weiber lieben wie ihren eigenen Leib“, - kann das etwas Schlechtes sein? Nein, das Schlechte kommt aus unserer verderbten Natur: ein Körnlein Salz, ein Tröpflein Essig genügt, um den Wein zu verderben. Daher kommt es auch, dass die Männer nicht Maß halten, dass sie ihre Triebe nicht in Zucht halten. Darum soll es uns auch nicht befremden, dass Hiob dachte, seine Kinder möchten Gott beleidigt haben; nicht als hätte er es verdammt, dass seine Kinder zusammenkamen, um miteinander guter Dinge zu sein und sich freundschaftlich miteinander zu unterhalten; nein, weil er die Schwachheit

der Menschen kannte, wusste er, wie schwer es ist, Maß zu halten, so dass nichts Schlechtes dabei vorkäme. Darum war er auf der Hut und heiligte seine Kinder.

Mögen die Gastmähler noch so trefflich angeordnet sein, es haften ihnen dennoch Mängel an, die Gott verdammt. Wie steht es dann aber mit denen, die Gott aus ihrer Gesellschaft und von ihrem Tische ausschließen! Wenn man ein Gastmahl anrichten will, wie fängt man's an? Geschieht es unter Anrufung des Namens Gottes? Oh, es könnte doch den Anschein haben, als führe das zur Melancholie, und deswegen muss der Name Gottes begraben sein! Ist man satt, so fordert niemand zur Danksagung auf. Man denkt nur daran, wie gut man gegessen und getrunken hat, das heißt: dass man's gemacht hat wie die Schweine! Denn man meint, wenn man an Gott denkt, so wandle sich alle Freude an der Mahlzeit in Traurigkeit. Und dann artet alles in Liederlichkeit aus, man ergeht sich in schändlichen und zuchtlosen Reden oder in Verräterei und Bosheit, so dass man nicht anders denkt, als seinen Nächsten zu verleumden und gegen diesen und jenen allerlei Schlechtes zu unternehmen. Das bringen die Gastmähler mit sich. Wir sollen Gott bitten, er wolle uns die Gnade verleihen, dass wir durch diese vergänglichen Dinge nur hindurchgehen, um allezeit nach dem himmlischen Leben zu trachten, zu dem er uns durch sein Wort beruft. Denn es kommt nicht darauf an, dass wir einen Tag oder zehn oder auch fünfzig Jahre leben, sondern darauf, dass wir zum himmlischen Leben gelangen. Paulus sagt (1. Kor 10, 31): „Ihr esset nun oder trinket oder was ihr tut, so tut es alles zur Ehre Gottes!“ Viele meinen, beim Essen und Trinken brauche man nicht an Gott zu denken, und doch ist es gerade dann nötig. Wenn Gott vermöge seines Wortes dem Brote die Kraft gibt, uns am Leben zu erhalten, - sehen wir denn da nicht Gott seine Gegenwart uns zeigen und seine Hand über uns ausstrecken?

Wenn das Gastmahl seiner Kinder vorbei war, befahl Hiob ihnen, „sich zu heiligen“, und opferte für jeden von ihnen ein feierliches Opfer; denn er dachte: Vielleicht haben meine Kinder gesündigt und den Herrn nicht gesegnet in ihrem Herzen. Hiob gehörte nicht zu denen, die sich erst Skrupel machen und dann meinen, sich alle Ausschweifungen erlauben zu können, sondern er greift zur Arznei und denkt: Gott wird uns in unserer Schwachheit tragen; mögen auch meine Kinder nicht in allem ihre Pflicht erfüllt haben, so wird Gott doch ihnen und mir gnädig sein – lasst uns also ihn um

Verzeihung bitten! Gleichwohl verbietet er seinen Kindern nicht, ihre gewohnten Gastmähler zu halten; denn an sich war daran nichts zu tadeln. Hätte Hiob die Mahlzeiten für etwas Schlechtes gehalten, so hätte er sicher keine Opfer gebracht; denn damit hätte er ja Gottes Namen missbraucht und einen Schanddeckel daraus gemacht. Die Opfer sind nicht dazu eingesetzt, um uns im Bösen zu halten und damit wir uns in unsern Sünden mästen und denken: Ich kann ja ein Opfer bringen, so wird Gott wohl zufrieden sein! Hiob denkt: Ich muss Gott um Verzeihung bitten, dass er unsern Mangel ausfülle.

Hiobs Söhne standen schon im Mannesalter; trotzdem hat der Vater sie immer in der Unterordnung gehalten und sie ermahnt, Gott um Verzeihung zu bitten, wenn sie ihn erzürnt hatten, und sich zu reinigen. Wenn heutzutage die Kinder zehn Jahre alt werden, so halten sie sich schon für Männer. Auch wenn sie die Zeichen der Mannbarkeit tragen und sich wer weiß was dünken, sollte man ihnen noch fünfzehn Jahre lang die Rute geben; denn sie sind noch rechte Rotznasen und wollen keine Strafe noch Lehre dulden; sie meinen, man tue ihnen schweres Unrecht an. Wie anders ist es hier! Viele Eltern haben es wohl verdient, dass ihre Kinder ihnen nicht gehorchen und sich ihnen nicht unterordnen; denn wer geehrt sein will, der muss auch ehrwürdig sein. Wenn die Väter alle Gottesfurcht wegwerfen, wie können ihnen dann ihre Kinder gehorchen, da sie doch selbst Gott nicht die Ehre geben, die ihm gebührt!

Wer aber am Opfer Anteil haben wollte, der musste nach den Vorschriften des Gesetzes sich reinigen, um sich gebührend darauf vorzubereiten. Obwohl nun Hiob nicht zu der Zeit der Gesetzgebung, ja vermutlich lange vor Mose gelebt hat, so ist es doch allezeit bei den Gläubigen so gehalten worden, dass sie sich vor den Opfern gewissen Reinigungen unterziehen mussten. Das beruhte nicht auf menschlicher Erfindung, sondern auf Gottes Willen. Die Menschen sollten merken, dass sie nicht würdig waren, Gott zu nahen. Wenn wir vor Gott treten, müssen wir unsere Armut erkennen, damit wir schamrot werden und denken: Ach, wie soll ich es wagen, mich der Majestät Gottes darzustellen? Was soll ich da für Gnade finden? Das sollte für alle Zeit gelten. Heute haben wir solche Reinigungsgebräuche nicht mehr; umso mehr müssen wir das haben, worauf diese Gebräuche in Wahrheit hinweisen: sooft wir vor Gott kommen, um ihm unsere Gebete und Klagen vorzutragen, sollen wir gedenken, dass wir unwürdig sind, es sei denn, dass

wir das Mittel kennen, das uns Aufnahme bei ihm verschafft, nämlich dass wir uns reinigen durch den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus und wissen, dass er allein das Bad ist, das alle unsere Flecken tilgt. Wollen wir Gott angenehm sein, so müssen wir durch Jesus Christus zu ihm kommen und ihm die Gnade vorhalten, die er uns durch sein Leiden und Sterben erworben hat; er ist ja auch die Vollendung und Erfüllung alles dessen, was in der alten Zeit in Bild und Schatten gegeben war.

Wenn man im Alten Bunde und noch vor der Gesetzgebung Opfer brachte, mussten die Darbringenden sich vorher einer Reinigung unterziehen; das sollte sie daran erinnern, dass wir wegen unserer Unreinheit und Befleckung nicht würdig sind, Gott zu nahen. Kommen wir zu Gott, so wie wir sind, so haben wir nichts anderes verdient, als dass er uns verwirft. Darum haben wir uns zu reinigen. Und wie soll man das machen? Die Alten hatten gewisse Zeremonien – es war ja vor der Ankunft unseres Herrn Jesus Christus nötig, dass es wegen der damaligen geistigen Stumpfheit solche Hilfen gab. Heutzutage wissen wir, dass wir unsere Zuflucht nehmen müssen zu dem kostbaren Blute des Sohnes Gottes, das zu unserer Reinigung vergossen ist. An das Blut unseres Herrn Jesus Christus also müssen wir uns halten, wenn wir vor Gott als rein dastehen wollen. Aber damit nicht genug: es muss hinzukommen ein Seufzen über unsere Sünden. Wollen wir wirklich davon rein werden, so müssen wir das Böse in uns nicht bloß erkennen, sondern es muss uns auch eine rechte Traurigkeit und ein rechter Abscheu überkommen, dass wir das Unglück gehabt haben, unsern Gott zu beleidigen. Wir haben es ja nicht mehr mit den Schattenbildern zu tun, die man vor dem Kommen unseres Herrn Jesus Christus hatte, aber deren Wahrheit und Wesen haben wir noch. Was haben wir also zu tun, sooft wir Gott anrufen müssen? Seine Armut und Befleckung schaue ein jeder an und habe ein rechtes Missfallen an sich selbst, und dabei flehe er unsern Herrn Jesus Christus an, dass er uns wasche und reinige mit seinem Blut, sonst können wir vor dem Angesicht Gottes, seines Vaters, nicht rein dastehen! Und das muss nicht nur einen Tag der Woche oder für eine bestimmte Zeit geschehen, nein, es muss unser ganzes Leben ausfüllen. Denken wir doch an das Wort des Paulus (1. Kor 5, 7. 8): „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert. Darum lasst uns Ostern halten ... in dem Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit.“ Damit will er nicht sagen, die Christen müssten sich einmal im Jahre vor Gott heiligen, nein, die ganze Lebenszeit hindurch muss es geschehen. Denn ein beständiges Opfer hat Christus ge-

bracht, und an einem ewigen Opfer haben wir Teil, und die Kraft dieses Opfers währt für alle Zeit. So ist es gemeint, dass wir jeden Abend und jeden Morgen Fleiß tun müssen, uns zu heiligen; denn so gnädig ist uns Gott, dass er uns allezeit nahe sein will.

Als das Gesetz kundgemacht wurde, gab Gott den Juden zuerst den Befehl: „Heiliget euch; denn der Herr will morgen seine Herrlichkeit sehen lassen“ (nach Ex. 19, 10). Nun hat sich uns Gott in der Person seines Sohnes Jesus Christus geoffenbart, und zwar so, dass wir ihn immer gleichsam von Angesicht sehen können, wenn das Evangelium gepredigt wird; denn dort offenbart sich uns Gott wie von Person zu Person. Darum müssen wir ihm mit allem Eifer ergeben sein und allem Schmutz absagen, der uns daran hindert, ihm zu dienen und ihn zu ehren.

Hiob brachte Brandopfer dar nach der Zahl seiner Kinder. Wie konnte Hiob denn opfern, da er doch keinen Unterricht im Gesetz empfangen, ja wahrscheinlich schon vor Moses Geburt gelebt hat? Opfer, die ohne Glauben geschehen, werden doch mit Recht verworfen; wie hat denn Hiob ohne gewisse Erkenntnis des Willen Gottes opfern können? Nun, bis zur Aufrichtung seiner Kirche unter den Juden und der schriftlichen Gesetzgebung sollte nach Gottes Willen allezeit ein Same oder Rest von Menschen in der Welt sein, die ihn mit reinem Herzen anriefen. Es ist freilich wahr, dass schon bald nach der Sintflut die Söhne Noahs dem Verderben verfielen, doch sind gleichwohl einige übrig geblieben, die sich in der von Gott gebotenen Reinheit erhalten haben. Das sollte zugleich den Ungläubigen zur Verdammnis reichen und ihnen umso mehr die Entschuldigung nehmen. Die Menschen sind zu allen Zeiten darauf aus, sich mit Unwissenheit zu entschuldigen; wenn sie Gott diesen Schild vorhielten, meinen sie, müsse er sie freisprechen. Aber die wenigen, die ihm in aller Reinheit dienten, sind gleichsam Richter gewesen für die, die sich vom rechten Wege abwandten. Zu diesen wenigen gehörte auch Hiob. Vom Anfang der Welt an sind die Opfer eingesetzt; denn wären sie nach menschlichem Gutdünken erfunden, so wären sie nur Kinder- oder Affenwerk gewesen. Zudem wurde bekanntlich Abels Opfer dem des Kain vorgezogen wegen des Glaubens! Hätte nun Abel sich diese Opfer selbst ausgeheckt, so hätte er keinen Glauben haben können; denn das ist die Hauptsache, dass Gott uns leitet und regiert, und der Glaube kann nie ohne Gehorsam sein, er muss der Vorschrift Gottes entsprechen. Gott selbst also muss die Opfer gestiftet haben, die es seit der Er-

schaffung der Welt gegeben hat. Zugleich hat er den Menschen auch Bedeutung und Zweck der Opfer offenbart; denn hätten sie gedankenlos Tiere geopfert, so hätte das keinen Wert gehabt und wäre heller Unsinn gewesen. Nun wissen wir aber, dass Gott die Seinen zu ihrem Heil unterweist. Ohne Zweifel hat er also auch zugleich mit der Anordnung der Opfer selbst auch eine Unterweisung über ihren rechten Gebrauch und ihren Nutzen zu unserm Heil verbunden. Die Menschen sollten sich unwert fühlen, Gott zu nahen, sollten erkennen, dass sie den Tod verdienen, sollten sich alle als verschuldet fühlen, zugleich aber auch erfahren, dass es noch ein Mittel gebe, sich mit Gott zu versöhnen.

Zum ersten also ist zu beachten: Die ihre Opfer recht und nach Gottes Willen brachten, haben damit das Zeugnis abgelegt, dass sie des Todes schuldig seien, wie wenn man einen rechtsgültigen Schuldschein unterschreibt. Darum bezeichnet auch der hl. Paulus im Brief an die Kolosser (2, 14), die Zeremonien als Handschriften und Schuldscheine, die die Menschen vor Gott zu Boden strecken und ihnen zeigen sollen, dass sie der Verdammnis des ewigen Todes nicht entfliehen können, hätte nicht Gott in seinem unverdienten Erbarmen ein Heilmittel gegeben. Das ist nun schon eine gute und äußerst nützliche Lehre, wenn die Menschen sich vor Gott als schuldig erkennen und bekennen und wenn sie sich vor Augen stellen, was sie verdient haben und dass es um ihrer Sünden willen geschieht, wenn da ein unvernünftiges Tier getötet wird. Sehet da, wie Gott die Menschen hat zur Demut führen wollen! – Indessen hat er sie auch (zweitens) in der Hoffnung erhalten wollen: mochten sie noch so unglücklich sein, - nichtsdestoweniger sollte es ein Opfer geben, wodurch die Sünden abgewaschen würden. So haben schon die alten Väter Opfer gehabt. Indessen, die Heiden haben etwas Ähnliches getan, aber ohne Glauben; denn sie kannten Gott nicht, dem sie hätten huldigen müssen, und andererseits wussten sie auch nicht, dass ihr Dienst Gott angenehm wäre – wenigstens hatten sie keine gewisse Erkenntnis davon - kurz, sie haben nicht gewusst, zu welchem Zwecke sie opferten. Also haben sie das alles, wie man zu sagen pflegt, aufs Geratewohl getan; es war alles vergebliche Mühe, ja, Gott hatte Abscheu an all den Opfern, die ohne Einsicht und Glauben geschahen. Pomp genug war damit verbunden, aber das galt nichts, weshalb wir denn allezeit an der Regel des Apostels festhalten müssen, dass die Opfer äußerlich wertlos sind, es sei denn, dass sie auf den Gehorsam Gottes und seines Wortes gegründet sind.



Nun hat freilich Hiob das geschriebene Gesetz nicht gehabt, aber es genügte, dass er die Weisung besaß, die von Gott ausgegangen war und die Noah seinen Kindern gegeben hatte. Wer an dieser Lehre festhielt, war nicht von Menschen gelehrt, und obgleich man die Lehre von Menschen empfangen hatte, so ist doch soviel sicher, dass sie diese Regel wie eine göttliche hielten; denn es genügte, dass Gott sie von seinem Willen unterrichtete, ob schon er sich keiner Propheten bediente, wie er es später tat. Hiobs Opfer entsprangen also nicht seiner Willkür, sondern dem gewissen Glauben. Wenn berichtet ist, dass Noah nach der Sintflut Gott geopfert, ja reine Tiere dazu genommen hat, so sehen wir, dass er vom Himmel unterwiesen sein musste, denn es stand nicht in seinem Vermögen, die Tiere zu unterscheiden. Ähnlich war es auch mit Hiob, der Opfer brachte. Nicht als ob er sie gestiftet hätte, sondern er richtet sich nach dem Willen Gottes, der ihn führt und regiert, und so ist es, wie gesagt, dem Glauben eigentümlich. So haben wir denn zunächst zu merken: Seit der Erschaffung der Welt hat Gott die Menschen derart in der Finsternis wandeln lassen, dass er ihnen gleichwohl einige Zeugnisse gelassen hat, die sie von ihrem Verfluchtsein überzeugen sollten; und wenn es nur die äußerlichen Zeremonien gegeben hätte, so hätte das genügt, um die Ungläubigen zu verdammen.

Im Übrigen sehen wir die Menschen auch allem Bösen derart ergeben, dass sie das Gute und Heilige in sein Gegenteil verkehrten. Darum haben wir Gott zu bitten, dass er uns im Zaum halte und nicht zulasse, dass wir von seinem lauterem Dienste abweichen, wie es uns geschehen würde, wenn er uns nicht darin erhielte. Indessen werden wir zugleich ermahnt, es bei dem Scheindienst nicht bewenden zu lassen, sondern darauf aufmerksam gemacht, wie es die Hauptsache in seinem Dienste ist, dass wir wissen, wer er ist, und seinen Willen erkennen, um uns daran zu halten. Bei den Opfern der Heiden gab es viel Gepränge, ebenso freilich auch bei denen, die Gott recht gedient haben; gleichwohl hat Gott jene verworfen und verabscheut, während die andern ihm angenehm waren. Die Heiden opferten mit großer Pracht, sie hatten Weihrauch und duftende Kräuter, und auch die Juden im Gesetz verfahren so. Aber was bedeutet das? Die Heiden, die Gott ehren wollen, ohne ihn zu kennen und von ihm und seiner Majestät etwas zu wissen, mussten notwendig den Götzen opfern, die sie in ihrem Gehirn geschmiedet und gebaut haben. Gott aber lässt sich keinen anderen Dienst gefallen, als der ihm selbst geschieht, wenn man ihn erkannt hat. Das ist das Erste. Zweitens aber muss der Gottesdienst geistlich sein. Die Heiden haben

Gott zufrieden zu stellen gemeint, wenn man ihm ein Rind oder Kalb opfer- te. Das ist aber ein großer Unsinn – als würde Gott dadurch verändert und als könnten die Menschen ihn durch dies Mittel zufrieden stellen, wenn er ihnen zürne! Über diese sichtbaren Dinge muss man hoch hinaufsteigen, denn sie sollen uns zu einem himmlischen Ziele führen. So haben denn die Gläubigen allezeit auf Gott geschaut, wenn sie opferten, und darnach haben sie auf ihre Laster und Sünden geschaut, um Missfallen daran zu bekom- men. Davon haben die Heiden nichts gewusst. Lasst uns lernen, Gott im Geist und in der Wahrheit zu dienen; der rechte Wegweiser hierzu ist der Glaube, bei dem wir unsere Augen auf Gottes Wort gerichtet halten. Dies wird uns immer zu unserem Herrn Jesus Christus führen, der der himmli- sche Schutzherr ist und in dem wir betrachten müssen, welches der Wille Gottes, seines Vaters, ist, um uns darnach zu richten.

Wenn es nun heißt, Hiob habe für seine Kinder geopfert, so sollen wir dar- aus lernen, dass die, die für andere verantwortlich sind, wachsam sein müs- sen und dass sie sich, wenn irgendein Mangel vorliegt, vor Gott schuldig halten müssen. Das ist bemerkenswert; denn in der Welt herrscht die Ehr- sucht; hat einer viele Kinder, so ist es ihm eine Freude, so viele menschliche Geschöpfe zu haben, die unter ihm und seiner Hörigkeit stehen; hat er eine große Familie zu ernähren, so gefällt er sich darin. Das ist nichts als Ehr- geiz, denn auf die Verpflichtung, die damit verbunden ist, achtet man nicht. Es ist wahr: Gott tut den Menschen große Ehre an, wenn er ihnen die, die er zu seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat, als Untertanen unterstellt. Aber diese Ehre bringt die große Verpflichtung mit sich, dass die, die eine Familie zu regieren haben, allezeit wachsam zu sein haben. Denn wenn Gott in einer Familie beleidigt wird, so muss sich deren Haupt und Vorste- her für schuldig halten; er muss vor Gott seufzen, als wäre er mit dem be- gangenen Fehler befleckt. Hat er auch nicht eingewilligt, so soll er gleich- wohl denken: Ich habe meine Pflicht nicht erfüllt; ob ich gleich Tag und Nacht wache und unaufhörlich meine Kinder, Knechte und Mägde ermahne, Gott zu dienen, so ist es doch unmöglich, dass ich alles täte, was sich ge- bührt. Ich gebe ihnen kein solches Beispiel, wie ich es geben müsste; wenn ich nach Gebühr in der Furcht Gottes wandelte, so müssten sie sich mir doch angleichen, also ist es meine Schuld, wenn sie vom rechten Wege wei- chen. Wenn Eltern und Lehrer, die Kinder und Knechte unter sich haben, hierauf achteten, so würden die Dinge wahrlich besser stehen, als es der Fall ist. Vor allem aber müssen Fürsten und Obrigkeiten fleißig darauf

bedacht sein, dass sie wachsam sind und gute Aufsicht halten über die ihnen Anvertrauten. Und wenn bei ihren Untergebenen ein Fehler vorkommt, sollen sie sich die Schuld zuschreiben; wenn sie ärgerliches und zuchtloses Wesen wahrnehmen, sollen sie erkennen, dass sie ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Ebenso ist es bei den Dienern am Wort: wenn sie sehen, dass die Kirche nicht regiert wird, wie es sein müsste, dass Zwiespalt und Uneinigkeit da ist, ja, dass der Name Gottes gelästert wird, so sollen sie seufzen und die Bürde tragen in dem Bewusstsein, dass Gott ihnen damit zeigt, dass sie ihr Amt nicht nach Gebühr verrichtet haben. Deshalb sagt auch der hl. Paulus (2. Kor 12, 21): „Ich fürchte, dass mich mein Gott demütige bei euch und ich müsse Leid tragen über viele, die zuvor gesündigt und nicht Buße getan haben.“ Hätte denn Paulus die Hurerei, Räuberei, Zuchtlosigkeit und andere ähnliche Laster der Korinther gutgeheißen? Nein, er hatte sich alle Mühe gegeben, sie restlos und mit allen Mitteln zu strafen. Aber obgleich er menschlicher Weise bis zum Äußersten seine Pflicht getan hat, verlässt ihn gleichwohl die Empfindung nicht, dass Gott ihn gleichsam in etwa hat entehren wollen, so dass er Leid tragen muss über die Ärgernisse und Zuchtlosigkeiten, die in der Gemeinde vorgefallen sind, deren Führung er hatte und für die er verantwortlich war. Wenn der hl. Paulus sich bei seinem großen Pflichteifer nichtsdestoweniger schuldig fühlt, als irgendetwas Böses in der Gemeinde vorfällt, wie steht es dann mit uns, die wir im Vergleich mit ihm kalt wie Eis sind! Wie steht es dann erst mit denen, die gar keinen Wert darauf legen, dass Gott geehrt wird, und denen alles gleich ist, wenn sie nur ihr Geschäft machen und sich in ihren Stande erhalten können?

Nun folgt Hiobs Wort: Vielleicht haben meine Kinder gesündigt und den Herrn nicht gesegnet in ihren Herzen. Hiob hat nicht gewartet, bis ihm Gott eine Botschaft schickte, um ihm wegen der Sünden seiner Kinder zu drohen, sondern er kam dem zuvor. Heutzutage gibt es wenige, die es ertragen können, dass man sie ermahnt und ihnen ihre Fehler zeigt; auch wenn ihre Fehler allgemein bekannt sind, finden sie doch Mittel und Wege, sich zu entschuldigen und zu decken; will man sie aber tadeln, so muss man sich auf einen tödlichen Krieg gefasst machen, und man macht sich die, um deren Heil man besorgt ist, zu Todfeinden. Können aber die Leute nicht einmal vertragen, dass man sie um ihre Fehler straft, wie sollen sie sich dann selber und gutwillig verdammen und sagen: Vielleicht haben ich und die Meinen einen Fehler begangen? Hiob aber hat immer bei sich selbst gedacht: Vielleicht haben deine Kinder gesündigt! Damit macht uns der Heili-

ge Geist auf unsere Pflicht aufmerksam: Merken wir, dass wir schuldig und strafwürdig sind, so soll ein jeder gutwillig sich selber den Prozess machen. Und das umso mehr, wenn Gott uns die Gnade erzeigt, uns unruhig zu machen und uns Leute zu schicken, die uns an unsere Pflicht erinnern. Lassen wir uns aber durch sie nicht strafen, so widersetzen wir uns nicht sterblichen Kreaturen, sondern wir bäumen uns gegen die Majestät Gottes auf, der uns zum Heil bringen möchte. Das ist das eine.

Sodann aber sehen wir: Hiob hat nicht allein für sich gesorgt, sondern auch für die, die ihm anvertraut waren. Heute tut man das Gegenteil. Kann einer sich entschuldigen, so greift er sofort nach dem ersten besten Deckmantel. Er wird eher zur Lüge greifen, um sich herauszuziehen, als seine Sünde anerkennen; hat er Kinder oder Knechte, so wird er seine Schuld auf diese laden. Solche Ausflüchte suchen die allermeisten.

Indessen möchte man fragen, ob sich Hiob denn wirklich vor vergeblich quälen musste, da doch die Sünden seiner Kinder ihm nicht bekannt waren. Das erscheint doch überflüssig. Aber lasst uns festhalten, was Salomo sagt (Spr. 28, 14): „Wohl dem, der sich allewege fürchtet; wer aber sein Herz verhärtet, wird in Unglück fallen.“

Meine Kinder möchten den Herrn nicht gesegnet haben. Das Wort „segnen“ wird auch im Sinne von „fluchen“ gebraucht. Das geschieht, um uns mit einem größeren Abscheu davor zu erfüllen, Gott etwa nicht zu segnen, das heißt, ihm das Lob nicht zu spenden, das er um uns verdient hat. Denn wahrlich, die Haare müssten sich uns auf dem Haupte sträuben, wenn es heißt: Gott fluchen! Der Sinn ist der: Hiob hat befürchtet, seine Kinder möchten Gott nicht gesegnet haben, wie es sich gebührt; und hätten sie ihn nicht gesegnet, so sei das ebenso schlimm, als hätten sie ihm geflucht. Vor allem also müssen wir darauf achten, dass wir in unserm ganzen Leben Gott zu verherrlichen haben; denn dazu sind wir erschaffen, dazu leben wir. Lasst uns Gott bitten, dass er uns die Gnade verleihe, zu erkennen, wozu er uns in die Welt gesetzt hat, nämlich damit wir ihn preisen und erheben und den glückseligen Tag erwarten, an dem er uns alle zu sich sammeln wird, wenn wir so in der Welt gelebt haben, dass wir nichts anderes suchen, als dass er uns regiere und wir uns völlig und in allen Stücken ihm unterwerfen.

## Hiob 1, 6-12

**6) Eines Tages nun, als die Gottessöhne kamen, um vor dem Herrn zu erscheinen, kam auch der Satan unter ihnen herein. 7) Und der Herr fragte den Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn: Vom Umherschweifen und Umherwandeln auf der Erde. 8) Und der Herr sprach zu Satan: Hast du acht gegeben auf meinen Knecht Hiob, der seinesgleichen nicht hat auf Erden – ein Mann, aufrichtig und redlich, gottesfürchtig und hütet sich vor dem Bösen? 9) Satan antwortete dem Herrn: Fürchtet Hiob den Herrn umsonst? 10) Bist du ihm nicht auf allen Seiten ein Bollwerk gewesen? Hast du nicht sein Haus und all das Seine befestigt? Lässtest du nicht alle seine Geschäfte glücken, und ist sein Besitz nicht weithin ausgebreitet? 11) Aber recke einmal deine Hand aus über ihn und zerschlage alles, was er hat – was gilt's, er wird dir ins Angesicht fluchen! 12) Der Herr sprach zum Satan: Ich übergebe dir alle seine Habe, nur ihn selber darfst du nicht antasten! Da ging der Satan fort aus der Gegenwart des Herrn.**

Nunmehr wird uns vor Augen gehalten, wie Gott über den Hiob verfügt: wir sollen wissen, dass wir in unserem Erdenleben nicht vom Zufall regiert werden, sondern dass Gott sein Auge auf uns hat und dass er alle Gewalt über uns besitzt – was auch recht und billig ist, da wir doch seine Geschöpfe sind. Gott hat die Führung in der Welt, und es geschieht nichts, was nicht von ihm geordnet wäre. Um das zum Ausdruck zu bringen, bedient sich die Schrift einer Redeweise, die unserm groben Verständnis angepasst ist; denn wir sind so schwach an Verständnis, dass wir die Majestät Gottes in ihrer ganzen Größe niemals begreifen würden. Gott muss also zu uns herabsteigen, um von uns verstanden zu werden, das heißt, er kann sich nicht in seiner unendlichen Herrlichkeit zeigen, sondern muss sich unserm Verständnis anpassen. Kurz: wir werden Gott niemals erkennen, wie er ist, sondern nur soweit es ihm gefällt, sich uns zu offenbaren, das heißt, soweit er es als zu unserem Heile dienlich erkennt. Das Bild von den Engeln, die an einem festlichen Tage erscheinen, ist von den Königen dieser Welt genommen, die ihre Reichsversammlung halten. Freilich, wir wissen aus vielen Stellen der Schrift: die Engel stehen allezeit vor Gott, obwohl sie unterdessen auf Erden seine Befehle ausrichten. Sie schlagen ein Lager um uns auf, um uns zu bewachen; Gott hat ihnen aufgetragen, uns gleichsam unter ihr freies Geleit zu stellen. Auch seinen Zorn richten sie aus und seine Strafgerichte über die

Gottlosen. Gleichwohl sind die Engel Geister, und deshalb sind sie, obgleich sie immer in seiner Gegenwart sind, doch nicht daran gehindert, Gott zu dienen und zu gehorchen und hier unten auf Erden sein Gericht auszuüben. Und wenn unser Herr Jesus Christus sagt; dass die Engel über die kleinen Kinder Wache halten und dass sie allezeit das Angesicht des Vaters sehen, so ist damit ausgedrückt: auch wenn die Engel uns beistehen und wir uns von ihrer Kraft aufrechterhalten fühlen, so bleiben sie doch beständig im Genuss der göttlichen Majestät und sind nicht ferne von ihm. Auch wenn an unserer Stelle gesagt wird, sie seien vor Gott erschienen, so bedeutet das nicht: wenn Gott sie sende, so seien sie von seiner Majestät getrennt und des himmlischen Lebens für die Zeit ihrer Sendung beraubt, nein, weil wir grob und unverständig sind, vergleicht die Schrift Gott mit weltlichen Fürsten, damit wir an einem uns bekannten und vertrauten Bilde erkennen, dass die Engel nichts aus eigenem Antrieb tun, sondern Gott es ist, der ihnen seine Befehle erteilt; er hat alle Macht über sie, ihm müssen sie Rechenschaft ablegen, ihm ist nichts verborgen, sie selbst haben keine eigene oder besondere Macht. Wohl werden sie „Herrschaften“, „Fürstentümer“ und „Kräfte“ genannt, aber das bedeutet nicht, Gott habe ihnen sein Amt abgetreten oder sich seiner Macht begeben und sitze im Himmel müßig, sondern sie sind Werkzeuge seiner Kraft, um sie über das Weltall auszubreiten.

Wenn es weiter heißt, auch der Satan sei unter ihnen hereingekommen, so bedeutet das nicht, wie einige meinen, er habe sich eingeschlichen, um in der Schar der Engel den frommen Knecht zu spielen, sondern im Gegenteil: die Schrift will uns zu verstehen geben, dass nicht nur die Engel des Paradieses, die Gott gutwillig gehorchen, ihm Rechenschaft geben müssen, sondern dass auch die Teufel der Hölle, die ihm feindlich und widerspenstig sind und nach Kräften seine Majestät stürzen und alles in Unordnung bringen möchten, widerwillig Gott unterworfen sind, ihm von all ihrem Tun Rechenschaft ablegen müssen und ohne seine Erlaubnis nichts unternehmen können. So erscheint auch der Satan unter den Engeln Gottes, aber sein Erscheinen ist ganz anderer Art. Denn wenn uns die Engel leiten und Gottes Befehl ausrichten, so ist es ihnen natürlich, sich Gott unterzuordnen, sie wollen nichts anderes als ihm gehorchen, und er wohnt und regiert in ihnen durch seinen Heiligen Geist. Darum beten wir auch: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“ Hier auf Erden gibt es soviel Widerspruch und entsetzlichen Aufruhr wider Gott, darum bitten wir, er wolle hier auf Erden

seine Herrschaft ebenso friedevoll führen wie im Himmel. wo seine Engel ihm in allem gehorsam sind. Aber die Teufel gehorchen Gott wie Sklaven, nicht gutwillig, sondern weil Gott sie zwingt; sie möchten gern seiner Kraft widerstehen und sie zunichte machen, wenn sie könnten, aber sie müssen folgen, wohin er sie führt. Darum werden auch an unserer Stelle die Engel Gottessöhne genannt, während der Teufel den Titel Widersacher („Satan“) führt. Gewiss, auch die Menschen werden bisweilen Gotteskinder genannt, weil Gott ihnen sein Bild eingepägt hat, vornehmlich die Gläubigen, weil sie erneuert sind nach dem Ebenbild unseres Herrn Jesus Christus, der das lebendige Abbild seines Vaters ist, und auch weil sie den Geist der Kindschaft empfangen haben, der ihnen ein Unterpand der väterlichen Gottesliebe ist. Ebenso ist es mit den Fürsten und Obrigkeiten; denn sie tragen diesen Ehrentitel, der ihnen verliehen ist, weil Gott sie in diesen Stand gesetzt hat, damit er in ihrer Person erkannt werde. Die Engel aber werden in der Schrift Gottessöhne genannt, weil sie zu Gott nahen und gleichsam Strahlen seiner Klarheit sind; und weil Gott sie Fürstentümer, Kräfte und Hoheiten nennt, haben auch wir sie als Gottessöhne anzuerkennen, weil man die Kraft in ihnen nicht trennen darf von der Kraft Gottes, sondern sie Bächlein sind, die aus diesem Quell und Brunnen fließen. Die Ehre dieses Namens gebührt den Engeln, weil sich seine Herrlichkeit in ihnen zeigt und darstellt. Umso mehr sind wir der unendlichen Güte unseres Gottes zu Dank verpflichtet, der sie uns durch unsern Herrn Jesus Christus zu Dienern bestellt hat. Der Herr Jesus ist der eingeborene und natürliche Sohn Gottes; denn es beruhte nicht auf einer dazugekommenen Gnade, dass ihm diese Ehre eignet, sondern er ist der natürliche und darum der eingeborene Sohn; wie aber unser Herr Jesus Christus um unserer Seligkeit willen nicht verschonet ist, so sind auch durch ihn die Engel als Gottessöhne zu unserm Dienst bestellt, wie der Apostel Hebr 1, 14 sagt. So ist es auch in der Jakobsleiter dargestellt, auf der die Engel vom Himmel zur Erde stiegen, was Jesus Christus in seinem Königreich für erfüllt erklärt (Joh. 1, 51): „Ihr werdet sehen die Engel vom Himmel herabsteigen auf die Menschen.“ Ja, auch die Ehre hat Gott uns angetan, dass sein Sohn, um unser Heiland zu werden, nicht die Natur der Engel angenommen, sondern sich mit unserem Leib und unserem Wesen bekleidet hat, wie der Apostel sagt (Hebr 2, 16).

So nahe ist nun der Sohn Gottes gekommen, dass er dieselbe Natur wie die Menschen annahm; aus dieser selben Gnade fließt auch die andere, dass die Engel für uns sorgen und wachen, und das ist auch eigentlich ihr Amt und

Beruf, dass sie für unser Heil sorgen. Dementsprechend unterscheidet sie auch der Heilige Geist von dem Satan und lehrt, dass sie willige Diener Gottes sind. Warum sind sie das? Als seine Kinder! Wenn ein Kind seinem Vater gehorcht, so tut es das nicht ungerne, sondern weil es dazu geneigt ist, weil die Natur es dazu anweist, und weil die Liebe es zur Erfüllung seiner Pflicht leitet: geadeso also machen es die Engel. Demgegenüber ist der Satan der Widersacher; denn wiewohl er vor Gott erscheint und ihm Rechenschaft ablegen muss, so beugt er sich doch nicht gutwillig und möchte Gott nicht unterworfen sein, sondern er lehnt sich dagegen auf; er ist von so rasender Wut erfüllt, dass er am liebsten, wenn es ihm möglich wäre, Gottes Macht zugrunde richtete. Er behält also seine verderbte Natur, die ihn zum Feinde Gottes macht, aber unter dem Zwange der Gewalt kommt er herzu, um dem zu huldigen, der die alleinige Gewalt über seine Kreaturen hat. So ist denn auch der Satan Gott unterworfen; denn man darf nicht meinen, der Satan übe irgendeine Herrschaft aus, die ihm nicht von Gott gegeben wäre. Und es hat seinen guten Grund, dass Gott alles unterworfen ist: von ihm geht ja alles aus. Die Teufel sind ebenso wie die Engel von Gott erschaffen, aber nicht als solche, die sie heute sind. Den Vorbehalt müssen wir immer machen, dass die Bosheit, die den Teufeln innewohnt, von ihnen selbst kommt; sie sind ja abtrünnig geworden, um sich von dem Quell der Gerechtigkeit abzuwenden, sie haben Gott verlassen und ihm den Rücken zugekehrt. So sind sie denn verderbt worden, und ist nur noch Böses in ihnen. So ist es auch mit der Sünde der Menschen: wenn sie in der menschlichen Natur steckt, so kommt das nicht daher, dass Gott sie schöpfungsmäßig dort eingepflanzt hätte, sondern der Satan hat seine Bosheit weiter ausgebreitet, als sich der Mensch durch seine List verführen ließ, das gottgeschaffene Gute zu zerstören. Ferner ist aber zu bedenken: Die Teufel stehen allezeit unter Gottes Hand, und was sollte auch werden, wenn wir das nicht wüssten? Dass der Teufel der „Fürst dieser Welt“ heißt, würde uns ja mit Schrecken erfüllen, wenn wir nicht wüssten, dass er einen Zügel über sich hat, der ihn zurückhält, so dass er nicht tun kann, was er möchte. Wäre des Satans Macht nicht beschränkt, er würde sofort die Oberhand über uns gewinnen. Nichts begehrt er so heiß wie unser Verderben; er ist unser Todfeind, wie es auch an andern Stellen heißt: „Er gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge“ (1. Petr 5, 8). Die Schrift berichtet uns beides: dass der Satan der Fürst dieser Welt ist, und dass er Gott unterworfen ist. Beides ist voneinander unterschieden, ohne doch im Gegensatz



zu stehen; beides ist uns heilsam und enthält eine gute Lehre. Denn wenn der Teufel eine solche Gewalt hat und hier auf Erden König ist, wenn die Menschen gleichsam unter seinen Füßen liegen und unter seiner Zwangsherrschaft stehen, wenn er sie in seinen Banden hält, so sollen wir darin erkennen, wie arm wir sind. Wir sehen ja, wie stolz die Menschen sind; sie prahlen, sie wollten sich über die Wolken erheben in ihrer Weisheit, in ihrer Stärke und in allen Dingen. Wenn sich die Menschen nun so überheben, so sagt Gott das Gegenteil: er nennt sie Sklaven des Satans. Wollt ihr euch einen großen Adel zuschreiben? Wollt ihr euch überheben? Der Teufel herrscht dennoch über euch, ihr mögt machen, was ihr wollt! Siehe, so beschämt Gott die Menschen und macht ihr Geschwätz ganz klein. Hat er sie aber gedemütigt, so ermuntert er sie wieder, damit sie in größerer Furcht wandeln. Denn wenn wir vergäßen, dass wir einen Feind haben, der wider uns Krieg führt, so würden wir nachlässig und lebten hier wie im Frieden. Darum lehrt uns Gott, dass der Satan ein brüllender Löwe ist, der immer seinen Rachen über uns offen hat, uns zu verschlingen, und dass wir keine Waffen zum Widerstande haben, wenn er sie uns nicht gibt. Das hilft uns dazu, an uns selbst zu denken, über uns zu wachen und nicht einzuschlafen; denn sonst würde uns der Teufel unversehens fangen. Darum heißt in der Schrift der Satan der Fürst dieser Welt; denn zum ersten will Gott uns demütig machen, zum andern aber uns Furcht und Zittern lehren. Wir sollen Gott anrufen mit Gebet und Flehen, dass er uns nicht in des Satans Schlingen fallen lasse, darnach aber bitten, er wolle uns stärken, wie er verheißen hat, und uns allezeit in rechter Wachsamkeit erhalten.

Auf der anderen Seite aber soll die Macht des Satans nicht so furchtbar werden, dass wir allen Mut verlieren und in Verzweiflung geraten; darum heißt es: Er kann nichts tun ohne Gottes Geheiß und Erlaubnis, und wenn er Feuer und Flammen speit, so vermag er doch nichts, es sei denn, dass Gott ihm erlaubt, was ihm gut erscheint. Gewiss, der Teufel lässt nicht nach in seiner Wut, er macht, dass alles drunter und drüber geht, aber niemals erlaubt ihm Gott etwas anderes, als was er für gut befindet, und darüber hinaus nichts. Darum wird uns hier gesagt, der Teufel mische sich unter die Kinder Gottes; das soll nicht heißen, dass er zu ihnen gehöre oder gleiche Würde wie die Engel habe, sondern daran sollen wir nur merken, dass er gerade wie die Engel unter dem Gehorsam Gottes steht, freilich in ganz anderer Art; denn der Heilige Geist nennt ihn ja den Widersacher, während er die Engel Got-

tes Söhne nennt. Er will sagen: Die Engel gehorchen aus freiem Willen als willige Diener, Satan aber handelt unter Zwang und Notwendigkeit.

Und der Herr fragte den Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn: Vom Umherschweifen und Umherwandeln auf der Erde. An sich braucht Gott sich nicht zu erkundigen, was der Satan in der Welt getan hat, sondern es ist um unseres schwachen Verständnisses willen so berichtet. Das ist Gottes Güte, dass er sich uns also anpasst, weil wir doch nicht zu ihm kommen und so hoch nicht steigen können; darum lässt er sich zu uns herab, ja, er wandelt seine Gestalt, nur damit wir sehen, was gut und heilsam ist. Wenn aber Gott so nahe zu uns kommt, müssen wir uns dann nicht schämen, dass wir so lässig im Zuhören sind? Wie gemein ist es doch, dass manche Leute den armen Ungelehrten keinerlei Lehre gönnen wollen! Als wäre die Schrift so dunkel, dass man nichts damit anfangen könnte! Freilich ist in uns selbst nichts als Finsternis, und insofern wird uns die Schrift immer dunkel sein; Gott aber hat doch verheißen, die Kleinen und Geringen zu erleuchten!

Hast du acht gegeben auf meinen Knecht Hiob, ein Mann, aufrichtig und redlich, gottesfürchtig und hütet sich vor dem Bösen? Gott will Satan ärgern mit denen, denen er die Gnade verliehen hat, nach seinem Willen zu wandeln. Da sehen wir auch, wozu uns Gott in Welt gesetzt hat: wir sollen gleichsam Spiegel seiner Kraft sein. Wenn er uns die Wohltat erweist, uns durch seinen Heiligen Geist zu regieren, so stellt er uns gleichsam auf ein Schaugerüst, damit seine Güte und Barmherzigkeit an uns sichtbar werde, und zudem verherrlicht er sich an uns, dem Satan zum Trotz. Das ist eine unausdenkliche Ehre, die Gott uns erweist, wenn er uns arme Erdenwürmer erwählt, um sich an uns gegen den Satan zu verherrlichen. Was ist doch der Mensch? Ach, kann Gott vom Menschen etwas nehmen, was seiner Ehre dienen könnte? Sicher nicht das Geringste, denn da gibt's nur Böses. Aber nun? Wenn uns Gott erwählt hat, gießt er seinen Heiligen Geist über uns aus und schenkt uns immer mehr von seinen Gnaden, überdies will er an uns verherrlicht werden und triumphiert mit uns wider seine Feinde. Gefällt es Gott nun, uns im mancherlei Kampf und Anfechtung zu üben, so soll uns das nicht befremden. Haben wir aber verstanden, dass Gott uns übt, so sollen wir uns mit der Frucht unserer Kämpfe begnügen: dass Gott verherrlicht, dass seine Kraft erkannt wird, damit der Satan mit all seiner Bemü-

hung zu Schanden wird. Wenn aber der Ausgang unserer Kämpfe ein so glücklicher ist, sollen wir sie dann nicht geduldig ertragen?

Von allen Seiten her versucht der Teufel, uns in den Abgrund zu stürzen, und wenn ihm der eine Versuch misslingt, so ersinnt er eine neue List. Denn tausend Ränke schmiedet er in seiner Werkstatt – umso mehr müssen wir auf der Hut sein. Sicher verdirbt das Glück die Menschen mehr als alle Trübsale der Welt. Denn Reichtum verbindet sich gern mit Hoffart, Prunksucht, Gottesverachtung, Grausamkeit, Betrug und ähnlichen Dingen, zudem bringt er mit sich allerlei Lust und Vergnügen, so dass der Mensch ganz zum Tier wird. Soviel ist sicher: Weil der Satan den Hiob mit dem einen nicht überwinden kann, versucht er's mit dem andern und stellt die Forderung, er solle nun durch Trübsal versucht werden. Dabei weiß Gott ganz gut, was geeignet ist, unseren Glauben und Gehorsam zu erproben – daran braucht ihn der Teufel nicht erst zu erinnern. Aber der Ausdruck ist gewählt, damit wir wissen: Schickt Gott uns Armut und Trübsal, so wollen wir an uns denken und uns im Glück nicht mehr erheben als im Unglück, - und damit wir ihn anrufen je nach der Not, die uns drückt. Der Teufel aber ist immerdar hinter uns her, um uns zu Fall zu bringen, wenn er kann; sind wir ihm auf der einen Seite entronnen, so schickt er uns alsbald eine andere, neue Anfechtung. Was uns mit einem Wort beim Propheten Sacharja gesagt ist (3, 1), das ist uns hier deutlicher auseinandergesetzt: Satan ist der Verkläger, der Widersacher aller Gotteskinder; auch in der Offenbarung heißt er der Verkläger unserer Brüder. Ja, wir haben einen starken Gegner und haben's wohl nötig, dass Christus unser Fürsprecher ist und uns mit seiner Kraft gegen den Satan beisteht, damit er uns mit seinen Tücken und Listen nicht umgarne.

Fürchtet Hiob den Herrn etwa umsonst? Der Teufel tut hier nur, was sein Geschäft ist: er verkehrt alles Gute in sein Gegenteil. Wiewohl er aber Hiob fälschlich der Heuchelei bezichtigt, so deckt er nichtsdestoweniger damit das Böse auf, das sich so leicht im Menschen findet und zu dem wir von Natur geneigt sind. Er weist auf eine Krankheit hin, mit der alle behaftet sind, bis uns Gott durch seine Gnade davon heilt: Im Glück können wir Gott wohl preisen, aber wenn er uns schlägt, dann fängt das Murren an, und wir haben ganz vergessen, dass wir ihm doch Lob gespendet haben, als er uns nach unseren Wünschen behandelte. So gibt es denn viele Heuchler, die nie als solche erkannt und entlarvt würden, wenn Gott sie nicht mit Leid

heimsuchte. Jetzt sehen wir, warum uns die Schrift so oft darauf hinweist, dass Gott die Seinen prüft: er probt sie durch Trübsale, er legt sie wie Gold in den Ofen, nicht allein um sie zu läutern, sondern auch um sie offenbar zu machen. Denn die Trübsale haben einen doppelten Zweck: Gott tötet die Sünden in uns, wenn er uns schlägt, wir werden gebändigt, er zwingt uns, uns von der Welt zurückzuziehen und ihren Lüsten abzusagen; aber noch mehr: gleichwie das Gold im Ofen geprüft wird, ob sich Schaum darin findet, so bringt Gott mit seinen Schlägen an den Tag, was wir für Menschen sind; denn die Menschen kennen sich selber nicht, bevor sie in dieser Weise geprüft sind. Bis dahin halten wir uns für gottesfürchtig und meinen, an uns sei nichts zu tadeln, und dabei gibt es in uns Sünden genug, die uns selbst unbekannt sind. Die zeigt uns Gott und lässt sie uns fühlen, wenn er uns irgend Kummer oder Beschwernis zuschickt; und dann erst fühlen wir unsere Schwachheit. Wenn nun Gott seinen Gläubigen ihre Trübsale als Spiegel dienen lässt, in denen sie sich beschauen sollen, - mit wie viel mehr Recht wird er den anderen gegenüber an den Tag bringen, was in ihnen ist, ob Glaube und Gehorsam in ihren Herzen ist, ob sie Heuchler sind oder ob sie ihm in Wahrheit dienen! Das sagt uns diese Stelle, das lehrt uns auch die Erfahrung.

Wenn sodann hier gesagt ist, dass die Menschen in der Anfechtung der Trübsale Gott ins Angesicht fluchen, so geschieht das freilich nicht gleich beim ersten Male; denn soviel Scheu vor Gott tragen wir noch im Herzen, dass wir bei irgendeiner Bekümmernis wohl im Geheimen murren und trotzen, aber den Mund auf tun zur Lästerung Gottes – davor würde uns doch grauen! Nimmt aber die Not zu und dauert sie zu lange, dann lodert unsere Ungeduld auf wie ein Feuer und wir fangen an, auszuspähen, was bis dahin in unsern Herzen verschlossen lag. Wenn die Trübsal lange dauert, so fluchen wir Gott ins Angesicht, wir gehen über das Maß hinaus, wir fürchten die Majestät Gottes nicht mehr zu unserer Demütigung, wir merken nicht mehr, dass wir uns gegen ihn auflehnen, wir fürchten sein Gericht nicht mehr, das uns vor Maßlosigkeiten bewahren könnte. So haben wir denn Anlass genug, Gott zu bitten, er wolle unsere Zunge im Zaum halten, ebenso wie unsere Herzen, und er wolle uns nicht in die schreckliche Sünde fallen lassen, ihm öffentlich zu fluchen, sondern er wolle seine Züchtigungen solch ein glücklich Ende gewinnen lassen, dass es uns zu Nutz und Heil ge-  
reiche. Und das ist ja auch seine Absicht, wenn er uns schlägt.

Der Satan ist ein Vater der Lügen; aber hier spricht er einmal die Wahrheit: Bist du Hiob nicht auf allen Seiten ein Bollwerk gewesen? Hast du nicht sein Haus und all das Seine befestigt? Lässest du nicht alle seine Geschäfte glücken? Da kann man sehen, wie er sich in einen Engel des Lichts verstellt; denn weil er vor Gott steht, muss er sich wohl verstellen – sonst könnte er ja nicht solche Täuschereien begehen, wie er sie braucht, um die Menschen zu betrügen. So spricht er denn Grundsätze aus, die an sich ganz wahr sind, aber er tut es nur in böser Absicht; er sucht nur Hiobs Verderben. Denn sobald er nur die Erlaubnis dazu hat, macht er Hiobs ganze Habe zu Schanden, und das mit maßlosem Ungestüm. Darum musste Hiob zuvor durch Gottes Gnade bewahrt werden, darum war er rings um ihn her wie eine feste Burg. Lasst uns also Gott anrufen und ihn bitten, er wolle uns behüten; denn solange wir in dieser Welt sind, sind wir wie in einem Walde voller Mörder und Räuber. Darum werden ihm auch in der Schrift solche Namen beigelegt wie unser „Schild“, „Mauer“ und „Graben“, „Wall“ und „Bastei“, „Turm“ und „Festung“. Warum macht die Schrift soviel Worte, um den Wert des göttlichen Schutzes auszudrücken? Wir sollen wissen, dass wir ohne ihn jeden Tag tausendmal umkämen und dass er ohne Unterlass über uns wachen muss, wenn wir selig werden sollen! Wer aber an diesen göttlichen Schutz nicht denkt, ist schlimmer als der Teufel, der muss ganz vertiert und behext sein.

Der Herr aber sprach zum Satan: Ich übergebe dir alle seine Habe, nur ihn selber darfst du nicht antasten! Es könnte einen auf den ersten Blick befremden, wie Gott seinen Knecht also der Willkür des Satans preisgeben kann. Hat denn der Teufel soviel Kredit bei Gott, dass dieser ihm jede gewünschte Erlaubnis gibt, uns zu misshandeln? Es sieht so aus, als wäre Gott dem Satan gewogen; es sieht aus, als spiele er mit uns wie mit einem Ball. Aber wenn Gott das dem Satan erlaubt, so tut er es nicht ihm zuliebe, sondern Gott hat es in seinem Rat so angeordnet, er lässt sich nicht durch Satans Bitte bewegen, sondern schon bevor der Satan ein Wort gesagt hatte, hatte er es bereits in seinem Rat beschlossen. Gott wollte seinen Knecht plagen, und er wollte es mit gutem Grund, den er uns auch bekannt gegeben hat. Kennen wir ihn aber nicht, so müssten wir das Haupt neigen und sagen: Gott ist gerecht und billig in allem, was er tut. Der Satan hofft, wir würden alsbald von Traurigkeit verschlungen sein und endlich in unserer Verzweiflung Gott lästern; aber Gott widersteht ihm und spottet dieser

Hoffnung. Denn er stellt dem entgegen die Gnade seines Heiligen Geistes und macht den Satan zu Schanden.

Warum sagt uns aber die Heilige Schrift, dies hier sei auf die Bitte des Satans hin geschehen? Das hat zwei Gründe. Erstlich: wenn wir mit Gottes Ruten geschlagen werden, so sollen wir wissen, dass der Satan Gott dazu anreizt, um uns in Verzweiflung zu stürzen. Dasselbe lässt uns der hl. Paulus erkennen: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die bösen Geister unter dem Himmel“ (Eph. 6, 12). Sooft uns ein Unheil widerfährt, sollen wir daran denken, dass es uns der Satan angezettelt hat, damit wir ihm widerstehen im Glauben, uns wappnen mit der Kraft Gottes und wissen: Satans Macht über uns ist darum so groß, dass wir unsere Zuflucht zu dem nehmen sollen, der uns stark machen kann. Zum zweiten aber will uns die Schrift auch Gottes väterliche Güte gegen uns zu erkennen geben; die ist so groß, dass er uns als seine Kinder trägt und dass er unserem Widersacher nicht soviel Macht über uns gibt, wie er wohl haben möchte. Auch hat er nicht etwa seine Lust daran, uns zu bedrängen, es sei denn, dass er sieht, es möchte zu unserm Heile dienen. So zärtlich liebt uns Gott, dass er nichts anderes begehrt, als uns wieder zurecht zu bringen; er schonet unser und hält uns in seinem Schoß. Das ist die Art, wie die Schrift von diesen Dingen redet.

Man könnte es freilich seltsam finden, dass Gott den Satan so zu seinem Dienst gebraucht. Aber unser Vertrauen würde bald zerflattert sein, wenn wir nicht ganz fest daran hielten, dass die Teufel unter Gottes Regiment stehen und dass sie deshalb ohne seine Erlaubnis nichts tun können. Doch das ist noch nicht alles: sie sind auch gleichsam Gottes Henker, die seine Gerichte vollstrecken müssen, womit er die Gottlosen strafen will, zugleich aber sind sie die Ruten, mit denen Gott seine Kinder züchtigt. Um es kurz zu sagen: Der Teufel muss ein Werkzeug des Zornes Gottes sein, er muss seinen Willen ausrichten, nicht dass er's mit gutem Willen täte, aber weil Gott die höchste Gewalt über seine Kreaturen hat und weil es ihm zusteht, sie zu lenken und zu wenden, wohin er will. Aber auf einen großen Unterschied haben wir hierbei zu achten: Wenn Gott dem Satan verstattet, den Hiob zu plagen, so sagt er ihm: Siehe, du magst wohl den Blitz in all seine Habe schleudern, aber seine Person darfst du nicht antasten. Und als er ihm all sein Gut vernichtet hat, sagt er ihm: Seine Person darfst du antasten, aber komm nicht an seine Seele! Hiobs Seele behält Gott allezeit sich selber vor.

Ebendies lehrt auch der hl. Paulus (2. Thess. 2, 10 f.): Wenn die Menschen so heillos sind, dass sie Gottes Gnade verwerfen und von sich weisen, alsdann schickt Gott ihnen falsche Propheten und Verführer, die nicht allein alle gute Lehre verkehren, sondern auch Glauben finden; Gott sendet ihnen eben „kräftige Irrtümer“. Damit ist gesagt: Wenn Gott uns seine Klarheit entzieht, also dass unser Verstand verfinstert wird, so stumpfen wir ab, so dass wir nicht mehr besser unterscheiden können als die unvernünftigen Tiere; ja, wenn der Graben ganz offen vor uns liegt, so fallen wir doch hinein, ohne das geringste davon zu sehen. Gott hat in solchem Fall dem Satan die Macht gegeben, uns zu täuschen und uns zu verführen, ja, uns völlig zu verblenden und zu verzaubern, also dass wir uns nirgend hinwenden können, nicht hierhin, nicht dahin, ohne in irgendeine neue Täuschung zu verfallen. Aber nicht so tut er mit den Seinen; da steckt Gott dem Satan einen Riegel vor, und bei all seiner Wut wird er doch fest im Zügel gehalten, also dass er nichts vermag, als was Gottes Wohlgefallen ihm zulässt. Zwar wenn wir unserer eigenen Meinung folgen, mögen wir uns wohl verwundern, wie das zugeht, dass er dem Teufel solche Gewalt und Macht gibt, uns zu verführen. Was sollen wir denn tun? Demütigen sollen wir uns und den Tag abwarten, da wir Gottes Geheimnisse besser verstehen werden, die uns heute noch unbegreiflich sind! Denn wir haben ein viel zu kleines Maß, um sie zu dieser Zeit schon vollkömlich zu verstehen. In Demut müssen wir wandeln; denn unser Wissen ist Stückwerk, bis uns die vollkommene Offenbarung geschenkt wird am Jüngsten Tag. Aber dem sei, wie ihm wolle, - wir dürfen nur die Augen nicht verschließen vor dem, was die Schrift uns zeigt: Gott braucht den Satan in der Art, dass er immer bereit ist, die Menschen zu verführen, wenn sie es verdient haben; und vor allem: wenn sie es verdient haben; und vor allem: wenn sie der Wahrheit nicht gehorchen wollen, so müssen sie zur Lüge gebracht werden.

Was aber die Gläubigen angeht, so gibt Gott auch sie zuweilen in des Satans Gewalt, so dass sie sich verführen lassen. Ja, auch Hiob war am Ende von diesem Übel nicht ausgenommen. Wir sehen auch, was die heilige Geschichte von David sagt. Woher ist es gekommen, dass er das Volk zählte (1. Chr. 21, 1)? „Der Satan reizte David“! Wenn wir das sehen, haben wir wohl Grund, Gott zu bitten und uns unter den Schatten seiner Flügel zu flüchten; denn wenn so etwas dem David widerfahren ist, wie soll es uns ergehen?

Indessen lasst uns auch dies beachten: Gibt Gott dem Satan über seine Gläubigen die Überhand, so tut er das doch nur für eine kleine Zeit. „Der Fürst dieser Welt“, sagt Paulus Eph. 2, 2, „hat zu dieser Zeit sein Werk unter den Kindern des Unglaubens.“ Damit beschränkt er die Herrschaft des Satans auf die, die von Gott getrennt und von seiner Kirche abgeschnitten sind. Warum? Weil er hier seine Grenzen hat. Wenn er aber die Kinder Gottes kränken kann, so soll ihnen das alles zur Arznei dienen. Was für eine wunderbare Güte Gottes, dass er das Böse in Gutes verwandelt! Denn was kann der Satan anders bringen als Gift? Wir wissen ja, dass er nichts als Tod in sich hat, heißt er doch daher der Fürst des Todes (Hebr 2, 14: „der des Todes Gewalt hat“). Gott aber vermag ein Mittel zu finden, um das Böse, das der Satan in sich trägt, zum Heil zu wenden. An dieser Arznei ist auch der hl. Paulus gesund geworden, wie er selbst bekennt, als er von den hohen Offenbarungen redet, die ihm geschenkt waren: „Gott hat dafür gesorgt, dass ich mich nicht überhebe“ (2. Kor 12, 7). Und wie ist die Heilung geschehen? Er schickte ihm des Satans Engel, „der ihn mit Fäusten schlage“. Und er Ausgang? Es ist wahr: Der Satan wollte ihn zugrunde richten und abspenstig machen, dass er den Dienst Gottes aufgabe; müde des unablässigen Jammers und Elends, sollte er sich von seinem Christdienst ein wenig zurückziehen. Aber was geschieht? Gott hat ein anderes Ziel im Auge: er will seinen Knecht im Zaum halten, damit er seiner selbst nicht vergesse und sich nicht zu sehr erhebe. Zu diesem Zweck wird er mit den Fäusten geschlagen.



## **Hiob 1, 13-19.**

**13) Eines Tages, als seine Söhne und Töchter aßen und Wein tranken im Hause ihres erstgeborenen Bruders, 14) kam ein Bote zu Hiob mit der Botschaft: Die Kinder pflügten und die Eselinnen weideten hinter ihnen, 15) da überfielen sie die Sabäer und raubten sie; die Knechte töteten sie mit der Schärfe des Schwerts, und ich allein bin entronnen, dass ich´s dir ansage. 16) Da der noch redete, siehe, da kam ein anderer und sprach: Das Feuer Gottes fiel vom Himmel und verbrannte die Schafe und die Knechte, und ich allein bin entronnen, dass ich´s dir ansage. 17) Da der noch redete, siehe, da kam ein anderer und sprach: Die Chaldäer, in drei Haufen geteilt, überfielen die Kamele und raubten sie; die Knechte erschlugen sie mit der Schärfe des Schwerts, aber ich allein bin entronnen, dass ich´s dir ansage. 18) Da der noch redete, siehe, da kam ein anderer und sprach: Deine Söhne und Töchter aßen und tranken Wein im Hause ihres erstgeborenen Bruders, 19) siehe, da kam ein stürmischer Wind vom Rande der Wüste her, der stürzte sich auf das Haus und stieß an seine vier Ecken; das stürzte über den jungen Leuten zusammen, und sie kamen um, und ich allein bin entronnen, dass ich´s dir ansage. 20) Da stand Hiob auf und zerriss sein Kleid und schor sein Haupt, fiel auf die Erde und betete an 21) und sprach: Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe kommen, nackt werde ich wieder dahin kommen. Der Herr hat´s gegeben, der Herr hat´s genommen, der Name des Herrn sei gelobt! 22) In diesem allem sündigte Hiob nicht und schrieb Gott nichts Ungereimtes zu.**

Es steht geschrieben: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten“ (Ps. 34, 8), und diese Geschichte zeigt uns, wie sehr es uns Not tut, dass wir mit solchem Schutz umgeben sind. Denn wir sehen, wie der Teufel wider die, „die Gott fürchten“, tobt und wütet. Mit Hiobs Gütern und seinen Kindern verfährt der Teufel so tückisch, dass er ihm verschiedenartige Versuchungen zuschickt. Auf der einen Seite lässt er seine Feinde kommen, auf der andern Seite gebraucht er das Feuer vom Himmel und das Wetter der Luft. Das konnte Hiobs Traurigkeit wohl vermehren und ihn noch ärger verwirren; er konnte denken: Wie? Nicht die Menschen nur sind mir zuwider, nein, Gott selbst streitet wider mich! Nun meinen einige, Gott habe uns hier in Gestalt eines Gleichnisses ein Beispiel der Geduld vor Augen gestellt, und dies sei keine wirkliche Geschichte. Aber solche Leute

wissen nichts davon, dass er mit seinen Knechten nach dem Maße des Glaubens verfährt, das er ihnen zugeteilt hat. Wieso denn? Wir werden nicht alle gleichmäßig versucht; denn Gott hat uns nicht alle so stark gemacht, wie es nötig wäre. Es gibt auch Schwache; die trägt Gott, und wenn er sie betrübt, so tut er es, um sie zu demütigen, damit sie noch mehr auf ihrer Hut sind und ihn umso ernstlicher anrufen. Andere sind viel stärker und kräftiger. Warum? Weil Gott seinen Geist in größerer Fülle über sie ausgegossen hat. Wer ist unter uns, der so heftig angefochten wäre, wie Abraham es war, und der ein so jämmerliches Leben führen müsste, dass er niemals Ruhe fände? Gott heißt ihn aus seinem Vaterlande gehen, und kaum hat er es verlassen, muss er mitten auf der Reise in seinem Kummer liegen bleiben, bis sein Vater verschieden ist. Endlich kommt er in dies verheißene Land, aber ohne zu wissen, nach welcher Richtung er sich wenden soll, weil es Gott nicht gefallen hat, ihm zu zeigen, welches denn das Land ist, wohin er ihn beruft. Und als er hinkommt, plagt und bedrängt man ihn, er kommt aus der Unruhe nicht heraus. Als dann die Menschen ihn genug gequält haben, verfolgt ihn der Hunger, so dass er wegziehen muss; da raubt man ihm seine Frau. Da er wiederkommt, fängt das Elend von neuem an; zum zweiten Mal muss er anderswohin ziehen, um Weide zu suchen. Unterdessen sagt ihm Gott: Fürchte dich nicht, ich will dir dieses Land geben, und du sollst sein Herr und Meister sein. Jawohl, aber er sieht nichts davon! Keinen Raum hat er zum Wohnen – und dabei verheißt ihm Gott, er wolle ihn zum Erben der Welt machen! Darnach meint er, er solle Kinder bekommen, bekommt aber keine, und doch weiß er, dass sein ganzes Heil davon abhängt. Er ist alt und hinfällig, und gleichwohl sagt ihm Gott: Du kommst nur zum Heil, wenn du Kinder hast! Aber wie kann das sein? Er ist ja schon in einem Alter, wo er nicht mehr auf Kinder hoffen kann! Aber hat ihm Gott nicht den Ismael geschenkt? Freilich, aber der muss verstoßen und abgeschnitten sein aus seinem Hause. Und als er dann endlich der Verheißung gemäß den Isaak bekommen hat, da entreißt ihm Gott sein eigen Kind und sagt ihm: geh hin und töte ihn! Das ist noch viel schlimmer als das, was wir bei Hiob sehen. Denn wenn ein Vater hört, dass seine Kinder vom Donner erschlagen sind oder dass man sie ermordet hat, so ist das wahrlich kummervoll genug und schwer zu tragen, aber dass er sein Kind mit eigener Hand töten soll, das ist doch das Schlimmste von allem! Und eben das soll Abraham tun! Erst dann, als Gott ihm seinen Sohn wiedergibt, als hätte er ihn vom Tode auferweckt, zeigt er ihm, was es mit der empfangenen Verheißung für eine Be-

wandtnis hat: Bisher habe ich dir gesagt, du sollst dies Land erblich besitzen; aber in seinen Genuss und Besitz kommst du bei deinen Lebzeiten nicht, nein, noch deine Nachkommen müssen daraus vertrieben werden und in einem fremden Lande unter eine grausame Zwangsherrschaft kommen, vierhundert Jahre lang. So hat Gott seinen Knecht Abraham auf eine befremdliche und ungewöhnliche Art geprüft. Und warum? Er hatte ihn doch durch seinen Heiligen Geist gestärkt, und dennoch schickte er ihm so große und harte Anfechtungen! So arbeitet Gott an den Allerbesten: sie sollen uns Spiegel und Vorbilder sein, dass wir ihnen nachfolgen. Solche Arbeiten macht man nicht in einer kleinen Werkstatt, wie man sie in einer großen macht, wo man viel Material und eine Menge Arbeiter hat und alles wohl ausgerüstet und in Ordnung ist; in einer kleinen Werkstätte kann man eben kein großes Werk herstellen. So verfährt Gott auch.

Jetzt verstehen wir, warum uns Hiob als ein Muster vor Augen gestellt wurde und warum Gott ihn aufs äußerste plagen musste: wir sollen uns mit ihm vergleichen, und wenn wir das tun, so soll sich ein jeder schämen, weil er nicht einmal leichte und mäßige Trübsal zu erdulden vermag; denn wir sind so verzärtelt, dass es zum Erbarmen ist. Wenn uns Gott irgendwelches Missgeschick sendet, so denken wir gar nicht an all das, womit er uns verschont hat; wir fühlen nur unser Elend und wollen nichts von dem Troste wissen, dass uns doch Gott in seiner Güte geduldig trägt. Wird einer krank, so nimmt er sich sein Elend so zu Herzen, dass er an nichts anderes denkt. Es kommt ihm gar nicht in Sinn, sich zu fragen: Gott gibt mir in meiner Krankheit mancherlei Mittel, mich zu trösten, man kommt mir in meinem Elend zu Hilfe, man trägt Sorge um mich, man tut mir allerlei Dienste; so sehe ich doch, dass Gott mich nicht übers Maß hinaus plagt. Die Trübsal nimmt uns eben derart in Anspruch, dass wir nur immer in den Zaum beißen und uns selber quälen, ja, noch wider Gott murren. Und das ist doch ein schändlicher Undank; denn wir sollten doch immer denken: Ach, wenn der gütige Gott nicht so barmherzig mit mir wäre, was sollte wohl aus mir werden? Ich hätte wohl noch größeres Kreuz verdient, und Gott könnte wohl Mittel finden, mich noch mehr zu plagen. Wenn wir so dächten, so hätten wir mitten in den allerschwersten Bekümmernissen Trostes genug. Gott hält uns in Hiob einen Spiegel vor, worin wir sehen können: Man muss sein Elend nicht noch schlimmer machen, als es ist, und sich nicht verweichlichen, dass man denkt: Schlimmer als ich hat's niemand! Wir müssen immer denken: Ja, mein Elend drückt mich hart, aber das kommt daher, dass ich so

weichlich bin. Und was sollte wohl aus mir werden, wenn mein Gott mir nicht seine Hand böte? Es gibt wohl andere und schlimmere Plagen, als ich sie leiden muss, und Gott weiß in seinem Betrübten Maß zu halten. Gefiele es ihm, so könnte er mich in so viele Abgründe stürzen, dass ich wie in der Hölle wäre. Darum muss ich jetzt auf seine Güte achten und ihm danken, dass er sich meiner erbarmt und mich verschont. Dass dem so ist, sieht man an Hiob. Wir sehen an ihm freilich eine geradezu wunderbare Kraft, aber er war doch nur ein gebrechlicher Mensch wie wir! Wie wäre er wohl zu dieser Kraft gelangt, hätte ihm Gott nicht die Hand geboten? Ist denn heute die Kraft, die er dem Hiob schenkte, geringer geworden? Hat Gott seinen Vorsatz oder seine Natur geändert? Keineswegs!

Endlich haben wir hier ein schönes Zeugnis dafür, dass Trübsale nicht immer Zeichen sind, dass Gott uns seinen Unwillen zuwendet. Sonst könnten wir unmöglich in unsern Trübsalen geduldig sein. Nicht ohne Grund sagt doch Paulus Röm. 15, 4: „Auf dass wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.“ Wenn einer sich nicht in Gott tröstet, so kann man nicht von Geduld reden; er ist nicht geduldig, wie sich's gebührt, sondern hat nur eine Langobardengeduld, also eine erzwungene Geduld, ähnlich wie ein Maulesel in den Zaum beißt. Gewiss, auch solche Leute wollen die Gedul-digen spielen. Man soll nicht von ihnen denken, sie beugten sich; und so sagen sie wohl: Ja, es ist ein Unglück, aber man muss eben standhaft sein! Man sieht, was die Ungläubigen für Geduld haben: man findet unter ihnen Männer, die in der ganzen Welt als tapfere Helden berühmt sind; dabei hören sie nicht auf, sich gegen Gott aufzubäumen und ihn anzuklagen. Kurz, jeder will sich selber rechtfertigen: Ich weiß nicht, warum mir das widerfährt – das Glück muss mir zuwider sein, oder Gott ist müßig und lässt die Dinge gehen, wie sie wollen. Unsere Geduld jedoch muss anderer Art sein: wir sollen bereit sein, alles zu erdulden in der Gewissheit, dass alles, Gutes und Böses, uns aus Gottes Hand zukommt; wir müssen's leiden, dass er uns züchtigt, müssen nichts anderes begehren, als von ihm regiert zu werden, und allen unseren Lüsten absagen. Gott aber will nicht unser Verderben, wenn er uns plagt, sondern es geht ihm nur um unser Heil. Würden wir Gott lieben können, wenn wir denken müssten, er wolle uns nur verderben und vernichten?

Gott plagt den Hiob nicht nur an seinen Gütern, sondern auch an seinen Kindern. Das ist wohl zu beachten; denn es kommt häufig vor, dass einer,

der in einer Art von Anfechtung sich tapfer zeigt, alsbald in der andern unterliegt. Wenn ein Mensch auf der Folter liegt, so quält man ihn immer mehr, bis aufs äußerste. So macht's der Satan auch mit Hiob. Als ihm gemeldet wird: Die Sabäer haben deine Kinder genommen und deine Knechte ermordet, da wird er an den Strick gebunden; als es jedoch heißt: Das Feuer fiel vom Himmel und verzehrte all dein Vieh, da ist es, als hängte man einem armen Menschen den Gewichtsstein an seine Füße, um seine Qual zu vermehren. Bis aufs äußerste aber steigt die Qual, als man ihm den Tod seiner Kinder ansagt. Wenn das nun dem Hiob widerfahren ist, so lasst uns das zu unserm Nutzen beachten: Gott will durch mancherlei Anfechtungen unseren Glauben und unsere Ausdauer erproben. Wenn uns die Menschen plagen und kränken und Gott tritt nicht alsbald von Stund an als unser Rächer auf, so meinen wir, Gott tue uns Unrecht. Aber Gott weiß besser als wir, was uns gut und heilsam ist.

Wir sagen wohl: Die Geduld ist eine große Tugend, - dabei aber gibt es nur wenige, die wirklich wissen, was das Wort „Geduld“ eigentlich bedeutet. Lasset uns in den Spiegel blicken, der uns hier vorgehalten wird! Hiob hätte wohl bei allen seinen Unglücksbotschaften in den Abgrund versinken mögen, aber er stand auf, zerriss sein Kleid und schor sein Haupt, fiel nieder und betete an. Die Geduldigen haben also wohl Bekümmernis und empfinden Trauer und Angst in ihrem Herzen. Wären wir ein Holzblock oder Stein, so gäbe es keinerlei Tugend in uns. Ein Mensch, der von seinem Jammer nichts merkte oder fühlte, der wäre keines Lobes wert. Man kann bisweilen einen armen Irrsinnigen sehen, der lacht und die ganze Welt verspottet, ob er gleich am Rand es Grabes steht; aber das kommt daher, dass er von seinem Elend nichts fühlt. Dergleichen kann man aber doch nicht für eine Tugend erklären, es ist nur Unempfindlichkeit; die unvernünftigen Tiere empfinden zuweilen gar nichts, aber darum sind sie doch nicht tugendhaft! Das Wort „Geduld“ hat nicht die Bedeutung, dass die Menschen abgestumpft sind, dass sie keine Traurigkeit fühlen, wenn sie Trübsal erfahren, sondern von einer Tugend der Geduld kann man nur reden, wenn sie sich beherrschen und mäßigen können, wenn sie ohne Aufhören Gott in ihren Trübsalen verherrlichen, wenn sie nicht dermaßen verängstigt sind, dass sie alles verloren geben, sondern ihre Gefühle beherrschen, bis es ihnen gelingt, sich in den guten Gotteswillen zu schicken, und zu dem Ergebnis kommen wie Hiob: Gott ist gerecht in allen Dingen. Als Hiob sein Kleid zerriss und sein Haupthaar schor, war er bis zum äußersten betrübt und ge-

ängstet, und dass er auf die Erde fiel, ist nur ein anderes Zeugnis dafür. Es hat jedoch den Anschein, Hiob lasse seiner Traurigkeit den Zügel schießen, und das wäre ein Fehler, den man verurteilen müsste. Wir wissen ja: Die Menschen sind immer nur zu sehr geneigt, in ihren Gefühlen zu weit zu gehen; bei aller möglichen Zurückhaltung gehen sie gleichwohl übers Maß hinaus, und nichts wird uns so schwer, als uns so zu beherrschen, dass wir Richtschnur und Kompass innehalten. Schon in der Freude gehen wir leicht viel zu weit; ein viel ungestümeres Gefühl aber als die Freude ist die Bekümmernis und Traurigkeit. Darum müssen wir immer auf der Hut sein, wenn Gott uns ein Ungemach zuschickt, denn dann pflegen wir uns am meisten gehen zu lassen.

Auf der anderen Seite: wenn Gott uns Trübsal zuschickt, müssen wir uns das ernsthaft zu Herzen nehmen; denn alle Bekümmernis sich aus dem Sinn schlagen, ist eine böse Gewohnheit. Wenn Gott uns plagt, so tut er es nicht, um uns Hammerschläge auf den Kopf zu geben, damit wir gefühllos und betäubt werden, sondern er will uns dahin bringen, dass wir uns unsern Jammer zu Herzen nehmen. Wieso denn? Er will uns unsere Sünden ins Gedächtnis rufen, damit wir um ihre Vergebung bitten und künftig umso vorsichtiger wandeln; zudem aber sollen wir merken, wie es um unser Leben steht: wir sollen daran kein Gefallen haben, sollen uns nicht von Leichtsinn und Vermessenheit aufblasen lassen, sondern endlich erkennen, wie sehr wir Gott zu Dank verpflichtet sind, dass er so freundlich mit uns verfährt und uns gleichsam in seinem Schoße trägt; und wenn wir dann sehen, dass er für unser Leben sorgt, sollen wir noch weiter blicken und nach dem himmlischen Reich trachten, wo unsere rechte Freude und Ruhe ist.

Hiob fällt zur Erde nieder, um anzubeten und im Blick auf Gott sich zu demütigen vor seiner hohen Majestät. Denn die große Güte Gottes hat nur den Zweck, uns zu sich zu ziehen. Aber weil wir so lässig sind und nicht zu ihm kommen mögen, so muss er uns vorfordern und uns zeigen, was er für ein Recht über uns hat, gerade wie es ein Fürst macht: wenn er seinen Lehnsman lässig sieht in Erfüllung seiner Pflicht, so schickt er ihm seinen Befehlshaber und lässt ihn vorfordern.

Nun spricht sich Hiob darüber aus, wie es mit den Menschen bestellt ist: Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe kommen, nackt werde ich auch wieder dahin kommen. Mit diesem dahin könnte er den Mutterleib der Erde meinen, die unser aller Mutter ist. Hiob meint es jedoch so: Ich bin nackt

aus meiner Mutter Leibe gekommen; es hat Gott gefallen, mich eine Zeitlang reich zu machen, ich war wohl bekleidet mit den Gnaden und Segnungen, die mir Gott beschert hatte. Nun will er, dass ich ganz nackt dahinfahre, zu meinem ersten Stand zurückkehre und mich zum Gange ins Grab anschicke. Darum ist Hiobs Ausspruch so bedeutsam: er hätte seine Geduld gar nicht treffender zum Ausdruck bringen können als so, dass er sich bereit erklärt, ganz nackt zu werden, weil es Gott so wohl gefällt. Die Menschen mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, aber der Natur Gewalt antun können sie nicht: es sei ihnen lieb oder leid, sie müssen allesamt wieder nackt in die Grube fahren. Haben doch sogar die Heiden gesagt, dass nur der Tod offenbar macht, wie klein der Mensch ist. Sterben wir, so brauchen wir nicht mehr Erde, als wir lang sind, um der Verwesung und dem Nichts anheim zu fallen. Nichtsdestoweniger sieht man viele, die gegen ein solches Muss ankämpfen: sie veranstalten prächtige Begräbnisse und treiben groß Gepränge mit den Leichen. Es sieht aus, als wollten sie Gott Widerstand leisten, aber sie erreichen nichts damit.

Soviel ist sicher: das ist aller Menschen Los. Für uns aber gilt es: Wenn uns Gott mit Reichtum bekleidet, so wollen wir's auch leiden, dass er uns dies Kleid wieder auszieht und wir ganz nackt werden und bereit sind, so ins Grab zu gehen. Damit erst können wir den Beweis liefern, dass wir geduldig sind. Gewiss, wir sollen es uns immerdar ins Herz prägen: Gott will es uns an nichts mangeln lassen, er hat uns nicht in die Welt gesetzt, um es uns darin an Nahrung fehlen zu lassen; aber das müssen wir immerdar bedenken, dass uns das alles von anderswoher zukommt, und wir sollen nicht meinen, wir hätten ein Anrecht auf all das, was wir doch nur der unverdienten Güte Gottes verdanken. Schuldig ist uns Gott nichts, und weil wir arme Leute sind, müssen wir zu ihm kommen und alle Tage wie Bettler von seiner grenzenlosen Freigebigkeit leben.

Noch weiter aber führt uns Hiob: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Hat Gott es gegeben, so ist es recht und billig, dass Gott über das Seine verfügt, das er unsern Händen anvertraut hat. Beschert Gott uns Reichtum, so bedeutet das nicht, dass er auf sein Recht verzichtet oder die Herrschaft, die er als Weltschöpfer haben muss, aufgibt. In dem Worte Schöpfer liegt, dass er alle Dinge mit der Bestimmung gemacht hat, dass alle Macht und Alleinherrschaft ihm verbleibt. Und wenn auch jeder Mensch seinen Anteil an den Gütern besitzt, die Gott

den Menschen beschert hat, so muss doch gleichwohl er aller Dinge Herr und Meister bleiben. Das weiß Hiob und hat sich deshalb dem guten Willen Gottes in allen Dingen unterworfen. Wir finden das auch ganz in Ordnung, aber sich auch nun selber darein fügen, das will niemand.

Gott hat aber Freiheit, uns seine Güter genießen zu lassen oder, wenn es ihm gefällt, sie uns in einem Augenblick wieder wegzunehmen. Darum ermahnt uns der hl. Paulus, weil doch „das Wesen dieser Welt vergeht“ und alle Dinge zerfließen und verschwinden (1. Kor 7, 31): „Die diese Welt gebrauchen, dass sie dieselbe nicht missbrauchen“ – also wir sollen unser Herz nicht daran hängen, „nicht hoffen auf den ungewissen Reichtum“ (1. Tim 6, 17), sondern allezeit bereit sein, mit Hiob zu sprechen: Herr, du hast von deinem Recht Gebrauch gemacht: du hast's gegeben, du hast's genommen – es hat dir so gefallen!

Noch wichtiger ist das, was Hiob noch hinzufügt: Der Name des Herrn sei gelobt! In diesen Worten liegt eine völlige Unterwerfung unter Gott und ein Bekenntnis zu seiner Güte und Gerechtigkeit, auch da er so hart von seiner Hand geschlagen wird. Gott hat alle Macht, ihm zu nehmen, was er ihm gegeben, aber jetzt bekennt er auch, dass Gott recht und billig gehandelt hat. Denn wie wäre es möglich, Gottes Namen zu loben, wenn wir uns nicht zuvor zu seiner Gerechtigkeit bekenneten? Wer die Barmherzigkeit und Gnade nicht schmeckt, die Gott den Menschen auch in der Trübsal erzeigt, der kann nicht anders, als die Zähne zusammenbeißen und lauter Gift gegen ihn spritzen.

Hiob sagt nicht: Der Satan hat mir alles geraubt, sondern: Gott hat's getan. Ist das keine Gotteslästerung? Mitnichten! Er hat bekannt, Gott sei gerecht, und hat ihn gepriesen, wie sich's gebührt. Nichtsdestoweniger spricht er es auch, dass Gott das getan hat, was die Mörder und auch der Teufel vollführt haben. Gott ist immer oberster Alleinherrscher; er leitet und ordnet an, was hienieden geschieht, er führt alles zu dem Ende, das ihm gut dünkt. Es geht nicht an, dass wir hier nach unserm Empfinden urteilen, wie es naseweise Leute tun, die ganz klug sein wollen und Gott und sein ganzes Wort ihrem Gutdünken unterwerfen. Aber das sind nicht Menschen, sondern Tiere, und ihr Unverstand geht über alle Grenzen. Da ist weder Wissen noch Verstand; sie wollen sich nur selber aufblasen, darum sagen sie: Wir finden es nicht richtig, dass Gott alles tue, denn dann wäre er ja der Urheber der Sünde. Nun, damit klagen sie den Heiligen Geist an, der doch also geredet hat.



Denn wir müssen uns hier doch bescheiden, und wenn man lange darüber hin und her geredet hat, kommt man doch immer zu dem Schluss: wir können die Größe und Höhe der Werke Gottes nur so weit begreifen, als es ihm gefällt, uns einen Geschmack davon zu geben, und auch das nur nach unserm kleinen Maß gemessen. Nur Gott allein sind seine Werke bewusst. „Dein Recht ist wie eine große Tiefe“ (Ps. 36, 7), und wir haben keinerlei Mittel, sie zu ergründen. Ja, alle, die sich unterfangen, sie zu erforschen, müssen damit zu Schanden werden, es sei denn, dass sie mit aller Ehrerbietung und Scheu vorgehen. Gottes Sache ist es, uns zu erkennen zu geben, was er tut und wie und warum er es tut; dabei haben wir uns an dem genügen zu lassen, was die Schrift uns sagt. Und wenn uns das noch so befremdlich dünkt, und wenn unsere Fassungskraft und Vernunft nicht ausreichen, es zu begreifen, so müssen wir dennoch gestehen, dass Gott gerecht ist; und sowenig wir jetzt davon verstehen, so wollen wir doch warten, bis der Jüngste Tag kommt, an dem wir's nicht mehr stückweise oder im dunklen Rätselwort, wie Paulus sagt (1. Kor 13, 9 ff. ), sondern, was uns jetzt nur wie im Spiegel gezeigt wird, schauen werden von Angesicht zu Angesicht.

So will uns denn Gott seines Schutzes versichern und uns zeigen, dass der Satan keineswegs der Meister ist, der tun könnte, was er will, sondern dass vielmehr Gott sich seiner bedient. Sind wir also auch von Feinden umgeben, ja, sind wir wie Schafe im Rachen der Wölfe, so sollen wir gleichwohl unermüdlich auf Gott vertrauen und versichert sein, dass wir unter dem Schatten seiner Flügel unseres Heils ganz gewiss sein können. Denn Gott hat die Alleinherrschaft über alle Kreaturen, er hält auch den Satan selbst und alle Bösen in der Welt im Zaum. Dabei aber müssen wir daran festhalten, dass wir nicht Gottes Richter sind; denn das hieße sich doch zu viel anmaßen. Ist es nicht eine teuflische Anmaßung, dass die Menschen Gott nur so weit als gerecht wollen gelten lassen, als sie ihn als gerecht erkennen? Am liebsten möchten sie, Gott demütigte sich vor ihnen und ließe sich zu dem Geständnis herab: Siehe, hier stehe ich, um euch Rechenschaft abzulegen.

Nun aber meinen einige, viel gewonnen zu haben, wenn sie in ihrer Vermessenheit sagen: Gott tut nicht alles das, was der Satan oder die bösen Menschen tun; wenn die Gottlosen etwas Böses tun, so tritt Gott dabei nicht in die Tätigkeit, sondern er lässt es nur zu und gibt einfach dazu die Erlaubnis. Aber hat Gott die Macht, es zu verhindern, und er lässt es dennoch zu, -

ist das nicht ebenso gut, als wenn er's selber täte? Das ist also eine ganz freche Ausrede, und Gott braucht doch auch unsere Lügen nicht, um seine Wahrheit und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten! Wir brauchen wirklich nicht zu solchen Ausflüchten zu greifen, um den Gottlosen das Maul zu stopfen, die die Heiligkeit Gottes lästern wollen, sondern wir haben genug an dem, was die Heilige Schrift uns sagt. Die Schrift aber sagt nicht: Herr, du hast's zugelassen, sondern: Du hast's getan. So redet der Herr selbst davon; wollen wir weiser sein als er? Wollen wir ihn glauben machen, er habe unsere Schönfärbereien nötig, um sich gegen unsere Vorwürfe zu schützen? Nein, es handelt sich nicht um eine einfache Erlaubnis, sondern Gott wirkt in der Art, dass die Bösen Werkzeuge seines Willens sein müssen. Und ich bitte euch: Gehört es zum Amt eines Richters, dass er dem Henker Erlaubnis gibt, zu tun, was er will? Nein, im Gegenteil: er spricht das Urteil und gibt den Verbrecher in die Hand des Henkers, dass dieser das Urteil vollstrecke.

Wie ist es aber mit der göttlichen Leitung und Regierung des irdischen Geschehens? Es ist wahr, des Satans ganzes Sinnen und Trachten geht immer nur auf Zerstörung und Vernichtung; Gott aber hat einen anderen Zweck. Denn alle seine Werke heißen „Gerichte“, und mit diesem einzigen Wort will die Schrift alle unsere schlechten Phantasien beseitigen; das Wort ist ein Kennzeichen, das zur Rechtfertigung der Werke Gottes dient: sie sind gerechte Gerichte. Dass dem so ist, sieht man daran: Gott straft die, die ihn beleidigt haben – und wer könnte bestreiten, dass er recht daran tut? Zudem will er seine Gläubigen in der Geduld üben, will ihre fleischlichen Begierden abtöten, will sie zur Demut unterweisen – kann man das alles verurteilen? Sicherlich nicht! Ja, auch die Gottlosen müssen, wenn man sie fragt, ob Gott die Sünden der Menschen strafen kann und ob er nicht die Seinen demütigen darf, Gott die Ehre geben, ob sie wollen oder nicht. So sind denn alle seine Werke gerecht und untadelig, was auch die Menschen daran zu tadeln finden mögen. Zwar hören die Gottlosen niemals auf, gegen Gott zu murren und zu bellen, wenn sie nicht beißen können; dabei aber muss es gleichwohl so kommen, wie David Ps. 51, 6 sagt: „Auf dass du rein bleibest, wenn du gerichtet wirst“ (oder: richtest). Wir brauchen uns gar nicht zu verwundern, wenn man gegen diese Lehre murt; denn es muss so sein, und der Heilige Geist hat es so vorhergesagt; uns aber bleibt nur übrig, in Einfalt des Geistes zu wandeln und mit dem zufrieden zu sein, was Gott uns von sich selber sagt.



## **Hiob 2, 1-10.**

**1) Es kam der Tag, da die Gottessöhne sich vor dem Herrn einstellten, und auch der Satan trat mit ihnen vor den Herrn. 2) Und der Herr sprach zum Satan: Wo kommst du her? Der Satan antwortete dem Herrn: Vom Umherschweifen auf der Erde und vom Umherwandeln auf ihr. 3) Da sagte der Herr zum Satan: Hast du auf meinen Knecht Hiob acht gegeben, der seinesgleichen nicht auf Erden hat – ein Mann, fromm und redlich, gottesfürchtig und allem Bösen Feind? Er hält immer noch fest an seiner Frömmigkeit. Hast du nicht von mir verlangt, ich solle ihn ohne Ursache verderben? 4) Und der Satan antwortete dem Herrn: Der Mensch gibt Haut für Haut und alles, was er hat, um sein Leben. 5) Aber recke einmal deine Hand aus und taste sein Fleisch an – du sollst sehen, er wird dir ins Angesicht fluchen. 6) Und der Herr sprach zum Satan: Siehe, er ist in deiner Hand, doch schone sein Leben! 7) Da ging der Satan hinweg aus der Gegenwart des Herrn und schlug Hiob mit bösen Geschwüren von der Fußsohle bis zum Scheitel seines Hauptes. 8) Da nahm er einen Scherben, um sich damit zu schaben, und saß mitten in der Asche. 9) Sein Weib aber sprach zu ihm: Hältst du noch immer an deiner Frömmigkeit fest? Segne den Herrn und stirb! 10) Er aber antwortete ihr: Du redest wie die närrischen Weiber. Das Gute nehmen wir vom Herrn an, und das Böse sollten wir nicht annehmen? In alledem versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen.**

Der Satan und alle bösen Menschen der Welt können sich gegen uns erheben, aber dabei bleiben sie dennoch unter Gottes Hand und sind nur Vollstrecker seines Willens. Das geschieht zwar wider ihren Willen; gleichwohl muss es so sein, da Gott die Alleinherrschaft der ganzen Welt hat und der Teufel sowohl wie die Gottlosen ihm unterworfen sind und nichts ohne seinen Willen tun können. Darum heißt es auch aufs Neue, der Satan sei unter den Gottessöhnen vor ihm erschienen. Gott fragt den Satan: Hast du nicht acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Der Satan hört, wie Petrus sagt, nicht auf, umherzugehen „wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge“ (1. Petr 5, 8), doch fügt der Apostel hinzu: „Dem widerstehet, fest im Glauben.“ Des Sieges können wir versichert sein, wenn wir uns ganz auf Gott stützen und auf die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, von der es bei Johannes Kap. 10, 29 heißt: „Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist grö-

ßer denn alles. “ Deshalb brauchen wir nicht zu fürchten, der Satan könnte seinen Schöpfer überwinden. Nun aber hat uns Gott in die Hände unseres Herrn Jesus Christus gegeben, auf dass er uns ein guter und getreuer Wächter Leibes und der Seele sei. Wir sehen aber an Hiob, wie nötig es uns ist, dass wir auf die Probe gestellt werden: wir sehen, wie nötig wir Gottes Hilfe haben; zugleich aber ist unser Glaube viel besser bewährt und die Kraft des Heiligen Geistes wird viel deutlicher und besser an uns sichtbar, wenn wir über die Anfechtungen den Sieg gewonnen haben. Deshalb wollen wir uns mit dieser himmlischen Stärke wappnen, dann können wir allen Anläufen Widerstand tun, bis wir einst, wenn wir in die ewige Ruhe des himmlischen Reiches versammelt werden, den völligen Sieg davontragen.

Zieht aber Gott seine Hand von uns ab, so müssen wir uns bereit machen, noch größeres Elend zu leiden, als das war, dem wir schon entronnen sind. Denn so geht Gott immer vor, wenn er die Seinen schlägt: Solange sie noch Neulinge und ans Leiden noch nicht gewöhnt sind, schont er sie; einem kleinen Kinde bürdet man ja auch nicht eine so schwere Last auf wie einem Mann. Gott achtet auf unsere Tragkraft, und je nachdem wir im Tragen der Last geübt sind, legt er uns kleine oder mittelmäßige auf; sind wir erst einmal abgehärtet, dann kann er uns wohl mehr belasten, zumal er uns auch die Kraft gegeben hat, die Last zu tragen. Wir kennen das Wort des Herrn an Petrus: „Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteten und führen, wohin du nicht willst“ (Joh. 21, 18). Es war sehr hart, dass Hiob seiner Güter beraubt wurde, dass er seine Kinder verlor und dass er verarmte, aber etwas ganz anderes war es, dass der Satan seine Person antastete, so dass er voll bösen Ausschlags wurde, von dessen besonderer Art man nur weiß, dass er war wie ein Aussatz - und die Heilige Schrift zeigt uns, dass es ein Übel allerschlimmster Art gewesen sein muss. Ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, wo er doch bis dahin von jedermann geehrt ward, liegt er da wie ein faulender Leichnam, so dass er gleichsam bei lebendigem Leibe verwesen muss und sich in äußersten Schmerzen windet. Das hatte der Satan mit dem Worte gemeint: Der Mensch gibt Haut für Haut. Sein eigen Kind gibt er zum Lösegeld, wenn er sich damit retten kann; dabei meint er noch viel gewonnen zu haben, indem er sein Leben rettete; hat er auch alles verloren, so kann er sich wenigstens damit noch trösten und seinen Schmerz lindern. Diese List nimmt der Satan aus der Natur der Menschen; unser Leben ist uns so kostbar, dass uns alles

andere leichter zu ertragen scheint als leibliche Schmerzen. An diesem Gottesknecht jedoch erblicken wir eine unüberwindliche Standhaftigkeit: es gehe ihm, wie es wolle, - er lässt nicht ab, Gott zu loben.

Die Menschen müssen sich selbst verleugnen, um sich Gott ganz zu übergeben. Solange ein Mensch sich selbst gefällt – und wenn er auch sonst daran gewöhnt ist, Gott zu dienen -, geht es mit ihm rückwärts statt vorwärts. Wer Gefallen an sich selber hat, der hat auch Gefallen an seinem Behagen und seinem Vergnügen; er verlangt nach allem, was ihm nützlich ist und wonach ihn gelüstet. Aber genau das Gegenteil davon will Gott an uns tun. Wieso denn? Wie ist das möglich? Hat denn Gott Gefallen daran, uns zu beschweren? Keineswegs, sondern er tut es, weil es uns heilsam ist, uns so zu zähmen und zu demütigen; denn sonst beweisen wir nicht den untertänigen Gehorsam, den wir ihm schuldig sind. Passte sich Gott in seinen Schickungen unserm Willen an, so könnte man gar nicht unterscheiden, was es um einen rechten Gehorsam ist; behandelt er uns aber unsern Wünschen entgegen, und bleiben wir auch dann noch ihm unterworfen und geben wir ihm die Ehre, uns regieren zu lassen nach seinem guten Willen und wie er es fügt, dann erst können wir von Gehorsam reden. Wohl dürfen wir Gott bitten, dass er uns beistehe und uns zuschicke, was uns förderlich ist, aber dabei müssen wir die Grenze innehalten, er wolle uns tun, wie er's für gut erkennt; und wenn es unserm Wunsche entgegen geht, uns die Gnade zu erweisen, dass wir uns ihm anpassen und in allen Dingen ihm folgen, wohin er uns ruft. Und daran haben wir zu lernen. solange wir leben. Um ein schwieriges Handwerk zu erlernen, braucht man viel Zeit, und umso mehr kann dann hernach von Kunst reden. Ebenso schwierig aber ist diese Lektion, ja noch schwieriger, wenn man sie wirklich ausüben will. Es ist wohl wahr: Mit dem Bekenntnis sind wir schnell fertig, dass Gott Meister sein und über uns herrschen muss, aber wenn's zur Tat kommt, so gibt's wenige, die sich darein schicken.

Nun wird uns berichtet, dass Hiobs Weib kommt und ihn zur Verzweiflung zu treiben sucht. Hältst du noch immer an deiner Frömmigkeit fest? Segne Gott und stirb! Auch wenn wir keine Blasebälge haben, die das Feuer schüren, so findet der Teufel in uns selber schon Mittel genug, um uns zu reizen. In unserer Natur schlummert soviel Widerspenstigkeit, dass es zum Erbarmen ist. Statt uns sanftmütig Gott zu unterwerfen mit unserm Geist und Willen, machen wir uns allerlei leichtfertige Gedanken und Phantasien, und

es ist keiner unter uns, der nicht ins seinem Hirn solche Träume spanne, die ihn wie trunken machen. Der Satan braucht also nicht lange nach Werkzeugen außer uns zu suchen, um uns zu betrügen; er findet deren genug in uns. Die Feinde sind schon drinnen! Drum hatte Hiob einen doppelten Krieg zu führen. Zu all seiner eigenen inneren Anfechtung hinzu treibt ihn noch sein Weib zur Verzweiflung. Das ist der Gipfel alles Übels! Ja, Gott lässt es zu, dass den Seinen so etwas zustößt, besonders wenn er eine scharfe Prüfung mit ihnen vornehmen will. Das ist nicht nur dem Hiob so ergangen, wir sehen es auch besonders an David, ja nicht minder an unserm Herrn Jesus Christus. Das sind zwei Spiegel, worin diese Art von Anfechtung sichtbar werden soll. Denn darüber bricht David in die schmerzlichste Klage aus, dass man seine Hoffnung auf Gott verhöhnt, als dürfe ein jeder das Maul gegen ihn aufreißen: „Seht ihn nur an! Er sah ja aus, als wenn er Gott im Schoße säße, er nennt ihn seinen Schutzherrn, seine Burg, seine Feste; er rühmt sich, sein Ohr stehe immer offen und allezeit fände er bei ihm seine Zuflucht; kurzum, es sah aus, als würde Gott ihn nie verlassen. Aber nun sieht man, was das für eine Freundschaft ist!“ Alles Ungemach, das David erlitten hat, ist ihm nicht so hart gewesen, nichts hat ihn so tödlich zerschmettert wie dieser Spott, den man ihm antat. Und Satan weiß ganz genau, dass er uns an der Gurgel packt, wenn er dies Spiel gewinnt; denn dann ist nicht mehr die Rede davon, dass er uns Arm oder Bein zerschmettert, nein, dann kommt er uns geradeswegs ans Herz und an die Kehle, wenn er es fertig bringt, dass die boshafte Menschen ihren Spott mit uns treiben, als hätten wir vergeblich auf Gott gehofft und wären in unserer Erwartung getäuscht. Dann ist es mit unserem Glauben vorbei, wenn wir einer solchen Anfechtung Raum geben. So ist es David ergangen, und in vollem Maße hat es sich bei unserem Herrn Jesus Christus erfüllt. Wir aber, die wir seine Glieder sind, müssen ihm darin gleich gestaltet werden, und diese Ähnlichkeit muss sich an uns auswirken. Also müssen wir uns auf Widerstand bereit machen, wenn wir Unglück leiden und die Bösen unsern Glauben verhöhnen, um uns so zur Verzweiflung zu bringen, dass es uns ist, als ob Gott unser Feind sei, ja als ob er uns mit eitler Hoffnung tränke, wenn wir bei ihm nicht die erwartete Hilfe finden. Gewiss, schwer ist es, solche Anfechtungen zu überwinden; aber der, der Hiob stark gemacht hat, sollte der nicht ebenso mächtig sein, uns zu helfen, dass es mit uns nicht gar aus ist? An Hiob haben wir ein Beispiel: Erst quält uns der Satan, erst tastet er unsere Person, dann unser Hab und Gut, dann alles Übrige an, und schließlich müssen

wir uns noch verspotten lassen, und den letzten Stoß muss unser Glaube aushalten. Ja, dabei geht es nicht anders, als dass der Name Gottes gelästert wird. Dennoch aber müssen wir in äußerster Angst und Not geraten, wenn es soweit kommt. Denn wenn die Ungläubigen uns vorhalten, wir seien von Gott verworfen, und ihn der Lüge zeihen, als habe er uns betrogen, so kann es ja gar nicht anders sein, als dass uns das quält und kränkt; trotzdem aber dürfen wir nicht müde werden, und wir müssen uns ins Gedächtnis rufen, dass das Beispiel Hiobs und Davids und Jesu Christi selbst uns nur dazu helfen soll, dass wir nichts Befremdliches darin finden dürfen, wenn wir ihrem Bilde gleich gestaltet werden. Denn so hat es Gott gemeint, als er uns dem Leibe seines Sohnes einpflanzte: er ist der Schutzherr aller seiner Gläubigen, wie Paulus Röm. 8 ausführt.

Hältst du noch immer an deiner Frömmigkeit fest? Sie meint: Was gewinnst du damit, dass du Gott dienst? Du wolltest dadurch doch erreichen, dass er dich auf seinen Armen trage, dass er dich liebkose, du wolltest auch etwas davon merken, dass er dein Vater sei, und nun siehst du, dass er dein Feind und dein Verfolger ist. Da siehst du, deine Frömmigkeit hilft dir nichts. Das Wort „Segne den Herrn und stirb“ legt man verschieden aus. Wir sahen schon, dass das Wort „segnen“ manchmal für „fluchen“ gebraucht wird. Dieser Sprachgebrauch soll uns lehren, die Gotteslästerung als etwas, wofür es gar keinen Ausdruck gibt, zu verabscheuen. Murren gegen Gott, ihn verfluchen, etwas gegen seine Ehre aussprechen, das ist so abscheulich, dass wir einen Ekel davor haben müssen. So sehen wir auch, dass Paulus Hurei, Narreteidinge, Fressen, Saufen und Diebstahl als Dinge bezeichnet, die man unter uns überhaupt nicht aussprechen soll. Doch legt man die Stelle auch so aus: Schimpfe auf Gott und dann stirb; räche dich an ihm ein einziges Mal, bevor du sterben musst, denn du siehst doch, dass er dich betrogen hat! Ja, es besteht kein Zweifel daran, dass Hiobs Frau ein Werkzeug des Satans war; man braucht sich also gar nicht zu wundern, wenn sie gleich einer Proserpina ist, einer Furie aus der Hölle, die den Hiob nur so von Sinnen bringen soll, dass er sich gegen Gott erhebt und sich an seiner Majestät versündigt. Aber bei rechtem Nachdenken ist der natürliche Sinn des Wortes vielmehr dieser:

Segne Gott und stirb! „Du magst Gott solange preisen, wie du willst, gewinnen wirst du damit nichts! Es ist nur verlorene Zeit, und sterben musst du doch, das ist ganz bestimmt; du siehst, dass deine Gebete bei Gott keine



Erhörung finden. Ob du ihn auch preisest, es ist alles einerlei – bis in den Himmel dringt das alles nicht. Du magst dich vor Gott demütigen, so tief du willst, - sterben musst du doch als ein armer, verzweifelter Mensch. Warte nur nicht darauf, dass Gott im Frieden mit dir handle oder sein Zorn sich lindere – du musst fort von hier. “

Hiobs Weib ist nur darauf bedacht, ihn in Verzweiflung zu bringen; er soll sich an Gott ärgern, und anstatt Gott zu preisen, wie er bisher getan, soll er ihm trotzen und quer durchs Feld laufen wie ein wildes Tier. Wohl ist dies Wort aus dem Munde einer Frau gekommen, aber wie viele findet man heutzutage, die ebenso sprechen! Das ist die gewöhnliche Art der Welt; denn wir dienen Gott nur unter günstigen Fahnen, wie man zu sagen pflegt. Ja, die Leute schämen sich nicht einmal, ihrem Unglauben durch Sprichwörter Ausdruck zu geben. Sie sagen: Man muss sich nicht derart auf die Zweige des Baumes verlassen, dass man sich nicht (zugleich auch) an den Stamm (d. h. an das Greifbare) hält! Als wollten sie sagen: Man muss sich nicht völlig auf Gott verlassen. Damit zeigen wir doch nur, dass wir Gott keine Ehre geben; wir machen uns eine Vorstellung von ihm, je nachdem die Dinge gehen. Wenn Gott uns Gutes tut, dann lassen wir wohl merken, dass wir ihm verpflichtet sind; aber wenn er uns übel behandelt, dann heißt es: Wozu plagen wir uns noch?

Aber auch wenn die Gottlosen uns nicht plagen, so können doch selbst die, die in der Schule Gottes sehr viel gelernt haben, sich selbst solche törichten Gedanken machen. Sehen wir doch selbst einen Mann wie David bekennen, er sei wie auf Eis gegangen, da er merkte, dass es den Gottlosen immerdar wohl gehe, und sie sich berauschten an den Wolllüsten dieser Welt, dass sie nicht in solchem Kummer lebten wie die Frommen, die armen Gläubigen aber das Wasser der Angst trinken müssten und Gott nicht aufhöre, sie zu plagen. Endlich sei es so weit mit ihm gekommen, dass er dachte: „Soll es denn umsonst sein, dass mein Herz unsträflich lebt und ich meine Hände in Unschuld wasche?“ Solche Gedanken sind ihm gekommen, aber er hat ihnen tapfer widerstanden (Ps. 73). Lasst uns auch darauf achten, dass wir selbst gegen unsere allerbesten Freunde wohl auf der Hut sein müssen! Nicht meinem Weibe, nicht meinem Nächsten noch irgendeinem Vertrauten darf ich mich ganz hingeben; unsere Verbundenheit untereinander muss derart sein, dass wir immer auf Gott blicken und das Band unserer Eintracht und Freundschaft von ihm geknüpft ist. Hat einer aber in seinem Hause ei-

nen Teufel, der ihn plagt, oder gar zwei oder drei, so muss er doppelt auf der Hut sein. Der Satan, unser Feind, ist gar zu listig, er späht einen Punkt aus, wo er am besten einbrechen kann, und findet er eine schwache Stelle, so legt er dort eine Bresche. Den leichtesten Eingang findet er in der Liebe, mit der der Mann an seinem Weibe hängt, und an dem Busenfreund, auf den er vertraut. So versucht der Satan, sich dieser Leute gegen uns zu bedienen. Das soll den guten und gottgemäßen Freundschaften keinen Abbruch tun; aber der Mann muss Gott bitten, er lasse ihm sein Weib nicht zu einem Höl- lenbrand werden, der das Feuer der Ungeduld oder der Verzweiflung in ihm entzünde und ihn zur Lästerung treibe. Ebenso muss das Weib Gott bitten, dass ihr Mann sie leite, wie sich's gebührt, und dass er sie immerdar zum Guten führe, ist er doch ihr Herr und Haupt. Als Hiob sieht, dass sein Weib darauf ausgeht, ihn in den Abgrund der Hölle zu stürzen, leistet er ihm ernsthaften Widerstand. Sind wir Gottes Kinder, so müssen wir uns solchen Gotteslästerungen widersetzen.

Ebenso aber, wie Hiob seinem Weibe, müssen auch wir ähnlichen Anfech- tungen entgegen treten, von woher sie auch kommen mögen. Wenn wir's recht überlegen, wir haben keinen schlimmeren Feind unserer Seligkeit als uns selber, nämlich unsere böse Natur und die schlechten Triebe, die wir darin vorfinden und die ebenso viele Feinde sind, uns an unserer Seligkeit zu hindern. Darum muss ich am heftigsten über mich selber zürnen; denn aus mir selber kommen meine ärgsten Feinde. Kommen uns nun solche tö- richte Gedanken in den Sinn, die uns reizen, gegen Gott anzubellen – und unser Herz ist voll Widerstrebens und Aufsässigkeit gegen ihn -, so wollen wir uns nicht selbst beschwindeln mit dem Gedanken: So sind wir nun ein- mal, und wir können uns nicht besser machen als wir sind. Solche Ausreden helfen uns nichts, sondern man muss standhaft kämpfen und widerstehen, und es ist nicht genug, dass wir einfach sagen: Ja, ja, man muss sich in Acht nehmen, oder dergleichen. Nein, nein, man muss in den Kampf eintreten, in einen ernsten Kampf, in dem man seine ganze Kraft und sein ganzes Bemü- hen einsetzen muss, sonst kommt man nicht zum Ziel.

Nun fügt Hiob hinzu: Das Gute nehmen wir vom Herrn an, und das Böse sollen wir nicht annehmen? Hier bringt er eine natürliche Erwägung vor, die uns dazu bewegen soll, die Übel und Widerwärtigkeiten, die Gott uns schickt, geduldig zu ertragen. Fühlen wir uns sterblichen Menschen zu Dank verpflichtet, so werden wir auch willig sein, etwas Böses um ihretwil-

len zu leiden. Tun wir aber so etwas den Kreaturen zu Gefallen, was sind wir dann erst dem Schöpfer schuldig! Soviel Gutes tut uns Gott – und wir sollten nichts Böses von ihm leiden wollen, wenn es ihm gefällt? Soll er nicht unser Meister sein und uns betrüben dürfen, wenn es ihm gut dünkt? Und wenn wir noch hunderttausend Mal geduldiger wären als im Erleiden des Bösen von Menschen, denen wir verpflichtet sind, - das ist alles noch nichts! Warum? Weil die Majestät Gottes höher ist als alle Kreaturen, so dass wir gegen ihn überhaupt unsere Pflicht nicht zu erfüllen vermögen, wie sich's gebührt. Und wenn wir den Menschen unsere schuldige Pflicht leisten, so ist es doch völlig unmöglich, mit unserer Pflicht gegen Gott jemals ans Ende zu kommen. Aber vor allen Dingen müssen wir die täglichen Gnadengaben betrachten, die er uns zuteilt. Wenn wir richtig rechnen, müssen wir mit David bekennen: „Herr, mein Gott, deine Wunder sind nicht zu zählen“ (Ps. 40, 6). Warum? Weil Gottes Güte ein Abgrund ist, an den wir nicht ohne Entzücken denken können. Wenn einer bedenkt, wie sich Gott seit seiner Geburt, ja schon vor seiner Geburt als Vater gegen ihn erzeigt hat, müsste er dann nicht schamrot werden, ehe er noch den hundertsten Teil davon entdeckt hat? Unzählbar sind die Gnaden Gottes und unbegreiflich; warum wollten wir dann nicht die Trübsale annehmen, die er uns schickt? Und wenn wir noch viel mehr angefochten würden, so gingen doch seine Wohltaten weit über die Trübsale, die wir von seiner Hand zu leiden haben.

In alledem versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen. Das muss man nicht so verstehen, als wäre Hiob ein Heuchler gewesen und als hätte Gott nur mit dem Munde gelobt, während sein Herz ganz anders empfand. Es soll damit nur gesagt sein, wie wunderbar tapfer er sich gehalten hat. Der hl. Jakobus sagt (3, 2): „Wer auch in keinem Wort fehlt, der ist ein vollkommener Mann.“ Warum? Die Leute sind schnell fertig mit dem Wort; bisweilen ist das Wort schon ausgesprochen, ehe wir noch die Sache recht erfasst haben. Wer sich so beherrschen kann, dass ihm kein unbedachtes Wort entfährt, der ist mit einer ganz einzigartigen Gnade Gottes begabt. Hiob kennt kein Widerstreben gegen Gott, ja, selbst seine Worte sind genau abgewogen, während sonst die Menschen so leichtfertig sind, dass sie ihre Zunge nicht im Zaum halten können: so hat sich Hiob vor Gott gedemütigt. Lasst uns denn Gott anrufen, er wolle uns die Gnade verleihen, dass kein Wort über unsere Lippen komme, das der Ehre seines heiligen Namens Abbruch tue! Denn vornehmlich die Zunge soll der Ehre Gottes geweiht sein. Dazu sollen wir zwar alle unsere Glieder gebrauchen; wie er alles geschaffen hat,

so ist es auch billig, dass der ganze Mensch der Ehre Gottes diene; aber er will ausdrücklich, dass die Zunge in unserm Munde also erklinge, dass sie ein Werkzeug seiner Verherrlichung sei. Machen wir den gegenteiligen Gebrauch davon, so verkehren wir die Ordnung der Natur. Gleichwohl aber sind wir zu diesem Fehler geneigt, und nichts wird uns so schwer, als Zurückhaltung zu üben mit unserer Zunge. Umso mehr müssen wir Gott bitten, er wolle uns so regieren, dass wir auch nicht ein Wort aussprechen, das nicht zu seiner Ehre diene.

Hiob weist sein Weib nicht allein zurecht, sondern er zeigt ihm auch seine Torheit. Wir müssen uns also wohl vorsehen, dass wir uns in keinen Wortstreit oder Rechtshandel mit Gott einlassen, sondern uns im Zaum halten und uns selbst anklagen. Sind wir irgendwie von einem bösen Zweifel angefochten, so sind wir schon vor Gott verdammt. Lasst uns also seinem Gericht zuvorkommen und uns selber richten und verdammen, dabei aber nicht daran zweifeln, dass Gott uns gnädig ist und Geduld hat mit unserer Schwachheit! Nur lasst uns durch die Gnade des Heiligen Geistes solche Gedanken verwerfen und nicht darein willigen, den törichten Phantasien, die wir in unserm Herzen hegen, nachzugeben! So sollen wir es machen.

## Hiob 2, 11 – 3, 4

**11) Da nun die drei Freunde Hiobs von all dem Unglück hörten, das über ihn gekommen war, Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von Naema, kamen sie aus dem Ort, wo sie wohnten; denn sie hatten sich verabredet, ihm ihr Mitleid zu bezeigen und ihn zu trösten. 12) Da sie nun von ferne ihre Augen aufhoben, erkannten sie ihn nicht; darnach erhoben sie ihre Stimme und weinten; sie zerrissen ihr Obergewand und streuten Staub gen Himmel auf ihre Häupter. 13) Und sie saßen neben ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte lang und keiner redete ein Wort, denn sie sahen, dass sein Schmerz übergroß war. 3, 1) Dann tat Hiob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag. 2) Und Hiob hub an und sprach: 3) Verderben komme über den Tag, da ich geboren ward, und über die Nacht, da man verkündigte: es ist ein Knabe empfangen! 4) Dieser Tag müsse finster sein, und Gott dort oben müsse nicht nach ihm fragen; kein Glanz erstrahlt über ihm!**

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als wollte Gott seinen Knecht Hiob erleichtern, als er ihm Männer zuschickt, die ihm Mitleid zeigen und dabei weise und verständig genug sind, um ihn zu trösten; wir werden ja auch hernach aus ihren Reden erkennen, dass es treffliche Männer waren. Deshalb hätte man urteilen können, Gott wolle nun dem Hiob seine Hand entgegen strecken, um ihn von dem Elend zu erlösen, das er ihm zugeschickt. Aber wir werden sehen, dass dieser Freundesbesuch allein dazu gedient hat, sein Elend nur noch schwerer zu machen und ihn in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung zu stürzen. Wenn wir bisweilen auf Erlösung von unserer Trübsal hoffen, und es kommt doch anders, als wir erwartet haben, so darf uns das nicht befremden. Auch Hiob hatte beim Anblick seiner Freunde Hoffnung geschöpft, aber die Hoffnung hat ihn betrogen; sie waren wie Teufel und kamen, um ihn schlimmer zu quälen, als er zuvor gequält war. Gleichwohl war das nicht ihre Absicht; sie kommen nicht um Hiob zu verspotten, es ist keinerlei Bosheit in ihnen, nein, sie haben ihn recht und aufrichtig lieb. Sie wollen ihm ja Mitleid erzeugen, wollen einen Teil seiner Last auf sich nehmen, ja, sie wollen, soviel sie können, seinen Schmerz so mit ihm tragen, als wären sie ein Stück von ihm. Dazu kommen sie, und gleichwohl macht das Hiobs Anfechtung nur noch schwerer. Wenn wir es auch noch so gut meinen und unsern Nächsten noch so ernstlich in seinem Leid trösten wollen, - unsere gute Meinung ist dennoch nichts nütze, wenn

Gott uns nicht dabei leitet. Es fehlt uns an Klugheit, und deshalb machen wir alles falsch; wir wollen das Beste von der Welt, und doch bringen wir den armen Menschen nur zur Verzweiflung, der doch schon genug unter seinem Elend leidet. Wir sind nicht vorsichtig und geschickt genug. Gott muss uns die rechte Klugheit geben, dazu aber auch eine rechte Freundlichkeit, sonst sind wir zu streng gegen die, an denen wir verzweifeln möchten; wir müssen Gutes von ihnen hoffen, wie es denn auch heißt: „Die Liebe hoffet alles“ (1. Kor 13, 7). Wir mögen wohl all unsere Habe den Armen geben; aber wenn die Liebe nicht da ist, so ist es nichts (1. Kor 13, 3). Was wir auch für schöne Dinge tun mögen, es ist nichts als Lug und Trug, wenn nicht in allem die Liebe waltet. Oft genug sehen wir jemand sich alle Mühe geben, einem anderen zu helfen; aber er hat kein Mitgefühl. Und das wünscht man sich doch zu allererst, wenn man Trost begehrt.

Als die Freunde zu Hiob kamen, um mit ihm zu klagen, wollten sie ihn gleichzeitig trösten und erquicken. Aber sie bleiben auf halbem Wege stehen: in bester Absicht sind sie aufgebrochen, aber sie gehen nicht in der richtigen Weise vor; sie behalten das Mitgefühl mit Hiob nicht bei und suchen nicht nach ernsthaften Mitteln, ihn wirklich zu trösten. Nichts davon tun sie, sie sind ganz wie von Sinnen. Ohne Zweifel nehmen sie Anstoß an Hiob, als sie solch einen Jammer sehen; es dünkt ihnen, Gott würde nicht so rau mit ihm umgehen, wenn er nicht ein ganz verworfener Mensch wäre. Sie ärgern sich dermaßen an seinem übergroßen Jammer, dass ihnen der Mut entfällt, ihn zu trösten.

Darnach erhoben sie ihre Stimme und weinten. Diese Tränen kamen nicht aus Verstellung; nein, sie meinten es gut; aber weil sie über den großen Jammer Hiobs so erschrocken waren, gerieten sie in Bestürzung und konnten ihren Dienst nicht so ausrichten, wie sie sich's vorgenommen hatten. Es genügt also nicht, jemanden lieb zu haben und ihm diese Liebe äußerlich zu zeigen, sondern es muss eine rechte Liebe sein, sonst können wir einander nicht dienen, wie Gott es haben will.

Dass sie aber ihr Obergewand zerreißen, sich neben ihn auf die Erde setzen, ohne ein Wort zu sprechen, ist ein Ausdruck ihres Mitgefühls, zugleich aber wollen sie sich mit Hiob demütigen und gleichsam bei Gott fürbittend für ihn eintreten, dass er ihm gnädig sei. Denn wenn die Alten Staub auf ihr Haupt streuten, so geschah das zum Zeichen ihrer Demütigung und Sünden-erkenntnis; sie gaben sich damit vor Gott als schuldig zu erkennen, als wä-

ren sie rechte Übeltäter. Wohl hatte auch Hiob Anlass, so zu verfahren; seine Freunde aber konnten ihre Freundschaft nur so beweisen, dass sie das gleiche taten; denn wir müssen an unseres Nächsten Stelle treten, wenn wir Gott für ihn um Verzeihung bitten wollen. Und das ist die größte Hilfe, die wir ihm erzeigen können, dass wir Gott bitten, er wolle ihn nicht ganz und gar verwerfen. Dazu aber gehört, dass wir ganz in Gemeinschaft mit den anderen treten und uns vor Gott demütigen, um mit ihnen zu leiden. Sieben Tage und sieben Nächte sitzen Hiobs Freunde bei ihm, um mit ihm zu trauern und ihn zu trösten. Dabei aber reden sie kein Wort, so bestürzt sind sie, da sie sehen, wie streng Gottes Hand mit ihm ist. Aber sie sind doch mit dem festen Vorsatz gekommen, ihn zu trösten; haben sie denn alle die Reden vergessen, die sie ihm zum Trost halten wollten? Nein, sie schweigen nur, weil sie ganz von dieser Vorstellung erfüllt sind: wenn Gott einen seiner Diener bloß plagte, so könne man ihn noch trösten, aber wenn Gott ihn verlasse, so zeige er damit an, dass er ihn verworfen habe und es keine Hoffnung mehr für ihn gebe – deshalb könne man ihn auch nicht mehr trösten. Darum sind sie so bestürzt.

Aber sie hätten auf Gottes Verheißungen blicken sollen, durch die er uns bezeugt: Auch wenn euch dünkt, es sei alles verloren und keine Hoffnung mehr, so kann ich euch doch noch Hilfe schicken; aber das haben sie nicht getan. Wir müssen also Gott bitten, er wolle uns bei eigenem oder fremdem Unglück in den Schranken halten, damit unser Mitgefühl nicht derart sei, dass wir meinen an allem verzweifeln zu müssen. Denn der Teufel will nichts lieber, als dass wir aus unserm Unglück diesen Schluss ziehen und uns in den Kopf setzen, Gott habe uns verworfen. Geben wir dieser Anfechtung Raum, so werden wir der Gnade Gottes und aller seiner Verheißungen beraubt.

Bisher hat sich Hiob ganz und gar unterworfen und nicht aufgehört, Gott zu preisen bei all seinem Elend. Nun aber schlägt er scheinbar eine ganz andere Richtung ein und lehnt sich trotzig gegen ihn auf. Da stehen wir vor einem Kampf, der auf der einen Seite die menschliche Schwachheit offenbart, andererseits aber zeigt, dass noch ein Rest von Widerstandskraft da ist. Hiob hinkt auf beiden Seiten: vorher war in ihm lauter Standhaftigkeit und Widerstandskraft, jetzt ist alles in ihm in Verwirrung, und die Schwachheit seines Fleisches macht ihn wankend, so dass er gegen Gott murret; dabei aber ist es nicht seine Absicht, sich als einen Feind Gottes hinzustellen. So-

viel ist jedoch sicher: es entfahren ihm böse Worte, und zwar aus einem bösen Willen heraus, Worte, die man nicht entschuldigen kann. Ja, die Menschen können nichts tun, es werde ihnen denn von oben gegeben; darum wollen wir uns ja nicht unserer eigenen Kräfte rühmen, als könnten wir mit unserm „freien Willen“ Berge versetzen und Wunder tun. Wenn Gott die Hand von uns abzieht, liegen wir am Boden!

Was ist das doch für eine seltsame Veränderung, die auf einmal mit Hiob vorgeht! Es liegt doch gar kein neuer Anlass vor, sich so zu erbittern und den Tag seiner Geburt zu verfluchen – und gleichwohl tut er's, nachdem er sich sieben Tage so geduldig erwiesen! Er ist scheinbar ein ganz anderer geworden. Aber so ist der Mensch: man braucht nur die Hand umzudrehen, und alle unsere Kraft ist verschwunden, wenn Gott uns nicht mehr beisteht. Deshalb wird der Mensch auch mit einem Schatten verglichen, nicht allein deshalb, weil unser Leben so gebrechlich und hingällig ist, sondern weil wir so schwankend sind und keine Standhaftigkeit haben. Immerfort ändern wir uns: bisweilen blasen wir uns auf, als hätten wir einen Löwenmut, und gleich darauf sind wir so weichlich und weibisch, dass wir ganz ohne Vernunft und Verstand sind. Ja, wir haben es wahrlich nötig, immerdar um uns selbst in Sorge zu sein und anzuhalten mit Gebet und Flehen.

Hiob verflucht den Tag seiner Geburt! Einige wollen ihn ganz und gar entschuldigen: er habe sich von seinem Jammer hinreißen lassen, ohne doch Gott dabei zu lästern; andere meinen, er habe sich so völlig gehen lassen, dass es ihm nicht mehr gelungen sei, Gott zu preisen; aber er habe sich nur von seinen Gefühlen hinreißen lassen und geredet wie einer, der von Sinnen ist. Aber die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: er hat wohl gekämpft, dabei aber eine Wunde nach der andern empfangen und ist ganz ins Wanken gekommen. Mit seiner früheren Vollkommenheit ist es vorbei. Obwohl er unter dem Druck seines Elends mitten auf dem Wege zu erliegen meinte, ist er doch tapfer weitergegangen und hat Gott gehorsam bleiben wollen – aber es erging ihm wie dem Paulus: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht“ (Röm. 7, 19). Wir wissen ja auch, wie es Jakob ergangen ist: Gott wollte an seinem Beispiel zeigen, dass es auch bei seinen Gläubigen in ihren Kämpfen gegen die Anfechtungen nicht ohne Niederlagen und Narben abgeht. Er kämpft mit dem Engel des Herrn, nicht weil er Gottes Feind wäre – Gott will nur seine Kinder prüfen und auf die Probe stellen, wie wir's im ersten Kapitel sahen. Er will den Jakob geschickt machen, neue Kämpfe zu beste-



hen: er erhebt ihn in den Adelsstand und legt ihm den Namen „Israel“ bei, das heißt „Gottesstreiter“. Aber war es so, dass er bei seinem Siege gänzlich unverletzt blieb? Keineswegs, sondern seine Hüfte ist ihm derart verrenkt und zerbrochen, dass er lahm wird und sein Leben lang hinken muss. Der Sieg war sein, aber wie hat er sich müssen demütigen lassen! (Gen 32). Solcherart ist auch der Widerstand der Gläubigen gegen die Anfechtungen: sie können wohl ins Wanken kommen, so dass Gott sie lebenslang demütigen muss, damit sie ihre Schwachheit kennen lernen und darüber seufzen; aber dabei gewinnen sie gleichwohl im Streit den Sieg, und Gott lässt nicht zu, dass sie ganz auf dem Boden liegen. Wenn auch ihre Schenkel schwach werden, das Herz bleibt doch fest, wie das Sprichwort sagt.

Worin aber und wie weit hat Hiob gefehlt? Da müssen wir zuvor untersuchen, inwiefern die Menschen ihres Lebens müde werden dürfen. Schon zahlreiche Heiden haben das Elend des Erdenlebens erkannt und gesagt, der Geburtstag sei kein Freudenfest, sondern vielmehr ein Trauertag; denn wenn der Mensch auf die Welt komme, so fange er sein Leben mit Weinen an. Ja, der Mensch ist eine arme Kreatur, das elendeste unter allen Geschöpfen; wenn wir's recht erwägen, es ist ein unergründlicher Abgrund des Jammers und Elends, in den wir versenkt sind. Sieht man nur auf das gegenwärtige Leben, so möchte man wohl mit Recht weinen, wenn ein Kind geboren wird, und bei seinem Sterben möchte man sich freuen, weil es nun von soviel Jammer und Elend erlöst ist. So haben die Heiden gesagt, aber ihr Verständnis reichte nicht so weit, wie uns Gott durch sein Wort geführt hat: sie haben im gegenwärtigen Leben immer nur nach dem einen getrachtet, stets darin zu bleiben; es ging ihnen freilich nicht zuerst um Essen und Trinken, sondern darum, mit Ehren durchs Leben zu kommen. Wir aber haben die Heilige Schrift, und die lehrt uns, dass Gott, wenn er uns auf diese Welt setzt, uns sein Ebenbild einprägt; das ist unser Adel und die Würde, die er uns über alle Kreaturen gegeben hat. Gott gestaltet uns zu seinem Bild und Gleichnis, seine Herrlichkeit soll in uns leuchten; und selbst wenn das alles wäre, hätten wir damit nicht Grund genug, uns zu freuen und ihn zu verherrlichen? Gewiss, solange wir hier leben, bleiben wir in einem Abgrund des Jammers. Aber woher kommt das? Die Heiden haben nur gewusst, dass es elend um den Menschen bestellt ist, wir aber müssen uns Gedanken darüber machen, warum uns Gott soviel Übeln unterworfen hat. Das ist wegen unserer Sünde geschehen. Wir müssen an die erste Schöpfung des Menschen denken: Gott hat sich nicht knauserig gezeigt, nein, er hat seine Ga-

ben reichlich ausgeteilt, ist er doch alles Reichtums Quell. In Adams Person hat er sich gegen das ganze Menschengeschlecht freigebig genug erzeigt, aber wir haben diesen Gottessegen eingebüßt; Gott musste uns seine Gaben entziehen, weil unser Vater Adam sich durch seinen Undank hat zum Abfall verführen lassen. Lasst es uns nur bekennen: Alles Unglück unseres gegenwärtigen Lebens ist die Frucht unserer Sünden, - dann haben wir Anlass genug zum Seufzen, nicht darüber, dass es uns so elend geht, sondern dass wir so vielen Sünden ergeben sind, vor allem der Rebellion gegen Gott; sein Bild hat er in uns wollen leuchten lassen, aber wir haben uns geschworen, ihn zu ärgern und zu kränken. Wir denken an die Klage des Paulus Röm. 7, 24: „Ich elender Mensch!“ Ja, das ist der eigentliche Kampf, den die Christen zu führen haben: nicht das Seufzen unter Krankheit und viel anderem Ungemach, sondern das Gefangensein im Kerker und Diensthaus der Sünde: Ich elender Mensch! Spricht er so aus Ungeduld oder weil er sich gegen Gott empört? Nein, er spricht als ein Werkzeug des Heiligen Geistes und zeigt uns, dass wir in diesem gegenwärtigen Leben immerwährend in diesen Seufzer einzustimmen haben. Warum denn? Wir haben einen Todeskerker, der uns ganz umgibt; wir sind soviel schlechten Begierden unterworfen, dass wir nie dazu fertig werden, uns Gott hinzugeben; wir sind voll von lauter Verderben, das uns ohne Aufhören zum Bösen treibt. Darum haben auch wir zu seufzen, wie Paulus seufzte.

Hiob aber – man sollte es nicht glauben – verflucht den Tag seiner Geburt. Das ist in keiner Weise zu entschuldigen; man muss sagen, er sei damit viel zu weit gegangen. Wir müssen immer zwei Dinge miteinander verbinden: zum ersten, dass uns Gott, als er uns erschuf, sein Bild aufgeprägt und uns damit die Ehre angetan hat, dass wir über alle Kreaturen sollten erhaben sein. Darin haben wir immerwährend seinen Namen zu preisen, und sei dieses Leben auch des Unglücks voll bis zum Rand, so können wir doch die unermessliche Güte nicht genugsam preisen, die uns Gott damit erzeigt hat, dass er uns unser gegenwärtiges Leben gegeben hat und uns darinnen erhält; er lässt uns Tag für Tag erfahren, dass er sich um uns sorgt und uns nicht verlassen will, es gehe, wie es will. Ist das nicht Grund genug zur Freude, auch wenn von allen Seiten Trübsale uns umringen? So wird denn ein Gläubiger, wenn er verständig und besonnen redet, niemals den Tag seiner Geburt verfluchen, wie schlecht es ihm auch gehen mag. Wenn also Hiob den Tag seiner Geburt verflucht, so ist das ein rechter Undank gegen Gott gewesen, und man kann nur sagen: Er ist darin viel zu weit gegangen.

Dazu aber das zweite: Gottes Kinder können den Tag ihrer Geburt sogar segnen. Ich meine, das können sie, wenn sie einmal nicht ihre Armut betrachten und mit Paulus in die Klage einstimmen, sondern sie brauchen nur an die Wohltat zu denken, die Gott ihnen damit erwiesen hat, dass er sie in die Welt hineinsetzte. Gewiss, die Heiden haben Missbrauch damit getrieben, sie pflegten an ihren Geburtstagen allerlei Narrenposen und unnützen Aufwand zu treiben, aber die Gewohnheit der Geburtstagsfeier entsprang doch der Wurzel, dass die heiligen Väter sich zum Dank gegen Gott verpflichtet fühlten; darum haben sie diesen Tag zum Lobe Gottes gefeiert. Wahrlich, es geziemt uns, wenn wir erst ein paar Jahre unseres Lebens hinter uns haben, uns unaufhörlich Gottes Wohltaten ins Gedächtnis zu rufen; ebenso heilsam aber ist es, dass der Tag, an dem wir in diese Welt eintraten, uns ein dauerndes Gedächtnis daran wecke: Ein Jahr ist wiederum dahin; bis hierher hat mich Gott gebracht; ach, wie oft habe ich ihn gekränkt, jetzt muss ich ihn um Verzeihung bitten; vor allem aber: wie viel große Gnade hat er mir erzeigt, hat mir die Hoffnung auf das Heil geschenkt und mich bis hierher darinnen erhalten, hat mich aus mancherlei Gefahr befreit; deshalb muss ich mir das heute ins Gedächtnis rufen. Ja, wenn ich heute in ein neues Lebensjahr eintreten darf, so tue ich wohl daran, dass ich mich zum Dienste Gottes anschicke; denn all die Gefahren, durch die ich hindurch geschritten bin, haben mir gezeigt, wie sehr ich seiner Hilfe bedarf und dass ich ohne ihn tausendmal zugrunde gegangen wäre. So haben die heiligen Väter ihre Geburtstage gefeiert, und sie haben wohl daran getan. Die Heiden haben Missbrauch damit getrieben, und wenn die so genannten Christen ihren Geburtstag feiern, so kommt das einer Verhöhnung Gottes gleich: sie beten nicht, sie danken nicht, an ihre Sünden denken sie nicht, an Gottes Wohltaten denken sie nicht, sie kennen nur rohe, ausgelassene Freude. Uns aber steht es zu, allezeit den Tag unserer Geburt zu segnen; denn Gott hat uns in die Welt gesetzt, damit wir seine Kinder werden; nicht als Kälber oder Hunde, sondern als vernünftige Kreaturen hat Gott uns ins Leben gerufen, die sein Ebenbild an sich tragen. Vor allem aber sind wir auf den Namen unseres Herrn Jesus Christus getauft; da hat er noch mehr an uns getan als in unserer Schöpfung, er hat uns sein Merkzeichen aufgeprägt, wir sollten gleichsam seine Verbündeten werden, er hat uns in seine Gemeinde aufgenommen, und dafür haben wir Gott doppelt zu preisen. Wer aber aus Ungeduld und Zorn über die Trübsale den Tag seiner Geburt verflucht, der beweist damit zur Genüge, dass er undankbar ist und dass er sich von seinem

Kummer zu sehr verwirren lässt. So war es auch bei Hiob. Umso mehr haben wir Anlass, Gott zu bitten, er wolle uns im Zügel halten, und wenn er zulässt, dass uns bisweilen ein böses Wort entfährt und wir uns nicht so tapfer halten, wie wir müssten, so wolle er uns beim Straucheln aufrecht halten und uns wieder aufrichten!

Verderben komme über den Tag, da ich geboren ward, und über die Nacht, da man verkündigte: es ist ein Knabe empfangen! Nun scheint es doch, als wollte Hiob sich trotzig gegen Gott erheben. Es sieht so aus, als wollte Hiob die gesamte Ordnung der Natur umstoßen, so siedet und kocht es in seinem Herzen. Er möchte gern die Sterne vom Himmel reißen, möchte eine Brandfackel über das ganze Weltall werfen, um die Erde zu verwüsten, möchte Gewölk und Stürme kommen lassen und alles durcheinander bringen (Verse 5-9). Sicherlich hat Hiob Gott damit nicht wissentlich trotzen wollen, noch weniger ihn beleidigen, aber es ist ihm doch in seiner Gedankenlosigkeit widerfahren. Unsere Gefühle sind blind, wir können nicht mehr klar unterscheiden, wir irren umher ohne Weg und Pfad. Wenn wir uns aber nicht beherrschen können, so lasst uns umso mehr Gott bitten, dass er uns im Zaum halte und regiere! Seltsam übrigens, über was für eine natürliche Beredsamkeit die Leute verfügen, wenn sie Gott lästern; es ist, als hätten sie die Redekunst gelernt, und es fehlt nichts daran. Gott hat uns die Sprache gegeben, damit wir in allen Dingen seine Güte, Gerechtigkeit und Billigkeit preisen und immer in aller Ehrerbietung von ihm reden. Aber unser Reden von Gott ist so mager und dürr, wenn es sich um seine Ehre handelt, und nur mit Mühe lassen wir unsern Lippen ein Wörtlein entreißen, das Gott angemessen wäre; aber wenn die Leute Gott lästern wollen, dann können sie so fein reden wie sonst nie, da kann jeder Worte machen, als hätte er auf der hohen Schule Beredsamkeit studiert. So geht es auch hier: Hiobs natürliche Art reißt ihn derart mit sich fort, dass er sich nicht enthalten kann, in erstaunlich flüssigen, beredten Worten sich auszusprechen; denn wozu sonst diese Masse von Worten? Lasst uns Gott bitten, er wolle uns den Mund auf-tun und uns die Gnade verleihen, dass alle unsere Worte nur seine Ehre suchen!

Ganz gewiss, an Hiob tritt eine große, schlimme und verdammliche Schwachheit zutage, besonders wenn wir ihn mit dem David des 22. Psalms und namentlich mit dem Herrn Jesus Christus selber vergleichen. In diesem Psalm steht David vor uns als ein ganz hilfloser Mensch, dem Gott sich so

feindselig zeigt, dass es den Anschein hat, als sei er völlig verworfen; deshalb auch sein Notschrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Das spricht David als Abbild Jesu Christi, des Hauptes aller Gläubigen. Diesem Notschrei aber fügt er nichtsdestoweniger hinzu: „Du hast mich aus meiner Mutter Leib gezogen; auf dich bin ich geworfen von Mutterleib an, du bist mein Gott von meiner Mutterschoß an“ (Vs. 10 f. ). Damit spricht David Gott seinen Dank aus und singt seinem Namen mitten in seiner Traurigkeit ein Loblied; darnach stärkt er sich mit guter Hoffnung auf die Zukunft und zweifelt nicht daran, Gott sehe ihn noch in Gnaden an. Wenn es den Anschein hat, als wäre es ganz verlorne Mühe, in unserer Not zu Gott zu schreien, so sollten wir doch wissen: er hat uns in die Welt gesetzt, er hat uns sein Bild aufgeprägt, er hat uns oft erfahren lassen, dass er uns als seine Kinder behandelt. Diese Gewissheit muss unser Herz in den Himmel erheben, damit wir ihm das Lob spenden, das er verdient. Gewiss, wenn einer sich ganz und gar dem Bösen ergeben hat, so wäre ihm besser, er wäre nie geboren, wie auch Christus sagt: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt; es wäre ihm besser, dass er nie geboren wäre“ (Matth 18, 7 u. 26, 24). Ja, aber wenn es Trübsal und Elend zu leiden gibt, so darf uns das nicht so ungeduldig machen, dass wir die Gnade vergessen, die er uns erzeugte, als es ihm gefiel, uns die Schönheit dieser Welt genießen zu lassen, uns zu seinen Kindern zu machen und uns gar sein Bild aufzuprägen. Hiob ist also recht undankbar gewesen. Dabei aber hat er die Worte nicht mit bewusster Absicht gesprochen; in seiner Verwirrung ist ihm das alles nur so entfahren; immer hat er dabei in seinem Herzen die Gewissheit festgehalten, Gott habe ihm soviel Gutes erwiesen, dass er es deutlich erkennen müsste. Wenn Gott uns stärkt durch seinen Heiligen Geist und uns Geduld und Widerstandskraft verleiht, so kann immerhin etwas Schwachheit dabei unterlaufen, und der Schmerz kann uns derart hinreißen, dass wir uns in allem nicht so zu beherrschen vermögen, wie es sein müsste. Lassen wir uns das zur Warnung dienen und in der Furcht Gottes wachen und beten, er wolle unserer Schwachheit zu Hilfe kommen!

## **Hiob 3, 11-22.**

**11) Warum bin ich nicht gestorben vom Mutterleibe weg? 13) Denn dann läge ich jetzt und hätte Ruhe; ich schliefe – oh, dann wäre mir wohl! 17) Daselbst ruhen die Gottlosen von ihrem Toben, dort finden Ruhe, die sich abgemüht haben. 20) Warum doch gibt er Licht den Mühseligen und das Leben denen, die traurigen Herzens sind? 21) Die nach dem Tode sich sehnen, doch er kommt ihnen nicht? Die nach ihm suchen eifriger als nach Schätzen? 22) Sie würden fröhlich und glücklich sein, sie würden große Freude haben, wenn sie das Grab fänden!**

Nun macht's Hiob noch ärger: Wenn ich tot wäre, so hätte ich Ruhe; denn der Tod macht allem ein Ende! Das klingt ja, als wäre er ein Heide, der keine Hoffnung mehr hat auf das andere Leben und die Auferstehung! Dabei war freilich diese Hoffnung nie in seinem Herzen ausgelöscht, aber die innere Erschütterung ist oft so stark und heftig in uns, dass der göttliche Same gleichsam erstickt und das helle Glaubenslicht, das wir haben müssten, verdunkelt wird und alle Glaubensgedanken kraftlos unter unseren Füßen liegen. Wir lassen uns durch unsere Gemütsbewegungen derart hinreißen, dass wir nur noch an das denken, was uns drückt und plagt. Das sieht man an Hiob. Er steht dermaßen unter dem Druck seiner Not, dass ihm gar nicht in den Sinn kommt, was ihn nach dem Tode erwartet, dass er an das andere Leben überhaupt nicht denkt. Wohl trägt er die Gewissheit dieses andern Lebens tief in seinem Herzen, und er ist fest davon überzeugt – aber sie ist wie ein verdecktes Feuer, das unter der Asche erstickt. Es braucht uns gar nicht zu befremden, wenn solche Erkenntnisse, die uns völlig gewiss waren, unter unserer bösen, verkehrten Leidenschaft in Vergessenheit geraten. Wir finden dies sogar bei dem gut gemeinten Eifer eines Mose und Paulus. Mose begehrt von Gott, er möge ihn auslöschen aus dem Buch des Lebens, damit nur das Volk gerettet werde; das war ein guter und heiliger, auch gottwohlgefälliger Wunsch – und doch war ein innerer Widerspruch darin. Meint Mose wirklich, Gott könne seine Auserwählten vernichten? Ist denn Gott wandelbar in seinem Rat? Mose wusste ganz gut, dass er von Gott erwählt und zu seinem Kinde gemacht war – wie kann er denn wünschen, aus dem Buch des Lebens ausgetilgt zu werden? Dann könnte er ja nie zu der Zahl derer gerechnet werden, die das ewige Licht erlangen sollten! Ist es nun Heuchelei, wenn er diesen Wunsch ausspricht? Keineswegs! Aber er lässt sich allein von seinem Eifer hinreißen, der mit so heller Glut in ihm

brennt, dass er nur an des Volkes Heil denkt, das ihm anvertraut ist. Das erfüllt ihn mit einer solchen Angst, dass er seiner selbst völlig vergisst, und so blickt er gar nicht mehr auf sich selbst, bedenkt auch gar nicht, dass doch Gottes Auserwählte notwendig bis ans Ende erhalten werden müssen. Das kommt ihm für eine kleine Weile ganz aus dem Sinn, und darum wünscht er aus dem Buch des Lebens getilgt zu werden. Ebenso geht es dem hl. Paulus, da er spricht: „Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christus für meine Brüder“ (Röm. 9, 3). Paulus wusste genau, dass er ein Glied unseres Herrn Jesus Christus war; denn er wusste sich als ein auserwähltes Rüstzeug, ihn zu verherrlichen – und diese Gnade hätte er zunichte machen wollen? Den Lauf des göttlichen Rates hätte er zerbrechen wollen, den er doch als unwandelbar kannte? Keineswegs, wie er ja hernach selbst erklärt. Er widerspricht sich also selbst, aber doch liegt darin nichts Ungeschicktes. Sein gut gemeinter, heiliger Eifer treibt und entzündet ihn so, dass er im Augenblick gar nicht an seine eigene Seligkeit denkt; er wünscht nur, Gott möge seine Verheißung erfüllen für Abrahams Geschlecht, damit sein Name nicht gelästert werde.

So sehen wir denn an diesen Beispielen, dass auch Kinder Gottes bei allem guten Willen doch derart alles Maß und Ziel überschreiten können, dass sie nicht mehr sehen, was ihnen früher das Allergewisseste war. Darum ist es auch gar nicht befremdlich, dass Hiob unter dem Druck seiner Not redet, als wäre er nicht bei Sinnen, so dass man nach seinen Worten denken müsste, die Menschen gingen im Tode zugrunde und es gäbe gar kein anderes Leben. Er spricht wie einer, der in Verzückung redet und ganz außer sich ist, denn der Schmerz macht ihn so blind, dass er nicht mehr bei sich selber ist: er ist wie ein brausendes Meer, wo eine Woge gegen die andere brandet. In diesem Spiegel lässt sich schön erkennen, dass unser innerer Sinn blind ist und der Vernunft nicht folgt, so dass er die Dinge nicht mehr sieht, die uns doch als das Allergewisseste von Welt feststehen müssten. Denn was würde wohl aus uns, wenn wir nicht wüssten, dass wir zu einem besseren Leben erschaffen sind? Dann wäre uns besser, wir wären Ochsen und Esel, denn die unvernünftigen Tiere genießen doch wenigstens ihr gegenwärtiges Leben; sie essen, sie schlafen, sie arbeiten, ohne sich etwas dabei zu denken. Die Menschen aber können nicht einen Bissen Brot ohne Sorge essen, mitten im Vergnügen stören sie allerlei Gewissensbisse, und es bedarf gar keines Unglücks von außen her; denn jeder ist sein eigener Henker. Hätten wir keine Hoffnung auf ein anderes Leben, was sollte aus uns werden? Darum

war es unseres Herrn Wille, das sollte in aller Menschen Herzen eingedrückt bleiben. Wir sehen´s ja an den Heiden: So vertiert sie auch sonst sind, so haben sie sich doch irgendein Wissen um ein anderes Leben bewahrt: sie wissen von einer Unsterblichkeit der Seele; und auch denen, die davon nichts wissen, hat Gott doch eine Spur davon gelassen, um ihnen ihre Entschuldigung zu nehmen – man denke nur an die Gräber, in denen sie ihre Toten bestatten: die Grabbestattung ist ein Zeugnis für die Auferstehung.

Aber Hiob weiß von dem allem nichts. Wenn wir unsern unbeherrschten Gefühlen den Zügel locker lassen, so zerstören sie uns die Augen oder binden sie uns fest zu, dass wir auch nicht das Geringste mehr sehen; wir reden krumm und schief, so dass überhaupt kein Sinn darin ist. Aber immerhin ist dem Hiob noch dabei eine Gnade widerfahren: es war ihm doch mit seinen maßlosen Gedanken nicht ganz ernst; seine Worte sind ihm nur so von den Lippen geflogen. Hätte man ihn auf der Stelle gefragt: „Was sagst du da? Machst du denn gar keinen Unterschied zwischen Frommen und Gottlosen? Und mit dem Tode soll alles aus sein? Du redest ja wie ein Ungläubiger, der weder von Gott noch von Religion weiß; denn Gott lehrt uns doch, dass nach dem Tode ein besseres Leben als dieses kommt und dass es dort ein ewiges Erbe gibt, das Gott den Seinen bereitet hat und seinen Auserwählten. Die Verworfenen aber müssen ihn als ihren Richter kennen lernen, nachdem sie ihn ihr Leben lang verachtet haben!“ Hätte man Hiob so gefragt, er hätte das alles zugegeben – als lautere Wahrheit – und trotzdem gerät er über diese Dinge in solche Wirrnis! Es ist also durchaus nicht genug damit, dass wir die Wahrheit kennen, sondern wir müssen dies Wissen auch festhalten, um allen Anfechtungen, die uns bestürmen, widerstehen zu können.

Von dem Zustand des anderen Lebens lehrt uns die Schrift, was uns davon zu wissen Not ist. Sind die Menschen ans Ende ihres Laufes gelangt, so nimmt sie Gott von dieser Erde weg. Dies gegenwärtige Leben wird ja mit einem Wettlauf oder einer Rennbahn verglichen. Kommt der Tod, so haben wir unsern Lauf, unsere Reise vollendet; ist dann unsere Seele vom Leibe gelöst, so haben wir in jedem Falle Mühsal oder selige Freude zu erwarten. Mühe und Arbeit dieses Lebens hören zwar (für uns alle) völlig auf, aber von Gottes Kindern gilt es, dass sie zur Freude versammelt werden. Gewiss, die verheißene Krone haben wir dann noch nicht, erst muss der ganze Leib Christi aufgefüllt und zusammen vollendet werden. Darum heißt es auch



(Kol 3, 3): „Euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott“, bis dass es erscheinen wird. Gleichwohl aber nehmen die Gläubigen schon sofort an dieser Freude teil, sie sind „in Abrahams Schoß“; sie sehen, dass Gott ihr Vater ist und dass ihre Hoffnung auf ihn nicht vergeblich war. Auch an andere Worte des Paulus ist zu denken: Solange wir noch in dem sterblichen Leib eingeschlossen sind, wandeln wir in Hoffnung; denn ein Schauen der erhofften Dinge ist uns noch nicht geschenkt – das alles ist uns noch verborgen. Sind wir aber von der Welt abgeschieden, so schauen wir, was wir gehofft haben, und was uns vorher verborgen war, ist uns dann enthüllt (nach Röm. 8, 23. 24; 2. Kor 5, 7). So sind denn die Gläubigen, wenn sie diese Welt verlassen haben, in Freuden bei Gott; denn sie sehen jetzt, dass sie Glieder Christi sind und deshalb nicht umkommen können, und sie erkennen ihn jetzt viel besser und eindringender als im gegenwärtigen Leben. Die Verworfenen aber sind wie die armen Verdammten, die nur auf die Stunde ihrer Pein und Strafe warten, ihrer Verdammnis aber schon gewiss sind. Darum heißt es auch: „Gott hat die Engel, die gesündigt haben, nicht verschont, sondern hat sie mit Ketten der Finsternis zur Hölle verstoßen“ (2. Petr 2, 4), bis die allerletzte Beschämung über sie kommt, die sie bei der Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus erwartet. Nun aber ist die Schrift sehr zurückhaltend in ihren Aussagen über das andere Leben, weil wir uns sofort auf allerlei törichte und neugierige Fragen stürzen. Die Leute wollen viel lieber wissen, was man im Paradiese tut, als wie man dahin kommt. Gott aber spricht zu uns: Kommet her zu mir! Er zeigt uns auch den Weg zu sich, aber wir achten´s nicht. Es ist zum Verwundern, wie kalt wir sind, wenn es sich darum handelt, dass wir die Mittel brauchen, um ihm nahe zu kommen; aber allerhand Fragen stellen, das mögen wir: Wie steht es hiermit? Wie steht es damit? Wir möchten wissen, was Gott uns verbirgt; denn er will uns die himmlischen Dinge jetzt nur stückweise erkennen lassen. Darum wahr die Heilige Schrift auch solche Zurückhaltung in diesen Dingen: wir sollen uns nicht mit solchen spitzfindigen und unnützen Fragen beschäftigen, sondern uns genügen lassen an dem, was uns zu wissen wirklich nötig ist.

Gleichwohl müssen wir das eine festhalten: Nicht für alle gibt es im Tode Ruhe. Freilich werden alle, auch die Gottlosen, von der Not und Last des gegenwärtigen Lebens befreit; ihre Qual aber besteht in der Gewissheit, dass Gott ihr Richter ist, von dem sie keine Gnade zu erwarten haben; denn sie wissen, dass ihre Strafe vor der Tür steht und dass sie in den Abgrund

der Hölle müssen. Sie sind vor Gottes Gericht gefordert und ihrer Schuld überführt, darum quält sie eine Unruhe, die alle Not und Qual dieser Welt übersteigt.

Kinder Gottes müssen ihr Kreuz mit Geduld tragen, obschon sie Gott eine Zeitlang hat züchtigt. Das weiß Hiob ganz gut, aber es steht ihm doch nicht so fest, dass er gegen alle Anfechtung gewappnet wäre; denn er fährt fort:

Warum doch gibt er Licht den Mühseligen? Und das Leben denen, die traurigen Herzens sind? Die nach dem Tode sich sehnen, doch er kommt ihnen nicht? Die nach ihm suchen eifriger als nach Schätzen? Sie würden fröhlich und glücklich sein, sie würden große Freude haben, wenn sie das Grab fänden. Hiob erkennt nicht, dass Gott guten Grund hat, die Menschen in vielerlei Bekümmernis zu versenken; so schlecht es ihnen hienieden auch gehen mag, Gott ist dennoch gerecht. Straft und drängt er uns auf mancherlei Weise, so dürfen wir ihm doch nicht den Prozess machen, etwas unter dem Vorwand, er halte uns hier wider unser Willen fest und wir schmachteten hier zeitlebens im Gefängnis. Wir dürfen deswegen nicht unwillig werden. Das hat Hiob nicht genügend bedacht. Ist es aber einem so vortrefflichen Manne widerfahren, dass er gegen Gott verbittert wird und sich gegen ihn aufbäumt, so müssen wir desto mehr daran festhalten, dass Gott uns niemals verlässt. Das ist die rechte Arznei: wir müssen den getreuen Gott anrufen, dass er gnädig mit uns sei und dass wir uns ja nicht so verwirren lassen und denken: Ich weiß nicht, was ich tun soll; mich an Gott zu wenden, hat gar keinen Zweck. Wir müssen daran festhalten, dass unsere Seligkeit uns immerwährend zugesichert ist. Dann werden wir auch nicht mehr fragen: Warum behält Gott die hier, die von Herzen bekümmert sind? Wir sehen ja, warum er's tut; Gründe genug hat er, die Menschen zu züchtigen. Die Zahl unserer Sünden ist ja unermesslich. Wir groß ist unser Stolz und unsere Vermessenheit! Deshalb muss uns Gott demütigen. Wie sind wir so kalt, wenn wir seine Hilfe suchen sollen! Darum muss er uns dazu erwecken. Und bedarf nicht auch unser Glaube der Bewährung? Sind das nicht Gründe genug, uns hier zu behalten und unser ganzes Leben mit Mühsal, Bekümmernis, Angst und Qual zu erfüllen?

Wenn Hiob nun von solchen redet, die große Freude haben würden, wenn sie das Grab fänden, so rechnet er sich selbst auch zu dieser Zahl, wie wir sehen werden. Das ist ein Zeichen seiner Schwachheit und Mangelhaftigkeit; denn es steht keinem Gläubigen zu, Widerwillen zu haben und sich

den Tod zu wünschen. Eins freilich könnte es geben, weshalb wir uns den Tod wünschen möchten, das ist der Gedanke: Hier sind wir in der Knechtschaft der Sünde gefangen, wir können deshalb Gott nicht in der Freiheit dienen, wie wir es wünschten, sondern sind voller Gebrechen und Sünden. Da mögen wir wohl seufzen und Gott bitten, er wolle uns bald von dieser Welt nehmen – aber nicht in dem Sinne, als hassten wir unser Leben, sondern wir sollen unser Los geduldig tragen und abwarten, bis Gott uns freimacht. In diesen Grenzen hält sich auch Paulus Röm. 7, 24. 25. Er ruft wohl aus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes?“ Aber er fügt hinzu: „Ich danke aber Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn.“ Einerseits nennt er sich elend und unglücklich, und er möchte von der Welt erlöst werden, gleichwohl aber gibt er sich zufrieden; denn er weiß ja, dass Gott ihn erhält, und trotz seines armseligen Loses weiß er: Gott wird ihn niemals verlassen; daran lässt er sich genügen.

Hiob aber wünscht sich den Tod, nicht weil er ein armer Sünder ist und nicht zu der Vollkommenheit gelangen kann, nach der uns alle verlangt, nein, unter dem Druck seines Elends ist er unwillig geworden; darum wünscht er sich den Tod. Wenn sich einer mit Fleiß selbst erforscht, so mag er wohl sagen: „Mein getreuer Gott, es steht gar jämmerlich mit mir, wann werde ich wohl einmal erlöst? Denn ich muss die Sünde in mir tragen, und wenn sie auch in mir nicht herrscht, so wohnt sie doch in mir. Was ist aber die Sünde anders als des Todes Zepter, wodurch er über uns herrscht? Ich bin des Satans und des Todes Knecht. Mein Gott, muss ich denn immer ewig in dieser Schwachheit schmachten?“ Solch Seufzen steht einem Christen wohl an, dass er möchte aus seinem Gefängnis erlöst werden. Wollen wir also trauern, so lasst uns trauern nicht über Frost und Hitze, Armut und Krankheit, sondern lasst uns denken an unsere Sünden.

Wünschen wir uns also den Tod, so darf das nur aus gutem Grunde geschehen; dabei aber müssen wir Maß halten. Unser Wünschen muss sich nach dem Wohlgefallen Gottes richten. Von daher wird ein so leidenschaftliches Verlangen, wie wir es bei Hiob finden, immer auf das rechte Maß beschränkt. Der hl. Paulus spricht zu den Philippnern (1. 23. 24): „Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christus zu sein, was auch viel besser wäre; aber es ist nötiger, im Fleisch zu bleiben um euretwillen“; Gott braucht mich noch, will er sagen, zum Aufbau eures Glaubens, deshalb füge ich mich ihm. Dann fährt er fort: „Und in guter Zuversicht weiß ich, dass ich

bleiben und bei euch allen sein werde, euch zur Förderung und Freude des Glaubens“ (25).

Sie hätten große Freude, wenn sie das Grab fänden. Das ist nun wieder recht grob geredet und kommt aus einem ganz zerrütteten Empfinden, ohne Maß und Ziel: er meint, dass wir im Grabe völlig zugrunde gingen. So tief ist er gefallen, und doch ist es kein tödlicher Fall; er ist nur halb gestürzt, und Gott hat ihn hernach wieder aufgerichtet. Nichtsdestoweniger ist diese Schwachheit Hiobs zu verdammern; er ist von seiner Traurigkeit so zerschlagen, dass er von der Güte Gottes nichts mehr schmeckt, um sich auch nur ein wenig daran zu erquicken. Es muss uns immer gewiss bleiben, dass es uns gut ist, wenn wir in dieser Welt festgehalten werden. Warum? Gott will an uns sich verherrlichen, unser Glaube soll bewährt werden, wir sollen ihn anrufen und bekennen, dass er immer unser Vater ist, auch wenn er uns mit Trübsal heimsucht, und auf diese Weise will er uns zum ewigen Leben vorbereiten. Die Erfahrung dieser väterlichen Güte soll uns allezeit Mut machen zum Verlangen nach Gott; wir dürfen uns nur nicht selber den Zügel locker lassen zu einer Maßlosigkeit, wie wir sie bei Hiob sehen. Wir müssen lernen, alles ihm anheim zu stellen und fest an ihm zu hangen: „Herr, es ist wahr, mein Leben ist voll Gebrechen; aber du weißt, was mir widerfahren soll, du hast es zuvor bestimmt, deshalb gebe ich mich in deine Hand. Sorgen habe ich genug, die mich plagen könnten, aber ich schütte sie in deinen Schoß; wenn ich nur weiß, ich stehe unter deinem Schutz und sichern Geleit, so bin ich zufrieden.“ Dann haben wir ein gutes Fundament, auf dem wir fest stehen, und darauf können wir standhaft bleiben in unserer Berufung und Gott nach seinem Willen dienen unser Leben lang.

## Hiob 4, 1-9

**1) Da hub Eliphas von Theman an und sprach: 2) Wenn man ein Wort versucht, verdrießt es dich? Doch wer vermöchte an sich zu halten? 3) Siehe, du hast viele unterwiesen und matte Hände gestärkt. 4) Du hast mit deinen Worten aufgerichtet, die da fielen; du hast schwache und zitternde Knie gestärkt. 5) Nun an dich das Unglück kommt, bist du verzagt, und nun es dich trifft, erschrickst du. 6) Ist das deine Gottesfurcht, dein Vertrauen, deine Hoffnung, dein tadelloser Wandel? 7) Ich bitte dich, gedenke doch: ist je ein Schuldloser umgekommen? Oder sind jemals vertilgt die Gerechten? 8) Soviel ich gesehen habe: die Unrecht pflügen und Mühsal säen, die ernten's auch. 9) Durch Gottes Atem kommen sie um, durch seines Mundes Hauch schwinden sie dahin.**

Eliphas von Theman, einer von Hiobs Freunden, die gekommen sind, ihn zu trösten, begibt sich mit ihm ins Gespräch. Er wisse ganz genau: was Hiob scheinbar an Gottesfurcht und Unschuld gehabt, sei lauter Heuchelei gewesen, weil er so über's Maß hinausgegangen sei und Gottes Züchtigung nicht geduldig tragen könne. Aber er geht noch weiter: Hiob müsse ein ganz verworfener Mensch sein, weil Gott ihn so hart behandle; bei frommen Leuten komme es doch nicht vor, dass Gott sie so bis zum äußersten plage. Das ist es, womit Eliphas seine Streitrede gegen Hiob anhebt.

Nun müssen wir eins bedenken: Hiob hat eine gute Sache, aber er führt sie gar schlecht, seine Gegner dagegen haben eine schlechte Sache, aber sie führen sie sehr gut – man kann ja bisweilen eine schlechte Sache sehr schön anfärben. Das ist wohl zu berücksichtigen, sonst bleibt das Gespräch unverständlich. Hiob hat eine gute Sache: er erkennt, dass Gott ihn heimsucht, und obwohl er sich als Sünder weiß, der solche Züchtigungen verdient, so ist ihm doch gewiss, dass ihm Gott nicht deshalb so schlimme Widerwärtigkeiten zugeschickt hat; nicht seiner Sünden wegen ist es geschehen, sondern da muss eine geheime Ursache zugrunde liegen, die ihm nicht bekannt ist. Dabei verschließt er sich den Mund, weil er doch einen Rechtsstreit mit Gott nicht gewinnen kann; gleichwohl aber kann er's nicht lassen, allerlei maßlose Reden zu führen, er treibt also seine gute Sache schlecht. Seine Freunde aber gehen von einem Grundsatz aus, der nicht richtig ist: die Menschen, so meinen sie, würden in diesem irdischen Leben von Gott immer behandelt, wie sie es verdienten. Das ist ein ganz falscher Satz. Denn was

wir sehen, was die Schrift uns lehrt, was die Erfahrung bestätigt, ist das gerade Gegenteil davon. Trotzdem bringen die Redenden allerlei gute und heilige Gedanken vor, denen wir gute und nützliche Lehren entnehmen können.

Eliphaz meint: Du hast viele unterwiesen und matte Hände gestärkt ... Nun an dich das Unglück kommt, bist du verzagt, und nun es dich trifft, erschrickst du. „Daraus entnehme ich“, will er sagen, „die Gottesfurcht, die du hattest, war also nichts anderes als die Erwartung, Gott werde dir allezeit gnädig sein. Kurz gesagt: Du hast Gott nur auf Borg gedient, deine Hingabe an Gott war nicht aufrichtig, sondern berechnet: du hofftest, Gott werde dir immer gnädig sein. Bisher hast du ihm gern gedient, aber jetzt, wo er dir grausam vorkommt, sagst du ihm den Dienst auf – da sieht man doch, es war nur Heuchelei.“ Ja, wäre Hiob so gewesen, wie Eliphaz voraussetzt, so hätte er Recht; denn daran erkennt man die Heuchler, dass sie den Mund voll nehmen, andere zu unterweisen, aber nichts davon merken lassen, dass sie selbst nach dieser Lehre leben. Jeder von uns muss sein eigener Lehrmeister sein, und wenn unsere Lehre dem Nächsten zugute kommen soll, so müssen wir bei uns selber anfangen, uns zu belehren. Haben wir also andere gelehrt, Widerspenstige und Hartnäckige aufs beste gestraft, Irrende auf den rechten Weg gebracht und Ermattete aufgerichtet, ohne jedoch mit der Tat zu beweisen, dass wir von Herzen und in Aufrichtigkeit geredet haben, so haben wir selbst umso mehr Strafe und Verdammnis verdient. Das soll uns zu einem Wandel in Furcht und Demut treiben. Wollen wir jemand lehren, so sollen wir wissen: Ja, Gott will wohl, dass ich meinem Nächsten diene, aber erst muss ich mein eigener Richter sein; ich trage sein Wort vor, dabei aber muss ich mich selber unterweisen, sonst gereicht es mir zu großer, schmähhlicher Beschämung, wenn ich nicht mein eigenes Leben nach meinen Worten und meiner Verkündigung einrichte. Das sollen vor allem die Diener des Evangeliums bedenken; darum sagt auch der hl. Paulus: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, dass ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde“ (1. Kor 9, 27). Wir, die wir das Wort Gottes vorzutragen haben, sind umso strafwürdiger, wenn wir nicht deutlich merken lassen, dass Gott die Gnaden seines Heiligen Geistes über uns ausgegossen hat, also bei uns selber den Anfang machen. Müssen wir andere strafen, so lasst uns erst uns selber strafen! Müssen wir andere ermahnen, lasst uns erst uns selbst ermahnen! Wir müssen erst selber vorangehen. Besonders wenn wir die tadeln müssen, die sich verfehlt haben, lasst uns das Wort des Pau-

lus befolgen: „Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilt würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist“ (Gal 6, 1). „Und siehe auf dich selbst, dass du nicht auch versucht werdest“; siehst du dann, dass auch du nur ein Mensch mit seinen Gebrechen bist, so musst du auch deinen Nächsten mit Geduld tragen; doch soll dich das nicht daran hindern, die göttlichen Ermahnungen auszusprechen.

Eliphaz fährt fort: Ist das deine Gottesfurcht, dein Vertrauen, deine Hoffnung, dein tadelloser Wandel? Er meint, Hiob sei ein Heuchler gewesen, er habe Gott nur darum gedient, weil es ihm darnach gelüstete, hoch geachtet und gepriesen zu werden. Gewiss, dienen wir Gott nur deshalb, weil wir fürchten, ihn sonst zum Feinde zu haben, so ist das ein knechtischer Dienst. Gott will aber nicht, dass wir ihm als Lohnknechte dienen, sondern er will einen Dienst mit freimütigem Herzen und mit einer solchen Hingabe, dass wir sprechen: Herr, wir sind dein, es ist billig, dass ein jeder von uns sich dir zum Dienste ergebe und sich bemühe, deinen Namen zu verherrlichen. Wir müssen also Gott mit Freimütigkeit dienen, nicht aus knechtischem Zwang. Freilich an andern Stellen der Schrift heißt es, dass unsere Arbeit für den Herrn nicht vergeblich ist, wie z. B. Ps. 19, 12: „Wer deine Rechte hält, der hat großen Lohn.“ Aber es steht hier eben zweierlei ohne Widerspruch nebeneinander: Wir sollen uns durch freiwillige Neigung zum Dienst Gottes treiben lassen und dürfen nichtsdestoweniger versichert sein, Gott werde nicht zugeben, dass unsere Arbeit vergeblich sei in dem Herrn (1. Kor 15, 58). Überall in der Schrift ist dieser Gedanke ausgesprochen, besonders deutlich zusammengefasst Hebr 6, 10: „Gott ist nicht ungerecht, dass er vergesse eures Werks und der Arbeit der Liebe, die ihr erzeigt habt an seinem Namen.“ Wir dürfen also wohl auf die Verheißungen sehen, die uns Gott gegeben hat, dass unsere Bemühung in seinem Dienst nicht soll vergeblich sein, dass unsere Hoffnung uns nicht trügen wird, ja dass unser Lohn groß sein soll im Himmel. Doch muss der Dienst, den wir Gott leisten, aus freiem Gehorsam kommen; wenn es ihm gefällt, uns mit Trübsal heimzusuchen, so sollen wir darum nicht aufhören, in seinem Gehorsam zu bleiben und in seiner Furcht zu wandeln. Dann werden wir nicht einen Lohn bekommen wie ein Mietknecht. Wir wollen uns Gott in freiem Gehorsam ergeben und uns völlig seinem Dienste weihen, im Leid wie im Glück, dann wird unsere Arbeit nicht vergeblich sein. Es steht einem Kinde nicht zu, seinem Vater Vorschriften zu machen, sondern es sagt: „Hier bin ich! Regiere du mich nach deinem Willen; dein Wille ist immer gut, und ich bezeuge öf-

fentlich: Ich will nichts anderes, als dir unterworfen sein. “ Zwar wissen wir wohl: Es ist nicht verlorene Mühe, wenn man Gott dient; er hat uns großen Lohn verheißen, und die Hoffnung darauf betrügt uns nicht. Aber das erste muss eine freie Neigung sein, und wir dürfen keinen Vertrag mit Gott machen wollen, als hätte er sich uns verpflichtet, je nachdem es uns gelüstet, und als müsse er uns alles bewilligen, was wir uns in unserm Gehirn einbilden. Gottes Diener wissen wohl, dass ihr Dienst Gott angenehm und niemals nutzlos ist, aber dabei bauen sie doch nicht auf den verheißenen Lohn, verlangen auch nicht, dass Gott sich in ihre Gedanken schicken soll; sie wollen ihn zu nichts zwingen, sondern in Demut liefern sie sich in allen Dingen seinem Wohlgefallen und seiner Fügung aus. Mit der Frage, ob Gott uns Lohn schuldig ist oder nicht, sind wir hier nicht beschäftigt. Auch wenn wir alles getan haben, was uns möglich ist, so ist Gott deshalb doch nicht unser Schuldner; der verheißene Lohn ist nur als Gnadenlohn zu verstehen. Verdient haben wir ihn nicht, sind auch seiner nicht wert, sondern er ist uns deshalb verheißen, damit wir wissen: gleichwie Gott uns in seine Gnade aufgenommen hat, so will er auch unsere Werke anerkennen, nämlich als solche, die er durch seinen Geist gewirkt hat. Denn in uns ist nichts Gutes, nein, was Gott uns gegeben hat, das erkennt er an, als wenn wir es ihm darbrächten; nimmt er also unsere Werke in seiner lauterer Güte an, so geschieht es, um uns desto mehr Mut zu seinem Dienst zu machen; wir sollen auf seine Verheißungen blicken, in denen er uns bezeugt, dass unser Lohn im Himmel groß ist, dass er uns in dieser Welt segnen will und uns nichts mangeln wird. Im Blick darauf also können wir uns trösten; dabei dürfen wir nicht so rechnen, als müsse Gott mit uns nach unserem Willen handeln; wir sollen uns vielmehr ihm ganz und gar befehlen, und uns seinem guten Willen völlig unterwerfen.

Nun fährt Eliphaz fort: Ich bitte dich, gedenke doch: ist je ein Schuldloser umgekommen? Oder sind jemals vertilgt die Gerechten? Ein ganz richtiger Gedanke, wie denn überhaupt alles, was er gegen Hiob vorbringt, gut und heilig ist, obschon er eine schlechte Sache vertritt! Soviel ist sicher: Die Grundsätze, die er hier ausspricht, sind der lauterer Wahrheit Gottes entnommen. Dass kein Gerechter jemals umgekommen sei, das ist gerade, als hätte es der Heilige Geist selbst gesagt. Denn Gott hat versprochen, für die Gerechten zu sorgen, wie es Ps. 34, 16 heißt: „Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Schreien.“ Die Schrift ist voll davon, dass Gott seine Hand ausgereckt hat, zu erhalten die Frommen, die



ihn anrufen und auf ihn vertrauen. Es müsste ja auch der Teufel mächtiger sein als Gott, wenn die Gerechten verloren gingen; deshalb müssen wir umso mehr an dem Worte Jesu festhalten: „Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles“ (Joh. 10, 29): unser Heil steht niemals in Gefahr, wenn Gott uns in seine Hut nimmt. Er will seine Kraft entfalten, um uns zu schützen. Also ist unser Heil völlig sichergestellt, wenn Gott dafür Sorge trägt. So ist denn der Gedanke ganz richtig: die Gerechten kommen nicht um, die Schuldlosen können nicht vertilgt werden. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen „umkommen“ und „betrübt werden“. Trübsale sind nicht immer dazu da, dass die Menschen umkommen; zwar sind sie bisweilen so schwer, dass sie scheinbar tödlich sind, aber wenn Gott sich die Macht zuschreibt, aus dem Grabe zu befreien, so dürfen wir auch nicht daran zweifeln, dass wir Hilfe von ihm erfahren, wenn wir recht ausgehalten haben. Eliphaz macht also von seinem richtigen Grundsatz eine schlechte Anwendung; er tut, als wäre Hiob schon umgekommen, als hätte ihn Gott schon völlig verlassen und es gäbe keine Hilfe mehr für ihn. Und das war verkehrt. Gewiss, er war ein armer und ganz entstellter Mensch, nur mit Abscheu konnte man ihn anschauen, so recht ein Beweisstück für Gottes Zorn; aber soviel ist sicher: Gott hatte noch nicht aufgehört, ihn zu lieben, wie wir es sehen werden und wie es sich am Ende herausstellen wird. Eliphaz ist voreingenommen, der Schreck über Hiobs Anblick trübt sein Urteil, so dass er der Barmherzigkeit und reinen Güte keinen Raum mehr lässt – darin besteht sein Fehler.

Sehen wir einen armen, scheinbar hoffnungslos verlorenen Menschen, so lasst uns Gottes Güte preisen und hoffen, er werde für die scheinbar unheilbaren Krankheiten doch noch Hilfe wissen! Nach menschlichem Urteil mag alles verloren sein; Gott aber verfügt über Mittel, die wir nicht kennen, um den Seinen zu helfen, wenn er sich ihnen gnädig erzeigen will. Lasst uns also abwarten, bis er uns das Ende sehen lässt, und mittlerweile unser Urteil in der Schwebe lassen, damit wir nicht maßlos und leichtfertig urteilen. Schickt Gott aber uns selber große Trübsale zu, so komme uns sofort das Wort in den Sinn, das hier zu Hiob gesagt wird. Es ist nicht nötig, dass erst ein Eliphaz kommt, um uns zu plagen und uns vorzureden, wir seien verloren. Wir tragen alle den Samen der Ungeduld in uns, uns in unserm Elend zu betrüben und in Verzweiflung zu stürzen; das bringt unsere Natur so mit sich. Umso mehr müssen wir gegen einen solchen Ansturm gerüstet sein. Wenn einem sein Herz solche Anfechtungen vorhält, so soll er sagen: Es ist

ganz richtig, der Gerechte kommt niemals um, und der Schuldlose geht nicht zugrunde. Aber was ist mit diesem Umkommen gemeint? Es ist nicht dasselbe wie einfach: in Trübsal geraten. Die Heilige Schrift sagt uns ja, dass Gott die Toten auferweckt, dass er den Zerschlagenen Kraft gibt und die wieder aufrichtet, die auf den Tod verwundet sind. Was will die Schrift mit solchen Worten anders sagen, als dass Gott allen armen Angefochtenen seine Kraft offenbaren will? Gott will die Seinen nicht in der Weise behüten, dass er sie verzärtelt, sondern er will sie aus dem Grabe ziehen, will sie auf wunderbare Weise erhalten. Sie sollen wissen: Er ist der, dem es zusteht zu herrschen, indem er durch den Tod hindurch das Leben gibt. Wir haben ja auch die Verheißung, dass Gott die Ausgänge des Todes in seiner Hand hat. Als David uns anzeigen will, wie Gott uns führt, sagt er: „Ihm gehören die Ausgänge des Todes“ (Ps. 68, 21; Grundtext). Damit meint er: Wir werden alle Augenblicke in den Tod gestürzt, so dass wir nicht einen Schritt tun können, ohne dass es den Anschein hat, es sei um uns geschehen; aber „Gott gehören die Ausgänge des Todes“. Auf diese Stellen müssen wir wohl acht geben, damit wir gerüstet sind, wenn der Teufel uns ins Ohr flüstern will: „Wer bist du denn? Siehst du nicht, dass es droben keine Hilfe für dich gibt? Gerechte Leute kommen doch nicht um!“ In solchem Fall sollen wir den Teufel mit der Antwort abweisen: „Es ist wahr: die Gerechten kommen nicht um, aber ich bin ja auch nicht umgekommen!“ „Aber“ – so möchte er einwenden – „du bist doch wie ein Toter!“ „Aber mein Gott ist der, der die Ausgänge des Todes in seiner Hand hat!“ Dasselbe sagt David Psalm 23, 4: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“

Eliphaz fährt fort: Soviel ich gesehen habe: die Unrecht pflügen und Mühsal säen, die ernten's auch. Die beiden Worte „Unrecht“ und „Mühsal“ sind in der Schrift gewöhnlich verbunden, und zwar zur Bezeichnung der Gewalttaten, womit die Gottlosen ihre Nächsten quälen und plagen. Sie „pflügen“: wer seinem Nächsten Schaden tun und Verlust zufügen will, der trifft dazu Vorbereitungen wie ein Ackersmann; wenn er säen will, so muss er zuvor den Pflug über den Acker führen, um denselben recht zuzurüsten. So machen's auch die Gottlosen: ihre Ungerechtigkeiten, Betrügereien und Verrätereien bereiten sie im Herzen vor, und wenn sie alles ausgesonnen haben, suchen sie Mittel und Wege, um ihre Bubenstücke auszuführen; das meint Eliphaz mit dem „Pflügen“. Darnach „säen sie Mühsal“: Haben sie ihre Vorbereitungen getroffen, so fallen sie über die armen Leute her, um sie zu be-

rauben und aufzufressen. Aber sie „ernten“ auch, was sie gesät haben: Gott lässt alles Unheil, das sie ersonnen haben, über ihr Haupt kommen. Das ist wiederum ein durchaus richtiger Satz, und wir müssen ihn nehmen als vom Heiligen Geist gesprochen, als eine allgemein gültige Lehre. Wollen wir ihn uns aber recht zunutze machen, so müssen wir Gott bitten, er wolle uns dazu den Geist der Weisheit verleihen, damit wir die Schrift nicht hin und her drehen und in ihr Gegenteil verkehren, wie es Eliphaz getan hat. Es liegt hier eine Drohung Gottes gegen die Gottlosen vor; er will sie im Zügel halten, damit die Menschen in Liebe und Redlichkeit miteinander leben und niemand seinen Nächsten schädige, wie wir den andererseits die Verheißung hören: „Wer da sät im Segen, der wird auch ernten im Segen“ (2. Kor 9, 6). Jesaja sagt: „Du Räuber, meinst du, man werde dich nicht berauben?“ (33, 1), und anderswo heißt es: „Nach welchem Maße die Menschen gehandelt haben, darnach muss ihnen wieder vergolten werden.“ „Der Gottlose hat eine Grube gegraben und ausgehöhlt und ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat“ (Ps. 7, 16). Und: „Es wird ein unbarmherzig Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat“ (Jak 2, 13). Wenn wir solche Sprüche hören, sollen wir erzittern und zusehen, dass wir in Rechtlichkeit wahrer Redlichkeit mit unserem Nächsten umgehen, damit man sieht, dass wir immer in der Furcht Gottes wandeln.

Hat jedoch jemand Gutes getan, und er wird doch mit Trübsal heimgesucht, und hat er mit allen Frieden und Eintracht gesucht und wird dennoch verfolgt, so dürfen wir daraus nicht den Schluss ziehen, er gehöre zu denen, die Unrecht und Mühsal ernten, weil sie Unrecht und Mühsal gesät haben. Denn wir wissen ja gar nicht, warum Gott ihn so heimsucht. Freilich, wenn einer ein Verächter Gottes gewesen ist und ein wüstes, ärgerliches Leben geführt hat, so können wir nur dem Urteil der Schrift über ihn beistimmen. Wollten wir aber auf den ersten Blick unser Urteil fällen, ohne den Menschen recht zu kennen und ohne mehr von ihm zu wissen, als dass er Trübsal leidet, und wollten wir dann urteilen, er sei verflucht, so wäre das ein leichtfertiges und vermessenenes Urteil, und Gott müsste es verwerfen. Darum müssen wir mit unserem Urteil zurückhalten und mit aller Bescheidenheit und Mäßigung verfahren.

Eliphaz fährt fort: Durch Gottes Atem kommen sie um, durch seines Mundes Hauch schwinden sie dahin. Wenn die Gottlosen meinen, sie würden bei den Menschen straflos bleiben, so werden sie umkommen durch den Atem

Gottes. Wenn die Menschen ihre Pflicht vernachlässigen und keine Gerechtigkeit üben, wenn die, die das Schwert handhaben sollen, schweigen und tun, als wären sie tote Götzen, und wenn niemand Recht und Gerechtigkeit aufrecht hält, sondern jeder alle Schlechtigkeit unterstützt, so wird doch deshalb Gott im Himmel nicht müßig sein. Dann rüstet und wappnet sich Gott; er braucht nicht große Massen von Völkern zusammen zu bringen, um sich wehrhaft zu machen; er braucht sich nicht hier und da nach Mitteln umzusehen, um die Gottlosen zu überwältigen; es genügt ein Hauch seines Mundes, und alles liegt am Boden. Dabei aber lasst uns an das denken, was uns von dem Königreich unseres Herrn Jesus Christus gesagt ist; denn dem Hauche seines Mundes und seinem Worte wird die Kraft zugeschrieben, die Gottlosen zunichte zu machen. So heißt es bei Jesaja: „Er wird mit dem Stab seines Mundes die Erde schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten“ (11, 4), und der hl. Paulus bezieht dies Zeugnis auf die Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus: „Der Herr wird den Boshaftigen umbringen mit dem Geist seines Mundes“ (2. Thess. 2, 8). Wie ist denn die Herrschaft Jesu Christi beschaffen? Wenn seine Feinde sich durch ein einfaches Wort beschämen lassen, so braucht es keines anderen Donners, um sie zu zerschmettern! Darum lasst uns wohl Acht geben: Allemal, sooft das Evangelium gepredigt wird, lässt Gott seinen Donner rollen über alle Verächter, die sich gegen ihn verhärten und verstocken. Eine Zeitlang allerdings merken wir nichts von der Kraft des Wortes, mit der es die Gottlosen straft, und doch müssen sie endlich fühlen, dass Gott nicht umsonst durch seinen Propheten gesagt und durch seine Apostel bestätigt hat: Jesus Christus wird den Boshaftigen zerstören durch den Hauch seines Mundes und die Kraft seines Wortes. Darum wollen wir uns vor diesem Worte fürchten und uns dem Evangelium unterwerfen, auf dass wir die darin beschlossene Kraft nicht fühlen zu unserer Beschämung, sondern es uns zum Heil gereiche, wenn wir seine Kraft erfahren.

Nun sehen wir allerdings bisweilen fromme und brave Leute in Trübsal versenkt; es sieht aus, als wollte sie Gott zerbrechen zerschmettern, wie wir ein Beispiel davon an David sehen. Aber gleichwohl bleibt jener Satz in Geltung, wenn wir nur betrachten, wie der göttliche Richter in der Regel verfährt. Denn aus der Art, wie Gott in dieser Welt straft, darf man nicht eine Regel machen, von der es keine Ausnahme gäbe. Wenn gesagt wird, es werde ein unbarmherziges Gericht ergehen über alle, die keine Mitleid üben, so dürfen wir das nicht in allen Fällen nach dem gegenwärtigen Geschehen be-

urteilen; denn wir dürfen daraus nicht den Schluss ziehen, es müssten alle grausam Verfolgten nun auch besonders grausam gewesen sein. Wir sehen doch, wie es dem Herrn Jesus Christus ergangen ist, und er ist doch das Haupt, der Spiegel und das Musterbeispiel für alle Kinder Gottes. Wir sehen auch, was vielen Gläubigen widerfahren ist. Wir dürfen also diesen Satz nur von dem gewöhnlichen Richten Gottes verstehen. Das können wir schon aus der gegenteiligen Verheißung entnehmen: „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen“ (Matth 5, 5). Das ist wahr; es bedeutet aber nicht, dass wir von allem Übel verschont bleiben sollen. Es soll nur heißen: Gott wird uns das Erdreich besitzen und im Frieden bleiben lassen, sofern es uns heilsam ist.

## Hiob 4, 12-19

**12) Aber es ist etwas im Verborgenen zu mir gekommen, davon hat mein Ohr ein wenig vernommen. 13) Beim Nachsinnen über die Nachtgesichte, wenn der Schlaf sich auf die Leute senkt, 14) kam über mich Furcht und Zittern und setzte mein Gebein in Schrecken. 15) Der Wind ging hin und her, dass mir die Haare zu Berge stunden an meinem Leibe. 16) Da stand es, sein Angesicht erkannte ich nicht; ein Bild stellte sich meinen Augen dar, und ich hörte ein leises Raunen: 17) „Ob wohl der Mensch gerechter ist als Gott? Ob er wohl reiner ist als sein Schöpfer? Siehe, er findet keine Festigkeit an seinen Dienern, selbst in seine Engel legt er Eitelkeit hinein. 19) Geschweige denn bei denen, die in tönernen Häusern wohnen, die auf Staub gegründet sind! Durch die Motten werden sie verzehrt und vernichtet.“**

Jetzt beruft sich Eliphaz auf die Autorität Gottes, um zu beweisen, dass Hiob dem nicht im Geringsten widersprechen kann und darf, dass er mit Recht von Gott verdammt sei. Einige meinen, Eliphaz rühme sich bloß einer Offenbarung, die er gar nicht gehabt habe; aber bei näherem Nachdenken besteht kein Zweifel, dass seine Angabe durchaus wahr ist: Gott hat ihm diese Offenbarung geschenkt. Denn daran müssen wir durchaus festhalten: Die allgemeinen Sätze, die er vorbringt, sind ganz gut, er macht nur eine üble Anwendung davon. Dass ihm aber Gott dies eingegeben hat, darf uns nicht befremden; denn Gott gibt uns heute eine andersartige Unterweisung als den Vätern jener Zeit. Wie redet Gott mit uns? Die Propheten sind Werkzeuge des Heiligen Geistes, wir aber haben das Evangelium, worin sich Gott in vertrauter Weise ausspricht. Das ist die Art, wie Gott heute in seiner Kirche redet: er hat uns seinen ganzen Willen in der Heiligen Schrift kundgetan. Vorzeiten hat Gott sich an denen, denen er diese Gnade erzeigen wollte, durch Gesichte offenbart, wovon die Heilige Schrift uns Zeugnis gibt. Eliphaz muss also ein trefflicher Mann gewesen sein; wir dürfen nichts Befremdliches darin erblicken, dass Gott ihm in einem Nachtgesicht erschien und dass Eliphaz dieselbe Erkenntnis gewann, die uns heute die Schrift vermittelt. Es ist also kein fälschlich erdichteter Ruhm, aber darin besteht kein Fehler, dass er das, was ihm zu einem ganz anderen Zweck und Gebrauch offenbart war, in verkehrter Weise auf die Person Hiob anwendet. Gott gibt ihm die Lehre, dass die Menschen in Demut wandeln sollen. Das Gesicht, das ihm zuteil wurde, hatte also den Sinn, dass die Menschen sich

nicht selbst gefallen dürfen und dass sie sich nicht aufblähen sollen in der Meinung, sie seien gerecht und ständen hoch im Wert; sie sollen vielmehr wissen, dass nichts als Sünde in ihnen ist, wenn sie vor Gott erscheinen müssen, dass sie sich schämen, auf ihre verderbte Natur schauen und sich deshalb selbst missfallen müssen. Diese gute Lehre hat Eliphaz empfangen, aber er wälzt die ganze Last auf Hiob ab und denkt, er habe gewonnen, wenn er den niederdrücke, der doch Gott treu gedient hatte. Er hat also aus der Unterweisung Gottes einen üblen Vorteil gezogen; denn er blickt nicht auf sich selbst, sondern will den Hiob ins Unrecht setzen, was doch mit der Wahrheit nicht stimmt.

Eliphaz erzählt, er habe ein leises Raunen gehört, es sei auch ein Bild da gewesen, aber er habe es nicht erkannt, sondern sei so erschrocken gewesen, dass er am ganzen Leib gezittert habe; die Haare an seinem Leibe hätten zu Berge gestanden vor Schreck und Bestürzung, und er sei wie von Sinnen gewesen. Das Ganze sollte ihm den Beweis liefern, dass es sich hier nicht um einen Traum handelte, sondern dass sein Zeugnis ein Gotteszeugnis sei, dass mit aller Ehrerbietung entgegengenommen sein will. Alle Gesichte der alten Väter begleitete Gott mit solchen Kennzeichen, die ihnen Schrecken und Angst einjagen sollten. Das diente dazu, seinem Worte Autorität zu verschaffen und ihm eine bessere Aufnahme zu sichern. Auch können die Menschen die Rede Gottes nur dann gebührend anhören, wenn er sie seine Majestät merken lässt. Endlich sind wir gar nicht fähig, seine Rede anzunehmen, wenn nicht zuvor unser Fleisch gebändigt ist; denn in uns steckt die Hoffart, die uns aufbläht, so dass wir nicht erkennen, was uns gut und heilsam ist, bis Gott uns niedergeschlagen hat.

Im Verborgenen, sagt Eliphaz, sei etwas zu ihm gekommen, davon habe sein Ohr nur wenig vernommen. Auf den ersten Blick könnte es lächerlich erscheinen, dass er es etwas Verborgenes nennt, dass Gott zum mindesten ebenso gerecht sei wie die Menschen oder dass die Menschen noch lange nicht so gerecht seien wie Gott. Das weiß doch jedermann, und selbst die Heiden haben dem nicht widersprochen! Was liegt denn in diesem Satz für ein verborgenes Geheimnis? Nun, jedenfalls ein sehr notwendiges Geheimnis! Aber wenn die Menschen auch darin völlig übereinstimmen, dass Gott allein gerecht ist und dass wir im Vergleich zu ihm voller Schwachheit sind, soviel ist doch sicher: Wir erkennen das längst nicht klar genug, und es ist uns viel zuwenig eingepägt. Denn wären wir mit voller Gewissheit von

Gottes Gerechtigkeit und unseren Fehlern überzeugt, es würde uns kein Zweifel daran kommen, wie es für gewöhnlich der Fall ist. Man würde kein Murren in unserem Munde hören, es gäbe keinen Widerspruch in unserm Herzen, wir wären ganz stille. Gefiele es Gott, uns schamrot zu machen, wir würden bekennen: Das geschieht mit gutem Recht! Nun sieht man aber: Wenn Gott die Menschen antastet, so reißen sie das Maul gegen ihn auf, ja sogar, wenn er, um sie zu schonen, ihnen ihre Sünden nur erst aufdeckt, wollen sie sich zu keinem wahren Geständnis bequemen. Da kann man ganz deutlich sehen: Alle Menschen sind aufgeblasen vom Eigendünkel; sie wissen nichts von Gottes Gerechtigkeit und wollen sich ihr nicht unterwerfen, vor ihr demütigen. Es hat also Grund, wenn es Eliphaz ein Geheimnis nennt, dass Gott allein gerecht ist und dass die Menschen sich ihrer Armut schämen und ihr Elend erkennen müssen. So meint es auch Paulus, wenn er zu den Römern sagt (3, 21): „Nun aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart und bezeugt“, damit sich alle Welt vor Gott schuldig bekenne. Gewiss, man kann nicht sagen, dass hierin eine besondere Schwierigkeit liege, aber soviel ist sicher: Die Menschen schreiben sich immer ich weiß nicht was zu, sie können ihren eitlen Stolz nicht ablegen, ja, sie lassen sich dünken, sie könnten durch ihren vermeintlichen „freien Willen“ wonders was ausrichten. Dazu lügen sie sich vor, sie könnten sich vor Gott Verdienste erwerben. Nein, im Gegenteil, Gott will als der einzig Gerechte erkannt sein, und in den Menschen ist nichts als Ungerechtigkeit zu finden!

Mit dem Geständnis, er habe nur wenig davon verstanden, gibt Eliphaz zu erkennen, dass er sich nicht übers Maß erheben will. Denn er nimmt keine vollkommene Weisheit für sich in Anspruch, als wäre ihm nichts entgangen, als habe er alles vollkommen bis auf den letzten Rest verstanden; er hat von der Lehre Gottes nur einen Geschmack bekommen und nur ein Stück davon verstanden. Darin liegt eine Warnung für uns. Wenn Gott uns vertraute Kundgebungen schenkt, so ist es schon viel, wenn wir einen Teil davon begreifen, und wir dürfen ja nicht meinen, wir hätten davon ein so vollkommenes Verständnis, dass nichts daran fehlte. Wer sich so etwas zuschreibt, der betrügt sich und schließt sich selbst die Tür zu, die ihm sonst offen stände, um weiter zu kommen. Es ist also schon viel, wenn wir nur einen geringen Geschmack von der Wahrheit Gottes und überhaupt einen Zugang dazu zu haben. Und wenn das von den Propheten und Lehrern gilt, die Gott erwählt und eingesetzt und denen er ganz besondere Gnade erzeugt hat, wie



steht es dann mit uns? Dafür haben wir ein Exempel an Eliphaz: nicht als ein gewöhnlicher Mann aus dem Volke steht er vor uns, sondern als einer, dem Gott erschienen ist, und nichtsdestoweniger erklärt er, er habe nur wenig verstanden. Wären wir davon fest überzeugt, würden wir nicht so vermessene Worte machen; denn jeder meint, er wisse alles, und je weniger einer mit der Heiligen Schrift bekannt ist, je mehr will er als besonders scharfsinnig und spitzfindig gelten. Alles, was sie sagen, soll gut und recht sein, als steckte der Heilige Geist in ihrem Ärmel. Wer noch am ABC buchstabiert, meint, er habe schon alles gelernt. Damit verbindet sich denn eine große Nachlässigkeit, weil die meisten sich gar keine Mühe geben, in der Erkenntnis zuzunehmen. Sie tun, als hätten sie schon alle Weisheit ausgelernt; haben sie nur drei Worte vom Evangelium gehört, so sind sie schon so voll, dass nichts mehr hineingeht. Es ist gar keine Rede davon, dass sie eigentlich gar nichts wissen, nein, sie wollen andere belehren, ja, sie wollen mehr als Lehrer sein. Über eine solche Vermessenheit macht Gott sich lustig; denn das wenige, was sie empfangen haben können, muss ihnen wieder genommen werden, und so bleiben sie leer, wie es im Gesang der Jungfrau Maria heißt: „Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässet die Reichen leer“ (Luk 1, 53). Nur Christus allein hat die Weisheit in vollkommenem Maß; er kann jedem geben, wie viel er will.

Noch eins: Als Gott sein Gesetz bekannt gab, begleitete er es mit deutliche Zeichen, um die zu erschrecken, die er damals unterweisen wollte, und das Volk sprach: „Lasst Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben“ (Ex 20, 19). Gott umkleidet sein Gesetz mit einem so gewaltigen Ansehen, dass das Volk beim Anblick so vieler Wunderwerke ganz bestürzt wurde. Mit noch viel größeren Erweisungen ist das Evangelium bekräftigt. Darum darf und soll uns nichts daran hindern, das Wort Gottes mit aller Demut anzunehmen, es sei denn, dass Undank und Bosheit uns die Augen blenden. Können wir nicht alle die großen Taten Gottes anschauen, die er uns gezeigt hat, so wollen wir uns begnügen mit dem, was er uns in seinem Wort zeigt, ohne dass wir neue Gesichte und Offenbarungen begehren. Es gibt noch viel Flattergeister, die am liebsten möchten, die Engel kämen vom Himmel und brächten ihnen eine Offenbarung. Das ist ein großes Unrecht gegen Gott, sich nicht genügen zu lassen daran, dass er sich so freundlich und vertraut geoffenbart hat. Haben wir die Heilige Schrift, so kann es uns an nichts fehlen, besonders in dieser Klarheit des Evangeliums haben wir eine vollkommene Weisheit. Wer noch durch den eitlen Wunsch gekitzelt wird,

besondere Gesichte zu haben, der gibt damit zu erkennen, dass er von der Heiligen Schrift überhaupt nichts weiß. Es sei uns genug, was Gott uns durch seine Propheten, und erst recht durch unsern Herrn Jesus Christus, seinen Sohn, hat offenbaren wollen; damit hat er uns eine endgültige und abschließende Grenze gesetzt; weiter geht er nicht. Wir sehen ja, wohin die gekommen sind, die sich auf den Abweg begeben haben, ihre Schranken zu überschreiten. Daher ist eben die ganze Verwirrung im Papsttum gekommen, gründet doch der Papst seine ganze Lehre auf die Meinung: die Apostel hätten sich nicht über alles ausgesprochen, was der Kirche nützlich wäre, und deshalb sei der Heilige Geist gekommen, damit man neue Glaubensartikel aufbauen und sich an die heiligen Konzilien halten könne. Weil nun der Papst und seine Genossen sich nicht an die Reinheit der Heiligen Schrift gehalten haben, musste Gott sie mit wahnsinnigen Träumen blenden, so dass sie am Ende bis zur Anbetung von Holz und Stein herabsanken und eine derartige Verwirrung eingetreten ist, dass schon die kleinen Kinder sich dessen schämen müssten. Auch Mahomet hat gesagt, er sei berufen, das Evangelium durch eine vollkommene Offenbarung zu ergänzen; darum haben die Türken auch zum Tier herabsinken müssen. Auch heute halten sie sich noch mit so abscheulichen und groben Dingen auf, dass es schon gar nicht mehr zu überbieten ist; aber das ist eine gerechte Strafe Gottes: er hat sie hingegeben in einen ganz verwerflichen Sinn. Ebenso war es mit anderen Schwärmern auch in unserer Zeit, die die Kirche mit ihren angeblichen Gesichten und Offenbarungen in Verwirrung gebracht haben. Das ist auch einer der Artikel des unglücklichen Mannes, der hier verbrannt worden ist: der Heilige Geist habe bis jetzt noch nicht regiert, sondern er müsse noch kommen; damit tut der Bösewicht Gott eine Schmach an, als hätten die alten Väter nur einen Schatten des Heiligen Geistes gehabt, und nach seiner einmaligen, sichtbaren Ausgießung über die Apostel habe er sich sofort wieder zurückgezogen und sei der Kirche verloren gegangen. Solche Dinge bringt er vor; soviel an ihm ist, will er sich zu einem Mahomet machen und den Heiligen Geist zu seinem Knecht. Aber da sieht man, wie weit der Teufel ihn gebracht hat, und Gott muss solche Leute dahin kommen lassen, damit wir einen umso größeren Abscheu davor bekommen.

Ob wohl der Mensch gerechter ist als Gott? Ob er wohl reiner ist als sein Schöpfer? Es ist ein Wahnsinn, dass die Menschen sich groß machen wollen auf Kosten ihres Schöpfers. Aber weil die Menschen ihr Ansehen nicht leicht fahren lassen, um sich unter das Verdammungsurteil zu beugen, fügt

Eliphaz zur Bekräftigung seiner Lehre den Gedanken hinzu: Siehe, Gott findet keine Festigkeit an seinen Dienern, selbst in seine Engel legt er Eitelkeit hinein. Etlichen kommt es ungereimt vor, dass Gott seine Engel nicht völlig gerecht finden soll, und sie meinen deshalb, hier seien nicht die Engel gemeint, die im Gehorsam Gottes beharrten, sondern die gefallen und von Gott abtrünnig geworden sind. Aber es wird einfach von den Dienern Gottes geredet, und das ist ein Ehrentitel. Gott findet an seinen Engeln nichts Beständiges, sondern Torheit oder Eitelkeit; er sagt nicht: Widerspenstigkeit oder Abfall, sondern er drückt sich gelinder aus: Eitelkeit. Wenn der hl. Paulus sagt: „Der Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat“ (1. Tim 6, 16), so schließt er damit ohne Zweifel alle Kreaturen aus. Gleichwohl wissen wir, dass die Engel unsterbliche Geister sind; denn Gott hat sie so geschaffen, dass sie niemals der Vernichtung verfallen sollen, wie ja auch die menschliche Seele niemals vergehen soll. Wie kann man denn diese beiden Aussagen in Einklang bringen, dass die Engel zu immerwährendem Leben geschaffen sind und dass doch Gott allein unsterblich ist? Das ist ganz leicht. Gott ist unsterblich von Natur; „in ihm ist die Quelle des Lebens“ (Ps. 36, 10), die Engel aber sind nur insofern unsterblich, als sie durch die Kraft von oben am Leben erhalten werden. Es ist also kein Leben, außer in Gott allein, und doch steht dem nicht im Wege, dass das Leben über alle Kreaturen ausgegossen wird – es kommt eben aus seiner Gnade. Solcher Art ist auch die Unsterblichkeit der Engel, und gleichwohl haben sie in sich keine Beständigkeit, sondern Gott muss sie durch seine lautere Güte stärken. Sonst würde geschehen, wovon Ps. 104, 29 spricht: „Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub.“ Wer gibt denn den Engeln des Paradieses Kraft und Stärke, wenn es nicht der Geist Gottes tut? Was sie haben, haben sie nicht von sich selber, sondern Gott hat es ihnen gegeben, und sie könnte sich dessen nicht dauernd erfreuen, wenn Gott diese Gnade, die er in sie gelegt, nicht fortwährend erneuerte. Was aber von ihrem Leben gilt, das gilt auch von ihrer Gerechtigkeit. Die Engel sind auch nur insoweit beständig, als Gott sie an seiner Hand hält. Wohl heißen sie „Fürstentümer und Gewalten“ (Kol 1, 16), aber nur weil Gott seine Macht durch sie ausübt und sie regiert. Kurz: die Engel haben in sich selber nichts, dessen sie sich rühmen könnten; denn alles, was sie an Macht und Beständigkeit haben, haben sie von Gott, und umso mehr sind sie ihm zu Dank verpflichtet.

Dass aber Gott in seine Engel Eitelkeit hineingelegt, soll nicht heißen, diese Eitelkeit sei von Gott, sondern es beruht auf einem Gerichtsurteil, dass er sie in sie hineingelegt: als Richter spricht er das Urteil, es solle Torheit und Eitelkeit in den Engeln sein, sie sollten Mängel und Gebrechen an sich tragen und nicht vor ihm bestehen können, wenn er sie nach seiner Strenge behandelte. Wer freilich nicht in der Schrift bewandert ist, dem mag es befremdlich vorkommen, aber wenn wir etwas von Gottes Gerechtigkeit wissen, so verwundern wir uns nicht mehr so sehr darüber, dass auch die Engel vor Gott schuldig erfunden werden, wenn er sie mit sich selbst vergleicht. Daran müssen wir allezeit festhalten: Das Gute in den Kreaturen ist nur gering im Vergleich mit dem, was in Gott ist – unendlich ist nur Gott. Wir müssen also diese zwei Dinge unterscheiden: Die Engel besitzen wunderbare Kraft und Stärke im Vergleich mit uns – Gottes Kreaturen bleiben sie ja immer, deshalb mögen wir sie wohl rühmen -, vergleichen wir sie jedoch mit Gott, so muss Gottes Größe alles verschlingen, wie die Sonne alle Himmelssterne verdunkelt. Was ist denn die Sonne? Ein Planet wie die andern. Aber Gott hat ihr mehr Klarheit gegeben als den andern, und deshalb muss alles gleichsam von ihr verschlungen werden, und wenn die Sonne ihr Regiment führt, sieht man keine Sterne mehr. Und wenn erst Gott kommt? Dann „wird der Mond sich schämen und die Sonne mit Schanden bestehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird in der Herrlichkeit“ (Jes. 24, 23). Danach ist auch unsere Stelle zu verstehen: Gott findet Mängel an seinen Engeln, wenn sie gleich seine Diener sind. Damit ist aber nicht gesagt, dass der Dienst, den sie Gott leisten, etwa nicht vollkommen sei – natürlich soweit man bei geschaffenen Wesen von Vollkommenheit reden kann. Wenn wir in unserm Gebet begehren, dass sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, so bezeugen wir damit, dass die Engel Gott ohne Widerspruch gehorchen, ja, dass sie unter seiner Friedensherrschaft völlig mit seinem Willen in Einklang sind.

Weiter aber müssen wir wohl beachten: Christus ist gekommen, damit „alles durch ihn versöhnt würde zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel“ (Kol 1, 20). Also haben auch die Engel ihre Beständigkeit nur in dieser Gnade unseres Herrn Jesus Christus; denn er ist der Mittler zwischen Gott und den Kreaturen. Allerdings ist Christus nicht der Erlöser der Engel gewesen; denn sie brauchten nicht vom Tode erkauft zu werden, dem sie ja nie verfallen waren, aber wohl war er ihr Mittler. Er sollte sie vollkommen

mit Gott verbinden; er musste sie auch durch seine Gnade aufrechterhalten und bewahren vor dem Fall.

Findet aber Gott einen Mangel an seinen Engeln, ist keinerlei Festigkeit in ihnen, wenn sie nicht von oben festgehalten werden, wie wird es dann uns ergehen? Haben die Menschen eine solche Herrlichkeit und Kraft, wie die Engel des Paradieses? Ach, wie sind wir denn geschaffen? In tönernen Häusern wohnen wir, die auf Staub gegründet sind, in vergänglichen und baufälligen Hütten. Wir mögen uns rühmen, soviel wir wollen: es ist nichts in uns als Eitelkeit, unsere Leiber sind nichts als Staub und Asche, und alles verfällt der Verwesung. Und wenn wir nun in Lehmhäusern wohnen, da wollen wir herrlicher sein als die, die in der Herrlichkeit Gottes wohnen und schon jetzt sein Angesicht schauen? Die Engel sind keiner Veränderung dieser Welt unterworfen, sie wohnen schon jetzt in himmlischer Unsterblichkeit, wir aber erfahren täglich, dass unser Leben nur ein Hauch ist und dass eine einzige Minute genügt, um es von dieser Welt wegzuraffen. Und da wollen wir noch stolz auf uns sein? Siehe, da ist Gott! Wohl können wir seine Macht nicht so begreifen, wie sich's gebührt, aber auch die Engel, die ihm doch viel näher stehen und sein Angesicht schauen, sind noch nicht so vollkommen, dass er an ihnen keinen Mangel mehr fände, wenn er sie an seinem strengen Maßstab misst. Was aber soll aus uns werden, wenn wir auf unsere Schwachheit blicken? Denn was ist unser Leib? Wie in Gräbern wohnen wir, wenn man's richtig ausdrücken will; unser Leib ist wie ein finsternes Gefängnis, das uns am Schauen Gottes hindert – es ist, als lägen wir schon unter der Erde. Was ist unser Fundament? Staub! Dabei achten wir gar nicht darauf, dass wir uns in stetem Niedergang befinden; dass uns allerorten der Tod droht, daran denken wir nicht. Darum braucht man sich gar nicht zu wundern, dass das Los der Menschen so armselig ist, wenn doch selbst die Engel, die Gott ja so nahe stehen, nicht so vollkommen sind, dass Gott sie nicht verdammen müsste, wenn er mit ihnen ins Gericht geht.

Weniger als nichts sind wir, dabei dem Tode so völlig unterworfen, dass wir ihm wider Willen in die Arme laufen müssen. Aber auch in dieser großen Schwachheit hält uns Gott an seiner Hand; wir dürfen uns stützen auf seine Kraft und uns stärken durch seine Gnade. Das soll unsere Freude sein; aber die Hauptsache ist, dass wir auf das Gut und das Glück blicken, das Gott uns über die Ordnung der Natur hinaus schenkt, wenn er uns erneuert durch sein Wort, wie es bei Jesaja heißt: „Alles Fleisch ist Gras“ – es ist wahr, ei-

ne Zeitlang grünt und blüht der Mensch, aber nur um bald zu welken – „aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich“ (40, 6. 8). Das soll aber nicht allein im Himmel ewiglich bleiben, sondern in ihm sollen wir ein Leben haben, das unser eigen bleibt; wir sollen aus der allgemeinen Verderbnis dieses irdischen Lebens erlöst werden, und Gott soll in uns wohnen, damit wir seiner Ewigkeit teilhaftig werden. Sehen wir aber unsere Kräfte also abnehmen, so müssen wir die Zeit, die Gott uns gibt, umso besser verwenden, je kürzer sie ist, und uns üben in seinem Dienst.

## Hiob 5, 6-10

**6) Nicht aus der Erde sprosst die Mühsal auf, und Unheil geht nicht aus dem Staub hervor: 7) Zur Mühsal ist der Mensch geboren, und die Flämmchen fliegen hoch empor. 8) Ich aber würde zu Gott mich wenden und meine Sache vor Gott bringen. 9) Er ist's, der große Dinge tut, die nicht zu ergründen, und Wunderwerke, die nicht zu zählen sind. 10) Er gibt den Regen aufs Land und sendet Wasser auf die Fluren.**

Wenn uns irgendein Unheil plagt, so blicken wir hierhin und dahin und machen uns unsere Gedanken: wir möchten die Ursache außer uns finden. Aber wir sehen nicht, dass uns Gott um unserer Sünden willen betrübt: aus unserm Leben quillt all das Unheil hervor, an dem wir leiden. Sprechen wir vom Elend dieser Erde und trägt ein jeder seinen Anteil daran, so müssen wir in unsern Gedanken keine Umwege machen und hin und her schweifen, sondern ein jeder muss in sich gehen und seine Sünden aufspüren, dann brauchen wir uns gar nicht zu verwundern, dass wir von lauter Armseligkeit umgeben sind und unser Leben so jammervoll elend ist. Denn wie es des Holzes Art ist, dass es leicht Feuer fängt und in Brand gerät, so ist es auch mit uns: Holz und Brennstoff zu all unserm Unglück ist unsere Sünde; darüber kommt dann der Zorn Gottes und verzehrt uns. So fliegen denn die Flämmchen in die Höhe: hätte das Eisen keine verborgene Kraft in sich, wenn man es auf dem Amboss schlägt, es würden gewiss keine Flämmchen herausschlagen. So ist auch der Brennstoff zu all unserm Unglück in uns selber eingeschlossen. Diese Lektion wird uns sehr heilsam sein; denn mag einer auch noch so laut bekennen, dass Gott ihn mit Recht schlägt, so ist es uns doch mit dieser Betrachtung kein rechter Ernst, sondern wir gehen ihr möglichst weit aus dem Wege. Wenn einer ins Unglück gerät, so will Gott ihn damit bewegen, an seine Sünden zu denken, aber der Mensch gibt sich gar keine Rechenschaft darüber, oder was noch schlimmer ist, er schläft in seinem Unglück ein und sucht die Ursache hier oder da, er schreibt es irgendeinem Zufall zu, anstatt in eine Prüfung seines Lebens einzutreten. Eins müssen wir lernen: nicht Himmel und Erde anklagen, sondern nur uns selber anklagen und verdammen, wenn wir in soviel Not und Elend geraten. Wenn wir ungünstiges Wetter haben, wenn Frost oder Unwetter oder Hagel kommen, so kommt das nicht von der Luft an sich, oder wenn Dürre eintritt, so macht das nicht der verschlossene Himmel an sich, und wenn die Erde ihre Frucht nicht bringt, so kommt das nicht von der Erde an sich, son-

dern wir sind selbst an alledem schuld. Wenn aber Eliphaz sagt, wir seien zum Unheil geboren, weil wir überhaupt zu soviel Lastern neigen, so müssen wir uns darüber ernstliche Gedanken machen, und je nachdem wir zu Gott kommen, muss er uns antworten. Tragen wir wirklich von Mutterleib an alles Verderben in uns, so dass wir von Natur dem Bösen und der Sünde ergeben sind, so kann Gott ja gar nicht anders – er muss uns schicken, was uns zukommt, was uns recht und billig ist; denn er sieht uns ja, wie wir sind. So meint es auch Eliphaz: Gott hat uns nicht zu so harter Behandlung erschaffen, sondern er geht davon aus, dass unsere Natur verdorben ist, seitdem wir uns von Gott abgewandt haben; darum muss es uns so ergehen: es ist überhaupt nicht so gut mit uns bestellt, dass Gott seine Güte über uns ausbreiten und uns so milde behandeln könnte, als wären wir ihm vollkommen gehorsam.

Der Mensch demütigt sich nie, wenn er nicht mit Gewalt dazu gezwungen wird, sondern er versucht in seinem Trotz zu bleiben; darum fügt Eliphaz hinzu, Hiob solle wieder zu Gott kommen und sich zu ihm wenden. Es ist, als wollte er sagen: Die Menschen wollen nichts davon wissen, dass sie es verdient haben sollten, wenn sie geschlagen werden, und dennoch dürfen sie sich nicht im Trotz verhärten, nein, sie müssen alles in Geduld hinnehmen, müssen nicht den Kreaturen die Schuld an ihrem Unglück zuschieben, sondern erkennen, dass sie selbst daran schuld sind. Die Menschen können sich gar nicht so tief beugen, dass sie diese Wahrheit einsähen, man muss sie dazu bringen, dass sie sich demütigen, und darum muss man ihnen die Majestät Gottes zeigen. Stellt man uns jedoch unsere Sünden vor Augen und lässt uns nicht spüren, dass wir es mit Gott zu tun haben, so sucht jeder sich aufrecht zu halten, jeder hat den Mund voll Widerspruchs, jeder sucht seiner Sünde ein Mäntelchen umzuhängen. Sind wir aber im Grunde Rebellen, so ist es doch eine Gedankenlosigkeit sondergleichen, dass uns unsere Sünden nicht mehr zu schaffen machen. Was muss denn nun geschehen? Niemals werden wir zu rechter Demut bereit sein, bis man uns zu der Erkenntnis bringt, dass es Gott ist, dem wir Rechenschaft abzulegen haben, dass wir vor seinen Richterstuhl gefordert sind, um unser Urteil zu empfangen, mehr noch: dass wir seiner Hand nicht entrinnen können, dass unser ganzes Leben bei ihm erkannt und geprüft wird. Sind wir erst so weit gekommen, dass wir auf Gott blicken müssen, dann sind wir auch nicht mehr so lässig und schläfrig wie früher, dann ist es vorbei mit dem Hochmut und der Selbstgefälligkeit, dann bekommen wir auch Gefühl und Verständnis für



unser Unheil. Aber besonders wenn man uns die Majestät Gottes vor Augen stellt und wir sehen, wie furchtbar sie ist, und wenn man uns seine Größe schauen lässt, so macht uns das noch mehr erzittern. Da sehen wir: es ist kein Spiel, da gibt's kein Einschlafen mehr, keine Einbildungen. Mit der Selbstgefälligkeit ist's vorbei; denn es steht vor uns der Gott, der da ist wie ein verzehrendes Feuer, und vor den müssen wir treten und merken, dass vor ihm die Berge zerschmelzen und alles im Abgrund versinkt. Sehen wir erst, wie groß Gott ist, so schlägt uns seine Größe auch zu Boden, und mit dem Hochmut ist's aus!

Und wie müssen wir diese Lehre nun auf uns anwenden? Vor allem, sooft wir merken, dass wir noch nicht wach genug sind, um uns in unsern Sünden zu verdammen, müssen wir das Gebot dieser Worte befolgen: auf Gott blicken! Da ist ein Mensch von seinen Sünden hinreichend überführt, aber dabei geht er ruhig seinen Weg weiter; macht man ihm Vorwürfe oder nagt ihn sein Gewissen, er geht seinen Gang und macht sich keine großen Bedenken. Wie kommt das? Er hat noch nicht recht auf Gott geblickt! Daran liegt's, dass wir in unseren Sünden immer weiter gehen, deshalb wissen wir auch nichts von Niedergeschlagenheit und Demut, wir spüren nichts davon, dass Gott unser Richter ist und dass wir es mit ihm zu tun haben. Da gibt's denn kein anderes Heilmittel, als dass wir zuerst einmal in unseren Sünden aufwachen; denn anders kommt es nicht dazu, dass wir uns selbst missfallen. Aber umso mehr kann es geschehen, dass der Teufel uns bezaubert; wir spüren, dass es kein gutes Ende nimmt, und doch verharren wir in unserer Stumpfheit. Da müssen wir uns denn zum zweiten sagen lassen: Ach, du arme Kreatur, der Strafe deines Gottes kannst du nicht entrinnen; und wenn die ganze Welt dir Beifall klatscht, der Verdammnis kannst du doch nicht entgehen. Ja, alle Kreaturen merken deine Schande, vor kleinen Kindern und gar vor Tieren musst du zu Schanden werden, und freisprechen kannst du dich nicht. Wie wird's dir dann ergehen, wenn du vor den himmlischen Richter musst? Denkst du gar nicht daran, dass es da nur eine schreckliche Verdammnis für dich gibt, weil du so in deiner Sünde verharrst? Wenn unsere Sünden uns noch nicht genug missfallen und unsere Betrübnis noch nicht lebendig und heiß genug ist, dann gibt es nur noch ein Mittel, um uns aufzuwecken: wir müssen uns zu Gott wenden und nicht zu den Menschen. Denn wenn wir mit unsern Gedanken noch an der Erde haften bleiben, dann meinen wir leicht, gewonnenes Spiel zu haben. Und dazu sind wir allezeit geneigt nach unserer fleischlichen und natürlichen Art. Denn wenn man ei-

nem einen Vorwurf macht, so gibt er zur Antwort: Steht dir das zu? Denke nur an dich selbst, da findest du genug zu tadeln! Du fassst mich viel zu hart an; mir scheint, du malst mich viel zu schwarz! So machen wir uns immer nur mit den Menschen zu schaffen, wenn man uns tadelt. Und gerade so machen wir's mit Gott. Selbst wenn uns niemand verklagt, so können wir's doch nicht lassen, uns irgendeine Ausflucht zu suchen. Wie kommt das? Ein Mensch, der nur an sich denkt, weiß ganz gut: wenn Gott ihn verfolgt, so ist das sein gutes Recht; aber dann geht er hin und vergleicht sich mit seinem Nachbarn: Ist der nicht noch schlechter als ich? Oder doch mindestens ebenso schlecht? Hat er nicht ebensolche Strafe verdient? So möchten wir immer unsere Sache vor Gott gewinnen, indem wir vor ihm fliehen. Aber es hilft nichts, wir müssen dem Wort des Eliphaz recht geben, wir dürfen uns nicht an die Menschen hängen, denn das hilft uns nichts; wir müssen unsern Blick ganz nach oben richten: Ach, es ist ja Gottes Hand, die mich schlägt; die Hand muss ich aufmerksam betrachten und recht demütig werden. Wir müssen Gott sehen, wie er ist. Denn die Menschen entstellen Gott durch ihre falschen Einbildungen, sie biegen ihn wie einen Rosenstock, sie treiben ihr Spiel mit ihm wie mit einem kleinen Kinde. Und was noch viel schlimmer ist: mit einem kleinen Kinde würden wir uns das nicht erlauben, was wir uns gegen Gott herausnehmen. Und woher kommt solch ein wahnsinniges Treiben? Nur daher, dass wir nicht auf seine Größe merken. Solche Gedanken über Gott müssen wir völlig fahren lassen, wie unsere Phantasie sich ihn vorstellt; wir müssen ihn erkennen, wie er sich in seinen Werken zeigt. Wenn wir an die denken, so ist's mit unserm Geschwätz vorbei, dann ist's mit unserer leichtfertigen Frechheit, als dürften wir ihm widersprechen und uns einbilden, er quäle uns zu Unrecht, ohne dass wir's verdient hätten. Dann ist's mit unserer Heuchelei vorbei, wir werden völlig zu Schanden, wir erschrecken vor dieser erhabenen Majestät, die wir an unserm Gott gesehen.

Doch nun zu dem zweiten, und das ist ebenso wichtig: Wir müssen Gott sehen, wie er wahrhaftig ist, und nicht, wie wir ihn uns einbilden. Deshalb sagt Paulus Röm. 1, 21. 23: „Sie sind in ihrem Dichten eitel geworden, denn sie haben die Herrlichkeit Gottes verwandelt.“ Ja, sie berauben ihn seiner Ehre, „darum hat Gott sie auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu tun, was nicht taugt“ (28). „Sie haben Gott nicht gepriesen als einen Gott“, sondern seine Majestät schändlich mit Füßen getreten; denn „sie haben Gottes Wahrheit verwandelt in die Lüge“ (25) und ihn ganz entstellt. Das ist eine

ganz allgemeine Krankheit, und jeder weiß davon aus Erfahrung – umso mehr gilt es, dies Wort zu beherzigen. Denken wir über Gott nach, so muss das mit aller Ehrfurcht geschehen, sonst erkennen wir ihn nicht, wie er wirklich ist, sondern nur so, wie wir ihn uns verkehrterweise einbilden. Gewiss, Gott erklärt sich uns in seinem Wort, aber gleichwohl sind wir unentschuldigbar, wenn wir ihn nicht auch betrachten in seinen Werken; denn da „hat er sich selbst nicht unbezeugt gelassen,“ wie Paulus Apg. 14, 17 sagt, wo er davon spricht, dass die Ordnung der Natur ist wie ein Spiegel, in dem wir sein Wesen erschauen können. „Er hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes getan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben.“ Es ist, als wollte er seinen Rechtshandel verteidigen: Wenn die Menschen meine Ehre und Majestät nicht kennen, wenn sie nichts davon wissen, dass ich alles in meiner Hand habe und meine ganze Schöpfung regiere, so dürfen sie sich nicht auf ihre Unwissenheit berufen, denn in der Ordnung der Natur haben sie wahrnehmen können, dass es einen Schöpfer gibt, der alles in seiner Hand hat. Also nur die Augen auf! Die Welt ist voll von Beweisen für Gottes Größe! Dann werden wir ihm auch die Ehre geben, die ihm gebührt. In Summa: wenn von Gott die Rede ist, so soll man nicht denken, wir hätten doch nur das Wort an sich, sondern wir müssen betrachten, was für ihn wesentlich ist: das Wort lässt sich nicht trennen von seinem Wesen; es kommt darauf an, dass wir ihn würdig preisen. Nähmen wir das recht zu Herzen, so würden wir auch nicht in so manchen Aberglauben verfallen und wären nicht so weltlich in unseren Gedanken! Zwei Dinge haben zu aller Zeit in der Welt regiert. Das ist die Verachtung Gottes; man kümmert sich überhaupt nicht um ihn und geht einfach über ihn hinweg. Gewiss, an seine Majestät kann man nicht heran, aber man sieht eine so teuflische Hoffart bei den Menschen, dass sie, anstatt ihn anzubeten und sich ihm zu unterwerfen, ihn mit Füßen treten möchten, als hätte er keinerlei Autorität über sie. Ja, das ist eine schlimme und ungeheuerliche Krankheit, und nichtsdestoweniger hat sie zu allen Zeiten gewütet: dieser weltliche Sinn, der nichts von der Ehrfurcht weiß, die Gott gebührt. – Die andere Art, der Aberglaube, besteht darin, dass die Menschen unter dem Schein der Andacht allerlei törichte Einbildungen nachhängen. Und wo hat das Übel seine Wurzeln? Gott wird nicht in Wahrheit erkannt in dem, was ihm wesentlich ist; hätte man erkannt, was es um seine Macht, Gerechtigkeit und Güte ist, so hätte man nämlich nicht in solche Torheiten geraten können. Denn die Menschen hecken sich kleine Götter aus, Götzenbilder, die nur in

ihrem Kopfe bestehen, und weisen ihnen ihre Plätze an, als könnten sie die Kräfte, die in Gott sind, verteilen, als könnten sie ihn ausplündern und jeder könnte seinen Raub und seine Beute davontragen. Deshalb sage ich: Wir müssen sorgfältig prüfen, was es in Wahrheit um Gott ist, sonst berauben wir ihn seiner Ehre und nehmen ihm, was sein ist und was in ihm allein wohnt. Und wie kann das geschehen? Man muss nur die Augen auf tun; denn in der Ordnung der Natur stellt er sich also dar, dass wir keine Entschuldigung haben, wenn wir ihm nicht geben, was ihm gebührt.

Darauf weist auch Eliphaz hin: „Er ist's der große Dinge tut, die nicht zu ergründen, und Wunderwerke, die nicht zu zählen sind.“ Eliphaz prägt einen allgemeinen Satz und wendet ihn dann (V. 10) auf das einzelne an. Es klingt wie ein Gedicht, als fasste alles, was er sagen will, in einziges Wort zusammen. Haben wir erst erkannt, dass Gottes Werke groß und unbegreiflich sind, - sind wir dann nicht gezwungen, unsern Geist in die Höhe zu richten? Müssen wir dann nicht einsehen, dass wir Gott nicht entstellen dürfen, dass wir uns keinen Einbildungen über ihn hingeben dürfen, die unserm Sinne angemessen sind? Müssen wir dann nicht viel höher steigen? Es ist klar: Wider unsern Willen müssen wir dahin kommen! Und dahin will uns eben Eliphaz bringen. Die bloße Betrachtung Gottes führt uns noch nicht zu der Furcht und Demut, die nötig wären. Wir denken eben gar nicht an seine Werke. Und warum nicht? Handelt man von den Werken Gottes, so hält sich jeder selbst für den berufenen Richter, um ihn zu kontrollieren; denn wenn Gott nicht tut, wie wir wollen, so fängt gleich das Murren an: Warum macht er es so? Und warum macht er's nicht anders? Woher nur diese Frechheit, dass die Menschen sich derart an Gott heranmachen, dass sie einen Prozess gegen ihn wagen und dass sie sich als seine Richter gebärden? Sie kommt nur daher, dass man niemals etwas davon merkt, dass seine Werke so groß und unbegreiflich sind. Sind aber Gottes Werke unbegreiflich, haben wir dann einen Maßstab, der groß genug wäre, um sie zu erklären? Was ist es um unser Begreifen? Wenn wir unsern Verstand noch so sehr in die Länge und Breite ausspannen, er kann doch nicht den hundertsten Teil der Werke Gottes begreifen, und ebenso wenig von seinem Rat, der so hoch ist, dass er uns ganz und gar verborgen ist. Wir müssen aus uns selbst herausgehen, wenn wir auch nur etwas davon schmecken wollen, was es um die wunderbare und unendliche Weisheit in Gottes Werken ist. Müssen wir aber, um auch nur ein wenig davon zu schmecken, unsern Verstand ganz dahinten lassen, - wie wird es erst gehen, wenn wir alle begreifen wollen und

wissen möchten, was bis aufs letzte hin alles darin enthalten ist? Ich frage euch: Können wir überhaupt dahin gelangen? Wir sehen doch, dass die Menschen von all ihrem Verstand verlassen sind, wenn sie über die Werke Gottes ratschlagen – sie sind eben unbegreiflich. Ja, wir können die Werke Gottes nicht im geringsten ergründen, um ihren Sinn zu entdecken; aber Gott hat ein gutes Mittel, um uns klar zu machen, was uns nützlich ist. Gottes Werke an sich sind unbegreiflich: wollen wir bis ins einzelste herausbringen, was darin ist, so kommen wir nie ans Ende. Es bleibt nur übrig, dass wir uns überwältigen lassen von dieser Größe; und wenn wir uns vermessen wollen, Richter über seine Werke zu sein, bleibt uns nichts übrig, als die Augen zu schließen, da wir doch nie bis zu den Geheimnissen vordringen können, die darin enthalten sind!

Sind wir jedoch so weit in der Demut gekommen, dass wir wissen: wir sind nicht die zuständigen Richter, um zu erkennen, was für uns viel zu hoch und zu tief ist, dann lasst uns Gott bitten, er möge uns den Geist der Klugheit schenken, dass wir recht über seine Werke urteilen. Dann wird er uns Gnade schenken, dass wir unsre Grenzen erkennen und zugeben, dass wir von ihrem Inhalt nichts entziffern können, dass alles uns unbekannt ist und alles nur durch unsere Einbildung hindurchgeht, ja, Gott wird uns straff im Zügel halten, so dass wir es nur zu einer stückweisen Erkenntnis bringen. Aber diese Erkenntnis muss uns genügen, weil uns nichts von dem verborgenen bleibt, was uns gut und zu unserem Heile dienlich ist. Damit lasst uns zufrieden sein; denn was wäre das für ein Undank, wollten wir in die Geheimnisse Gottes eindringen, um darin zu lesen, dass uns nur ja nichts davon entgehe, und wollten wir so toll und töricht sein, ihn unserm Gehirn untertänig zu machen!

Ist es aber so, dass in den scheinbar kleinsten und geringsten Gotteswerken eine so unendliche Weisheit verborgen ist, wie wird es dann erst mit dem größten sein, das alle unsere Fassungskraft übersteigt? Und vor allem, wenn es sich um unsere Erlösung handelt und um das, was er uns durch seinen Heiligen Geist versichert, das Zeugnis unserer Kindschaft – das geht weit über die Ordnung der Natur hinaus! Ja, wenn geschrieben steht, dass er uns erwählt hat vor Grundlegung der Welt, dass er uns auserwählt hat, nicht alle unter Unterschied, sondern die, die zu erwählen ihm gut schien, und dass er die andern verworfen hat – sind das nicht Geheimnisse, die über unser Begreifen gehen? Was ist denn da zu tun? Wir müssen wissen, dass wir mehr

als unentschuldigbar sind, wenn wir in diesem Stück nicht mit Furcht und Zittern wandeln; und wollen wir wirklich so hoch steigen, so brechen wir den Hals, da wir über alle Himmel fliegen wollen und haben doch keine Flügel. Geben wir aber Gott die Ehre und bekennen es nicht nur mit dem Munde, sondern mit der Tat, dass seine Werke unbegreiflich sind, dass sie wie ein Abgrund sind, in dem all unser Verstand versinken muss, dann lasst uns ohne Aufhören ihn bitten, er möge uns erkennen lassen, was uns nach unserer Fassungskraft erkennbar ist, und dabei auch in der Heiligen Schrift suchen, was er uns darin offenbart. Denn das will Gott nicht, dass wir lässig sind und es machen wie die Papisten, die sagen: Nach den Geheimnissen Gottes darf man nicht forschen. Wozu wäre uns denn die Heilige Schrift gegeben? Gott will wohl, dass wir nach ihm forschen; aber wir sollen dabei den Weg innehalten, den er uns zeigt, das heißt: in aller Demut dem nachgehen, was er in der Schrift uns zeigt. Haben wir aber gelernt, was Gott uns in seiner Schule offenbart, so lasst uns daran festhalten; und wenn uns ein törichter Widerspruch ankommt und unser unruhiger Geist mehr wissen möchte, als uns zu wissen zusteht, so lasst uns darauf bedacht sein, so klug und bescheiden zu sein, dass wir sagen können: Du arme Kreatur, musst du denn einen noch umfassenderen Unterricht haben, als ihn Gott in der Heiligen Schrift dir gibt? Lasst uns nur so nüchtern bleiben, dass wir nicht leichtfertig über Gottes Werk richten!

Ja, Gott tut Wunderwerke ohne Zahl. Wenn Gottes Werke „wunderbar“ oder „geheim“ genannt werden, so geschieht das, damit wir sie anbeten sollen. Denn wenn wir in seinen Werken eine solche Größe entdecken, so will er nicht etwa, dass wir in Erstaunen und vor Verwundern außer uns geraten, nein, im Gegenteil: er will uns in eine solche Ehrfurcht hineinziehen, dass wir ihn anbeten: Herr, wie groß ist deine Macht! Herr, wie groß ist dein Vermögen! Wie groß deine Güte, Gerechtigkeit und Weisheit! David weiß genug von der unendlichen Größe der Werke Gottes, und gleichwohl hört er nicht auf zu sprechen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ (Ps. 104, 24). Er weiß wohl, was wir von Gottes Werken zu halten haben, und nichtsdestoweniger betet er sie an. Die Größe der Werke Gottes dürfen wir nicht so anschauen, dass wir stumpf wie Tiere dabei bleiben, so dass wir keinerlei gute Lehre daraus entnehmen. Gott ist darum so groß, weil er uns im Zaum halten will, damit wir nicht wie ungebändigte Rosse uns die Willkür erlauben zu sagen: Ich will auch noch wissen, wie es mit diesem und jenem ist. Nein, wir müssen bescheiden sein; denn das ist die wahre Weisheit,

nichts wissen wollen, was Gott uns verborgen hat. Im Übrigen müssen wir wissen, dass wir die Werke Gottes anzubeten haben. Dann verstehen wir nach unserm kleinen Maßstab die Weisheit, Gerechtigkeit und unendliche Kraft, die darin enthalten ist, und wissen: Gott tut nichts ohne Grund, obgleich uns das nicht gleich auf den ersten Blick klar ist. Denn Gottes Sinn liegt in seinen Werken nicht immer sichtbar vor Augen, so dass wir ihn bemerken könnten; darum heißt diese Weisheit ein tiefer Abgrund. Lasst uns also Gottes Werk anbeten lernen, auch wenn wir nicht immer begreifen, warum er so handelt! Gottes Werke sind Wunderwerke!

Besonders betont Eliphas noch, dass „seine Wunderwerke nicht zu zählen sind“. In diesem Stück sind die Menschen schon demütiger. Denn wenn wir irgendwie an ein Ende kommen, so scheint uns, es könne uns nichts mehr entgehen; wir sind so geschickt, dass alle Fragen, die man uns noch vorlegen könnte, sofort gelöst werden könnten. Setzen wir den Fall, wir könnten über ein, zwei, drei, hundert Werke Gottes ein rechtes Urteil fällen, was bedeutet das? Das wäre noch nichts. Sie sind unzählig. Ja, auch das kleinste von Gottes Werken hat für uns etwas Überwältigendes; stehen wir dann vor diesem Abgrund, dem unergründlichen, was dann? Wir müssen also dies allgemeine Wort, das wie eine Vorrede klingt, wohl beherzigen, um gegen alle unsere Gewohnheit von den Werken Gottes zutreffender zu denken, damit wir seiner Majestät die Ehre geben, die wir ihr schuldig sind.

Nach der allgemeinen Vorbemerkung geht Eliphas nunmehr ins Einzelne. „Gott gibt den Regen aufs Land und sendet Wasser auf die Fluren.“ Das scheint wohl gar nicht so wichtig, denn es handelt sich doch lediglich darum, dass die Menschen merken, wie sie mit gutem Recht betrübt werden und dass sie sich nicht gegen ihn auflehnen dürfen, wenn er sie nach seinem Willen führt; denn sie gewinnen ja nichts dabei und bleiben immer unterlegen. Warum spricht er hier denn von Regen? Das scheint höchst überflüssig; aber wenn von der allgemeinen Ordnung der Natur die Rede ist, die Gott in der Regierung seiner Kreaturen innehält, so geschieht das, damit wir das Ganze auf uns selbst anwenden. Denn wenn wir hin und her gelaufen sind und uns abgeplagt haben, so müssen wir wieder in uns selbst Einkehr halten, müssen uns sammeln und diese Lehre in der Weise für uns praktisch machen, dass wir Gott nach Gebühr anbeten. Darum spricht Eliphas vom Regen, und im vorliegenden Falle will er zweifellos sagen: Gott hat nicht allein alle Dinge geschaffen, und Himmel und Erde sind ein solches Kunst-

werk, dass alle, die es bedenken, in Erstaunen geraten müssen, sondern wir sehen auch, wie er alles ordnet und leitet, dass er Wind und Regen gibt und auch das Gegenteil davon sendet, wenn es ihm gefällt.

Nun haben wir nur eins noch zu bedenken: Es ist durchaus nicht genug, Gott diese Ehre und Meisterschaft zuzuschreiben, dass er über alle seine Kreaturen verfügt, sondern man muss auch bedenken, zu welchem Zweck er es tut. Er will uns dadurch unterweisen, dass wir uns ihm unterwerfen und ihn als unsern Vater und Meister erkennen. Das ist der Zweck der Heiligen Schrift. Wir aber lassen es an zwei Punkten fehlen: Zum ersten denken wir gar nicht an Gott, wenn es regnet oder gutes Wetter ist, sondern wir machen unsere Augen zu. Gewiss wir sind wohl froh, wenn der Regen zu einer Zeit kommt, da er uns passt, aber dass Gott ihn schickt, daran denken wir nicht; unser Sinn ist so sehr an die Erde gebunden, dass er sich so hoch nicht erheben kann. Und wenn wir gutes Wetter haben und am hellen Sonnenschein uns freuen, sehen wir gar nicht, dass Gott es ist, der uns eine solche Lampe angezündet hat, um es uns hell zu machen. Wir denken überhaupt nicht an Gott – das ist ein großer und gar zu grober Fehler. Aber setzen wir auch den Fall, es käme uns wirklich ein Gedanke an Gott in den Sinn, so ist das doch nicht genug. Manche sagen: Gott sei gelobt für das schöne Wetter! – ja, wenn sie das Wetter sehen, das ihnen passt – aber dabei verkennen sie das alles, sie denken nicht daran, dass es Gott ist, dass uns Gott dies Wetter schenkt, um sich als Vater gegen uns zu erzeigen. Wir müssen ihm doch darauf die rechte Antwort geben und ihm wirkliche Kinder sein und erkennen: Siehe, Gott gehorchen seine Kreaturen, aber was für einen Gehorsam findet er bei uns? Ja, bei der Betrachtung der Natur müssen wir zu einer rechten Furcht Gottes kommen und einen rechten Geschmack von seiner Güte gewinnen, damit wir ihm uns ergeben und in allen Dingen zu einem rechten Gehorsam gelangen. So spricht davon auch die Heilige Schrift. Das heißt recht klug sein: erkennen, wozu der Heilige Geist uns diese Dinge beschreibt; wir sollen dadurch lernen, unsern Gott recht zu ehren und zu fürchten; wir sollen einsehen, was für eine Autorität wir ihm beizumessen haben und was für eine Herrschaft er über uns übt; und von da aus sollen wir auch zu seiner Gerechtigkeit kommen, um uns unter sie zu demütigen.

Gewiss, auf Hiob wendet Eliphaz diese Lehre missbräuchlich an, aber wenn die Lehre gut und vom Heiligen Geist ist und wir sie annehmen müssen



nicht als Lehre eines sterblichen Menschen, sondern als ein Wort des Geistes Gottes, so brauchen wir nur noch klug und bescheiden genug zu sein, um unsern Gewinn daraus zu ziehen, wann und wo es uns hier gezeigt wird. Wir müssen nur nicht wie Eliphaz das alles so übel auf die Person Hiobs anwenden; haben wir aber die allgemeine Lehre angenommen, dann haben wir damit das Bekenntnis abgelegt, dass sie wahr ist, und jeder hat die richtige Lehre daraus gezogen. Kurzum, alle Übel, denen unser Leben unterworfen ist, müssen wir unsern Sünden zuschreiben, und wenn es uns nicht so gut geht, wie wir wohl möchten, dürfen wir weder Himmel noch Erde noch die andern Kreaturen anklagen, sondern ein jeder verdamme sich selbst. Das Holz, an dessen Brennkraft sich das Feuer des göttlichen Zornes entzündet, tragen wir in uns; von Geburt an sind wir zum Bösen geneigt, und wir brauchen uns gar nicht zu wundern, dass wir soviel Jammer und Elend unterworfen sind. Haben wir unter allerlei Plagen zu leiden, so lasst uns die Schuld daran ja nicht Gott zuschieben, sondern auf die Quelle achten: Ursach all der Übel, an denen wir in unserem Leben leiden, ist unsere Sünde. Lasst uns also ja mit unserer üblen Gewohnheit brechen, Gott vor Gericht zu fordern, sondern es uns gefallen lassen, dass wir die Schuld aufgebürdet bekommen! Lasst uns einsehen, dass er gerecht ist, wenn er uns betrübt, damit wir in aller Demut lernen, ihn nach Gebühr zu fürchten und zu ehren!

## Hiob 5, 11-16

**11) Bei ihm steht es, die Verachteten zu erhöhen und denen, die betrübten Herzens sind, zu helfen. 12) Er macht zunichte die Gedanken der Boshaften, so dass ihre Hände nicht ausrichten, was sie vornehmen. 13) Er fängt die Weisen in ihrer List, und der Rat der Schlaunen wird zerstört, 14) so dass sie am Mittag im Finstern wandeln und sich am hellen Tag wie in der Nacht einher tasten. 15) Den Bedrängten rettet er vom Schwert, vom Mund und der Hand derer, die ihm zu stark sind. 16) Also ist noch eine Hoffnung übrig für den Bedrängten, und die Bosheit wird den Mund schließen.**

Das ist ein denkwürdiger Spruch: Gott erhöht die Verachteten. Wenn die Hoffärtigen uns unterdrücken und uns scheinbar ganz in den Abgrund stürzen, so dürfen wir zu Gott unsere Zuflucht nehmen. Er hilft denen, die betrübten Herzens sind. So lasst uns denn unsern Gott anrufen, weil er sich selbst das Amt beilegt, die zu retten, die in solchen Ängsten sind, dass sie sich nicht mehr zu helfen wissen. Gewiss, Gott könnte den Seinen wohl ein solches Glück bescheren, dass sie nicht mehr angefochten würden; aber er hat guten Grund, das nicht zu tun. Denn der Mensch ist von Natur voller Hoffart, und wenn sie nicht zutage tritt, so liegt doch ihr Same im Herzen versteckt. Dagegen muss Gott ein Mittel gebrauchen, und das Mittel besteht darin, dass er uns durch Trübsal zähmt. Gewiss, es gibt Menschen genug, die Widerwärtigkeit leiden, ohne sich doch deshalb zu demütigen. Denn wie ein wildes Pferd sich lieber schlagen und mit Sporen blutig reißen lässt, als dass es gehorchte, so ist es auch mit den völlig Verstockten. Aber wenn Gott die Menschen bändigen will, so schickt er ihnen so harte Trübsale, dass sie ihnen zur Arznei werden, die sie von solchem Stolz und solcher Vermessenheit reinigt, wovon sie sonst nie frei würden.

Wenn uns also die Menschen mit Füßen treten, so dass es aussieht, als sollten wir gänzlich zugrunde gehen, so lasst uns doch nicht daran zweifeln, er werde seine Verheißung erfüllen! Denn er hat doch seine Natur nicht vergessen, und er wird sich uns erzeigen als der, der er von Anfang war. Darum pflegt er auch zu erniedrigen, die irgendwie zu Würden und Ehren erhoben sind. Wenn man solche Veränderungen sieht, möchte man denken: Das macht das Glücksrad, das sich also drehet. Und die Gottlosen murren: Gott spielt mit den Menschen wie mit einem Ball. Aber es kommt nur auf Rechnung des Undanks derer, die so zu Würden gelangt sind, denn sie wollen

nichts davon wissen, woher ihnen ihr Glück gekommen ist, und sie sind von ihrer Größe so berauscht, dass sie Gott trotzen und über die Stränge schlagen; darum muss Gott solchen Trotz zerbrechen. Er muss ihnen zeigen, dass sie nichts sind und dass er über ihre Hoffart lacht. Darum müssen die, die zu hohen Ehren gekommen sind, in Vorsicht und in der Furcht Gottes wandeln.

Die Geringen und Verachteten aber haben genug, womit sie sich trösten können: sie haben ja die Verheißung, dass es bei Gott steht, denen zu helfen, die in Ängsten sind. Und ist das auch nicht immer mit Augen zu sehen, so ist es doch so: wer wirklich traurigen Herzens ist, wer so zerschlagen ist, dass er sich zu Gott flüchtet und nur noch Erleichterung von ihm sich wünscht, der wird merken, wie wahr dies Wort ist. Das lehrt uns alle doch die Erfahrung, wie Gott die Verachteten erhöht; denn wer sind wir von Natur? In welchem Zustand findet Gott uns vor, wenn er uns zu seinen Kindern macht? Stecken wir nicht bis über die Ohren in Schmutz und Unrat? Muss er uns nicht geradezu aus dem Abgrund der Hölle ziehen? Denn man mag sagen, was man will: von Natur sind wir verflucht; wir tragen nichts an uns, als das Bild des Todes; nichts als Sünde ist in uns, und wir sind wie ein Kind, das von seiner Mutter Leibe kommt, von einer Mutter, die selbst voll Verderbens ist (nach Ezech. 16, 4). So sieht es mit uns aus, ehe Gott uns gereinigt hat. Wie hoch hat uns also Gott erhoben! Er beruft uns zur Hoffnung des Himmelreichs und des ewigen Lebens, er reißt uns aus dem Abgrund des Todes, er reinigt uns von unserem Schmutz – sollte er das nicht auch in Zukunft tun?

Er macht zunichte die Gedanken der Boshaftigen, so dass ihre Hände nicht ausrichten, was sie vornehmen. Das ist ein zweiter Trost. Gewiss, Gott führt nicht immer einen offenen Krieg gegen uns, aber unmöglich können die Kinder Gottes in dieser Welt jemals ohne vielerlei Gefahr leben. Warum? Weil sie in Einfalt wandeln sollen. Gewiss, auch klug müssen sie sein, und der Herr gibt ihnen auch, was sie an Klugheit bedürfen, aber mit List und Trug und bösen Anschlägen dürfen sie nicht umgehen. Sind sie unter den Wölfen, so müssen sie Lämmer und Schafe sein; sind sie unter den Füchsen, müssen sie sein wie Tauben, so einfältig, wie Gott sie haben will. Nun aber ist die Welt voller Bosheit, und brave Menschen sind dünne gesät. Gäbe sich nun Gott keine Mühe, die Ratschläge der Bösen zu durchkreuzen, wie würde es uns wohl ergehen? Würden wir nicht alle Tage hundertmal zu-

grunde gehen? Gott im Himmel ist wachsam darauf bedacht, die Anschläge der Gottlosen gegen uns zu zerstreuen. Es wäre für uns eine schwere Anfechtung, sehen zu müssen, wie man auf uns lauert, wie man uns ausspioniert, wie man uns nur immer überfallen und hintergehen will – das wäre für uns ein Anreiz, Gleiches mit Gleichem zu vergelten: Ich habe es mit einem Fuchs zu tun, ich muss also gut aufpassen! Gegen einen solchen Fuchs muss ich ein doppelter Fuchs sein! So geneigt sind wir zum Bösen, so geneigt, aus einem Teufel zwei zu machen, wenn die Bosheit der Menschen uns so zusetzt! Das einzige, was uns dann im Gehorsam Gottes erhält und uns in seiner Furcht einfältig wandeln lehrt, ist die Gewissheit, dass Gott unser Schild ist und allen Bosheiten, die man uns antut, begegnen wird.

Das bestätigt die alltägliche Erfahrung. Hielte Gott seine Kinder nicht in seinem Schutz, um sie zu retten aus den Stricken und Listen derer, die sie hintergehen wollen, so würden sie jeden Augenblick betrogen. Wenn ein jeder an sich selber denkt, so mag man wohl sagen: Die Welt ist voller Bosheit, man weiß nicht, wem man noch trauen soll; wohin man sich wendet, überall ist man in Gefahr, betrogen zu werden, es gibt nicht Treue noch Glauben mehr, weder bei Verwandten noch bei Freunden. Wenn wir so klagen müssen, so lasst uns bedenken: Gott ist unser Hüter. Betrogen werden wir alle Tage – was würde denn aus uns werden, wenn Gott uns nicht beistünde?

Er fängt die Weisen in ihrer List. Bisweilen blendet Gott die, die sich für sehr klug und geschickt halten, so dass sie nackt und bloß dastehen. Aber wenn er ihnen auch den Zügel schießen lässt, so sieht man am Ende doch, dass es mit all ihren Anschlägen nichts ist, dass ihnen alles unter den Händen zerrinnt. Gewiss, wir wissen nicht, wie das zugeht; Gott wirkt eben auf wunderbare Art, und umso heller tritt seine Gnade hervor. Gott kann der Gottlosen Hände binden, dass sie nichts mehr können.

So dass sie am Mittag im Finstern wandeln und sich am hellen Tag wie in der Nacht einher tasten müssen. Wenn Gott unsere Feinde nicht daran hindert, klug zu sein, es uns aber an Klugheit mangeln lässt, so geraten wir in Verzweiflung, und es dünkt uns: Wollte Gott uns wirklich helfen, so würde er jetzt hervortreten und nicht so lange warten. Aber er wird schon zu rechter Zeit kommen, uns aus ihren Händen zu retten. Bisweilen aber wartet er nicht so lange, sondern erbarmt sich unserer Not, und wenn er sieht, dass uns auch das Geringste bange macht, so kommt er dem zuvor und eilt zu

unserer Hilfe herbei. Unsere Feinde sind klug und gescheit, ja noch mehr, sie sind in allen Ränken geübt, so dass man denken sollte, alle listigen Anschläge der Welt seien durch ihr Gehirn hindurchgegangen. Ja, da mag man wohl bange werden, wenn man sieht, dass sie alle Listen und Ränke aus Erfahrung kennen. Gott aber kann sie dermaßen betören, dass sie werden wie das unvernünftige Vieh; in Dingen, worin man sie für überaus geschickt hielt, benehmen sie sich wie kleine Kinder, so dass man sich wundern muss, sie Dinge reden zu hören, in denen weder Sinn noch Verstand ist. Und wie kommt das? Gott schickt ihnen einen Schwindelgeist, so dass sie taumeln, ohne dass sie Wein getrunken hätten.

Wenn wir also unsere Feinde alles, was sie können, gegen uns ins Werk setzen sehen, so können wir ihnen trotzig entgentreten in der Gewissheit: Gott wird all ihr Vorhaben zunichte machen. Es war auch eine große Heeresmacht aufgeboden wider die Stadt Jerusalem, und der arme König Hiskia kam in große Not, ja, er machte gar nicht den Versuch, seinem Feinde entgentretreten, weil er ihm doch nicht gewachsen war, sondern er wollte den Frieden erkaufen, er beraubte sich seines ganzen Schatzes, er ließ es sich gefallen, dass der Tempel ausgeplündert ward, dass nicht eines Pfennigs Wert in Jerusalem blieb und sein eigener Palast all seines Reichtums beraubt wurde. Nichts anderes wollte der arme König, als die geforderten Kriegskosten bezahlen, nur um dem Rachen des Löwen zu entgehen. So schien es, als müssten sie alle zugrunde gehen. Überdem aber schickt Gott seinen Propheten, und der spottet der Feinde: „Beschließet einen Rat, und es werde nichts daraus! Beredet euch, und es bestehe nicht!“ (Jes. 8, 10). Denn der Herr widersetzt sich all euren Anschlägen, um sein Volk und seine Kirche zu erhalten!

Vor allem aber, wenn die Gottlosen uns des Evangeliums wegen verfolgen – nur getrost: in diesem Falle wird Gott einen besonderen Beweis seiner Stärke geben! So ist es heute: die Feinde Gottes sind voller List, ihr Meister, der Teufel, hat in ihnen seine wohl gerüstete Werkstätte; wenn der Papst und die Seinen nicht schon selbst über viel List verfügten, so würde der Teufel ihnen genug Ränke schmieden. Was sollen wir da anders tun, als geduldig warten? Gott kann ihre Hände wohl gebunden halten; wenn ihr Gehirn alle möglichen Listen ausgeheckt hat und sie den ganzen Erdkreis durchziehen, ja über die Wolken hinaufsteigen, so wird doch Gott nicht zulassen, dass sie auch nur den geringsten Erfolg haben; und die sich für so weise halten,

kann er leicht dumm und stumpf machen, so dass die kleinen Kinder sich über ihre Dummheit lustig machen können. Und so ist es doch heute! Wenn man bedenkt, wie doch heute die Wahrheit Gottes von den Helfershelfern des Papstes bekämpft wird, so sehen wir ja: sie sind so stumpf, dass man nicht begreift, wie vernünftige Menschen so töricht sein können. Ja, es sieht aus, als hätten die Allergeschicktesten mit uns ein heimliches Komplott geschmiedet und als hätten wir ihnen Geld gegeben, wenn sie sich über den Antichristen lustig machten. Ihm, ihrem Meister, wollen sie zu Gefallen sein – und dabei beschmutzen sie ihn nur umso mehr! Ja, liest man ihre Bücher. so sollte man meinen, sie redeten uns zu Gefallen, und von mir weiß ich es gewiss. Woher kommt das? Ohne Zweifel erfüllt Gott an ihnen, was hier gesagt ist, ja, ich weiß es ganz bestimmt. Weil uns also Gott in Wirklichkeit zeigt, dass er mit diesem Wort nichts Unnützes sagt, so wollen wir davor stillstehen und keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass er alle Schliche und Machenschaften derer, die sich als die Allergeschicktesten ausgeben, zu Schanden machen kann, ja dass sie am hellen Mittag umhertappen müssen, als tappten sie mit blinden Augen in der Finsternis. Wenn Eliphaz das Wort „Weisheit“ braucht, so macht er es im Sinne der Menschen, die sich der Weisheit rühmen. Die Weisheit ist ein sonderliches Gottesgeschenk, es ist um sie etwas Gutes und Löbliches; denn woher kommt sie anders als aus dem Heiligen Geist, der ihr Quell und Ursprung ist, wie es auch die Heilige Schrift uns zeigt? Wenn aber die Weisheit eine so vortreffliche Sache ist, wie kann man sie denn verdammen? O das ist sicher: Was wir an Geist und Scharfsinn bei den schlechten Menschen und Gottesfeinden sehen, das verdient den Namen Weisheit nicht! Ein Mensch braucht gar nicht ehrenhaft zu sein, er braucht gar kein rechtschaffener Mensch zu sein, um als „weise“ zu gelten – er braucht sich nur über die ganze Welt lustig zu machen, er braucht nur vorwärts zu kommen, er braucht nur Schönfärberei zu verstehen, um die Leute zu täuschen und zu blenden. „O, das ist ein kluger Mann!“ – und dabei ist er nichts anderes als ein Heuchler und Betrüger. Und will einer in Einfalt und Redlichkeit wandeln und niemandem Unrecht tun, dann muss er für einen Einfaltspinsel gelten, für einen Idioten, wenn er auch klug genug ist und selbst die Bösen bekennen müssen: Wenn der sich vorwärts bringen wollte, klug genug wäre er dazu, aber er ist zu lässig, er ist zufrieden, wenn er faulenzeln kann, er setzt nichts aufs Spiel! Und warum urteilt die Welt so? Gerade weil er sich in keine Betrügereien einlässt wie die andern. Weil also die Welt das Wort Weisheit im Mun-

de führt und es entweicht, deshalb will Eliphaz sagen: Gut, setzen wir den Fall, diese schlaun Leute wären weise, wie sie sich selber nennen und wie auch die andern sie dafür halten – gewiss, sie sind es nicht, aber ich lasse ihnen die Bezeichnung: Gott wird sie zu finden wissen in ihrer Bosheit. So will er uns zeigen, dass diese Weisheit, auf die die Bösen so stolz sind, solch eine ehrenwerte Bezeichnung gar nicht verdient. Denn es ist ja, mit einem Wort, nur Schlauheit.

Vor allen Dingen wenn es sich darum handelt, wie wir vor Gott wandeln sollen, müssen wir alle Arglist ablegen; denn die schlimmste Arglist, die es in der Welt geben kann, besteht darin, dass die Menschen Gott betrügen wollen – nicht dass sie das mit dürren Worten sagten, aber es steht in ihrem Herzen geschrieben. Auch der Prophet Jesaja sagt nicht ohne Grund: „Weh, die verborgen sein wollen vor dem Herrn, ihr Vornehmen zu verhehlen, und ihr Tun im Finstern halten und sprechen: Wer siehet uns? Und wer kennet uns?“ (Jes. 29, 15). So ist es heute überall: man möchte sich vor Gott verstecken. Wie denkt man an Gott? Jeder denkt, er sei schlaun genug, um seinen Händen zu entwischen. Darum springen die gottlosen Verächter Gottes ausgelassen umher und wollen sich glauben machen, es sei nur Dummheit von uns, wenn wir das künftige Gericht fürchten. Und wenn sie sehen, dass wir dabei bleiben, das Volk zu ermahnen, es solle Gottes Zorn und Rache fürchten, so machen sie sich darüber lustig: „Ach, die Leute quälen sich unnütz, wir aber wollen lustig und guter Dinge sein; müssen wir einmal vor Gott kommen, so ist der Termin des Geldes wohl wert!“ Solche teuflischen Gotteslästerungen kann man heute hören. Kurzum, die Gottlosigkeit hebt heute ihr Haupt so frech empor, dass man wohl sagen kann: Die Menschen rechnen darauf, dass Gott sich spotten lässt. Lasst uns nur in solcher Einfalt wandeln, dass Gott nicht seine Hand gegen uns erheben muss!

Nun heißt es weiter: Den Bedrängten rettet er vom Schwert und vom Mund und der Hand derer, die ihm zu stark sind. Das ist zum Trost der Kinder Gottes beigefügt. Wir leben in einem beständigen Kampf. Gewiss, bisweilen schont Gott unser auch, wenn er sieht, wie schwach wir sind und dass es sofort mit uns aus wäre, wenn er dem Satan und seinen Helfershelfern den Zügel gegen uns locker ließe. So hält uns Gott denn unter seinen Flügeln verborgen; gleichwohl aber leidet er es, dass man uns belästigt und betrübt und uns viel Beschweris macht. Und warum? Wir sollen zum Beten getrieben werden, damit wir lernen, auf der Hut zu sein und uns nicht vom Satan

überraschen lassen. Das ist das einzige, was uns ins Verderben stürzt: diese Unachtsamkeit, wenn wir nicht unsere Zuflucht zu Gott nehmen und uns nicht ins Gebet treiben lassen. So muss es uns allen in der Welt gehen: wir müssen Trübsal haben; wenn die Schrift von „Armen“ und „Betrübten“ redet, so hat das Wort auch die Bedeutung „demütig“. Die Armut ist die rechte Meisterin, die die Menschen zur Bescheidenheit führt, damit sie sich nicht zu sehr erheben, sondern in ihren Grenzen bleiben. Gottes Kinder müssen in dieser Welt in viele Anfechtungen hinein, wenn sie darnach des Reiches Gottes teilhaftig werden wollen. Aber wie wenig sind ihrer! Die Reichen sind insgesamt aufgeblasen von Anmaßung; sie lassen sich durch ihre Pracht und Wollust so verblenden, dass es schwer ist, sie demütig zu machen. Gewiss, Gott kann die reichen und vornehmen Leute ebenso gut selig machen, wie die Ärmsten und Verachtetsten, aber nur, wenn er sie fest im Zügel hält und wenn sie solche Trübsal haben, dass sie mitten in ihrem Reichtum arm sind, damit sie erkennen: Es steht jämmerlich mit ihnen, sie sind gezwungen, Gott zu suchen, und sie hängen völlig von ihm ab.

Gott erlöst uns vom Schwert und dem Rachen der Mächtigen. Er will seine Gläubigen nicht durch gewöhnliche Mittel erhalten, nicht mit großen Heeresmassen sollen sie sich gegen ihre Feinde wehren, nicht große Festungen und viel Verbündete sollen sie haben oder sonst etwas Ähnliches. Nein, an allen diesen Dingen wird es ihnen mangeln, und wenn sie es schon haben, so werden gleichwohl ihre Feinde viel mächtiger sein, so dass solche Mittel ihnen gegen sie nichts helfen. Das sehen wir heute deutlich im Spiegel der Gegenwart. Denn wie steht es um uns? Allem Anschein nach sollen die Feinde Gottes, die gegen seine Kirche wüten, uns verschlingen. Vergleicht man auf beiden Seiten die Macht, ach, was haben wir dann auf der unsern? Wir sind wie eine kleine Herde Schafe, sie aber nicht nur ein Rudel Wölfe, nein, ein unzählbarer Haufe. Die Welt ist voll von solchen, die nichts anderes begehren, als uns mit Haut und Haaren zu verschlingen, ja, sie begnügen sich nicht damit, uns einfach umzubringen, nein, sie tun das mit einer Grausamkeit, die nur aus der Hölle stammen kann. Wenn nun ihre Macht so groß ist und wir auch nur einen einzigen Tag am Leben bleiben, so sieht man doch genau: Gott übt sein Amt aus, er rettet den Bedrängten aus dem Rachen des Mächtigen. An Mitteln fehlt's ihm nicht – wenn wir sie auch nicht kennen -; deshalb lasst uns geduldig auf ihn warten!



Also ist noch eine Hoffnung übrig für den Bedrängten. Das alles also wird uns vorgehalten, damit wir auf Gott hoffen lernen. Und das ist schwer genug. Wohl beteuert ein jeder, er wolle auf Gott hoffen; aber das bedeutet wahrlich mehr, als wir sagen können, und wer diese Lektion zeit seines Lebens studiert hat, der hat viel gelernt, auch wenn er nur die Hälfte erfasst hat, nämlich, dass er sicher und gewiss sein kann: Sein Gott wird ihn nicht verlassen. Ist uns das ins Herz geschrieben, so haben wir unser ganzes Leben lang den Segen davon. Es ist noch eine Hoffnung übrig. Abraham „hat geglaubt auf Hoffnung, da nichts zu hoffen war“ (Röm. 4, 18). Gegen Hoffnung müssen wir hoffen; wollen wir wirklich auf Gott hoffen, so muss das vor der Welt nicht so aussehen, als hätten wir Grund zur Hoffnung, sondern der Tod muss uns an allen Orten umringen, wir müssen in Finsternis stecken, nicht ein Fünkchen Glanzes darf uns erquicken, kurz, wir dürfen nur das Wort haben, das Gott uns gibt: Ich will euer Heiland sein! Und gleichwohl sieht es aus, als kehrte er uns den Rücken, als hätte er uns verworfen, als halte er es mit unsern Feinden und gebe ihnen den Stab in die Hand, womit sie uns schlagen. Wenn das alles so ist, müssen wir nichtsdestoweniger allezeit auf ihn hoffen. Das ist die Hoffnung, die für die Bedrängten noch übrig ist; sie müssen sich nur auf die Verheißungen stützen und, wenn sie gleich den Tod vor Augen haben, nicht aufhören, auf das Leben zu blicken, das ihnen bereitet ist.

Werden jedoch unsere Feinde nicht sofort zu Schanden, so wird Gott doch dafür Sorge tragen, dass sie in Wirrnis geraten, sie mögen wollen oder nicht. Das ist mit dem Worte gemeint: Die Bosheit wird den Mund schließen. Die Gottlosen können sich nicht entschuldigen oder verteidigen vor Gottes Gericht. Wir aber müssen den Mund offen haben zum Preise Gottes; denn wir dürfen uns den Gottlosen nicht gleichstellen, die, auch wenn sie in Schmach und Schanden liegen, gleichwohl nicht aufhören, Gott zu lästern und mit den Zähnen zu knirschen, wiewohl sie nichts haben, was sie zu ihrer Entschuldigung sagen könnten. Diese Bedeutung hat auch das Schlusswort des 107. Psalms, wo von der Vorsehung Gottes die Rede ist. Dort heißt es: Gott straft die Bewohner eines Landes um ihre Sünden, die einen werden von Krieg und Krankheit heimgesucht, die andern haben zu Lande und zu Wasser viel zu leiden; kommt er aber, sie zu erlösen von all ihrem Übel, so haben die Frommen Ursache, ihn zu preisen, während die Boshaften den Mund geschlossen halten müssen. Die Gottlosen möchten immer nur Gottes spotten und ihn verhöhnen, aber sie sind wie eingesperrt,

so dass sie nicht wissen, was sie sagen sollen; nur das eine können sie sagen, dass sie in Schmach und Schanden sind. „Solches werden die Frommen sehen und sich freuen, und aller Bosheit wird das Maul gestopfet werden“ (Ps. 107, 42). So ist es mit der Vorsehung Gottes, die die Dinge in der Welt regiert. Bei so offenbaren Gottesgerichten aber lasst uns seinen heiligen Namen preisen und dabei in allen unsern Nöten unsere Zuflucht zu ihm nehmen und nach empfangener Hilfe ihm danksagen nach Gebühr!

## Hiob 5, 17-18

**17) Siehe, glücklich ist der Mensch, den Gott straft. Siehe, du sollst dich nicht weigern der Züchtigung des Allmächtigen. 18) Er ist es, der die Wunde schlägt und sie verbindet, der zerschlägt und Leben bringt.**

Gott tut den Menschen nicht Unrecht, wenn er ihr Richter ist und sie heimsucht mit Ernst und großer Strenge. Darüber müsste man erschrecken, wie wenn man einen Hammerschlag vor den Kopf erhalten hätte. Darum muss die herbe Lehre versüßt werden, es muss uns eine Ahnung davon aufgehen, dass uns das zum Heile dient. Gott will freundlich gegen uns sein, es gehe wie es wolle; ja, auch wenn er uns züchtigt, so geht er doch nicht mit solcher Strenge vor, dass wir nichts mehr von seiner Güte und Barmherzigkeit merken; denn wir sollen uns wieder ein Herz zu ihm fassen und nicht so erschrecken wie die, die vor lauter Angst den Verstand verlieren. Das will Gott nicht, dass uns seine Majestät so furchtbar werde, nein, er will uns zu sich ziehen; wir sollen ihn lieb haben, nicht allein, wenn er uns Gutes tut, nein, auch wenn er uns züchtigt um unserer Sünden willen.

Aber dieser Satz scheint im Widerspruch zu stehen mit der Lehre der Schrift, wonach aller Jammer und alles Elend in diesem Erdenleben von der Sünde und deshalb auch vom Fluche Gottes herkommt. Wie reimt sich das zusammen, dass wir glücklich sind, wenn Gott uns straft, und dass gleichwohl alle Trübsale ebenso viele Anzeichen seines Zornes sind, Zeichen davon, dass er uns verflucht? Woher kommt denn alle unsere Freude und Seligkeit? Doch allein von Gott. Ist aber Gott wider uns, so steht unser Leben unter dem Fluch. Eliphaz aber blickt hier auf die Absicht, die Gott hier mit seiner Züchtigung verfolgt. Gewiss, Gott gibt damit zu erkennen, dass er die Sünde verabscheut, auch ist die Ordnung der Natur, die er bei der Schöpfung aufgestellt, offenbar gestört, wenn wir nicht väterlich von ihm behandelt werden. Alle Widerwärtigkeiten dieses Lebens also müssen Zeichen seines Zornes sein, sonst merken wir gar nicht, wie verhasst ihm die Sünde ist, wie sie ihm missfällt, wie er sie verabscheut und wie unerträglich sie ihm ist, um so mehr, als er doch die Quelle aller Gerechtigkeit ist. Zugleich aber lässt er uns merken, dass er uns locken und ermahnen und zur Buße leiten will. Gerade seine Züchtigung ist uns ein Zeichen, dass er nicht unser Verderben, sondern unsere Umkehr will. Denn alle Züchtigungen sind ebensoviel Zeugnisse, dass Gott bereit ist, uns in Gnaden anzunehmen, wenn wir unsere Missetaten erkennen und aufrichtig Verzeihung von ihm

erflehen. Deshalb soll es uns nicht befremden, dass Eliphaz den Menschen, den Gott züchtigt, glücklich nennt.

Aber eine Schwierigkeit bleibt noch bestehen: Trübsale sind doch allen Menschen gemein! Gott züchtigt die, denen er Gnade erzeigen will, ebenso aber züchtigt er die Verworfenen, und ihnen dienen die Trübsale zu größerer Verdammnis. Was haben denn dem Pharao alle die Plagen genützt? Sie haben ihm nur umso mehr alle Entschuldigung genommen, weil er bis zum Ende gegen Gott widerspenstig und unverbesserlich geblieben ist! Gott straft also beide, Fromme und Gottlose, und die Erfahrung lehrt uns, dass die Trübsale ebensoviel Feuer sind, die den Zorn Gottes über die Verworfenen nur um so mehr anfachen; er züchtigt also viele, die deshalb doch keineswegs glücklich zu preisen sind. Eliphaz aber redet hier nur von denen, die Gott als seine Kinder züchtigt zu ihrem Heil, wie er das im Folgenden deutlich ausspricht: Gott ist es, der die Wunde schlägt und sie verbindet. Wie verfährt Gott denn mit den Verworfenen? Gewiss, er will alle Menschen zur Buße leiten, wenn er sie züchtigt; aber die Züchtigungen dienen nicht allen zum Heil, auch schenkt er nicht allen die Gnade der Umkehr. Denn es genügt nicht, dass Gott mit seiner Hand einen Schlag führt, er muss uns auch inwendig mit seinem Heiligen Geist anrühren. Es würde uns genau wie Pharao ergehen, wenn Gott nicht unsere Herzenshärte erweichte. Denn der Mensch ist wie ein Amboss: wenn man drauf schlägt, so ändert er doch sein Wesen nicht; denn die Schläge prallen ab. Solange uns also Gott nicht innerlich und lebendig anrührt, setzen wir ihm immer nur Widerstand entgegen und erbittern uns immer giftiger gegen ihn; schlägt er uns, so beißen wir die Zähne zusammen und wüten und toben. So gottlos, verstockt und verzweifelt ist die Bosheit der Menschen, dass, je mehr Gott sie züchtigt, sie desto mehr ihre Lästerungen ausspeien, und man sieht: alle Züchtigung ist vergeblich, sie sind unverbesserlich und mit keinem Mittel zur Vernunft zu bringen. Und man kann nicht einmal sagen, Gott handle ungerecht; denn die Menschen sind sich eigentlich klar darüber: Wenn Gott sie nicht mit seinen Strafen in die Enge triebe, so könnten sie Unwissenheit vorschützen, als hätten sie sich nichts Böses bei ihrem Tun gedacht und als habe Gott sie eben nicht zur Erkenntnis ihrer Fehler geführt. Aber haben sie Gottes Hand gefühlt und wider Willen sein Gericht gespürt, haben sie sich als Angeklagte vor Gottes Gericht gefordert gesehen und haben's doch nur immer schlimmer getrieben und offen Aufruhr gegen Gott gemacht, so ist ihnen doch das Maul gestopft, und sie können kein Wort gegen ihn sagen.

So erweist Gott in jedem Falle, wenn er die Menschen züchtigt, seine Gerechtigkeit, auch wenn es ihnen nicht zur Besserung dient.

Lässt Gott uns seine Hand so spüren, dass wir uns unter sie demütigen müssen, so ist das eine ganz besondere Wohltat, ja ein Vorrecht, das er nur seinen Kindern schenkt, und ein Zeichen, dass er durch seinen Geist an unsern Herzen arbeitet. Denn das ist eine viel zu hohe Weisheit, als dass man sagen könnte, sie wachse im menschlichen Geist, nein, sie muss aus Gottes lauterer Güte kommen; es muss der Heilige Geist die verfluchte Halsstarrigkeit, der wir von Natur zuneigen, zuvor aufgeweicht haben. Unsere Stelle redet also in besonderem Sinne von den Kindern Gottes, die sich seiner Hand nicht halsstarrig widersetzen, sondern sich durch seinen Heiligen Geist zerbrechen und bändigen lassen, um sich den Trübsalen, die er ihnen zuschickt, nicht mürrisch zu widersetzen.

Wenn Gott uns so züchtigt, so hasst er die Sünde, und wenn er uns vor sich fordert, müssen wir ihn als unsern Richter erkennen. Aber er muss uns auch die Hand bieten und uns zu verstehen geben, dass er bereit ist zur Versöhnung, wenn wir mit rechter Reue zu ihm kommen. In eben diesem Sinne gilt es also, dass diejenigen glücklich sind, die Gott züchtigt. Allerdings suchen wir natürlich den Widerwärtigkeiten zu entgehen, soviel wir können. Deshalb können wir erst dann dieser Lehre von Herzen zustimmen, wenn wir im Glauben die Güte Gottes angeschaut haben, die er gegen die Seinen übt, wenn er sie zu sich zurückzieht.

Um das noch besser zu verstehen, müssen wir bloß daran denken: Wohin käme es wohl mit den Menschen, wenn Gott sie gehen ließe und nichts täte, um sie von ihren Sünden zu reinigen? Da ist ein Mensch, allem Bösen ergeben, ein Verächter Gottes; er lebt in guter Ruhe dahin, Gott tut nichts, um ihn zu züchtigen, da muss er sich ja verstocken, und der Teufel reißt ihn immer mehr ins Verderben – wie viel besser wäre es solchem Menschen gewesen, er wäre vorher gezüchtigt worden! Ein größeres Unglück also kann uns gar nicht widerfahren, als wenn Gott uns in unseren Sünden verfaulen lässt; denn am Ende würden wir gänzlich darin verwesen. Gewiss, es wäre wohl zu wünschen, die Menschen kämen gutwillig zu Gott, ohne gewaltsam dahin gestoßen zu werden; es wäre schöner, sie hingen ihm an, ohne dass man sie erst an ihre Sünden erinnern und sie darum strafen müsste, und noch besser wäre es, es gäbe überhaupt keine Fehler an uns, wir wären wie die Engel und beehrten nichts anderes als unserm Schöpfer zu huldigen, ihn

zu ehren und zu lieben als unsern Vater; aber weil wir so verkehrt sind, dass wir ohne Unterlass Gott beleidigen und in unserer Heuchelei unsere Sünden bloß zuzudecken suchen, ja lieber selber Gottes Richter wären, als dass wir ihn unsern Richter sein lassen, - ja, weil wir so verkehrte Menschenkinder sind, so muss Gott eben zu starken Arzneien greifen, um uns zu sich zu ziehen. Denn wenn er immer nur süß und freundlich mit uns umginge, was würde daraus werden? Wir sehen's ja an den Kindern: Wenn Vater und Mutter sie nicht strafen, so bringen sie sie an den Galgen. Mag sein, dass sie das nicht merken, aber die Erfahrung lehrt es genugsam: Je mehr ein Vater seinen Sohn verzärtelt, desto mehr verdirbt er ihn – und die Mütter erst recht; denn gerade die haben die törichte Gewohnheit, ihre Kinder zu verzärteln, und damit verderben sie sie. Will Gott sich also als Vater gegen uns erzeigen, so muss er streng sein; denn wir haben eine so schwierige Natur, dass es uns zum Unheil ausschlagen würde, wollte er uns verzärteln. Es ist also durchaus richtig: Glückselig der Mensch, den Gott züchtigt – wenn Gott nämlich dann die zweite Gnade noch hinzufügt, dass der Heilige Geist inwendig am Herzen arbeitet und der Mensch sich nicht mehr gegen Gott verstockt, sondern sich zur Erkenntnis seiner Sünden treiben und recht demütigen lässt.

Darum ist das die größte Wohltat, die uns geschehen kann, dass wir von Gottes Hand gezüchtigt werden; die Trübsale, die er uns schickt, sind uns mehr von Nutzen als das Brot, das wir essen. Denn wenn wir Hungers sterben, so erbarmt sich Gott über uns und nimmt uns aus dieser Welt; wenn wir aber in unserem Erdenleben ohne Aufhören den Zorn dessen erregen, der sich so gütig und freundlich als unser Vater erzeigt, ist das nicht ein gar zu hässlicher Undank? Wäre es da nicht besser gewesen, unsere Mütter hätten uns tot geboren, als dass wir unser Leben verlängern bis zur Verdammnis? Kommt uns aber Gott zuvor und braucht seine Züchtigungen als Vorbeugungsmittel und wartet nicht, bis die Krankheit zu schlimm ist, - ist das nicht etwas Gutes, das wir uns wünschen sollten?

Aber muss man nicht sagen: Es muss doch eine merkwürdige Verderbnis in den Menschen sein, dass Gott nur so ihr Heiland und Vater sein kann, dass er sie hart behandelt!? In seiner Natur liegt es doch, sich gegen alle seine Geschöpfe gütig zu erzeigen! Wenn Gott der Ordnung folgt, die er selbst vorgeschrieben hat, so kann er doch nur seine Güte über uns ausgießen, so dass wir uns sättigen an seiner Gnade und ganz davon hingerissen werden!

Behandelt er uns aber nach seiner Natur, die doch immer zur Zärtlichkeit geneigt ist, so sind wir verloren! Darum muss Gott gleichsam seinen Vorsatz ändern und sich gegen uns anders erzeigen, als er eigentlich will. Und was ist der Grund? Unsere verzweifelte Bosheit! Deshalb haben wir allen Grund, schamrot zu werden, wenn wir sehen, dass Gott sich sozusagen verstellen muss, wenn er will, dass wir nicht ganz verderben.

Mit dieser Stelle aber hängt das Folgende zusammen, und so erst gewinnen wir das rechte Verständnis. Siehe, du sollst dich nicht weigern der Züchtigung des Allmächtigen. Er ist es, der die Wunde schlägt und sie verbindet. Darin besteht die Glückseligkeit, von der Eliphaz geredet hat. Will Gott uns zur Geduld mahnen, so hält er uns nicht nur vor, dass wir seiner Hand nicht entfliehen können und nur Zeit verlieren, wenn wir uns ihm widersetzen, ja, dass wir davon müssen, es sei uns lieb oder leid, und dem Zwange nicht widerstehen können. Nein, wenn unsere Geduld ihm wohl gefallen soll, so müssen wir uns durch ein anderes Mittel ziehen lassen, nämlich dass wir zugleich Trost empfangen, wie denn auch Paulus diese beiden Stücke zusammenfasst in dem Ausdruck „der Gott der Geduld und des Trostes“ (Röm. 15, 5). Wenn er uns plagt, so geschieht es um unseres Heiles willen.

Gott heilt die Wunden, die er geschlagen hat. Das geht allerdings nicht alle an, sondern nur die, die seine Züchtigungen mit Sanftmut annehmen. Alle sollen zur Bekehrung aufgerufen werden; darum lässt Gott sie soviel Freundlichkeit sehen. Aber es gibt so viele, die davon nichts verstehen, deshalb auch soviel Ungeduld, soviel Murren und Lästerung gegen Gott. Die Züchtigungen sind allgemein, aber wo ist die Buße? Wir suchen sie vergeblich; es scheint, die Menschen haben sich verschworen zum alleräußersten Widerstand gegen Gott. Es gibt ja so wenige, die diese Lehre fassen und diese Verheißung annehmen und sprechen: Herr, deine Sache ist es, die Wunden, die du geschlagen, zu verbinden und den Schaden zu heilen. Nun ist es wohl wahr: Auf den ersten Blick scheint es gar nicht zu stimmen, dass Gott Gefallen daran habe, die Wunden zu heilen, wenn er uns geschlagen hat. Warum lässt er uns nicht lieber in Frieden und Behaglichkeit? Aber ich sagte schon: Die Wunden, die wir haben, sind lauter Arzneien. Wir sehen hier also zwiefache Gnade. Zum ersten tut uns Gott lauter Gutes, wenn er uns schlägt: er reinigt uns von unsern Sünden, auch den uns selber unbekannt; denn Gott will nicht allein dem schon vorhandenen Übel wehren, nein, er sieht auch viel Krankheitssamen in uns liegen; darum trifft er recht-

zeitig seine Vorkehrungen. Zweitens aber ist es eine besondere Gnade, dass er die Wunde, die er geschlagen, auch verbindet und heilt. „Gott ist getreu, der euch nicht lässt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, dass die Versuchung so ein Ende gewinne, dass ihr's könnt ertragen“ (1. Kor 10, 13): er sieht nicht darauf, was um unserer Sünden willen erforderlich ist, sondern was wir ertragen können. Darum sagt er auch: „Wenn er eine Missetat tut, will ich ihn mit Menschenruten und mit der Menschenkinder Schlägen strafen“ (2. Sam 7, 14), also nicht meine ganze Kraft anwenden. Was würde aus uns, wollte Gott wirklich seinen Arm gegen uns ausstrecken? Welches Geschöpf könnte dann vor ihm bestehen? Es genügte, dass er sein zorniges Angesicht sehen lässt – und es ist um die Welt geschehen; ja, nicht einmal das braucht er zu tun, er braucht nur seinen Odem wegzunehmen, und alle wird zu Staub (Ps. 104, 29). Aber er behandelt uns freundlich, zieht auch die Hand zurück, wenn wir unter unserer Last zu erliegen drohen, ja, er verschont uns, wenn wir nur gedemütigten Geistes und zerbrochenen Herzens sind. Wir kennen ja das Wort des Gesetzes: „Werdet ihr euch aber nicht von mir züchtigen lassen und mir entgegen wandeln, so will ich euch auch entgegen wandeln“ (Lev 26, 23. 24), und das Psalmwort: „Bei den Verkehrten bist du verkehrt“ (Ps. 18, 27). Wir mögen uns noch so wahnsinnig gegen Gott aufbäumen, damit erreichen wir bei ihm nichts. Denn bei den Verkehrten ist er verkehrt: den ganz Halsstarrigen und Verstockten zeigt er sich wild und störrisch, weil er sieht: es geht nicht anders, er muss sie völlig zu Boden schlagen. Unterwerfen wir uns aber unter die gewaltige Hand Gottes mit sanftmütigem Geist, so werden wir immer in ihm das finden, was hier von ihm ausgesagt wird. „So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes!“ (1. Petr 5, 6). Wer das Haupt senkt und mit gebeugtem Knie Gott huldigt, den wird Gottes Hand aufrichten, aber wer sich gegen Gott auflehnt, der wird spüren, dass Gottes Hand ihm zuwider ist.

Vor allem aber muss jeder diese Wahrheit auf sein eigenes Leben anwenden. Es ist leicht gesagt: Gepriesen sei Gott, der die Menschen also züchtigt! Aber werden wir selbst gezüchtigt, so hört das Preisen auf, und es fängt das Murren an. Wir müssen jedoch wissen: Es ist keiner unter uns, der nicht eine ganze Menge Fehler an sich hat, und diese Fehler sind lauter Krankheiten, die Gott nicht anders als durch Trübsal heilen kann. Gewiss, wollte Gott „in absoluter Freimacht“ handeln, so könnte er wohl anders verfahren, aber wir reden jetzt nicht von Gottes Macht, wir haben es nur mit



dem Mittel zu tun, das er gegen uns anwenden will. Weil Gott aber die Ordnung innehalten will, durch Trübsal unsere Wunden zu heilen, so muss ein jeder für sich diese Lektion studieren, dann können wir alle mit David bekennen: „Es ist mir lieb, dass du mich gedemütigt hast“ (Ps. 119, 71); er spricht da nicht von den andern: Herr, du hast wohl daran getan, dass du die gezüchtigt hast, die sich verfehlt haben, - er fängt bei sich selber an, und so müssen wir's auch machen. Darum hält uns hier der Heilige Geist vor Augen: Glückselig der Mensch, den Gott züchtigt!

## Hiob 6, 1-9

**1) Da antwortete Hiob ihnen also: 2) Ich wünschte, man wöge meinen Kummer und legte auf die Waage meine Schmerzen. 3) Er würde schwerer wiegen als der Sand des Meeres, darum verwirren sich meine Worte. 4) Denn die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, ihr Gift muss mein Geist trinken, die Schrecken Gottes sind auf mich gerichtet. 5) Schreit auch ein Wildesel, wenn er Gras hat, und brüllt der Stier über seinem Futter? 6) Was weder Geschmack noch Salz hat, kann man das essen? Und hat das Eiweiß Wohlgeschmack? 7) Meine Seele widert schon die Berührung an; es ist wie eine leibliche Krankheit. 8) O käme doch, was ich begehre! Gäbe man mir doch, was ich gern hätte! 9) O dass Gott mich zerschläge und zermalmte! O würde ich von ihm zerspalten wie ein Bogen!**

Kein Übel kann die Menschen so niederschmettern, als wenn Gott sie drückt und sie seinen Zorn fühlen lässt; diese Anfechtung übersteigt alles, was am Leibe auszustehen hat. Hiob meint, wenn man seinen Kummer und seine Schmerzen auf die Waage legte, dann würde sein Leiden schwerer wiegen als der Sand am Meere. Denn Gott habe seine vergifteten Pfeile auf ihn geschossen, und davon sei sein Geist ganz voll Bitterkeit. Es sieht aus wie eine ungerechte Klage, wenn er meint, sein Leid sei so groß, dass es kein größeres geben könnte. Damit kommt er der Klage Kains nahe, und das war eine Lästerung Gottes. Denn als Kain das Todesurteil Gottes hört, kann er sich nicht rechtfertigen, weil seine Sünde am Tage liegt, aber er zieht Gott der Grausamkeit und übergroßen Strenge: „Meine Strafe ist größer, als dass ich sie tragen könnte; siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und ich muss mich vor deinem Angesicht verbergen. Wie gehst du mit mir um?“ (vgl. Gen 4, 13 f. ). Scheinbar tut Hiob ganz dasselbe: keine Klage sei schwer genug, so hart gehe Gott mit ihm um. Wir hörten ihn schon den Tag seiner Geburt verfluchen. Gibt's dafür überhaupt noch eine Entschuldigung? Er hat seine gute Sache schlecht geführt, und man muss zugeben, hier liegt eine Schwäche vor. Dabei aber sagt er doch mit vollem Recht, sein Leiden sei so groß und ohne Maß, dass seine Worte sich verwirren, dass er daliegt als ein armer, zerschlagener Mensch und dass kein Wort genügt, um die Trübsal auszudrücken, mit der Gott ihn zu Boden drückt.

Was ist es doch um eine arme Kreatur, wenn Gott sie mit seinen Gerichten drückt! Wir sind nicht von Eisen, wir sind nicht wie Felsen, wir sind sterbli-

che, gebrechliche Menschenkinder, und es ist gut, dass Gott uns das fühlen lässt. Auch wenn uns Gott in unsern Trübsalen beisteht und uns vor dem gänzlichen Erliegen bewahrt, Wunden tragen wir dennoch davon, wir hinken an unserer Hüfte, und immer bleibt mitten in der Kraft, die Gott uns schenkt, eine Schwäche zurück. Es ist schon eine Anfechtung, wenn es uns leiblich schlecht geht, viel mehr aber haben wir uns zu fürchten vor der geistlichen Anfechtung, wenn Gott uns vor Gericht fordert, wo wir uns zu rechtfertigen haben. Gewiss, leibliches Elend fühlen wir viel schmerzlicher, denn von unserem Leibe sind wir ganz und gar abhängig. Wenn man uns mit Hunger, Pest, Krankheit oder Tod droht, so erschrecken wir; sagt man uns aber von Gott, so macht das herzlich wenig Eindruck. Nach dem Zorne Gottes und der Verdammnis, die den Feinden Gottes bereitet ist, fragen wir nicht viel; redet man aber mit uns von Dingen des gegenwärtigen Lebens, so sind wir ganz Ohr. Während aber die andern ganz stumpf bleiben, gibt Gott den Seinen zu ihrer Übung ein Gefühl für seinen Zorn, und das ist eine viel schlimmere Anfechtung als alles erdenkliche äußere Leid.

Es mag uns zuweilen befremden, dass die Gläubigen so klagen: Warum „zerbrichst du mir alle Gebeine wie ein Löwe“? (Jes. 38, 13); „Meine Gestalt ist verfallen vor Trauern“ (Ps. 31, 10); „Deine Pfeile stecken in mir, und deine Hand drückt mich“ (Ps. 38, 3); „Alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich“ (Ps. 42, 8); „Meine Seele ist voll Jammers, und mein Leben ist nahe bei der Hölle“ (Ps. 88, 4). Sind sie wirklich so verzärtelt und verweichlicht? Nein, so sprechen gerade die Allerstärksten und Tapfersten, die es unter der Leitung des Heiligen Geistes zu einer unüberwindlichen Mannhaftigkeit gebracht haben. War David nicht ein Mann großer Geduld? Mehr und mehr hat Gott ihn in die Prüfungsschule genommen, und das hat er alles ausgehalten und ist niemals wegen einer Trübsal von Gott abgefallen. Er glich einem Kriegsmann, der in lauter Kämpfen geübt ist, und das nicht einen Tag oder ein Jahr, sondern seine ganze Lebenszeit. Aber bei all seiner Bewährung bricht er doch in Klagen aus, als hätte er noch nie ein Leid erlebt und wüsste gar nicht, was Trübsal ist. Aber es war ja auch kein körperliches Leid, wovon er angefochten ward. Krankheit oder ähnliches Ungemach zu erdulden, wäre ihm ein leichtes gewesen: was presst ihm denn solche Klagen aus? Er schlägt an seine Brust, er fühlt sich in seinem Gewissen getroffen, als wenn Gott ihn nicht allein verlassen hätte, sondern auch sein Todfeind wäre, der ihn bis in die Hölle hinein verfolgt und zu ihm sagt: Du sollst nicht Rast noch Ruhe haben; in den tiefsten Ab-

grund will ich dich versenken! Dass Gottes Zorn wider ihn entbrannt ist, das ist sein schwerster Druck.

Leibliche Not können wir noch mit Geduld ertragen, aber das ist nichts gegen die Angst derer, denen er seinen Zorn und seine Strafe zu fühlen gibt – und doch ist uns gerade das heilsam. Denn wer nur leibliche Schwachheit fühlt, der denkt noch lange nicht daran, die Arznei für seine Seele zu suchen; denn von ihrer Not fühlt er nichts. Solche Menschen denken gar nicht daran, Versöhnung mit Gott zu suchen, weil sie keine Angst vor seinem Gericht haben. Gewiss, nicht jeder hat die gleiche Last zu tragen; denn Gott kennt unsere Tragkraft. Auch der Schwache, den Gott noch nicht mit einer so großen Gnade seines Heiligen Geistes begabt hat, bekommt sein Gericht zu fühlen, aber er trägt ihn dabei auf seinen Armen und lässt ihn mitten in seinem Zorn seine Barmherzigkeit schmecken, so dass ihm die Last nicht so riesengroß wird. Wer aber besondere Kraft empfangen hat und mit dem Heiligen Geist gestärkt ist, der muss größere und schwerere Anfechtungen ausstehen als die, die so schwach wie kleine Kinder sind. Und daher kommt es, dass Männer wie David, Hiskia und Hiob in geistlichen Kämpfen stehen, wie wir sie bei uns selber gar nicht kennen. Gewiss, wir werden auch unsere Last zu tragen haben, sonst wären wir ganz stumpf und von Gott verlassen, und unser Gewissen würde ganz und gar einschlafen, aber wenn Gott uns sein Gericht zu tragen gibt, so ist das nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit jenen heiligen Männern, die mit den Schmerzen des Todes und der Hölle zu kämpfen hatten.

Mit den Worten: Die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, will Hiob ausdrücken, dass er es nicht mit Menschen zu tun hat: Gott führt Krieg gegen ihn, seine Pfeile haben ihn durchstoßen. Wenn nun der sterbliche Mensch, der doch nichts ist, Gott wider sich streiten fühlt, wie soll er dann bestehen können? Wie soll das möglich sein? Gleichwohl müssen wir um unseres Heiles willen in solche Kämpfe hinein. Wir hätten aber einen üblen Gewinn von Gottes Zuchtruten, wenn wir beim Suchen nach der Herkunft unserer Trübsale an den Menschen hängen blieben und also vom Irdischen nicht loskämen. Hiob weiß, dass sein Kummer vom Schrecken Gottes herkommt: Die Schrecken Gottes sind auf mich gerichtet. Auch die Verstockten und Halsstarrigen sucht Gott oftmals mit Trübsal heim, aber ihr Geist wird trotzdem nicht gedemütigt: die Gerichte Gottes prallen an ihnen ab, wie der Hammer am Amboss. Aber wenn Gott die Seinen demütigen will, so ver-

wundet er sie bis ins tiefste Herz hinein. Kein Mensch gibt Gott die gebührende Ehre, bevor er in sich selber gedemütigt ist. Denn es ist nicht genug, dass wir sagen: Gott ist Herr über uns, und wir sind ihm unterworfen wie alle Kreaturen – nein, wir müssen ihm das Lob spenden, dass er allein gerecht ist und dass in uns lauter Ungerechtigkeit steckt; wir müssen unsern Mund schließen und keine Entschuldigung suchen, um unsere eigene Geltung zu retten, sondern erkennen, dass es für uns nichts als Schande gibt, ja, dass wir es verdienen, verworfen zu werden wie verwesendes Aas. Wenn wir dazu nicht gelangen, so kommt es zu keiner Verherrlichung und keinem Dienste Gottes, wie Paulus das Röm. 3, 19 ausspricht: „Auf dass aller Mund verstopft werde und alle Welt Gott schuldig sei.“ Unendlich ist die Herrlichkeit Gottes, wir aber müssen zu ihm kommen in aller Furcht und Demut als arme Missetäter mit dem Strick am Hals, die in der Hölle bleiben müssten, wenn er uns nicht in seiner unendlichen Güte herauszöge.

Darum verwirren sich meine Worte. Damit will er sagen: Er redet nicht in wohlgesetzten Worten, wie so manche Leute viele beredte Worte finden, um sich in ihren großen Schmerzen recht wichtig zu machen. Wenn verzärtelten Menschen nur ein Finger weh tut, so brauchen sie gar keinen Advokaten, der ihre Sache vertritt, sondern wenn man sie reden hört, sollte man sie für die allerbemitleidenswertesten Menschen halten. Aber mit all ihrem Geschwätz geben sie nur zu erkennen, dass ihre Not sie gar nicht so ernsthaft drückt; ginge es ihnen wirklich ans Herz, sie würden es machen wie Hiob. Wenn Gott die Seinen vor sein Gericht fordert und sie so hart drückt, dass ihnen jedes Wort auf den Lippen verstummt, so kommt er uns doch zu Hilfe mit einer passenden Arznei, damit wir nicht ganz stumm bleiben. Eben das meint Paulus mit dem Wort Röm. 8, 26: „Der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichen Seufzen.“ Wenn der hl. Paulus vom rechten Gebet der Gläubigen, und zwar der allerbesten, spricht, so nennt er es ein „Seufzen“, aber es sind keine richtigen Worte; fragte man uns: Was sprichst du da, was erbittest du von Gott? – wir würden’s nicht sagen können. Wir müssen’s in uns verschlossen halten, können auch, was wir sagen möchten, nicht in Worten ausdrücken. So erfüllt sich das hier Gesagte: Obwohl unsere Worte in uns verwirrt und verschlossen sind, zeigt Gott uns doch einen Weg, wie wir ihn finden und zu ihm kommen können, einen Weg, an dem er Gefallen hat. Und obgleich diese Sprache von Menschen nicht verstanden wird, ja auch der Betende selbst so verwirrt ist, dass er seines Herzens Ge-

danken nicht klar aussprechen kann, Gott versteht eine solche stumme Sprache doch.

Nun braucht Hiob einige Gleichnisse, um darzutun, dass seine Klage nicht ohne Grund ist. Schreit auch der Wildesel, wenn er Gras hat? Und brüllt der Stier über seinem Futter? Beide, Menschen und Vieh, freuen sich, wenn ihnen alles nach Wunsch geht. Wenn ein Wildesel Weide genug findet, so schreit er nicht; wenn ein Stier sein Futter hat, ist er zufrieden. Aber wie ist es möglich, dass ein Mensch gut findet, was ihm zuwider ist? Was weder Geschmack noch Salz hat, kann man das essen? Und hat das Eiweiß Wohlgeschmack? Wenn man einem Eiweiß ohne Salz zu trinken gibt, so möchte er's am liebsten ausspeien; denn es ist ihm zuwider. Noch viel widerwärtiger ist aber die Trübsal, mit der Hiob heimgesucht wird. – Aber wir wollen doch nicht den unvernünftigen Tieren gleichen, die nur ihr Futter haben wollen. Denn wenn Gott uns gute Tage beschert, müssen wir daran nicht kleben bleiben, als wäre das unser einziges Lebenswerk. Unser Glück dürfen wir genießen, doch so, dass wir immer darüber hinauskommen und uns bereithalten, auch wenn Gott uns Trübsal schicken will; sonst könnte uns dieselbe unversehens überraschen, weil wir damit gerechnet haben, es würde uns alles nach unserem Willen gehen. Lasst uns immer nach den Gütern trachten, zu denen uns Gott beruft! Lasst uns auch darauf uns rüsten, das zu dulden, was uns nicht schmeckt! Gott tut das doch nur zu unserem Nutzen, und weil es Gott so ordnet, soll uns sein bloßer Wille besser schmecken als alles, was uns sonst wohl gefällt. Und das Salz, das uns alle Widerwärtigkeiten schmackhaft macht, dass wir sie geduldig ertragen? Das ist der Gehorsam: Gott ist's, der uns plagt.

Gott behandelt den Hiob als einen armen, der Verdammnis verfallenen Menschen und tritt ihm als Gegner und Richter entgegen; darunter leidet Hiob mehr als unter allem andern: er fühlt Gottes Hand über sich, wie David Ps. 32, 4 bekennt: „Deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir.“ Sonst könnten wir ja auch nicht verstehen, wie Hiob sich den Tod wünschen kann. Ist der Tod nicht das allergrößte Übel? Und doch sagt Hiob: Wenn ihn Gott auf einmal wegraffte, so ließe sich das noch mit Geduld hinnehmen, aber dass der Druck so lange anhalte, das sei ihm unerträglich, er fühle sich wie in einem brennenden Feuer. Ja, es ist auch ein Unterschied zwischen einem Menschen, der auf einen Schlag weggerafft wird, und einem, den Gott auf die Folter spannt ohne Linderung, ohne Trost.

Und das wünscht Hiob sich nicht nur, nein, er tritt auch vor Gott und trägt ihm seinen Wunsch als Bitte vor; und das ist sein zweiter Fehler. Wenn ein Mensch, der sich den Tod wünscht, in seiner Angst und Not Gott gar nicht zu bitten wagte, so wäre schon das eine große Beleidigung; denn wir dürfen uns nicht vor Gott verbergen und in den Winkel kriechen, um dort unsere heillosen, verwerflichen Wünsche zu verstecken. Wenn einer aber so weit geht, dass er Gott solch heillosen Wunsch im Gebet vorträgt, so begeht er damit zweifellos doppelte Sünde. Denn es ist doch eine allzu große Vermessenheit, den Namen Gottes mit Absicht zu entheiligen. Wie sollen wir denn Gott anrufen? Welche Richtschnur an unser Gebet anlegen? Vor allen Dingen nichts erbitten, was mit seinem Willen nicht im Einklang steht! So meint es Johannes in seinem ersten Brief (5, 14): „So wir etwas bitten nach seinem Willen, so hört er uns“, und unser Herr Jesus Christus lehrt uns deutlich genug, dass wir nur in aller Bescheidenheit beten dürfen: „Dein Wille geschehe!“ Es ist also klar, dass Hiob mit seiner vermessenen Bitte Gottes Namen entheiligt.

Also damit muss ein rechtes Gebet immer beginnen: Wir müssen wohl Acht haben, was uns nach seinem Willen erlaubt ist. Denn wer Gott gedankenlos nur um das bittet, was er gerne hätte, - was für Ehre tut er ihm damit an? Er will ihn doch nur seinen Wünschen dienstbar machen, und es ist eine unerträgliche Anmaßung, wenn ein sterblicher Mensch sich auf den Thron setzen und Gott zum Knecht seiner Wünsche machen will! Sogar Hiob hat sich damit verfehlt und ein schlechtes Gebet an Gott gerichtet; deshalb müssten wir umso misstrauischer gegen uns selber sein, um im Gebet nüchtern zu bleiben und ja nichts zu begehren, als was Gott uns verheißen oder erlaubt hat. Freilich, das wäre auch nicht die richtige Arznei, nun überhaupt das Beten zu unterlassen, wenn unser Fleisch diesen oder jenen Wunsch hat. Was sollen wir aber tun, wenn uns schlechte und eitle Wünsche aufsteigen? Nur ja nicht in den Winkel kriechen, sondern nach dem Psalmwort handeln: „Schüttet euer Herz vor ihm aus!“ (62, 9). Nichts im Herzen verstecken, sondern, sobald ein Wunsch in uns aufsteigt, alsbald fragen: Ist das wohl auch ein erlaubter Wunsch, lässt Gott mir diesen Wunsch wohl zu? Wir müssen eine Prüfung mit uns selbst anstellen und, was in unser Herz gekommen ist, offen ausbreiten; hat Gott es dann gesehen, dann dürfen wir uns anschicken, seinem Willen gemäß zu bitten. Dann werden wir nicht mehr mit aufgerichtetem Haupte vor Gott hintreten und nicht mehr so vermessen sein, Gott zu uns zu befehlen und von ihm zu fordern, dass er uns

gebe, was wir in unserm Hirn uns vorgestellt haben, sondern wir werden uns in allen Stücken ihm unterwerfen. Bei solcher Gebetsnüchternheit verschwinden auch unsere schlechten Wünsche; Gott legt uns einen Zügel an, dass wir nichts mehr begehren, als was man sich wirklich von Gott erbitten darf. Dazu aber müssen wir alle unsere Sünden ehrlich erforschen und alles verdammen, was nicht mit dem Willen unseres alleinigen Gebieters in Einklang steht.

Hiob wünscht sich: O käme doch, was ich begehre! Gäbe man mir doch, was ich gern hätte! O dass Gott mich zerbräche und zermalme! Merken wir, dass Gott als unser Richter uns entgegentritt, so ist das eine unerträgliche Marter; dann wünschten wir uns, wie Christus sagt (Luk 23, 30): „Ihr Berge, fallet über uns, und ihr Hügel, decket uns!“ Und wenn die ganze Welt unterginge, und wenn alle Kreaturen gegen uns aufständen und jede uns einen besonderen Tod antäte, so wäre uns das noch lieber als jene Qual. Lieber gingen wir Gefahren ohne Zahl entgegen, wenn wir nur nicht das schreckliche Angesicht Gottes zu sehen brauchten.

Es gibt nicht viele, die davon zu sagen wissen; die meisten sind stumpf, verstockt und verhärtet. Wenn Mann oder Weib von Krankheit heimgesucht wird, dann schreit man: Ach, wir armen Leute! Bricht Teuerung, Hungersnot oder etwas derart herein, so weiß jeder sein besonderes Klagelied anzustimmen; aber von geistlicher Not, von Gottes Verfolgung und seinem schrecklichen Zorn wissen wir nichts. Unser Gewissen ist dermaßen betäubt, dass man unter hundert kaum einen findet, der jemals etwas davon geschmeckt hätte, wie das ist, wenn die Hand Gotte so schrecklich auf einem liegt, wie es Hiob zum Ausdruck bringt. Soviel ist sicher: Wir müssen Sorge tragen, gegen solche Anfechtungen viel besser gerüstet zu sein; denn wenn Gott uns auch eine Zeitlang verschont, so wissen wir doch nicht, ob er das immer tut. Wenn die Schrift von den Schrecken derer redet, die Gottes Zorn und Gericht fühlen, so tut sie das, damit jeder von uns daran denke. Es ist wohl wahr, leibliche Not drückt uns gar hart; denn wir hängen sehr an unserm Fleisch und am gegenwärtigen Leben. Aber die Heilige Schrift redet zu uns von einer Not, die viel mehr zu fürchten ist und die uns viel mehr zu denken geben soll: Gott lässt uns unsere Sünden fühlen, er fordert unser Gewissen vor sein Gericht. Damit trifft er uns viel härter, als wenn unser Leib in Stücke gerissen würde und wir die denkbarsten Martern zu erdulden hätten. Darum lasst uns Gott fürchten und nicht meinen, wir hätten's besser,



wenn es uns gelänge, uns vor seinem Gericht in Sicherheit zu bringen; lasst uns ihm gutwillig stille halten und uns in dem Gehorsam üben, dass wir unser Leben prüfen, da wir unserer Sünden wegen Gott Rechenschaft abzulegen haben!

## **Hiob 7, 1-6.**

**1) Hat nicht der Mensch, der auf Erden ist, eine bestimmte Zeit, und sind nicht seine Tage wie die Tage eines Tagelöhners? 2) Wie der Knecht nach dem Schatten blickt, wie ein Tagelöhner auf das Ende seiner Arbeit wartet, 3) so habe ich die Monate vergeblich mich geplagt, und die Nächte sind mir zur Mühe eingesetzt. 4) Wenn ich mich lege, spreche ich: Wann werde ich aufstehen? Wenn ich auf meinem Bette liege, so bin ich mit Bitterkeit gesättigt bis zum Abend. 5) Mein Fleisch ist mit Würmern bekleidet und mit Staub der Erde; meine Haut ist ganz zerrissen und verderbt. 6) Meine Tage fliehen dahin wie das Weberschifflein und nehmen ab ohne Hoffnung.**

Solange wir in der Welt sind, müssen wir viel Ungemach leiden, und doch wollten wir gern. Gott legte uns nur so viel auf, wie wir tragen können. Wir sind so verweichlicht und verzärtelt, dass wir, sobald er nur die Hand an uns legt, schon meinen, es sei zu viel, und so machen's auch die Allergeduldigsten. Fährt Gott aber fort, uns zu betrüben, alsbald bricht unsere Ungeduld heraus. Hiob beklagt sich, dass sein Kreuz zu lange währe: eigentlich müsste der Mensch eine bestimmte Zeit haben. Es ist, als wollte er sagen: Gott hat uns auf Erden nicht in solche Unruhe gesetzt, dass es kein Ende damit haben soll. Nun aber habe ich nicht Ruhe noch Frieden Tag und Nacht; mich dünkt, ich bin viel schlimmer dran als andere Leute, und Gott will mich härter schlagen, als ein Mensch in seinem Leben ertragen kann. In Hiob hat uns der Heilige Geist wie in einem Spiegel unsere Gebrechlichkeit vor Augen gestellt, nicht die leibliche, sondern die der Seele. Dabei hatte Hiob eine geradezu bewundernswerte Kraft und Ausdauer, und trotzdem sieht man, wie es ihm ergeht. Wie soll es dann aber mit denen werden, die nichts als Schwachheit an sich haben, die kaum ein Tröpflein Kraft empfangen haben, um mitten in ihrer Trübsal standhaft zu bleiben?

Hat nicht der Mensch, der auf Erden ist, eine bestimmte Zeit? Hiob macht allerdings von diesem Spruche eine üble Anwendung, aber der Gedanke an sich ist gut und heilig und soll uns eine heilsame Lehre geben. So ermahnt uns auch der hl. Petrus: „Sintemal ihr den zum Vater anruft, der ohne Ansehen der Person richtet nach eines jeglichen Werk, so führet euren Wandel, solange ihr hier waltet, mit Furcht“ (1. Petr 1, 17). Vor seinem Angesicht müssen wir einmal Rechenschaft ablegen. Stellen wir nun die Menschen mit unserem äußeren Schein zufrieden, so ist das nichts; denn er wird alle

unsere Gedanken und Wünsche aufdecken. Das ist wohl ein schweres Los, dass die Kinder Gottes in Furcht und Unruhe leben sollen; aber Petrus setzt hinzu, das solle geschehen, „solange wir hier wallen.“ Er setzt also den Gläubigen eine bestimmte Zeit, die sie so wandeln sollen, um ihnen einen Trost zu geben im Gedanken an die ewige Ruhe, die ihnen im Himmel bereitet ist. Das ist ein Segen für uns, dass uns auf Erden ein bestimmtes Ziel gesetzt ist. Was sollte aus uns werden, wenn unser Erdenleben überhaupt kein Ende hätte und wir immer in solcher Not bleiben müssten? Dann gäbe es überhaupt keine Ruhe mehr für uns. Gewiss, wer Gott flieht, meint wohl gute Tage zu haben und herrlich und in Freuden leben zu können, aber dabei müssen solche Menschen doch in allerlei Not hinein; sie mögen machen, was sie wollen, um sie sich vom Halse zu schaffen, - es hilft ihnen nichts, sie bleiben doch von Gott gefangen. Was sollte nun daraus werden, wenn wir immer so im Elend blieben und keine Hoffnung hätten, jemals davon frei zu werden? Das könnte uns wohl in hoffnungslose Verzweiflung stürzen. Darum liegt eine großer Trost in dem Wort: Ja, ihr geht durch diese Welt hindurch, aber euer Leben ist kurz; deshalb seid geduldig in eurer Trübsal, sie ist ja nur kurz, und endlich kommt ihr zur Ruhe, die ich euch bereitet habe.

So ist es mit allen Züchtigungen, die Gott uns zuschickt. Das bisher Gesagte bezieht sich allgemein auf unser Leben, aber es gilt auch für jedes besondere Kreuz, das Gott uns auferlegt: Gott wird ihm ein Ende setzen. So spricht er auch beim Propheten Jesaja: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, dass ihre Dienstbarkeit ein Ende hat“ (Jes. 40, 1f. ). Wenn er auch die Seinen wegen ihrer Sünden züchtigt, so tut er das doch nicht, um sie ganz und gar aufzureiben, nein, er hält Maß in seinen Züchtigungen; sie sollen darnach Erleichterung bekommen und spüren, dass Gott sich ihrer erbarmt hat und sie nicht aufs äußerste hat verfolgen wollen. Unser ganzes Leben lang geht es ohne Kreuz nicht ab, aber Gott lässt es nicht über die gesetzte Zeit hinaus dauern. Gewiss, auch die rohesten Heiden pflegten sich bei allem, was ihnen zustieß, damit zu trösten: Nun, kein Unglück ist so groß, dass es nicht endlich ein Ende nähme! Damit haben sie ihr Leiden gelindert. Es ist also scheinbar eine überflüssige Lehre, es liege ein Trost darin, dass dem Menschen eine bestimmte Zeit gesetzt ist und dass seine Tage sind wie die eines Tagelöhners. Aber was auch die Menschen sich für Gedanken machen: wenn Gottes Hand sie drückt, so werden sie irre und meinen in einem tiefen Abgrund zu

stecken, aus dem sie nie wieder herauskommen. Solange wir in guter Ruhe sitzen, haben wir leicht sagen, großes Unglück sei nicht von langer Dauer; aber wenn Gott uns vor seinen Richterstuhl fordert und uns unsere Sünden fühlen lässt, dann ist uns sein Gericht so schrecklich, dass wir in ein Labyrinth geraten, aus dem wir gar keinen Ausgang sehen, und es uns dünkt, als müssten wir uns immer tiefer darein verstricken. In solche Verwirrung geraten die Menschen, wenn Gottes Gericht sie richtig trifft. Unser Fleisch ist von Natur immer dazu geneigt, zu wüten und zu toben; deshalb hält uns Gott nicht ohne Grund diese bestimmte Zeit vor Augen, von der hier die Rede ist. Gott weiß: Wenn wir zu schwer belastet würden, so würden wir unter der Bürde erliegen und zusammenbrechen. Das weiß er wohl, und deshalb hilft er unserer Schwachheit auf; er weiß das Gewicht unserer Last zu mäßigen. Diese Verheißungen haben wir – sollten wir uns nun nicht mit Recht freuen, dass uns eine Zeit bestimmt ist?

Darum aber müssen wir auch mit Paulus das kurze Elend dieser Zeit in Vergleich stellen zu der himmlischen Herrlichkeit: „Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit“ (2. Kor 4, 17). Denken wir an das ewige Reich Gottes, das kein Ende hat, so muss das doch wohl allem Übel, das man sich in der Welt denken kann, mehr als reichlich das Gegengewicht halten. Sobald wir uns also zu Missmut, Ungeduld und Verzweiflung gereizt sehen, lässt uns denken an dies Wort von der uns bestimmten Zeit; das Leiden, das uns heilsam ist, hat Gott vorgesehen; nicht ohne seine Gnadenwillen kommt das Kreuz zu uns, und wenn er uns züchtigt, so geschieht das nicht allein aus Billigkeit und Recht, sondern mit väterlicher Freundlichkeit.

Die Hauptsache aber ist, dass jeder, sobald es nötig ist, diesen Gedanken heilsam auf sich anwendet. Wäre unser Leben nicht soviel Elend unterworfen, so käme es uns viel zu kurz vor; denken wir jedoch an die zahllosen Anfechtungen, von denen eine die andere ablöst, dann kommt uns das Leben ermüdend lang vor. Aber wir müssen zufrieden sein mit dem Zeitmaß, das er uns zugemessen hat, er weiß wohl, was uns im Blick auf unsere Schwachheit gut und heilsam ist. Soviel ist sicher: Niemand liegt für immer hier unter dem Druck. Die Not nimmt einmal ein Ende, wenn Gott uns aus dieser irdischen Pilgerschaft hinweg nimmt und zu seiner ewigen Ruhe führt, die kein Ende und keine bestimmte Zeit mehr hat. In unsern Wider-

wärtigkeiten also lasst uns warten, bis er uns die Hand reicht; lasst uns sicher sein: Er wird zu rechter Zeit eingreifen!

Hiob hat von dieser Wahrheit eine üble Anwendung gemacht; umso ängstlicher müssen wir darauf bedacht sein, einen Gedanken, den Gott uns zu unserer Unterweisung ins Herz gibt, nicht zu missbrauchen und keine falsche Anwendung davon zu machen. Gleichwohl ist das unser gewöhnlicher Fehler: lesen wir in der Heiligen Schrift, ob es dort irgendeinen Trost für uns gäbe, der uns trösten könnte in unserer Bedrängnis, was machen wir dann? „Ja, da ist ein Trost, den Gott seinen Kindern gibt, aber ich spüre nichts davon; es scheint, als wollte Gott seine Gläubigen erquicken, nur um mich zur Verzweiflung zu bringen! Was kann ich denn anders denken, als dass mir alle Hoffnung auf Gnade verschlossen ist?“ So machen wir's:

Wenn Gott uns auch noch so freundlich führt, wenn er uns auch unsere Schmerzen lindert – das stoßen wir alles von uns, wir geben unserm Unglück immer neue Nahrung, wir schließen uns von der Gnade aus und stoßen sie weit von uns. So ist's dem Hiob ergangen, darum braucht es uns nicht zu befremden, wenn auch wir in gleiche Anfechtung geraten. Da gibt's nur einen Rat: Wir müssen Gott bitten, er wolle uns den Geist der Weisheit schenken, dass wir alle seine Ermahnungen zu unserm Heil anwenden: Ach Herr, wir sind in deiner Hand; es steht uns nicht zu, dir Vorschriften zu machen und dich aufzufordern, du solltest dies und das tun, aber du hast uns gelehrt, dass du unserer Not ein Ende setzen kannst, ja ein seliges und erwünschtes Ende; Herr, so wollen wir denn geduldig abwarten, was du uns zgedacht hast! Sieht es so in unsern Herzen aus, dann bekommt Gott die Ehre, die ihm gebührt. Aber wenn wir ungeduldig in Klagen ausbrechen, dann ist das genau so, als wollten wir Gott von seinem Throne stoßen und als hätte er keine Macht mehr über uns.

Wenn unsere Trübsal lange währt, so sollen wir doch gute Hoffnung behalten: es steht uns nicht zu, unsere Zeit zu bestimmen, sondern Gott ordnet sie, wie er es für gut befindet. Und wenn wir nicht sofort das Ende unseres Elends sehen, ja, wenn es aussieht, als dauerte es nun erst recht lange und als bekämen wir von der verheißenen Güte nichts zu schmecken – Gottes Verheißungen geleiten uns in die Finsternisse des Todes, und mit ihrem hellen Schein geben sie uns immer wieder neue Hoffnung auf eine gewisse Erlösung aus all unserm Elend. Darum sagt Paulus: „Euch, die ihr Trübsal leidet, gibt Gott Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jesus wird offenbar werden

vom Himmel samt den Engeln seiner Kraft“ (2. Thess. 1, 7). So sollen wir uns die Verheißungen Gottes zunutze machen, dann werden wir sie mitten in unserm Elend schmecken.

Das Wort von der „bestimmten Zeit“ erläutert Hiob durch ein Gleichnis: Es ist ihm, wie wenn der Knecht nach dem Schatten blickt, sich nach der nächtlichen Ruhe sehnt, weil er unaufhörlich arbeiten muss. Aber ich, sagt er, habe weder Ruh noch Rast: Wenn ich mich lege, spreche ich: Wann werde ich aufstehen? Und wenn ich des Morgens aufstehe, so dünkt mich, der Tag solle ein Jahr dauern. Gott sucht mich nicht heim wie andere Leute, sondern er lässt seine Wetter über mich gehen, um mich ganz zur Verzweiflung zu bringen. Andere haben noch Hoffnung auf Befreiung von ihrem Elend; aber ich stecke im Abgrund der Hölle. Es waren ja nicht nur leibliche Übel, die Hiob plagten, sondern seine größte Not bestand darin, dass er fühlte: Gott ist wider mich.

Meine Tage, sagt er dann, fliehen dahin wie ein Weberschifflein, das so geschwind dahin fährt, dass man's gar nicht merken und feststellen kann. So steht es um mein Leben. Wenn ich aufstehe, bin ich in solcher Angst, dass ich weder Ruhe noch Rast habe bei Tag und Nacht. Aber alle Not ist nichts gegen die Angst derer, die Gottes Zorn und Gericht in ihren Herzen fühlen. Wenn Gott uns zu sich lässt, so können wir in aller unserer Trübsal ihn anrufen in dem Vertrauen, dass er sich unser endlich erbarmen wird, dann können wir alle unsere Nöte und Sorgen auf ihn werfen. Dann sind uns die Trübsale süß und lieblich, wenn wir diesen Weg zu Gott gehen. Geraten wir aber in Misstrauen und in den Zweifel, der uns die Tür verschließt, indem wir uns einbilden, Gott sei unser Feind, er verfolge uns und all unser Beten hülf uns doch nichts – dann ist's, als lägen wir schon im Abgrund der Hölle. So weit – oder doch beinahe so weit – ist es auch mit Hiob gekommen. Aber Gott hat seinen Knecht doch nicht versinken lassen, sondern ihn herausgezogen und gnädig erhalten. Wir aber müssen die Augen vor dem Augenschein verschließen und Gott bitten, er wolle uns den Ausgang zeigen, der uns doch nach dem Fleisch und nach unsern Gedanken verborgen ist. Währt aber unsere Trübsal lange und Gott macht keine Miene uns herauszuziehen, dann müssen wir die Augen schließen und sprechen: „Ach Herr, es ist wahr, wie einen armen Blinden hältst du mich in der Finsternis; aber wes soll ich mich trösten? Gib mir Augen, nicht nur das Gegenwärtige zu sehen, sondern im Glauben zu erkennen, was mir jetzt noch verborgen ist!“ Wir

dürfen aber nicht wie Hiob sprechen: Ich sehe, es ist kein Rat und Hilfe mehr für mich. Denn so kann nur ein Verzweifelter reden. Wir aber dürfen der Macht Gottes keine Grenzen setzen, ihr ist nichts unmöglich.

Wenn ich mich lege, spreche ich: Wann werde ich aufstehen? Und morgens früh sage ich: Wann wird's wieder Nacht werden? Ein Gewissen, das unter dem Druck des Gerichtes Gottes steht, lebt allezeit in Angst und Schrecken. So spricht auch Mose von den schrecklichen Strafen Gottes über die, die im mutwilligen Ungehorsam gegen das Gesetz Gottes verharren: „Dein Leben wird vor dir schweben; Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein. Des Morgens wirst du sagen: Ach, das es Abend wäre! Des Abends wirst du sagen: Ach, das es Morgen wäre! – vor Furcht deines Herzens“ (Deut 28, 66. 67). Hiob aber redet hier von der Anfechtung, die er erlitten hat; da waren ihm die Nächte zu lang und die Tage zu qualvoll – als wollte er sagen: Ein Tag wird mir länger als ein Jahr, ja als ein Menschenleben; ich tue nichts als mich quälen, nicht mit gewöhnlicher Not, sondern mit schrecklichen Qualen, dass ich unter der Hand Gottes vergehen muss. Die Hilfe besteht in der Gewissheit: Gott ist es, der über alle unsere Trübsale verfügt. Kommt uns die Zeit zu lang vor? Lasst uns Gott bitten, er wolle uns mit allem, was er verordnet, zufrieden machen! Steht es dir denn zu, die Zeit zu begrenzen? Ist das nicht in deines Gottes Hand? Willst du ihm in sein Amt greifen? Was willst du arme Kreatur machen? Wohin kommst du, wenn du dich dessen unterfängst? Wirst du dir nicht den Hals brechen, wenn du ohne Flügel über den Himmel hinauf fliegen willst?

Nun aber scheint Hiob mit selbst in Widerspruch zu geraten: Meine Tage fliehen dahin wie ein Weberschifflein. Zuerst klagt er, sein Leben sei ihm zu lang, und nun erklärt er, seine Tage führen so schnell dahin wie nichts in der Welt! Hat sich Hiob in seiner heftigen Gemütsbewegung hinreißen lassen? Ja, gewiss, aber wenn wir das Gleichnis genau betrachten, so ist in Hiobs Worten doch kein Widerspruch. Es ist dasselbe Gleichnis, das wir im Danklied Hiskias finden: „Meine Zeit ist dahin und von mir weggetan wie eines Hirten Hütte; ich reiße mein Leben ab wie ein Weber. Er bricht mich ab wie einen dünnen Faden. Du machst's mit mir ein Ende den Tag vor dem Abend“ (Jes. 38, 12). Wenn ein Mensch unter dem Druck der Gotteshand steht, so weiß er nicht mehr, wie ihm ist. Wenn auch unsere Anfechtung lange währt, so zählen wir doch immer noch unseres Lebens Tage, aber wenn uns Gott mit Ernst verfolgt, so sind wir ganz verwirrt; wir sind nicht

mehr, wie wir vorher waren, wir sind ganz von Sinnen und denken: Wie, ist wirklich die Zeit so schnell verflogen? So meint es auch Hiob. Gottes Hand lastet so schwer auf ihm, dass er nur noch seufzen und wehklagen kann: Wird's denn gar kein Ende nehmen? Dabei aber war er von solcher Angst umgeben, dass er sich wie im Abgrund vorkam, weil Gott ihn gleichsam auf die Folter spannte und ihn züchtigte ohne Maß und Ziel. So müssen wir dies Gleichnis verstehen.

Dabei müssen wir es uns in unserer Trübsal zur Regel machen, Gott anzurufen, er wolle uns in allen Fällen innerlich in Zucht halten und uns Zeit lassen, an ihn und uns zu denken. An uns müssen wir denken, damit wir unsere Sünden erkennen und merken, wie viel Zeit wir in unserem Leben verloren haben, indem wir nicht damit zurechtkommen konnten, dass Gott uns betrübte und züchtigte. Denn die meiste Zeit unseres Lebens bringen wir im Leichtsinne dahin und in der Auflehnung gegen ihn. Dann aber müssen wir auch an ihn denken; das können wir aber nur, wenn wir etwas Ruhe und Stille haben. Solange wir uns gegen ihn auflehnen und gegen den Stachel löcken, können wir unmöglich zu Gott kommen, um uns seiner Güte zu trösten, die er uns doch so gern schmecken lassen will. Wollen wir mitten im Ungemach ruhig und stille bleiben, so müssen wir Gott bitten, er wolle uns in Zucht nehmen. Und auch das ist nur möglich, wenn wir Jesus Christus haben und wenn er uns nahe ist, damit wir in ihm Erquickung haben, wie er selber sagt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“ (Matth 11, 28). Darum müssen wir Gott mit Fleiß anrufen, sooft er uns züchtigt, dass wir Herz und Sinne zu unserm Herrn Jesus Christus wenden können und in ihm die Ruhe finden, von der er redet. Und dann müssen wir auf den Genuss des seligen Trostes warten, den Gott uns anbietet durch sein Wort und den wir dereinst vollkommen erlangen.



## **Hiob 7, 16-21.**

**16) Ich mag nicht mehr, ich will nicht ewig leben! Lass ab von mir; denn meine Tage sind nichts! 17) Was ist der Mensch, dass du ihn so groß achtest, dass du dich um ihn kümmerst? 18) Des Morgens früh suchst du ihn heim, du siehst auf ihn jeden Augenblick. 19) Wie lange noch willst du nicht ablassen von mir und lässtest mir keine Zeit, meinen Speichel einzuschlingen? 20) Habe ich gesündigt, was tue ich dir damit, o du Menschenhüter? Warum hast du mich dir zum Zielpunkt gesetzt, dass ich mir selbst zur Last bin? 21) Warum nimmst du nicht weg meine Sünde und verzeihst nicht meine Missetat? Denn nun werde ich in den Staub sinken, und wenn du mich in der Frühe suchst, werde ich nicht mehr da sein!**

Hiob mag nicht mehr leben – nicht als hielte er eigensinnig daran fest, dass er überhaupt keinen Trost mehr an Gottes Güte schmeckte, aber er sieht, was es um sein Leben ist, wenn Gott so streng mit ihm umgeht. Und so kommt er zu dem Schluss, es wäre ihm viel besser, wenn Gott ihn sterben ließe, auf welcherlei Weise es auch geschehen möchte. In solcher Verzweiflung gibt es für uns nur noch den einen Trost, dass mitten in unserm Elend Gott doch nicht aufhört, uns lieb zu haben, und dass er sich am Ende über uns erbarmen wird, dass er uns Heil und Leben schenkt durch unsern Mittler, den Herrn Jesus Christus. Ohne das würde uns das Leben zum Überdruß und uns nichts als Kummer bringen, ja, wir kämen zum Murren wider Gott. So hat denn auch Hiob hier nur zum Ausdruck bringen wollen, wie ihm zu Mute wäre, hätte nicht Gott ihn aufrechterhalten.

Ich mag nicht mehr; ich will nicht ewig leben! Lass ab von mir; denn meine Tage sind nichts! Es ist, als wollte er sagen: Ach Herr, warum verfolgst du mich? Siehe, ich bin ein armer Mensch, der nichts vermag, wenn du ihn nicht in Gnaden anschaust, und mein Leben ist nichts als Eitelkeit. Warum lässtest du denn nicht von mir ab? Er meint: Gott soll auf die sterblichen und gebrechlichen Menschen nicht dreinschlagen; sie sind doch nicht von Stein, sind doch auch keine wilden Tiere, dass er deshalb seine Kraft wider sie anwenden müsste! Hiob redet als ein betrübter Mensch, der seines Seufzens kein Ende finden kann.

Dann fügt er hinzu: Was ist der Mensch, dass du ihn so groß achtest, dass du dich um ihn kümmerst? Des Morgens früh suchst du ihn heim, du siehst

auf ihn jeden Augenblick. Der Sinn der Stelle ist einfach der: Herr, warum zürnst du so über die Menschen? Du nimmst sie viel zu wichtig! Es will sich für Gott nicht schicken, dass er sich über die Menschen so aufregt. Zum Beispiel: wenn ein großer Fürst sich erzürnt über einen armen Ackermann, so bringt ihm das keine Ehre ein; man wird sagen: Warum befasst er sich nicht mit seinesgleichen? Er schadet sich selbst; denn er vergisst seinen Rang und seine Würde. Wenn nun schon die Menschen, die armen Erdenwürmer, so sprechen können, es ziemt sich nicht, sich mit Leuten zu befas- sen, die viel unter einem stehen, mit wie viel mehr Recht kann man dann sagen: Gott nimmt die Menschen viel zu wichtig, wenn er sich mit ihnen befasst! Denn was ist der Mensch? Gott hätte allen Grund, ihn zu verachten: Du bist nichts als ein armer Wurm; was soll ich mich denn mit dir abgeben und gar mit dir streiten? Damit täte ich ja meiner Herrlichkeit und Majestät Abbruch! Das ist Hiobs Meinung.

Der Spruch hat also nicht dieselbe Bedeutung wie im 8. Psalm, wo es heißt (Vs. 5): „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Die Worte sind dieselben wie an unserer Stelle, aber der Sinn ist ein ganz anderer. David preist die grenzenlose Güte Gottes, dass er sich seiner Kreaturen also annimmt, dass er sich um sie kümmert, sie leitet und regiert. Betrachtet man den Menschen an sich, so ist er eine so arme Kreatur, dass man denken könnte, er sei es nicht wert, dass Gott sich um ihn kümmert und überhaupt sein Auge auf ihn richtet. Nun aber sehen wir: Gott will den Menschen nicht allein regieren, nein, er setzt ihn über alle seine Kreaturen, ja, die Tiere des Feldes, die Vögel des Him- mels und die Fische des Meeres macht er ihm dienstbar. Hat Gott es also al- les dergestalt eingerichtet, dass alles unserm Bedürfnis dienen muss, so ist deutlich ersichtlich: Gott hat uns so lieb, dass er alles, was er hat, unter un- sere Hände gibt, als wollte er sagen: Es ist mir nichts für euch zuviel! Alles Elend also, alle Armut der Menschen lässt die Güte und Barmherzigkeit Gottes viel heller leuchten, als wenn wir an uns selber etwas hätten, was ihn bewegen könnte, uns etwas Gutes zu tun. Das ist Davids eigentliche Mei- nung. Erfüllt aber ist das in der Person unseres Herrn Jesus Christus. Denn ob er wohl Gottes eingeborener Sohn ist, so ist er doch nach seiner mensch- lichen Natur ein Sohn Abrahams gewesen und in allen Dingen uns gleich geworden, ausgenommen die Sünde. Ihn hat Gott groß geachtet und ihm al- le Dinge in seine Hand gegeben, damit wir in ihm bekommen, was wir in Adam verloren haben: in ihm hat er die großen und unendlichen Schätze

seiner Barmherzigkeit geoffenbart. In der Tat ist Christus der wahre Spiegel der Gnade Gottes, die hernach über alle seine Glieder ausgegossen ist. Deshalb sollen wir nach Davids Exempel Gottes Güte rühmen und preisen, wenn wir sehen, wie er bei Adam angefangen hat und hernach in Jesus Christus noch heute fortfährt, uns Gutes zu tun, und wie wir an all seinem Reichtum Anteil haben. Da mögen wir wohl verwundert rufen: Ach Herr, wer sind wir, dass du uns heimsuchst und so freundlich mit uns handelst, dass wir wie deine Kinder sind und du uns wie in deinem Schoß trägst und so freundlich zu uns bist?

Hiob aber versteht die Worte in ganz anderem Sinn. Wenn die Menschen einen Ekel haben, kann man ihnen nichts recht machen, was man auch sagen mag. Ist der Magen verschleimt und krank, so schmeckt ihm auch die allerbeste und wohlschmeckendste Speise nicht, er ekelt sich davor. So ist es auch mit uns: ist uns übel zumute, so haben wir kein richtiges Urteil, und Gottes Gnaden finden keinen Geschmack bei uns. Gibt es wohl etwas, was uns mehr zur Liebe Gottes reizen müsste als die Erkenntnis, dass er sich so zu uns herablässt und uns sozusagen füttert wie eine Mutter ihre Kinder, und dass er seine Fittiche ausstreckt, um uns darunter zu sammeln, wie es im Liede Mose heißt: „Wie ein Adler ausführet seine Jungen und über ihnen schwebet, breitete er seine Fittiche aus und nahm ihn und trug ihn auf seinen Flügeln“ (Deut 32, 11)? Wer aber unlustig und ängstlich ist, der schmeckt alles das auch, aber er hat keinen Gewinn davon, ja, er wünschte, Gott wäre weit von ihm weg. So ist es auch dem Hiob geschehen ins seinem fleischlichen Zustand. Kein Zweifel, er hat dies Gefühl bekämpft, er hat auch Geduld gehabt, wiewohl sie in seinem Inneren verborgen blieb; aber es musste auch an den Tag kommen, wie ihm innerlich zumute war, und Gott hat ihn also demütigen wollen.

Hiob verkehrt die Vorsehung Gottes ganz in ihr Gegenteil: anstatt sich ihrer zu freuen und zu trösten, wünscht er Gott in weite Ferne. Was ist der Mensch, dass du ihn so groß achtetest? Ja, wenn uns Gott um unserer Sünden willen züchtigt, dürfen wir deshalb sagen, er nehme uns zu wichtig und tue uns Unrecht? Es geht doch bei Gott nicht so zu wie bei sterblichen Menschen! Hat ein Mensch eine Kränkung erfahren, so dünkt er sich zu gut, um sich an einem Geringeren zu vergreifen: er gibt sich nur mit seinesgleichen ab; denn bei ihm spricht nur die Rachsucht mit. Wenn aber Gott uns unserer Sünden wegen züchtigt, so tut er das nicht, um sich an uns zu rächen, nein,

daran denkt er gar nicht. Warum tut er's denn? Erstlich sollen wir ihn auch wider Willen, wenn wir ihn verachtet haben, als unsern Richter anerkennen; zum andern aber will er nicht unser Verderben, sondern er will uns durch die Züchtigung zu sich ziehen und zur Besserung ermahnen. Und man kann es doch wirklich nicht unschicklich für Gott nennen, wenn er uns straft und sich so mit uns befasst, dass er uns von unsern Fehlern abbringt, dass wir ihn als unsern Richter und uns als seine Untertanen erkennen! Was ist es also für ein Undank, die Wohltaten Gottes so zunichte zu machen!

Wenn es aber dem Hiob geschehen ist, dass der der Versuchung erlegen ist, Gott in weite Ferne zu wünschen, nun, eine solche Versuchung kann auch uns ankommen, uns mit äußerster Angst erfüllen und völlig zu Boden schlagen. Darauf mögen wir uns wohl rüsten und das eine lernen: Gott will uns umso mehr zu Dank verpflichten, wenn es ihm wohl gefällt, uns heimzusuchen und über unserm Leben zu wachen in väterlicher Sorge; dafür können wir seine Gnade gar nicht genug preisen. Ja, wenn er uns gleich heimsucht wegen unsrer Sünden, so geschieht das nicht deshalb, weil wir seiner Züchtigung würdig wären; er brauchte sich gar nicht um uns zu bemühen, er könnte uns doch so lassen, wie wir sind. Auch in seiner Züchtigung beweist er nur seine Güte und Gerechtigkeit; denn er leitet die Menschen dadurch zur Besserung und will sie durch seine Gerichte nur demütigen. Nur zu ihrem Besten züchtigt er sie – es sei denn, dass unser Undank uns um den Gewinn bringt.

Wie dem auch sei, nur so dürfen wir niemals sprechen: Was ist der Mensch, dass du ihn so groß achtest? Es darf uns nur nicht ärgern, dass Gott über alle unsere Schritte wacht! Denn so machen es die, die nur nach ihrem Vergnügen leben und von Gottes Züchtigung nichts wissen wollen. Was würden wir dabei gewinnen? Wenn Gott die Augen zumachte und ließe uns machen, was wir wollen, ohne sich darum zu kümmern, was sollte wohl aus uns werden? Dann würde der Teufel von uns Besitz ergreifen, und wir würden ihm zur Beute fallen, bis er uns völlig ins Verderben brächte. Nein, es gibt nichts Heilsameres für uns, als dass Gott immerfort seine Augen offen hält und alles sieht, was wir tun, ja, auch unsere Gedanken erforscht, dass wir nicht einen Finger bewegen oder einen Schritt tun können, ohne dass er es merkt und anschreibt.

Nun fügt Hiob hinzu: Wie lange noch willst du nicht ablassen von mir und lässest mir keine Zeit, meinen Speichel einzuschlingen? Das ist ein neuer

Ausdruck der Schwermut, von der Hiob angefochten war. Dabei hat er immer irgendeinen Trost gespürt, und völlig hat ihn Gott nie verlassen. Wenn also Hiob hier erklärt, wie ihm nach dem Fleisch zumute ist, so tut er das, um seine Freunde davon zu überzeugen, dass er nicht grundlos in so schwere Klagen ausbricht. Um seine Angst noch deutlicher zu zeigen, wendet er sich an Gott, weil alles Klagen bei Menschen nutzlos ist. Gleichwohl aber kann er es nicht lassen, auch auf Menschen zu sehen, und zwar viel zuviel. Denn hätte er sich innerlich recht gesammelt und sein Gebet zu Gott getan, er wäre gewisslich ruhiger geworden und hätte mehr Geduld und Glauben gezeigt. Was ist der Grund, weshalb Hiob sich so grämt und sich auf den ersten Blick so verzweifelt gebärdet? Er denkt nur an den Vorwurf seiner Freunde; den empfindet er als unerträglich, anstatt davon weg und allein auf Gott zu blicken. Wenn uns die Menschen quälen und ärgern, so müssen wir nicht darauf sehen und daran kleben bleiben, sondern einen Blick dafür bekommen, dass der Satan uns dadurch Schaden tun will; wir müssen deshalb geradeswegs zu Gott kommen und unsere Seufzer vor ihn bringen in der Gewissheit: Er wird uns besser erkennen lassen, wozu uns seine Züchtigungen dienen sollen. So werden wir nicht so leicht vom rechten Weg abgelenkt, als wenn wir nur auf die Menschen blicken. Aber das ist sicher: Hiob will mit diesen Worten seiner großen Not Ausdruck geben, als wollte er sagen: Ihr versteht ja nichts davon, ihr begreift nichts von dem geistlichen Streit, in den mich Gott hineingestellt hat, deshalb ist mein Richter der einzige, mit dem ich reden kann.

Gott soll wenigstens solange von ihm ablassen, bis er seinen Speichel einschlingen, das heißt Atem holen kann. Das klingt, als wollte er gegen Gott streiten, aber er will nur seine fleischliche Schwäche zum Ausdruck bringen. Denn wenn Gott den Menschen die Gnade erzeigt, dass sie sich ihm ergeben und ihr Kreuz und ihre Anfechtungen geduldig ertragen, so bedeutet das nicht, dass sie unempfindlich und unbewegt bleiben, wenn man sie ärgert und quält, sondern es bedeutet, dass sie zu dem festen Vorsatz gelangen, das alles mit Geduld zu ertragen und daraus den Schluss zu ziehen: Gott ist dennoch mein Herr und Meister, und ich muss mich ihm unterwerfen und seinem guten Willen mich fügen. Aber ohne Kampf geht das nicht. Hiob gibt einfach seinem Schmerz Ausdruck, und dabei ist Gottes Gnade bei ihm für eine Zeitlang wie begraben, doch nicht ganz erloschen: Gott hat ihn aufrechterhalten. Wir können Gott wohl unsere Schwäche vorhalten, wenn wir Barmherzigkeit und Linderung erhalten wollen. Aber Hiob macht

es zu schlimm, wie ein Mensch, der ganz von Sinnen ist und nicht weiß, wo aus noch ein. Ein Gläubiger kann wohl sprechen: Herr, meine Tage sind nichts als Eitelkeit und Rauch, erbarme dich doch über mich arme Kreatur! Solch ein Gebet ist gut und heilig, und Gott nimmt es an, umso mehr, weil es uns vom Heiligen Geist so eingegeben ist. Hiob aber spricht in ganz anderer Art und in anderem Ton: Meine Tage sind nichts als Eitelkeit, und du kommst und legst deine Hand an mich? Du lässest mir nicht soviel Ruhe, dass ich zu Atem kommen kann? Nicht einmal solange lässest du von mir ab! Er hat das Gefühl: wenn Gott seine Hand zurückzöge, dann würde er Linderung haben. Aber was sollte daraus werden, wenn Gott uns wirklich verliesse? Hätten wir dann überhaupt noch Kraft zum Atemholen? Wäre es dann nicht aus mit uns? Aber Hiob ist ein betrübter Mensch, der nur auf sein Elend sieht.

Er fährt fort: Habe ich gesündigt, was tue ich dir damit, o du Menschenhüter? Er meint: „Herr, mit Ausflüchten komme ich bei dir nicht durch; ich gestehe meine Schuld, ja, ich habe gesündigt! Aber warum lässest du mich nicht? Du siehst, ich bin eine arme geschlagene Kreatur, matt und kraftlos, und dennoch verfolgt mich immerzu deine Strenge. Ich bekenne, dass ich dein Schuldner bin, und dennoch behältst du mich auf der Folter! Wozu das? Ich habe gesündigt; jetzt darfst du mich nicht mehr peinigen, als ob ich meine Sünde noch bekennen müsste. Was verfolgst du mich noch weiter? Du bist doch der Menschenhüter! Du weißt doch alles! Wenn du erst jetzt noch untersuchen müsstest, was dir verborgen wäre, so könntest du sagen: Ich lasse dich auf der Folter, bis du alle Missetaten gestanden hast. Aber du weißt ja alles, du bist Menschenhüter; und wenngleich die Menschen sich selbst nicht kennen, du kennst sie doch und weißt, was an ihnen ist. Warum tust du dann aber deine Hand nicht von mir ab und plagst mich immer noch weiter?“ Aber so machen es die Menschen, wenn sie Gottes Gerechtigkeit mit ihrem Maße messen wollen; des dünkt sie, als schlage sie Gott übers Maß hinaus, als sei er viel zu streng. Dabei denken wir nicht daran, Gott öffentlich der Grausamkeit zeihen zu wollen, aber das Murren gegen ihn lassen wir doch nicht; Hiob ist ja auch dieser Versuchung erlegen. Was sollen wir denn tun? Erkennen, dass Gott der Menschenhüter ist! Dass wir allezeit vor seinem Angesicht stehen. Und mögen wir auch noch soviel Ausflüchte und Winkelzüge vor den Menschen machen, so wird doch unsere ganze Heuchelei Gott nicht hindern können, uns zu durchschauen und unsere Gedanken zu lesen. Was hat unser Vorvater Adam damit gewonnen, dass er

sich unter den Blättern versteckte, als Gott ihn vor sich forderte? Er musste doch vor ihm erscheinen, ob er wollte oder nicht, und sich seine Sünde vorhalten lassen. Alle unsere Werke, Worte und Gedanken sind im Buche Gottes geschrieben, und ob wir auch jetzt unsere Anklageschrift nicht lesen können, so muss doch das Wort Daniels in Erfüllung gehen: „Das Gericht ward gehalten, und die Bücher wurden aufgetan“ (Dan 7, 10). Wenn wir das beherzigten, so würden wir sicher sorgfältiger wandeln. Vor den Menschen schämen wir uns, unsere Gemeinheiten am hellen Tage und auf offener Straße zu begehen. Warum? Das Auge der Menschen ist uns hinderlich. Nun aber sind Gott und seine heiligen Engel Zeugen unseres Lebens; soll uns das nicht bewegen, in viel größerer Furcht unsern Wandel zu führen? Gott verfährt nicht nach der gemeinen Weise der Menschen; er hat andere Augen als wir. Ja, auch wenn wir unsere Fehler bekannt haben, - er weiß, was im Innersten verborgen ist und wovon wir selber nichts wissen. Hat ein Verbrecher seine Missetaten vor einem irdischen Richter bekannt, so fragt man ihn nicht weiter; aber Gott ist ein geistlicher Richter, er will uns zur innerlichen Erkenntnis unserer Sünden bringen. Deshalb ist es nicht genug damit, dass wir sagen: Ich habe gesündigt! Nein, die Sünde müssen wir an uns verdammen, so dass ein jeder sein eigener Richter ist und einen Abscheu vor der Sünde bekommt.

Endlich sagt Hiob noch: Warum hast du mich dir zum Zielpunkt gesetzt? Warum nimmst du nicht weg meine Sünde und verzeihst nicht meine Missetat? Denn nun werde ich in den Staub sinken, und wenn du mich in der Frühe suchest, werde ich nicht mehr da sein! Damit wiederholt er, er möchte nur Ruhe und Linderung haben, bis er wieder zu Atem komme. Warum hast du mich zu einer Zielscheibe gemacht? Am liebsten möchte er, Gott ließe ihn so, wie er ist. Wer bin ich denn, und mit wem befasstest du dich? Ein armer Erdenwurm bin ich, und du machst mich zu einer Scheibe, nach der man schießen soll! Musst du denn wirklich deine Kraft an mir ausprobieren? Gewiss, wenn Gott uns als Zielscheibe vor sich hinstellt, so ist das etwas derart Furchtbares, dass wir's gar nicht aushalten können. Aber trotzdem dürfen wir uns ihm nicht entziehen; denn sobald uns Gott den Rücken kehrt, ist es aus mit uns. Wollen wir am Leben bleiben, so darf uns Gott nicht den Rücken kehren, so müssen wir eine Zielscheibe werden, auf die er schießt, sooft es ihm gefällt - wenn er uns nur die Schmerzen der Wunden, die er uns geschlagen, lindert und uns seine Güte fühlen lässt und wir merken, dass er mitten in seinem Zorn seine Barmherzigkeit nicht vergessen

hat, wie geschrieben steht (Habakuk 3, 2): „Wenn Trübsal da ist, so denke an Barmherzigkeit.“ Wir müssen zwar mit Hiob bekennen: Wenn uns Gott vom Abend bis zum Morgen anschaut, so werden wir nicht mehr sein, nämlich wenn er uns seine Gnade entzieht und uns verlässt. Aber wenn wir aufrichtig zu ihm zurückkehren, so werden wir merken, dass er uns allezeit nahe ist und sich uns nicht entziehen wird, sondern uns allezeit beisteht, bis er uns endlich in seine himmlische Herrlichkeit aufnimmt, dass wir in alle Ewigkeit bei ihm bleiben.



## Hiob 8, 1-6.

**1) Da nahm Bildad von Suah das Wort: 2) Wie lange noch willst du so reden? Die Worte deines Mundes sind wie ein starker Wind! 3) Sollte Gott das Recht verfälschen und der Allmächtige die Gerechtigkeit zerstören? 4) Deine Söhne haben gesündigt, und Gott hat sie an den Ort ihrer Missetat gebracht. 5) Kehrst du aber frühe zu Gott zurück und flehest zu dem Allmächtigen, 6) – bist du rein und aufrichtig, ja, dann erwacht er über dir und macht die Wohnung deiner Gerechtigkeit voll Friedens.**

Die Freunde Hiobs führen eine üble Sache, gleichwohl tun sie es mit guten und vernünftigen Gründen. Freilich machen sie eine schlechte Anwendung davon, aber die Lehre an sich ist heilig und nützlich. Nehmen wir also das hier Gesagte allgemein, so finden wir schöne und gute Sprüche. Mit seiner ersten Behauptung will Bildad die Wahrheit feststellen, dass Gott ins seinen Strafen gerecht und untadelig ist. Das aber ist ohne Zweifel eine gute Lehre und gehört zu den Hauptartikeln unseres Glaubens; Bildad begeht nur den einen Fehler, dass er seinen Satz auf die Person Hiobs anwendet. Denn dieser Mann war viel zu heilig, als dass er sich hätte über Gott beklagen oder sich wider ihn auflehnen wollen. Er beklagt sich nur darüber, dass seine Not ihm in Anbetracht seiner Schwachheit zu hart und schwer falle, ohne dass er es jedoch unterließe, Gott dafür zu preisen. Bildad hat also eine schlechte Sache gehabt; nichtsdestoweniger aber ist sein Spruch gut und richtig, und wir müssen ihn auch annehmen, weil er zu unserer Erbauung dienlich ist.

Er meint: Die sich so über Gott beklagen, blasen nur Wind in die Luft. Wir hören die Gottlosen und Ungläubigen ihre Lästerungen ausspeien, wenn sie Gottes Gerechtigkeit herabsetzen und scheinbar über Donner und Blitz verfügen – aber alle ihre Wort sind wie Wind, der schnell vergeht, und so hoch können sie nicht kommen, wie die Majestät Gottes sich darin zu erkennen gibt. Wir dürfen uns durch diese Lästerungen nur nicht davon abschrecken lassen, Gott immerdar zu preisen. Denn er bleibt unangetastet, und die Menschen können nicht im Geringsten seine Majestät verkleinern, ob sie ihn gleich mit vollem Munde schmähen – das ist nur Wind und lauter Eitelkeit. Wir dürfen nicht anders als mit Bescheidenheit, Ehrerbietung und Demut von Gott reden und nicht solche windigen Reden führen. Gott können wir freilich auch nicht im Geringsten Abbruch tun, aber er wird sich an denen, die sich unterfangen, sich mit stolzen und vermessenen Worten gegen

ihn aufzulehnen, nicht ungerächt lassen. Was soll also geschehen? Wenn wir die Lehre der Schrift zu Herzen nehmen, so wird uns das in rechter Festigkeit erhalten, und wenn wir nach dem Maße unseres Glaubens reden, so werden wir nicht schönen Wind machen, sondern Gott wird in allen unseren Worten erhöht und gepriesen.

Zuerst stellt Bildad die Frage: Sollte Gott das Recht verfälschen und der Allmächtige die Gerechtigkeit zerstören? Damit werden wir angewiesen, Gott die Ehre zu geben, dass er der Brunnquell aller Billigkeit und Gerechtigkeit ist und dass er unmöglich etwas tun kann, was nicht gut und gerecht wäre. Manche schreiben Gott wohl alle Macht zu, aber als gerecht wollen sie ihn nicht anerkennen. Wir dürfen aber keins vom andern trennen, wir dürfen uns nicht einbilden, in Gott gäbe es Dinge, die voneinander geschieden werden könnten. Freilich müssen wir wohl unterscheiden zwischen Gottes Weisheit und Güte, Gerechtigkeit und Macht, aber es liegt in seinem göttlichen Wesen, dass diese Dinge in ihm vereinigt sind und zu seinem Wesen gehören. Hüten wir uns wohl, etwa eine „absolute Macht“ in Gott anzunehmen, als regierte er die Welt wie ein Tyrann voll Übermut und Grausamkeit! Nein, ob er gleich alles unter seiner Hand hat, ob er gleich durch seine unbegrenzte Macht alle Dinge schafft, so hört er deshalb doch nicht auf, gerecht zu sein. Allerdings ist uns diese Gerechtigkeit Gottes zum Teil verborgen, und wir verstehen sie nicht, aber ebenso ist es mit seiner Macht. Können wir sie denn mit unserm Sinn oder Verstand ermessen? Sicherlich nicht! Ist also von Gottes Gerechtigkeit die Rede, so sollen wir wissen: Sie ist uns zwar nicht völlig bekannt und offenbar, aber wir müssen sie anbeten. Es steht geschrieben: „Dein Recht ist wie eine große Tiefe“ (Ps. 36, 7); „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte“ (Röm. 11, 33); und „Er wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann“ (1. Tim 6, 16). So hoch können wir nicht kommen, dass wir erkennen, was Gott an und für sich ist. Aber das muss uns außer allem Zweifel stehen, dass es Gottes Art und Natur ist, alles, was er tut, in vollkommener Redlichkeit zu tun, und dass nichts daran zu tadeln ist. So müssen wir uns Gott vorstellen.

Wenn die Weltmenschen von Gott reden, so nennen sie ihn wohl den allerhöchsten Weltschöpfer, aber von seinem eigentlichen Wesen wissen sie nichts, ebenso wenig davon, dass er sich uns offenbaren will in seiner Güte, seiner Weisheit und in alledem, woraus wir einen Geschmack seiner Erkenntnis gewinnen können, um ihn zu lieben, zu ehren und ihm zu dienen.

Und darauf müssen wir doch vornehmlich Acht geben. Denn was hätten wir damit gewonnen, wenn wir eine ganz genaue Kenntnis von seinem Wesen und seiner Majestät hätten, dabei aber nicht begriffen, was wir erfahrungsmäßig von ihm spüren und erkennen sollen? Es heißt doch: „In ihm leben, weben und sind wir“ (Apg. 17, 28); er wohnt in uns, seine Barmherzigkeit erfüllt alle Dinge, wir werden durch seine Güte erhalten, wir haben Klarheit, soviel er uns gibt, und mehr nicht, er „heilet alle unsre Gebrechen“ (Ps. 103, 3), und nicht ein Körnlein oder Tröpflein Gerechtigkeit haben wir, nur soviel wir aus ihm, dem Brunnquell der Gerechtigkeit, schöpfen. Wenn wir das alles nicht wissen, was nützt uns dann die Erkenntnis, dass es einen Gott gibt, der alle Dinge umfasst, und ein gewisses Verständnis von seiner Majestät? Darum müssen wir um so mehr auf unsere Stelle achten, wonach wir vor allen Dingen festzuhalten haben, dass Gottes Wesen Gerechtigkeit ist und dass ihm eine Abkehr von Recht und Billigkeit ebenso wenig möglich ist wie eine Verleugnung seines Wesens und Daseins. Denn es ist ebenso abgeschmackt zu sagen, Gott tue etwas ohne Vorsatz, wie: es gebe keinen Gott, und sein Wesen habe eine Einbuße erlitten. So sagt auch Paulus: „Ist denn Gott ungerecht? Das sei ferne! Wie könnte sonst Gott die Welt richten?“ (Röm. 3, 5. 6). Mit dem Worte „richten“ will er uns die Gewissheit geben, dass Gott auf das Recht so viel Gewicht legt, dass alles, was er tut und was von ihm ausgeht, dieser Richtschnur angepasst ist. Der Spruch des Paulus deckt sich also völlig mit diesem Worte Bildads. Denn unter dem Wort „Gott“ versteht Bildad Recht und Gerechtigkeit, und mit dem Ausdruck „der Allmächtige“ will er sagen: Können wir Gott dessen berauben, was derart mit seinem Wesen verbunden ist, dass er gar nicht davon zu trennen ist? Es hieße ja ihn vernichten, ihn von seinem Throne reißen und in nichts auflösen, wollte man die Klage auf Ungerechtigkeit gegen ihn erheben. St. Paulus nennt ihn nicht einfach „Gott“, gibt ihm auch nicht den Beinamen des „Allmächtigen“, sondern er spricht von seinem Amt: Gott ist Weltrichter! Das ist er aber nicht nach der Weise derer, die sich bestechen lassen, wie man's wohl bei sterblichen Menschen wahrnimmt. Warum? Er hat sich sein Weltrichteramt nicht erworben, ist auch nicht auf gut Glück dazu gewählt, er hat sich nicht um sein Amt beworben, hat's auch nicht für Geld gekauft, sondern es steht ihm von Natur zu; er ist nicht Gott, wenn er nicht zugleich auch Richter ist. Darum sollen wir uns keine andere Vorstellung von ihm machen als die der vollkommenen Gerechtigkeit und daran festhalten, dass sein Wille das oberste Gesetz ist.

Freilich kann unser Wissen um diese Gerechtigkeit nicht derart sein, dass wir ihr Wesen völlig ergründen könnten, so dass wir für alles Handeln Gottes immer den Grund einsähen. Er braucht wirklich nicht unser Untergebener zu sein, er braucht sich wirklich nicht nach unserm Maß messen zu lassen. Wollten wir also nicht einsehen, dass all sein Tun gut ist, wo sollte das hinaus? Was für eine Anmaßung wäre es von sterblichen Kreaturen und armen Erdenwürmern, wenn sie Gott zwingen wollten, sie wissen zu lassen, was es um seine Werke sei, und darüber mit uns zu sprechen! Ganz im Gegenteil, wenn Gott uns auch den Grund seines Handelns verbirgt und wir sein Tun befremdlich finden, so dass wir meinen, nach dem Maß unseres Verständnisses ihm den Prozess machen zu können, so müssen wir dennoch seine unbegreiflichen Gerichte und Geheimnisse anbeten, allen unsern Verstand in Demut zusammeneinander nehmen und sagen: Ja, zur Zeit läuft es scheinbar aller Vernunft zuwider, aber wir werden unseren Prozess gegen Gott nicht gewinnen, und ohne alle Einrede muss das unser letzter Schluss bleiben: Er ist gerecht. Wenn also „unser Wissen Stückwerk ist“ und „wir jetzt durch einen Spiegel sehen in einem dunklen Wort“ (1. Kor 13, 9. 12), so lasst uns des Tages warten, da wir die Herrlichkeit Gottes schauen dürfen von Angesicht zu Angesicht; dann werden wir auch begreifen, was uns jetzt noch verborgen ist.

So will Gott unsern Glauben üben; wir sollen bekennen, dass seine Gerechtigkeit über allen Widerspruch und alles Murren erhaben ist. Dies Bekenntnis sollen wir ablegen, wenn wir es auch nicht begreifen und nie völlig begreifen werden und jeder Grund zu haben glaubt, um mit Gott zu disputieren, warum er es also mache. Obschon wir also diese Dinge nicht mit Augen sehen, müssen wir doch demütig genug sein, um Gott zu geben, was Gottes ist. Machen wir es anders, so ist das gerade so, als wollten wir – wenn wir könnten – sein unsterbliches Wesen zunichte machen. Nehmen wir dies recht zu Herzen, so ist das schon ein guter Anfang der Demütigung unter seine Hand und der Geduld in der Widerwärtigkeit. Denn wenn einer in der Trübsal murren, so soll er wissen, dass er sich gegen Gott auflehnt; das Murren gegen Gott bedeutet den Widerspruch gegen alle Gerechtigkeit und Billigkeit. Was kann aber dabei anders herauskommen als Schande und Zusammenbruch? Der Kampf gegen die Gerechtigkeit ist ein verlorener Krieg! Um aber recht geduldig zu werden, müssen wir noch weiter gehen. Warum? Weil das Wissen um Gottes Gerechtigkeit uns noch nicht gegen alle An-

fechtung des Verzweifeln schützt. Da steht ein armer Sünder unter schwerem Druck; er bekennt – und zwar ohne alle Heuchelei –, dass Gott in seiner Bestrafung gerecht ist; aber er meint, er müsse zugrunde gehen und es gebe für ihn keine Vergebung mehr. So ist es auch dem Hiob ergangen. Er war ja wirklich nicht ein Mensch ohne Geduld, aber er war doch immerwährend schwersten Anfechtungen unterworfen. An Gottes Gerechtigkeit hat er nie gezweifelt, aber zur Anfechtung wird ihm der Blick auf seine Schwachheit: Ach Herr, ich bin so gebrechlich, und doch lässest du mich deine Übermacht fühlen! Wer bin ich denn? Es sieht aus, als wolltest du deinen Donner aufbieten gegen dein kleinstes Geschöpf, das noch geringer ist als ein Wurm. Da sieht man, woher Hiobs Angst und Kummer kommt: er kann beim ersten Schlag nicht sofort schmecken, dass Gott mitten in seiner Strenge ihm doch helfend zur Seite steht und dass er ihm einen guten und glücklichen Ausgang schenken wird. Etwas davon hat Hiob wohl empfunden, aber seine Traurigkeit hat ihn so Verwirrung gebracht, dass es ihm auf den ersten Anhieb nicht gleich gelingt, sich der Anfechtung zu entschlagen. Wohl wird er uns als ein Beispiel der Geduld vor Augen gestellt, aber seine Trübsal ist so heftig, dass er ins Wanken und Straucheln kommt, weil er der väterlichen Fürsorge Gottes nie so gewiss war, wie es nötig gewesen wäre. Darum sagte ich: Nichts vermag uns so zur Geduld zu bringen, wie die Erkenntnis und feste Überzeugung von der Gerechtigkeit Gottes. Aber dabei müssen wir auch noch an ein zweites denken: Auch bei seiner Züchtigung hört Gott nicht auf, uns lieb zu haben, ja, auch seine größte Strenge soll uns zum Besten dienen, und alle unsere Züchtigungen werden durch seine Gnade versüßt, ja, er wird uns endlich den erwünschten Ausgang geben.

Nun fährt Bildad fort: Deine Söhne haben gesündigt, und Gott hat sie an den Ort ihrer Missetat gebracht. Bildad meint: Damit hält Gott dem Hiob einen schönen Spiegel vor, damit er aufhört, sich gegen Gott zu erheben, und es nicht macht wie ein wild gewordenes Pferd. Denn die Aufruhr gegen Gott machen, die müssen zu Schanden und in den Abgrund versenkt werden. Gott will uns damit demütigen, damit wir nicht der Schwachheit unseres Fleisches den Zügel locker lassen; denn wir stecken ohnehin voller Mutwillen. Gegen Gott zu murren wird uns viel leichter als gegen einen, der uns untergeordnet oder unseresgleichen ist. Diese satanische Vermessenheit geht durch die ganze Welt: vor einer sterblichen Kreatur fürchtet man sich und mag sie nicht gern beleidigen, aber kühnlich und ohne Bedenken murrte man wider Gott. Sooft also Gott die Bösen straft, tut er das, um unser aller

Haupt zu beugen und groß und klein den Mund zu stopfen; es soll uns nicht mehr in den Sinn kommen, Gott auf die Anklagebank zu setzen, sondern wir sollen wissen, dass es uns ebenso gehen wird wie denen, die wir also umkommen sehen, wenn wir es so machen wie sie. Darum heißt es auch in der Schrift (Jes. 26, 9): „Wo dein Recht im Lande gehet, so lernen die Bewohner des Erdbodens Gerechtigkeit.“ Damit will Jesaja sagen: Solange die Sünden ungestraft bleiben, verstocken sich die Menschen und sind guten Mutes: sie meinen der Hand des Richters entronnen zu sein; es ist keinerlei Furcht und Zucht mehr in ihnen. Aber sobald sich Gott auf seinen Thron setzt und zeigt, dass er noch Richter ist, so erschrecken wir; es überkommt uns eine derartige Furcht, dass wir vor ihm zusammenbrechen, und so kommen wir wieder zurecht. Gottes Gerichte über die Bösen sollen uns eine Unterweisung sein, damit ein jeder sich unter Gottes Hand schicke.

Ob die Söhne Hiobs verworfen waren oder nicht, haben wir nicht zu untersuchen, ja, es ist mehr als wahrscheinlich, dass Gott ihnen nur eine zeitliche Strafe zugeschickt hat, um ihre Seelen für ewig zu retten. Wir hörten ja schon von der Eintracht, die unter ihnen herrschte. Die Schrift redet von ihnen ganz anders als von den Söhnen Elis. Andererseits sahen wir, dass Hiob feierliche Opfer brachte, wenn ihre festlichen Gastmähler vorüber waren. Ohne Zweifel hat er sie ermahnt, Gott um Verzeihung zu bitten, und sie sind darin ihrem Vater gefolgt. Darum können wir auch von Hiobs Söhnen nicht sagen, sie seien verworfen gewesen; wir wissen doch auch, dass Gott manchmal zuerst die, die er erwählt und zum Heil bestimmt hat, gewaltsam von dieser Erde hinweg nimmt und so behandelt, dass seine Züchtigung ihnen zum Besten dient. Also muss ihr Leib eine Zeitlang zugrunde gehen, damit ihre Seelen ewig selig werden. Den Söhnen Hiobs kann es auch so ergangen sein. Aber wir müssen hier überhaupt nicht auf die Personen sehen, sondern nur die Lehre annehmen: Sooft Gott seinen Arm ausstreckt, um die Sünden der Welt zu strafen, gibt es keinen unter uns, der nicht erzittern müsste; und wenn wir vorher roh und wüst waren, so dass der Teufel uns hin und her riss, so müssen wir schnell wieder zu Gott zurückkehren und wissen, dass er uns durch fremden Schaden zurecht bringen will und uns sehen lässt, wie furchtbar sein Zorn ist über alle die, die sich so frevelhaft ihm widersetzen.

Sucht uns aber Gott in dieser Welt heim und lässt uns danieder liegen, so ist uns das Leben zwar bitterer und schwerer als ein tausendfacher Tod, aber

gleichwohl lässt er uns Frist zur Buße, und wenn wir uns alsbald zu ihm wenden, so werden wir ihn gern bereit finden zur Gnade, - und er macht die Wohnung unserer Gerechtigkeit voll Friedens, nämlich wenn wir mit Gebet und einem reinen und aufrichtigen Herzen zu ihm kommen. Das ist eine gute und heilsame Wahrheit: wir lernen auf die Gnade achten, die Gott uns erzeigt, und die Gunst, die er uns erweist, indem er uns mit dem ersten Schlag nicht gänzlich zerschmettert, sondern uns noch in diesem Leben lässt. Wohl war dem Hiob diese Qual härter und schlimmer als der Tod, und wenn er nur auf seinen Zustand blickt, so wünschte er sich den Tod; aber wenn wir auf die Absicht Gottes sehen, so werden wir die Erfahrung machen, dass alle unsere Traurigkeit versüßt und gemildert wird; wir werden merken, dass er sich unser noch erbarmen will. Setzen wir den Fall: ein Mensch fühlt sich hier gleichsam in der Hölle, statt Trostes fühlt er mit grausamem Schrecken, dass Gott sein Gegner und Todfeind ist, und dabei brennt es ihm in seiner Seele wie loderndes Feuer – wenn ein armer Mensch solchen Kummer hat, am Leibe Schmach leidet, dazu große Qual und unerträgliche Anfechtungen, wahrlich, da könnte er sich wohl den Tod wünschen, und müsste er durch Feuer und Wasser und Schwert gehen, es wäre ihm alles recht. Auch unser Herr Jesus Christus sagt ja, wer unter der Last dieser Schrecken Gottes leide, der wünschte, die Berge möchten auf ihn fallen, ja die Erde möchte sich umdrehen und ihn verschlingen. Kommen uns jedoch solche Gedanken, so sollen wir denken: Mein Gott bietet mir doch hier seine Barmherzigkeit an, er lockt mich in seine Nähe, und sooft ich von seiner Hand gezüchtigt werde, ruft seine süße und liebliche Stimme mich zu sich, er ruft mich mit gewisser Verheißung, er wolle sich gütig und gnädig gegen mich erzeigen – sicherlich wird das unsere Traurigkeit lindern. So ist uns in unserer Trübsal doch noch eine Hoffnung gelassen. Sollten wir denn diese Wohltat Gottes nicht so hoch schätzen, dass wir uns in unserer Not etwas erleichtert fühlen, so schwer sie auch ist und so sehr es uns vorkommt, als hätten wir keine Schultern, um sie zu tragen? Ja, Gott lässt uns immer noch ein diensames Mittel übrig, und unsere Krankheiten sind nicht unheilbar, wenn wir nur zu ihm unsere Zuflucht nehmen. Es ist wie eine Aufforderung, vor ihm zu erscheinen, damit wir ihn als Richter spüren, dabei aber uns zu seiner Gnade und unendlichen Barmherzigkeit flüchten in der festen Gewissheit, dass er sich allen, die zu ihm ihre Zuflucht nehmen, als Vater erzeigt. Lasst uns kühnlich vertrauen, dass unser Gott uns gnädig ist, und lasst uns ihm danken, dass er uns nicht sofort aus dieser gegenwärtigen

Welt herausgenommen, sondern uns Frist gegeben hat, an unsere Sünden zu denken, damit wir ein rechtes Missfallen daran bekommen und wieder zu ihm zurückkehren!

Und nun der Trost: Kehrst du frühe zu Gott zurück und flehest zu dem Allmächtigen, bist du rein und aufrichtig, ja, dann erwacht er über dir. Das wird hinzugefügt, weil die Menschen so halsstarrig sind und trotz aller göttlichen Ermahnung nicht auf den Weg des Heils zurück wollen. Aber wir sollen beizeiten zu ihm kommen und dürfen's nicht auf die lange Bank schieben wie die Spötter, die sich über Gott lustig machen: Oh, mit einem kleinen Seufzer werden wir schon durchkommen! Ja, sie reden, als trügen sie ihr Leben in der Tasche und hätten eine gewisse Verheißung bekommen, wie lange sie in dieser Welt leben sollen. Ja, sie tun, als stünde die Buße in des Menschen Vermögen, als könnte man sich nach seinem Wohlgefallen bekehren, wann man will, und doch ist die Bekehrung ein besonderes Gnadengeschenk Gottes. So gering und wohlfeil dürfen wir die Buße nicht einschätzen, dazu ist sie doch ein viel zu heiliges und kostbares Ding! Tag für Tag mehr entzieht sich die Welt; sie macht's wie die schlechten Zahler: gibt man ihnen Ausstand, so legen sie sich sorglos schlafen, bis der gesetzte Termin kommt. Wenn den Weltkindern das Leben verlängert, denken sie doch nicht an Buße, bis die Stunde kommt, da sie mit Schanden zugrunde gehen.



## Hiob 9, 1-4.

**1) Hiob antwortete: 2) Fürwahr, ich weiß, der Mensch hat vor Gott kein Recht. 3) Beliebt es ihm, mit ihm den Rechtsstreit zu führen, so kann er ihm auf tausend nicht eins antworten. 4) Weise ist er von Herzen, mächtig von Kraft, und wollte sicher einer ihm widersetzen, wem würde es gelingen?**

Dass Gott gerecht und an ihm nichts zu tadeln ist, zu diesem Zugeständnis müssen sich die Menschen schon herbeilassen; dabei aber sind sie in ihrem Grübeln so maßlos und unbeherrscht, dass sie nicht allein gegen Gott murren, sondern geradezu aus vollem Halse lästern, wenn sie unter Druck stehen. Ihre Drangsal wird dabei nicht geringer, aber es ist ihnen eine Art Rache, wenn sie gegen den, mit dem sie es zu tun haben, wenigstens murren können. Umso nötiger ist es uns, schon vorher über Gottes Gerechtigkeit eingehend nachgedacht zu haben; denn wenn er uns dann ein Kreuz zuschickt, so sind wir demütig genug, um ihn in seinem eigentlichen Wesen zu erkennen, nämlich als den Gerechten und Untadeligen. Aber das allgemeine Bekenntnis zu der Gerechtigkeit Gottes genügt noch nicht; denn Bildad zieht aus dem allgemeinen Satz von Gottes Gerechtigkeit einen ganz verkehrten Schluss, indem er dabei beharrt, Gott strafe die Menschen genau so, wie sie es verdient haben. Aber Gott verfährt da nicht nach einer gleichmäßigen Regel: bisweilen verschont er die Gottlosen und duldet sie, bisweilen züchtigt er die, die er lieb hat, und hält sie viel härter und strenger als die ganz Unverbesserlichen. Es ist verkehrt die Gerechtigkeit Gottes nachmessen zu wollen und zu denken: Züchtigung ist immer Strafe für die Sünden, und in demselben Maß wie einer Gott gekränkt hat, muss Gott ihm in diesem Leben auch wieder vergelten. Wenn man so denkt, versteht man die Gerechtigkeit Gottes nicht recht.

Deshalb gibt uns Hiob eine viel bessere Lehre, was es mit der Gerechtigkeit Gottes für eine Bewandnis hat und was für eine Vorstellung man sich davon machen muss: man muss nicht auf diese oder jene Sünde sehen, sondern die Menschen so nehmen, wie sie von Mutterleibe an sind; dennoch aber muss die ganze Welt vor Gott verdammt sein, und man muss sagen: Wie hart auch die Strafen erscheinen, auf Gott fällt dennoch kein Makel. Es sind also zwei ganz verschiedene Dinge, ob man sagt: Gott ist gerecht, denn er straft die Menschen nach Verdienst, oder ob man sagt: Gott ist gerecht, wie er auch mit den Menschen umgeht. Auf jeden Fall müssen wir unsern

Mund schließen und ja nicht wider ihn murren, weil wir damit doch nichts gewinnen können. Sehen wir Gott einen Menschen strafen, so will er uns darin sein besonderes Gericht erkennen lassen, um uns zu warnen. Da zeigt uns Gott seine Hand und in seiner Hand einen Spiegel zu unserer Unterweisung, wie der hl. Paulus sagt: „Solches alles widerfuhr jenen zum Vorbilde; es ist aber geschrieben uns zur Warnung“ (1. Kor 10, 11). Wenn er den Ungehorsam gegen sein Wort straft, so will er uns damit lehren, in seiner Furcht zu wandeln. So sollen wir seine Gerichte anschauen, wenn sie offenkundig werden.

Bisweilen sagt man: Gott ist gerecht, er hat einen gestraft, der ein böses und leichtfertiges Leben führte. Er vollzieht seine Strafe an einem Lande voll Befleckung und Zuchtlosigkeit. Ja, wir mögen wohl so urteilen, und wir sollen's auch, aber das trifft doch nicht immer zu; denn Gott handelt nicht immer nach derselben Regel. Wir müssen mit unsern Gedanken noch höher hinauf: Gott ist immer und allezeit gerecht, wie er auch die Menschen behandeln mag.

Das ist gerade heute von Wichtigkeit; denn wir sehen heute Bestien, die sich für hohe und gelehrte Doktoren halten: wenn sie die Gerechtigkeit Gottes nach ihrem Gefühl und ihrer Einbildung behaupten wollen, so wollen sie, Gott solle als gerecht gelten. Warum? Weil er die Menschen nach eines jeden Verschulden behandelte! Und darum müssen sie den Menschen einen „freien Willen“ zuschreiben, darum muss die Gnadenwahl Gottes umgestoßen und vernichtet werden. Denn dass Gott die, die er will, auswähle, dass er sie in seiner gnadenweise Güte zur Seligkeit berufe und dass die andern von ihm verworfen seien, das dünkt sie befremdlich, weil sie es mit ihrer Vernunft nicht zu begreifen vermögen. Da sieht man, warum diese Schurken, die sich für große Kirchenfürsten ausgeben wollen, unsere ersten Glaubensgrundlagen umstoßen möchten, um die Gerechtigkeit Gottes zu beweisen – natürlich wie sie sie verstehen. Denn so hoch können sie gar nicht kommen, dass sie erkannten, dass Gott im Vergleich zu den Menschen, sie seien, wie sie wollen, immer und in allen Fällen gerecht ist.

Gewiss, wir müssen auch auf der Hut sein, um nicht in einen anderen Fehler zu verfallen. Denn wir sehen unter den Menschen ausgemachte Bösewichter; wenn sie sich in ihrer Schande bloßgestellt sehen, so heißt es: Oh, wenn ich die Welt ansehe, bin ich ein frommer Mann; ich bekenne, dass vor Gott jeder ein Sünder ist. Mit diesem allgemeinen Mäntelchen decken sie sich

zu. Ja, solche Schurken mögen wohl sagen: Wir sind Sünder vor Gott; denn gerecht ist keiner! Ihre Laster, die so schlimm sind, dass es über alles Maß hinausgeht, schieben sie beiseite und suchen sich zu verbergen unter dem Deckmantel menschlicher Schwäche; sie sagen: Mit Gott vergleichen kann sich doch kein sterblicher Mensch! Mit solch einem Bekenntnis meinen sie denn wonders was getan zu haben. Aber ich sagte bereits, dass hier zwei Dinge miteinander festgehalten werden müssen: Im allgemeinen müssen wir einsehen, Gott ist gerecht gegen jedermann in der Welt, und die Menschen, mögen sie sein, wer sie wollen, und mögen sie vorbringen können, was sie wollen, dürfen mit Gott nicht hadern und streiten. Das ist das eine. Das zweite aber ist: Jedermann muss auf sich selber sehen, jeder auf sich besonders, jeder muss seufzen über seine Sünde, jeder sie verfluchen und verdammen. Zudem müssen wir auf die Strafen achten, die Gott an den Sündern vollzieht, damit wir unsern Gewinn daraus ziehen. Werden wir selbst mit seinen Ruten geschlagen, so muss es heißen: Das ist recht, ich hab's wohl verdient. Straft er andere vor unsern Augen, unterweist er uns durch der andern Schaden, so sollen wir das zu Herzen nehmen und aus diesen Beispielen lernen, damit wir Gott zuvorkommen und ihn nicht zwingen, sich auf uns zu stürzen, weil die Strafen der andern uns nicht gebessert haben.

Hiob spricht: Fürwahr, ich weiß, der Mensch hat vor Gott kein Recht. Das ist, wenn man's recht versteht, ein richtiger Satz, denn das Wort „vor“ bedeutet soviel wie „gegen“. Wie kommt es, dass die Menschen sich so keck rechtfertigen, dass sie so viel von sich selber halten, dass sie sich so hoch einschätzen und voll Hochmuts sind? Nur daher, dass sie am Irdischen kleben bleiben und jeder sich mit seinem Nachbarn vergleicht! Dazu nehmen wir dann unsere Zuflucht! Darum stellt uns denn auch Paulus vor den großen Richter: „Ein jeglicher wird seine Last tragen“ (Galater 6, 5), - als wollte er sagen: Meine Freunde, man täuscht sich, wenn man solche Vergleichen anstellt. Ich sehe, sagen die Menschen, die anderen führen kein besseres Leben als ich, und habe ich meine Fehler, so hat jeder andere sie auch. So kommt es, dass sie sich selber nicht verurteilen, wie sie doch müssten, sondern dass sie aus Gefallen an sich selber sich selbst rechtfertigen. Hier aber wird ausdrücklich gesagt, dass der Mensch vor Gott kein Recht hat. Sooft man von unseren Sünden spricht und sie uns vorhält, dürfen wir unsere Augen nicht aufs Irdische heften, sondern müssen den Richterstuhl unseres Herrn Jesus Christus anschauen, wo wir Rechenschaft able-

gen müssen; wir müssen die unbegreifliche Majestät Gottes kennen lernen. Dann werden wir erwachen und unsere Torheiten abtun; wir gehen dann auch nicht mehr mit so eitlen Einbildungen und Träumen um, womit sich die Sünder in Sicherheit wiegen.

Wenn man das mehr beachtet hätte, so gäbe es heute in der Christenheit nicht soviel Streit um die Glaubensgerechtigkeit. Die Papisten wollen sich gar nicht davon überzeugen lassen, dass wir recht haben mit unserer Lehre von der Rechtfertigung durch die lautere Gnade Gottes in unserem Herrn Jesus Christus. Wo bleiben denn, sagen sie, die Verdienste und die guten Werke, worin das Heil der Menschen besteht? Woher kommt es aber, dass die Papisten so sehr an ihren Verdiensten hängen und sich daran berauschen? Doch nur daher, dass sie nicht auf Gott blicken! In ihren Hochschulen halten sie gelehrte Reden: „Da sind die guten Werke, die Erstattung und Belohnung verdienen, genau ebenso wie die bösen Werke Strafe verdienen; denn das eine entspricht genau dem andern. Verdienen aber die Sünden der Menschen Strafe, so muss es auch eine Belohnung der Tugenden geben; denn sonst verführe die Gerechtigkeit Gottes nicht gleichmäßig.“ Mit solchen gelehrten Reden wiegen sich die Papisten in Schlaf; unterdessen aber stellt Gott sein Richten nicht ein, und zwar richtet er nicht nach ihren Gesetzen, sondern nach seiner Majestät: er findet an den Menschen, was wir an ihnen gar nicht wahrnehmen können. Wären unsere Tugenden wirklich so göttlich, könnten sie wirklich vor Gott bestehen, ja, das wäre wohl etwas Großes. Aber wenn wir sie noch so hoch schätzen, das ist nur Wind; kommen sie vor Gott, so bricht das alles zusammen. Es bleibt also dabei: Der Mensch hat kein Recht vor Gott. Sobald wir mit Gott rechten wollen, werden wir zu Schanden und versinken im Abgrund.

Beliebt es dem Menschen, mit Gott den Rechtsstreit zu führen, so kann er ihm auf tausend nicht eins antworten. Man könnte das auf Gott beziehen: Wir können unsere Sache noch so schön gegen Gott verteidigen, wir können einen noch so langen Prozess gegen ihn führen – und wenn er tausend Punkte enthält, Gott würde den Mund nicht auf tun, um auch nur einen einzigen zu widerlegen. Wir müssen nur nicht meinen, wir könnten Gott mit unserm langen, großen Prozess und unsern Schaumschlägereien bange machen. Wenn wir anfangen, uns zu entschuldigen und von unseren Tugenden Aufhebens zu machen, ja, dann sieht das aus, als müsse Gott klein beigegeben, dabei aber lacht und spottet er bloß über all das Narrenwerk, das die

Menschen vorbringen, und mit all unserm Geschwätz ist es nichts. Es ist also ein ganz richtiger und heiliger Gedanke, Gott antworte auf keinen einzigen Punkt; und wenn wir auch tausend vorbrächten: das alles gilt ja vor ihm nichts, es zählt gar nicht. Menschen mögen solche Münze wohl in Zahlung nehmen, aber auf Gott macht das alles keinen Eindruck.

Und doch ist der natürliche Sinn dieser Stelle ein anderer: Kommen wir zu Gott, ihm den Prozess zu machen, so werden wahrlich Mühe genug damit haben, denn wir können nicht auf einen einzigen von den tausend Anklagepunkten, die er uns vorhält, antworten. Es ist wahr: Wir sind so schwerfällig, dass wir mit Gott im Kriege liegen, noch ehe wir blankgezogen haben, wie man zu sagen pflegt. Wir sehen es ja. Würden wir nicht viel mehr Bedenken tragen, uns an einen sterblichen Menschen oder eine armselige Kreatur heranzumachen als an den lebendigen Gott? Was für ein Wahnsinn, ja, was für ein teuflischer Wahnsinn ist es, sich so an Gott heranzuwagen! Aber haben wir es wirklich erst mit ihm zu tun, so werden wir's spüren und erfahren, was es bedeutet, uns an ihm gerieben zu haben, und dass mit einem solchen Herrn nicht zu spaßen ist. So meint's auch Hiob. Er zeichnet die Vermessenheit der Menschen, wie sie wirklich ist, auf der andern Seite aber die Bestürzung, in die sie geraten, wenn Gott sie spüren lässt, dass er gerecht ist und sie zu Schanden macht. Die törichte Vermessenheit, deren die Leute sich brüsten und mit der sie sich selbst betrügen, kommt daher, dass sie nicht auf Gott blicken; nein, sie denken so: Ich bin doch nicht schlimmer als die andern, und wenn ich meine Fehler habe, so habe ich doch auch Tugenden, die ihnen die Waage halten! Damit schläfern sie sich selber ein, weil sie nicht erkennen, was es um die Majestät Gottes ist; hätten sie eine lebendige Vorstellung davon, sie würden sich wohl unter sie demütigen.

Wenn uns Gott tausend Punkte vorhält, so können wir ihm auch nicht auf einen einzigen antworten. Und wenn wir alle unsere Fehler wohl durchforschten, so erkennen wir davon doch nicht den hundertsten Teil, ja, von tausend nicht einen. Wenn sich die Menschen ohne Heuchelei selber prüfen, so müssen sie sich in so viel Böses verwickelt finden, dass sie sich vor sich selber schämen müssen und ganz zerschlagen daliegen, vor allen anderen aber wir selbst. Denn wenn man auch die Allerheiligsten aussucht, so werden sie sich doch neben David stellen müssen, der bekannt hat: „Wer kann merken, wie oft er fehlet?“ (Ps. 19, 13). Wenn aber die Allerheiligsten, die man für Engel halten möchte, in ihren unzählbaren Sünden völlig zu Schan-

den werden, was soll dann aus dem gemeinen Mann werden? Denn wir meinen doch wohl nicht, wir wären schon so weit gekommen, dass wir uns neben sie stellen könnten!

Als David in die Selbstprüfung eintritt und seine Fehler sieht, da ruft er aus: „Wer kann merken, wie oft er fehlet?“ Damit bekennt er doch, er habe bei sich selbst allzu viele gefunden; dann aber fügt er hinzu: „Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler!“ Wie kann er von verborgenen Fehlern reden? Unsere Sünden müssen uns doch bekannt sein, sonst können wir sie doch nicht als Sünden bekennen! Nun, David wusste wohl: Gott sieht schärfer als wir. Wenn wir also schon vor dem eigenen Gewissen als Angeklagte dastehen, wie wollen wir dann erst vor Gottes Gericht bestehen? Unser Gewissen ist doch sicher ein Richter, den man wohl fürchten mag; sieht aber Gott nicht viel schärfer als ein sterblicher Mensch? Gott richtet nach dem, was er sieht und weiß, nicht nach dem, was wir finden können; denn wir laufen sozusagen schnell über die heißen Kohlen hin, Gott aber geht den Dingen auf den Grund, er ist der Herzenskündiger, wie er sich in der Schrift nennt.

Dazu aber kommt noch, dass wir auch zwischen Tugenden und Lastern nicht so scharf unterscheiden, wie es nötig wäre: das muss also ihm vorbehalten bleiben. Und warum unterscheiden wir nicht? Wollen wir alle unsere Werke richtig beurteilen, so müssen wir wissen, was Vollkommenheit ist; denn ohne Vollkommenheit gibt es nichts Gutes vor Gott, da ist alles nur Gestank. Wie sollen wir aber wissen, was Vollkommenheit ist, wenn doch unsere Augen so dunkel sind, dass wir alles nur wie im Dämmer sehen? Es ist wahr: „Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer den kein zweischneidig Schwert, und dringet durch, bis dass es scheidet Seele und Leib, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens“ (Hebr 4, 12), ja es ist „unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege“ (Ps. 119, 105), und Jesus Christus wird genannt „die Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 4, 2). Aber wir haben allezeit trübe Augen! Darum sind wir weit davon entfernt zu wissen, was Vollkommenheit ist. Finden wir an uns etwas Gutes und merken keinen Fehler daran, so ist es deshalb doch nicht ohne Fehler; denn wir kennen die Vollkommenheit nicht, die Gott fordert. Niemand als Gott allein weiß, was Vollkommenheit ist, denn in ihm allein ist Vollkommenheit; er allein kennt sie, und wir sind viel zu schwach, als dass wir so weit kommen könnten.

Und nun ein Wort, das uns noch tiefer treffen soll: Weise ist Gott von Herzen und mächtig von Kraft. Dächten die Menschen wirklich an Gott, - würden sie ihn dann nicht in der Tat erkennen, wie er sich ihnen zu erkennen gibt? Würde sie das nicht zu einer solchen Furcht und Ehrerbietung treiben, dass sie ihn nach Gebühr verherrlichten? Aber warum tun sie's nicht? Sie kennen Gott nicht, wie er wirklich ist! Wir sagen oft genug: Gott, Gott; das schwebt uns immer auf der Zunge, aber von seiner unendlichen Majestät spüren wir nichts; alles, was Gott für uns ist, ist uns wie ein totes Ding. Das sieht man an den Gotteslästerungen, den Meineiden und ähnlichen Dingen. Fühlten die Menschen sich auch nur irgendwie von der Majestät Gottes angerührt, würden sie dann ein so heiliges und teures Ding in Stücke reißen? Sind die Menschen zornig, so muss Gott herhalten, als wäre er ihr Knecht. So gibt wohl ein Herr, wenn er in Zorn gerät, seinem Knecht eine Ohrfeige! Aber so machen wir's mit Gott. Wenn die Menschen ihren Zorn in dieser Weise Ausdruck geben, als wäre Gott ihr Untergebener, muss man sie dann nicht toll und verrückt nennen? Ja, selbst wenn sie nicht gerade in Zorn geraten, machen sie's so. Denn diese Hunde machen sich gar kein Gewissen daraus, den Namen Gottes zu zerreißen, und obwohl sie keinen Anlass haben, so können sie es doch nicht lassen, ihn in allen Dingen zu lästern, und das ist doch etwas Abscheuliches und Widernatürliches. Das ist doch sicherlich ein Zeichen, dass uns die Majestät Gottes unbekannt ist, mögen wir das Wort auch noch so oft im Munde führen. Das gilt ebenso von den Meineidigen. Es ist heutzutage schrecklich: Mit was für Feierlichkeiten man die Leute auch zum Zeugeneid veranlasst, nicht ein einziges wahres Wort bringt man aus ihnen heraus, sie sind alle meineidig; wenn man den Zeugen genau zuhört, man findet unter zehn nicht einen, der die Wahrheit sagt; ja, es geht nach dem Sprichwort: Wenn man nur keine Zeugen hat, so ist die Sache schon gewonnen; das heißt: es ist nicht einer da, der die Wahrheit sagen will. So trotzt man gegen Gott. Und was hält man für Reden, wenn von der Heiligen Schrift die Rede ist, von der ganzen Religion und all den heiligen Dingen, mit denen wir heute zu tun haben? Die Leute sollten sich wahrlich in der Furcht halten; denn das wahre Kennzeichen der Kinder Gottes ist die zitternde Furcht vor seinem Wort: „Ich sehe an den Elenden und der zerbrochenen Geistes ist und der sich fürchtet vor meinem Wort“ (Jes. 66, 2).

Man redet genug von Gott, man schwatzt von ihm und allen Geheimnissen seiner Majestät, ja, man macht sich ein Vergnügen daraus – geht daraus nicht klar hervor, dass man gar nicht weiß, was Gott ist, obgleich sein Name

in aller Munde ist? Deshalb ist die Bemerkung nicht überflüssig: Weise ist Gott von Herzen und mächtig von Kraft. Diese Worte sind scheinbar nicht von besonderer Bedeutung; bei genauer Erwägung aber enthalten sie eine Lehre, die wohl darnach angetan ist, uns zu demütigen. Gottes Weisheit ist nicht eine menschliche und unserer Vernunft begreifliche Weisheit, seine Kraft aber ist nicht allein die eines Riesen oder eines Berges, sondern wir müssen ihn so preisen, dass wir keiner Kreatur irgendwelche Gewalt, Macht oder Stärke zuschreiben, sondern alle Kraft und Stärke allein in Gott suchen.

Wollen wir nun wissen, wer wir sind? Dann brauchen wir uns nur den allgemeinen Gedanken anzueignen: Wenn man keine offenbaren Sünden an uns findet, wenn unser Leben nicht zuchtlos ist, wenn wir vor den Menschen ehrbarlich und ohne Tadel gewandelt sind – das alles ist nichts! Denn alle Kreaturen mögen sein, wie sie wollen, Gott kann sie alle verdammen und bleibt dabei doch gerecht; und wenn wir uns unterstehen, ihm zu widersprechen, so wird Gott sich das eine Weile gefallen lassen, ja, er wird uns zunächst nicht einmal widerstehen, aber am Ende müssen wir doch den Kopf hängen lassen und unser Verdammungsurteil empfangen. Und wenn auch die Menschen uns los gesprochen haben, so werden wir nichtsdestoweniger verdammt, wenn wir vor diesen großen Richter kommen. Ein anderes Mittel aber, um Gottes Gnade zu gewinnen und zur Deckung unserer Sünden zu gelangen, gibt es nicht, als dass wir unsere Zuflucht zu unserem Herrn Jesus Christus nehmen, denn da findet sich eine völlige und vollkommene Gerechtigkeit, die uns vor Gott angenehm macht und seine Gnadengesinnung gegen uns verbürgt.



## Hiob 9, 5-15.

**5) Er versetzt die Berge, und sie merken nichts davon, wenn er sie umkehrt in seinem Zorn. 6) Die Erde schüttelt er von ihrer Stätte weg, dass ihre Pfeiler zittern. 7) Er ist's, der der Sonne gebietet, dass sie nicht scheint, und die Sterne werden von ihm verschlossen wie mit einem Siegel. 8) Er ist's allein, der die Himmel ausbreitet und schreitet über das Meer hin, 9) der den Bären gemacht hat und den Orion, die Hyaden und die Kammern des Südens, 10) der wunderbare Werke schafft, die nicht zu erforschen sind, Wunderdinge ohne Zahl. 11) Siehe, er geht an mir vorüber, aber ich sehe ihn nicht; er fährt dahin, ohne dass ich ihn wahrnehme. 12) Wenn er ausrauft und wegreißt, wer will's wieder aus seinen Händen ziehen? Wer will zu ihm sagen: Was machst du? 13) Gott nimmt seinen Zorn nicht zurück, und die mächtige Hilfe wird von ihm darnieder geworfen. 14) Was vermag ich denn, wenn ich mich mit ihm einlasse und Worte gegen ihn ersinne? 15) Wenn ich auch recht habe, kann ich ihm dennoch nicht antworten, sondern muss zu meinem Richter flehen.**

Wären wir weise genug, um Gott zu erkennen, so wie er sich zu erkennen gegeben hat, so bedürfte es nicht vieler Worte. Aber weil unser Sinn hierin so verkehrt ist, so muss Gott uns unsern Undank vor Augen halten, indem er uns seine Werke offenbart. Es ist also hier durchaus das Wort Hiobs am Platze: wenn Gott wolle, so lasse er sich den Himmel mit großen dicken Wolken bedecken, so dass die Sonne verschwinde; gefalle es ihm aber, das Licht zu senden, dann erscheine das Firmament, dieses schöne Gezelt, das der Himmel seiner Majestät ist. Auch darin zeigt sich seine Kraft: Er schreitet über das Meer, er hat die Sterne am Himmel geordnet, von denen hier eine Anzahl namhaft gemacht wird. Das alles wird uns hier aufgeführt, damit uns umso mehr unsere Pflicht zum Bewusstsein komme, die Werke Gottes anzuschauen und ihn zu ehren, wie sich's gebührt. Der Text spricht nur von allbekannten Dingen, aber weil wir nicht die richtige Anwendung davon machen, muss Gott uns den Dienst eines guten Lehrmeisters tun, indem er uns diese Lektion immer wiederholt.

Er gebietet der Sonne, dass sie nicht scheint. Unendlich ist der Himmel, Gott hat ihn ausgespannt, und die Erde ist seiner Füße Schemel. Das lenkt unser Auge auf die Majestät Gottes, die unbegreifliche, das bewegt uns zur Anbetung und zur gebührenden Beugung unter ihn. Es ist also nicht überf-

lüssig, wenn uns gesagt wird, er gebiete der Sonne, dass sie nicht scheint, und er decke die Sonne durch die Wolken, als zöge er einen Vorhang davor, und wenn er wolle, spanne er den Himmel aus. Ebenso ist es auch mit dem andern: Er schreitet über das Meer hin. Zwar sehen wir ihn nicht darauf wandeln; aber wie könnte das Meer in seinem Zustand bleiben, wenn es nicht durch eine wunderbare Kraft gehalten würde? Es ist doch des Wassers Art, auseinander zu fließen. Nun aber, o Wunder, erhebt sich das Meer wie ein Berg – es sind ihm aber Grenzen gesteckt, sonst müsste es die Erde ganz und gar überschwemmen. Trotz seines scheinbar unaufhaltsamen Unge- stüms hält Gott noch heute das Meer in seinen Grenzen, allein durch das Wort, dass das Meer sich sammle und ein trockener Ort entstehe, da die Menschen wohnen mögen.

Darnach kommt er auf die Sterne zu sprechen. Ihre Zahl ist unendlich; doch nennt Hiob einige mit Namen, um uns an die ganze schöne gewappnete Leibwache des Himmels zu erinnern. Wir sehen neben den Planeten die Fixsterne am Firmament; jeder hat seine besondere Bedeutung für unsere Betrachtung des wunderbaren Kunstwerks, das in der Bewegung des Him- mels sich vollzieht. Die Räder eines Wagens drehen sich um eine Querach- se, und zwar um zwei Naben an den Wagenrädern, und die Sonne läuft um sie herum. Wissen wir das, ist es dann nicht eine ganz unaussprechliche Weisheit Gottes, die uns darin sichtbar wird? Zum mindesten bekommt man eine Ahnung davon und fühlt sich bewogen, Gott dafür zu preisen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Freilich, was Hiob hier andeutet, versteht man erst völlig, wenn man in der Wissenschaft bewandert ist; denn er meint die Astrologie (Astronomie). Er lässt es nicht damit bewenden, dass er nur davon spricht, was die ungelehrten Leute sehen; er geht weiter, er geht in die Einzelheiten, damit wir das kunstvolle Werk des Himmels er- kennen. Aber wenn wir auch keine Astrologen (Astronomen) sind, so kann doch keiner sich damit entschuldigen, Gott gäbe ihm nicht genug Verständ- nis für diese Dinge – es sei denn, dass wir die Augen zumachen, wenn die Sonne leuchtet. Auch die Hirten auf dem Felde wissen von den Sternen zu reden, ja sie kennen sie sogar mit Namen. Nun haben die Dichter vielerlei Fabeln ausgeheckt und viele törichte Dinge ersonnen; alle diese Abge- schmacktheiten haben ihre Wurzel in der menschlichen Bosheit und Leicht- fertigkeit. Das eine Gestirn nennen sie den Kranz eines Weibes oder das Weib selbst, das andere eine Kuh, ein drittes und viertes noch anders – lau- ter Narrenwerk! Das kommt nur von einer feinen List Satans her; denn er

wollte, soviel ihm möglich war, diesen schönen Spiegel, darin Gott der Herr angeschaut sein will, verderben. Mose sagt: „Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer“ (Gen 2, 1). Warum nennt Mose die Sterne das Heer des Himmels? Weil sie seine Rüstung sind: ohne den Schmuck der Gestirne wäre der Himmel formlos und ungestalt, und dieser Schmuck ist bei der Erschaffung der Welt vollendet. Es ist also der Teufel, der die Menschen vergessen lässt, was für ein Zeugnis damit Gott für sein Werk gegeben hat; deshalb überredete er sie, die Sterne seien hier oder da entstanden. Ja, wenn von den Sternen die Rede war, hat man sie nach den Huren ihrer Götter benannt. Hiob aber will uns zu Sternkundigen machen, soweit unser Verstand uns dazu befähigen kann, damit das alles zur Ehre Gottes gereiche, dem wir eine so schöne Himmelsordnung verdanken.

Nun aber ist der Menschengeist ebenso der Eitelkeit und dem Irrtum verfallen, wie zu allen Zeiten. Denn wenn wir's auch nicht mit den Sternen zu tun hätten, brauchten wir doch nicht weit zu gehen, um zu merken, was Gott ist. Es braucht nur jeder sich selbst anzuschauen, wie Paulus (Apg. 17, 27. 28) sagt: „Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir.“ Und gleichwohl begreifen wir ihn nicht! Sagen wir: Es fehlen uns die Augen dazu, so sagt Paulus: Es bedarf nur eines „Tastens“ (Apg. 17, 27); ein Blinder kann sich nur tastend fortbewegen, so können auch wir nur tasten, und wenn wir auch die Augen geschlossen haben, so lässt uns doch Gott, ob wir wollen oder nicht, seine Kraft, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit spüren. Aber wir bleiben stumpf und ohne Verständnis. In nichtigen und eitlen Dingen sind wir scharfsinnig genug, aber in dem, was zu unserm Heil dient, versagen wir ganz und gar. Umso mehr müssen wir auf solche Stellen achten, wo unser Herr uns anzeigt: Schauen wir zum Himmel hinauf, so soll uns in den Sinn kommen: Siehe, da ist Gott, der uns Augen gegeben hat, diese schöne Ordnung zu sehen! Schauen wir zur Erde nieder, was zeigt sich da? Auch da offenbart sich uns Gott, damit wir an ihn denken. Es kommt darauf an, dass wir ihn ehren, wie er es verdient; denn die Menschen begnügen sich mit einer oberflächlichen Ehrung, und wenn sie Gott nur irgendeine Zeremonie erweisen, so meinen sie, daran müsse er sich genügen lassen. Aber die Ehrung, die er fordert und die wir ihm schulden, besteht darin, dass wir vor ihm zittern, sooft wir von ihm sprechen, dass wir in ihm unsern Richter erkennen, in Scham uns vor ihm beugen und wissen: er könnte uns mit einem Blick vernichten, er könnte die Berge schmelzen machen, wie das Wachs an der Sonne schmilzt. Und was sollte

dann aus uns schwachen Menschen werden? Deshalb sollen wir vor Gottes Majestät erschrecken, auch gebührend über seine Gerechtigkeit nachdenken: alles, was besteht, hat seinen Ursprung allein in ihm; denn er ist der Brunnquell aller Güter.

Noch mehr: Wir brauchen nicht in der Geschichte nachzuforschen, ob es jemals Berge gegeben hat, die in den Abgrund versenkt wurden, oder nicht. Wenn es aber an unserer Stelle heißt: Er versetzte die Berge, aber sie merken nichts davon, so soll uns das darauf hinweisen: Wenn Gott die Erde gleich einmal befestigt und aufgebaut hat, als stünde sie auf den festesten Fundamenten, so kann er doch, wenn er will, alles derart verändern, dass die Berge sich in lauter Täler verwandeln. Hiob will also nicht erzählen, was sich einmal und irgendwo ereignet hat, sondern er zeigt, was Gott tun könnte, wie es auch an einer andern Stelle heißt (Ps. 97, 5): „Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens.“ Ist aber Gottes Blick so furchtbar und schrecklich, dass Himmel und Erde davor erzittern, wie könnte dann ein sterblicher Mensch vor ihm bestehen?

Siehe, er geht an mir vorüber, aber ich sehe ihn nicht; er fährt dahin, ohne dass ich ihn wahrnehme. Obgleich sich Gott uns zeigt, ist er doch unsichtbar. Aber wie zeigt er sich denn? Durch seine Werke, aber nicht in seinem Wesen! Denn in seinem Wesen sehen wir ihn nie. Dabei aber erkennen wir ihn so, dass wir sehen müssen: Seine Hand ist da vorübergegangen. Das ist wie ein Zeugnis seiner Gegenwart. Gott geht an uns vorüber, er lässt uns seine Kraft spüren, die sich durch das ganze Weltall derart ausbreitet, dass sie uns überall nahe ist. Gleichwohl ist er unsichtbar: diese Offenbarung ist zwar unserer Natur gemäß, dennoch haben wir keine vollkommene Erkenntnis davon; wegen der geringen Fassungskraft unseres Geistes können wir sie nicht begreifen, sondern werden dabei zu Schanden. Zum Beispiel: Ich sehe das Land Frucht bringen; das erinnert mich an Gottes Kraft und Güte. Wenn wir im Frühling das Land seinen Schoß aufschließen und seinen Reichtum entfalten sehen, siehe, da zeigt sich Gott: er geht vorüber! Oder die Sonne lacht vom Himmel, oder es regnet: siehe, da ist Gott, er wandelt hierhin, dahin, er wendet sich hierhin, dorthin, je nach dem Wechsel, der in der Natur sichtbar wird; es ist, als ginge Gott von einem Ort an den andern, damit man ihn umso besser begreife. Denn wenn er da säße, dort bliebe wie auf einem Stuhle, ohne sich zu rühren, wir würden ihn nie

so gut erkennen; nun aber wandelt er hierhin und dorthin, um uns umso dringender an sich zu locken. Haben wir nun den Herrn gesehen? Begreifen wir nun die Kraft, die da sichtbar wird an den Bäumen, dem Getreide, an den Wiesen, den Weingärten und all dem Schönen? Keineswegs! Ein gewisses Empfinden haben wir wohl dafür, aber das ist nur Stückwerk. Das aber ist sicher: Gott geht hin und her, er wandelt an uns vorüber, und wir sehen ihn nicht. Wenn aber in diesen alltäglichen und scheinbar so unbedeutenden Dingen Gott an uns vorübergeht, und wir erkennen ihn nicht, wie er ist, oder doch nur ein wenig davon, - wie wird es dann sein, wenn wir zu seinen höchsten und verborgensten Werken kommen, wenn Gott einmal auf ganz besondere Weise handelt? Etwa wenn er bisweilen seine Gerechtigkeit übt in einer Weise, dass wir alle uns darüber entsetzen und nicht verstehen können, wie das zugeht?

Gottes Macht ist unbegrenzt; selbst in den geringsten Dingen vermag die Vernunft sie nicht zu begreifen: Gott ist da, aber wir spüren nur wenig davon. Das meine ich nicht von Gottes Wesen, sondern allein von seinen Werken, wodurch er sich uns zu erkennen gibt; aber auch wenn er sich uns zeigt und wenn er uns sich noch so freundlich naht, so sehen wir ihn doch nicht; was sollte es erst geben, wenn wir vor ihm hintreten und ihm den Prozess machen wollten, um ihn zu überwinden? Wären wir wirklich stark genug dazu? Was ist es doch für eine Vermessenheit, sich so an Gott heranmachen zu wollen! Man hält sich für geschickt genug, über die Wolken hinauf zu fliegen! Ach, was für eine Torheit, ja was für ein Wahnsinn!

Wieder denkt Hiob an Gottes Kraft und Stärke, wenn er fortfährt: Wenn er ausrauft und wegrißt, wer will's wieder aus seinen Händen reißen? Wer will zu ihm sagen: Was machst du? Scheinbar schreibt Hiob hier Gott eine „absolute Gewalt“ zu, die weder Recht noch Billigkeit in sich trägt. Aber die Gerechtigkeit Gottes besteht nicht allein darin, dass er die Missetäter bestraft, wenn ihre Verfehlungen offenkundig sind. Nein, auch dann, wenn er so befremdlich handelt, dass es uns ist, als handle er ganz unbillig, als tue er uns Unrecht, ja, wenn auch die Ungläubigen deshalb gegen ihn murren, - selbst dann müssen wir seine Gerechtigkeit anerkennen. Nun aber heißt es hier: Gott reißt weg. Reißt Gott etwas weg? Nein, es soll nur heißen: Wenn Gott mit so schrecklicher Macht vorgeht, als wäre er ein Löwe, wenn Gott alles verschlingt und auf Erden das Unterste zu oberst kehrt, wenn Gott zu unserm Schrecken also im Wetter einher fährt, so darf doch keiner zu ihm

sprechen: Warum tust du also? Und noch viel weniger kann ihm jemand die Beute aus den Händen reißen. Das heißt: es steht den Menschen nicht zu, sich über ihn zu beschweren; es ist vergeblich. Wohl meinen sie mit gutem Grund ihre Klagen vorbringen zu können, ja, einige sind so unsinnig, dass sie meinen, ihre ausgespiebenen Lästerungen genügten schon, ihnen den Sieg über Gott zu verschaffen; aber am Ende verlieren sie doch, wenn Gott sich mit ihnen in den Prozess einlässt und sie seine Kraft und Gewalt fühlen lässt, nicht eine tyrannische Gewalt, wie sie es sich einbilden, sondern eine unendliche Gewalt. Die ist unserm Verstande nicht fassbar, so dass wir sagen könnten: Je nachdem wir es verstehen, ist Gott entweder gerecht oder nicht. Nein, nein, Gott ist gerecht auch dann, wenn wir ihm Unrecht geben, wie es Ps. 51, 6 heißt: „Du behältst Recht, auch wenn du die Menschen richtest.“ Die Menschen können wohl gegen Gott das Maul aufreißen, aber endlich wird doch jedem der Mund gestopft, und Gott steht gerechtfertigt da.

Beim Fragen also nach Gottes Antlitz und Stärke müssen wir demütig vorgehen, so wie Hiob zum Schluss ausspricht: Was vermag ich denn, wenn ich mich mit ihm einlasse und Worte gegen ihn ersinne? Wenn ich auch Recht habe, kann ich ihm dennoch nicht antworten, sondern muss zu meinem Richter flehen. Wer dürfte seinen Mund vor ihm auf tun und sagen: Ich bin gerecht, und ich hab's wohl verdient, dass du mich in Gnaden annimmst! Da bleibt nur übrig, dass wir zu unserm Richter flehen. In dem Worte „flehen“ aber liegt das Eingeständnis, dass wir des Todes schuldig sind. Wir wissen: Es ist nichts in uns, was nicht des Todes und der Verdammnis wert wäre, wir wissen, dass nichts als Sünde und Missetat in uns ist, dass wir deshalb keine andere Zuflucht haben als zu seiner lauterer Barmherzigkeit. Das alles liegt in dem Worte „flehen“. Sooft also davon die Rede ist, wir müssten vor der Majestät Gottes erscheinen, lass uns daran denken: Er kann nicht anders von uns gebührend verherrlicht werden, als so, dass „aller Mund verstopft werde und alle Welt Gott schuldig sei“ (Röm. 3, 19). Wenn wir also vor unserm Richter treten, um zu ihm zu flehen, so hören alle Versuche, uns selbst zu rechtfertigen, auf; denn damit gewinnen wir nichts. Lasst uns darauf bedacht sein, uns ihm völlig zu ergeben und nach der Regel seines Wortes zu wandeln; dann wird er allezeit seine Gnade je länger je mehr in uns mehren, bis er uns Unwürdige zur Seligkeit gebracht hat.

Gott nimmt seinen Zorn nicht zurück, und die mächtige Hilfe wird von ihm zu Boden geworfen. Und wenn wir alles, was uns helfen könnte, zusammenhäufen, wird Gott doch alles zunichte machen, es sei denn, dass er mit uns versöhnt sei, also in seiner Güte uns zu Gnaden annehme. Denn es besteht keine Hoffnung, dass wir den Prozess gegen ihn gewinnen könnten. Irgendwie also müssen wir mit ihm ins reine kommen. Wie aber kann Gott mit den Menschen versöhnt werden? Können sie mit etwas Eigenem bezahlen? Können sie als gerecht erfunden werden, wenn er die Herzen prüft? Nein, nein, nur dann, wenn die Menschen fußfällig zu ihm flehen! Umsonst werden wir allerlei Mittelchen suchen, um dem Zorne Gottes zu widerstehen und nicht von ihm verzehrt zu werden: diesen Weg, der uns hier gezeigt wird, müssen wir einschlagen. So allein stillt sich Gottes Zorn.

Was vermag ich denn, wenn ich Worte gegen ihn ersinne? Wir mögen so beredte Worte machen, wie wir wollen – es gibt ja immer viele, die sich an ihren eigenen Worten berauschen und sich darin gefallen: sie meinen, wie sie denen, die nicht klar sehen, die Augen verblenden können, so könnten sie auch Gott damit leicht betrügen. Aber wenn wir auch noch so auserlesene Worte machen, dass alle, die sie hören, in Erstaunen geraten, auf Gott macht das alles keinen Eindruck. Vor dem himmlischen Richterstuhl muss alles Geschwätze und alle Rhetorik verstummen. Denn da hört man nicht auf die Zungen, da müssen die Gedanken ans Licht, da werden die Bücher aufgetan! Da stellt Gott keine andere Untersuchung an, als dass er die Gewissen ans Licht zieht, die sich jetzt hinter allerlei Ausflüchten und Entschuldigungen zu verstecken suchen; dann müssen sich ihre Falten öffnen, und alles wird bekannt und offenbar. Deshalb soll sich niemand täuschen mit dem, was er vor den Menschen vorbringen möchte; denn das alles ist nichts, wenn Gott uns vor sich fordert. Gottes Gerechtigkeit ist nicht mit der der Menschen zu messen. Und wenn die ganze Welt uns freispräche und für gerecht erklärte, ja, wenn sie alle uns Beifall klatschten und wir wirklich einen untadeligen Wandel geführt hätten, wir kommen doch zu kurz, wenn wir vor Gott stehen; dann wird unser Los sich wenden! „Wo bleibt nun der Ruhm?“ (Röm. 3, 27). Dann werden wir nicht mehr meinen, wir hätten noch etwas Gutes, das zu unserer Rechtfertigung ausreichte, dann werden wir nicht einen Tropfen Gutes mehr finden, der Ruhm verdiente. Erst wenn die Menschen sich selbst verdammen, haben sie Zuflucht zur Barmherzigkeit Gottes, und dahin will uns der Heilige Geist führen.





## Hiob 9, 16-22.

**16) Rufe ich ihn an und antwortet er mir, so meine ich doch nicht, er habe mich erhört. 17) Im Wirbel hat er mich niedergeschlagen und ohne Ursach mich verwundet. 18) Er lässt mich nicht zu Atem kommen, er sättigt mich mit lauter Bitterkeit. 19) Geht man vor mit Gewalt, siehe, so ist er stark; will man Gerechtigkeit, wer kann sich mit ihm einlassen? 20) Stelle ich mich hin wie ein Gerechter, so verdammet mich mein eigener Mund; bringe ich meine Unschuld vor, so hält er mich doch für verkehrt. 21) Nenne ich mich fromm, so kenne ich meine eigene Seele nicht, und mein Leben verflucht mich. 22) Siehe, über das eine bin ich mir klar: beide, den Frommen wie den Gottlosen, bringt Gott um.**

Hiob beginnt mit einem befremdlichen Wort: Rufe ich ihn an und antwortet er mir, so meine ich doch nicht, er habe mich erhört. Denn wenn uns Gott auch dem Anschein nach nicht erhört, so lässt er uns doch seine Güte fühlen, und zwar so, dass er uns nicht gänzlich ohne Hilfe lässt. Hiob meint, auch wenn ihm seine Bitten erfüllt seien und Gott ihm gnädig geantwortet habe, so würde er doch glauben, von ihm verdammt zu sein; auch dann hätten seine Gebete keine Erhörung gefunden. Wie sollen wir das verstehen? Ohne Zweifel will Hiob zum Ausdruck bringen, in was für Anfechtungen ein Mensch kommen kann, wenn Gott sich ihm feindlich entgegen stellt – er hat ja wiederholt schon so geredet. Dabei steht Hiob allerdings nicht still, aber er hat doch eine solche Anfechtung erlitten, und so geht es jedem, wenn Gott ihn vor sich fordert und ihn sein Gericht erfahren lässt: dann ist's ihm, als wäre er verloren. Nicht sofort sinken wir in diese Tiefe, aber wenn Gott uns so angreift, dass wir merken, er ist unser Feind und Widersacher, dann fällt ein so vernichtender Schrecken auf uns, dass nichts die Angst lindern kann, die uns überfällt und verwirrt. Und selbst wenn uns Gott geantwortet hätte, wir empfinden doch nichts davon; wir meinen vielmehr von ihm verfolgt zu sein, und was er uns auch für Hoffnung gegeben, so meinen wir doch, er schlüge uns immer mehr. Das ist das schreckliche Los aller derer, die schon überzeugt sind, dass Gott ihr Widersacher sei. Das ist eine furchtbare Anfechtung, deshalb müssen wir uns stark machen, ihr zu widerstehen. Aber wie sollen wir das machen? Vor allem müssen wir uns erst einmal in Hiobs Lage versetzen. Aber daran denken die wenigsten; denn wir sind sinnliche Menschen, und deshalb meinen wir, kein Übel, keine Wider-

wärtigkeit sei so schlimm wie das, was wir an unserm Leibe und im gegenwärtigen Leben fühlen. Deshalb wissen wir auch nichts von den geistlichen Kämpfen, durch die Gott uns prüfen will, indem er unser Gewissen derart zusammenschnürt, dass wir nichts zu sagen wissen als: Gott hat sich wider uns erhoben, er lässt seinen Donner über uns rollen, er hat uns zu einer Zielscheibe für jedermann gemacht. Darum lasst uns unsern Gott bitten, wenn er uns in solche Anfechtung führen will, so wolle er uns auch Kraft und Stärke zum Widerstande geben! Und wie werden wir stark? Durch die Erinnerung an seine Verheißungen. Gewiss, Gottes Zorn ist ein verzehrendes Feuer, und sobald er uns nur ein kleines Zeichen davon gibt, ist es aus mit uns. Aber es ist auch nicht so gemeint, dass die Menschen in sich selber die Kraft suchen, um solche Kämpfe zu bestehen, sondern sie müssen sie sich von Gott leihen. Ebenso nun, wie Gott uns in Not bringt, wenn er uns Zeichen seiner Rache gibt, so erhebt er uns auch wieder aus dem Grabe, ja aus dem Abgrund der Hölle; ja, bis über die Wolken des Himmels erhöht er uns, wenn er uns in seinen Verheißungen seine Güte zu schmecken gibt.

Soviel nun ist gewiss: Hiob zeigt uns hier, dass auch die Gläubigsten und Geduldigsten, denen Gott von seinem Geiste mehr als den andern mitgeteilt hat, gleichwohl von dieser Anfechtung nicht ausgenommen sind: Gottes Hand lastet auf ihnen, so dass sie mitten in ihren Ängsten nicht wissen, wo aus noch ein. Auch wenn er sie erhört, meinen sie doch, sie seien von ihm verworfen und er wolle kein Erbarmen mit ihnen haben. Würden diese Anfechtungen immerwährend andauern, müssten wir notwendig zur Gotteslästerung kommen, der Glaube würde erlöschen, wir würden ganz in die Irre geraten, wir würden uns wie in der Hölle fühlen. Wenn aber Gott seine Gläubigen also verwundet, so lindert er alsbald ihre Wunden und gibt heilsame Arznei dazu! Ja noch mehr: Es würde ein Augenblick genügen, um uns in die Hölle zu verstoßen, wenn Gott nicht mitten in unsern Ängsten uns einen Tropfen seiner Güte schmecken ließe. Wäre Hiob fest überzeugt gewesen, Gott wolle ihn nicht erhören, er wäre verloren gewesen und nichts hätte ihn mehr gerettet.

Hiob war also gar nicht von einer solchen Hoffnungslosigkeit erdrückt, wie er sie an den Tag legt; es ist nicht so, dass Gott ihn nichts mehr von seiner Güte hätte fühlen lassen. Das erkennen wir noch besser an der Person unseres Herrn Jesus Christus. Der spricht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Da ist es mit ihm zum Äußersten gekommen, trägt er

doch die Bürde der Sünden aller Welt. Darum musste er sich eine Weile von seinem Vater verlassen fühlen. Gleichwohl aber hat er doch einen Trost dagegen gehabt; er beweist es ja mit seinem Wort: „Mein Gott, mein Gott.“ Solange wir Gott noch anrufen und ihn als unsern Heiland kennen und Zugang zu ihm haben, hat der Glaube noch die Überhand, und wir sind überzeugt, dass er uns keineswegs verlassen hat. Dabei aber fühlen wir nach wie vor die maßlose Not, dass unser Fleisch wie in einem Abgrund schmachtet, wo es für unser natürliches Empfinden kein Licht gibt. Bei allem Nachdenken können wir keinen andern Schluss ziehen, als dass Gott unser Widersacher und unser Feind sei, zum mindesten habe er uns dem Satan zur Beute gegeben, wo es denn keine Hoffnung und kein Mittel zur Rettung mehr gebe. Aber dabei gibt uns Gott etwas wie ein Fünkeln von Licht, er lässt uns noch etwas wie Glauben empfinden, ja, wenn wir es auch nicht erkennen oder zu unterscheiden vermögen. Darum spricht auch der hl. Paulus: „Der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichen Seufzen“ (Röm. 8, 26): solche Seufzer können mit Worten nicht ausgesprochen werden. Er meint: Siehe, da ist ein Gläubiger, der Gott anruft, seufzt und fleht; wenn solch ein Gläubiger zum Herrn fleht, so versteht er nicht, was er tut; es übersteigt seinen Geist und alle seine Gedanken. Nicht dass wir beim Beten unvernünftige Tiere ohne Einsicht wären – das meint Paulus nicht, sondern er will sagen: Gott wirkt in uns auf eine ganz seltsame Weise, wenn wir so in Not sind und nicht wissen, was wir sagen sollen, auch kein Anzeichen dafür vorhanden ist, dass er uns wolle günstig und gnädig sein.

Ist aber Hiob dieser Versuchung gleichsam erlegen, ach, wie wird es dann uns ergehen? Wenn selbst er, den der Heilige Geist uns als Spiegel der Geduld hinstellt, in einen so tiefen Abgrund des Schreckens versank, müsste dann nicht vielmehr uns diese Tiefe verschlingen, wenn uns Gott auf Leben und Tod angreift? Kommen wir aber bisweilen in solche Anfechtung, so ist das keine Zeichen, dass Gott uns verworfen habe, noch viel weniger, dass wir den Heiligen Geist verloren hätten. Denn er versteht die Seinen auf wunderbare Weise zu regieren und zu erlösen. Nach ihrer Natur leiden sie unter Gedanken, die sie verwirren und bis in den Abgrund der Hölle stürzen, so dass sie nur noch sagen können: Der Teufel hält uns da gefangen. Eine Zeitlang ist ihr Auge getrübt, so dass sie Gott nicht mehr schauen können, sie sind wie geblendet; dennoch lässt er ihnen noch eine Empfindung von seiner Majestät, um sie stets im Zaum zu halten, damit sie nicht in Verzweiflung fallen.

Hiob fährt fort: Im Wirbelsturm hat er mich niedergeschlagen und ohne Ursache mich verwundet. Gottes Zorn und die Empfindung desselben hat ihm allen Grund zur Freude genommen, er macht ihn auch taub für jeden Zuspruch, der ihm hätte Trost spenden können. Aber Gott erzeigt sich gegen die Seinen nie so zornig, dass er sie nicht irgendwie auch seine Güte fühlen ließe, freilich nicht so, dass sie es immer merken. Das ist nicht leicht zu verstehen. Gewiss, wollen wir Kinder Gottes sein, so müssen wir's verstehen, aber schwerlich gelangen wir anders zum Verständnis als durch die Erfahrung. Da ist ein armer Mensch mit solchen Anfechtungen belastet: Wie steht's um mich? Sieht Gott mich an? Nein! Ich bin in Not; ich rufe ihn an, aber ich empfinde keine Erquickung; das ist doch ein Zeichen, dass er mich verworfen hat! Dazu treten die Sünden wieder hervor; der Teufel bringt so viel vor, dass es zum Erschrecken ist. Und der arme Mensch kommt sich wie vernichtet vor. Ist das aber vorbei, so kommt Gott und bringt alles wieder zurecht; das zuvor so bange Gewissen kommt wieder zum Frieden; wo nichts als Finsternis war, lässt Gott es wieder helle werden und zeigt ein liebliches und freundliches Gesicht wie ein heiterer Himmel. Hätte aber Gott in den schweren Anfechtungen dem armen Menschen seinen Glauben zugrunde gehen lassen – doch nein, das ist unmöglich. Denn der Glaube ist ein unvergänglicher Same in unserer Seele. Aber unser natürlicher Verstand bleibt blind, bis uns Gott seine Gnade erzeigt.

Aber wir müssen auf den Ausdruck achten: Gott habe Hiob im Wirbelsturm niedergeschlagen. Das ist schlimmer, als schlänge er ihn mit einem Stecken oder einem Schwert; denn solche Streiche sind nicht immer tödlich. Wenn aber der Blitz vom Himmel fährt, so sind wir verloren. Damit will uns der Teufel zur Verzweiflung bringen, als behandle uns Gott mit ungewöhnlicher Strenge; denn der Satan hält uns vor: Gewiss, Gott züchtigt die Sünder, aber darnach erbarmt er sich auch wieder; er sucht die Seinen heim, die er lieb hat, aber wie ein Vater, und er hält seine Strenge in Schranken; aber dich, hat er dich auch so behandelt? Wetter und Blitz schleudert er gegen dich, und du meinst immer noch, er werde dich noch einmal wieder zu Gnaden annehmen? Das ist völlig ausgeschlossen! Hat aber Hiob durch ein solches Wetter hindurch gemusst, und Gott hat ihn gleichwohl errettet, so dürfen wir ähnliches auch für uns erwarten. Zudem: Hiob redet unter dem Druck seiner Anfechtung, er ist keineswegs gefühllos gewesen. Gott hat sich also nicht darauf beschränkt, seine Wetter über ihn zu entladen, nein, er hat ihm auch die Erkenntnis geschenkt, dass er selbst es ist, der ihn schlägt. Gerade

diese Erkenntnis hätte ihn völlig in den Abgrund versenken können, wenn er nicht eine verborgene Arznei gehabt hätte. So lasst uns denn für uns das gleiche hoffen!

Wenn er aber nun fortfährt: Gott hat mich verwundet ohne Ursach, so klingt das allerdings recht grob. Denn wenn Gott wirklich ohne Ursach die Leute plagt, so ist das einfach ungerecht. so ist das eine solche Grausamkeit, dass man ihn nicht mehr für den Weltrichter, sondern für einen Tyrannen halten müsste. Scheinbar klingt Hiobs Wort wie eine Gotteslästerung; aber wir wissen doch, wie er's meint. Denn der Heilige Geist hat ihn auch bei diesem Wort geleitet, und es ist für uns ein sehr heilsames Wort. Einmal redet Hiob hier nach seinem natürlichen Empfinden, und das Wort „ohne Ursach“ bezieht sich auf das, was Menschen sehen. Bisweilen straft Gott allgemein bekannte Sünden. Gottes Gerechtigkeit ist aber auch in seinen heimlichen Gerichten erkennbar, wenn wir Leute sehen, an denen keinerlei Laster, ja sogar gewisse Tugenden in die Erscheinung treten, und Gott schlägt und plagt sie doch. Es kommt bisweilen über eine Stadt oder ein Land eine Plünderung, da alles bis auf die kleinen unschuldigen Kinder mit Feuer und Schwert vertilgt wird. Das kommt uns befremdlich vor, aber wir müssen Gott auch da die Ehre geben, wenn auch die Ursache uns nicht bekannt ist. Nicht sogleich am ersten Tag zeigt Gott uns an, warum er das geschehen lässt und anordnet, und nach unserem Verständnis kann man nur sagen: Gott schlägt ohne Ursache. So lehrt uns das Wort, dass wir die Gerechtigkeit Gottes anbeten müssen, ob wir gleich nichts als dunkle Wolken sehen; wir müssen glauben, dass doch lauter Gerechtigkeit und Billigkeit darin walten. Erscheint uns seine Gerechtigkeit auch als in Ungerechtigkeit verwandelt, so müssen wir ihn doch gleichwohl ehren.

Hiob meint: Wenn man mich fragt: Erkennst du an die eine deutliche Ursache, warum Gott dich schlägt? – so muss ich sagen: Ich sehe keine. Und das meinte er ehrlich, und Gott straft ihn ja auch nicht deswegen; er sagt nicht: Er ist ein Bösewicht, er muss mehr Strafe haben als die andern. Nein, nur der Teufel klagt ihn an, dass keine Redlichkeit oder Aufrichtigkeit bei ihm zu finden sei; Gott will ihn auf die Probe stellen, damit man sehe, was er für ein Mensch ist. Gottes Absicht ist nicht, Hiobs Sünden in dem Maße zu strafen, wie er ihn beleidigt hat; denn gleichzeitig verschont er viele Bösewichter, die von ihm nicht so hart behandelt werden. Nein, es ist keine Lästerung, wenn Hiob sagt, Gott habe ihn ohne Ursach verwundet, man muss

die Worte nur einfach so verstehen, wie sie lauten: Hiob sieht eben keinen besonderen Grund, weshalb er von Gott so geplagt werde – und es war ja auch in Wahrheit keiner vorhanden. Ja, wenn Gott an einem Menschen, der den Engeln im Himmel gleich wäre und in aller Aufrichtigkeit und Vollkommenheit wandelte, alle nur mögliche Strenge übte, so wäre er dennoch gerecht. Und dann könnte man doch sagen: ohne Ursach! Gehen wir mit unserer Vernunft zu Rate, reden wir nach unserem fleischlichen Empfinden, dann sagen wir: ohne Ursach! Aber ohne nähere Untersuchung und ohne uns zu übereilen, müssen wir den Schluss ziehen: Weil Gott gerecht ist, darum weiß er, warum er das tut. Wir sehen freilich keine Ursache, aber gleichwohl müssen wir ihn preisen. So meint es auch Hiob.

Noch deutlicher spricht er jetzt seine Meinung aus: Geht man vor mit Gewalt, siehe, so ist er stark; will man Gerechtigkeit, wer kann sich mit ihm einlassen? Er meint: Wer kann irgendeinen Grund finden, um mit Gott zu prozessieren, als hätte er gleiches Recht mit ihm? Das kann niemand! Wenn uns jemand unser Recht geraubt hat, so gibt es zwei Mittel, um wieder zu unserm Recht zu kommen: Gewalt oder Recht. Die Fürsten führen ihren Streit mit Waffengewalt; das täten die kleinen Leute auch gern, wenn sie dürften, sie gingen gern auch mit Tätlichkeiten vor, und obwohl sie sich dadurch Strafe zuziehen, wollen sie doch nicht davon lassen. Daneben aber gibt es auch ein geordnetes Mittel: das des Rechts. Hiob erwähnt beide Mittel. Er meint: Ja, ich bin aufs äußerste gequält, wie soll ich aber meinem Gott entgentreten? Gehe ich mit Gewalt vor, was kann ich dabei gewinnen? Ich bin ihm doch nicht gleich! Will ich aber auf dem Prozesswege mein Recht gegen ihn suchen, wird er sich darauf einlassen? Wer soll Richter oder Schiedsmann zwischen uns sein? Wie soll ich denn meinen Prozess anfangen?

Also keiner ist an Kraft mit Gott zu vergleichen, und keiner kann mit ihm rechten vor Gericht; denn Gott stellt sich ihm nicht. Damit will Hiob jedoch Gott keine „absolute Gewalt“ beilegen, als ob Gott täte, was ihm gut scheint, und als ob er ungerecht handle. Es ist wahr: Wir dürfen bei Gott keinen andern Grund seines Handelns suchen als seinen guten Willen; dabei müssen wir aber überzeugt sein, dass sein Wille nicht anders als gerecht und billig ist, auch wenn wir nur das Gegenteil davon sehen. Hiob beruft sich also darauf, dass Gottes Gerechtigkeit nicht in dem besteht, was wir davon erkennen. Worin besteht sie denn? Sie besteht in sich selber! Man muss sa-

gen: Hat Gott so getan, so ist es wohlgetan. Hat es Gott so gewollt, so ist sein Wille gerecht und billig und es ist nichts daran zu tadeln! Wie kann das sein? Wenn wir Gottes Tun einer Prüfung unterziehen, so finden wir, dass sein Tun keinen Grund hat und dass es ganz und gar anders ist, als es sein sollte; und dabei sollten wir ihn noch gerecht nennen? Wie ist das möglich? Gottes Gerechtigkeit besteht in sich selbst, und sie braucht nicht anderswoher ihre Anerkennung zu entlehnen! Und es darf uns nicht befremden, wenn Gott dies Bekenntnis von uns fordert, dass wir ihn gerecht nennen, auch wenn er uns ungerecht erscheint. Warum? Ach, was ist unser Verstand? Dürfen auch die sterblichen Menschen sagen, sie könnten die Gerechtigkeit Gottes messen? Was wäre das für eine Torheit! Unser Auge ist trübe, und nur mit Mühe können wir einen Fußbreit sehen, darum müssen wir unser Maß und unsere Grenze anerkennen. Wenn unser Blick sich auf die Welt richtet, so ist er doch eng begrenzt, aber unsere Gedanken schweifen leicht und schnell über alles hin. Jedoch wenn wir auch über alle Himmel hinaufstiegen, so würden wir doch nicht an die hohe Majestät in Gott heranreichen. Und wenn wir schon das helle Sonnenlicht nicht ertragen können, ohne dass unser Auge davon geblendet wird, ach, wie sollten wir dann die Höhe erreichen, die Gerechtigkeit Gottes zu ergründen, so dass uns nichts verborgen bleiben könnte und alles durch unsere Kanzlei hindurchgehen müsste? So hat es auch Hiob nicht gemeint, wenn er von Gottes Macht und Gerechtigkeit redet, obgleich es ungebührlich und maßlos klingt, wenn er spricht: „Wer will mit Gott rechten? Er wird ihn nicht anhören wollen.“ Daraus folgt: Gott will gerecht sein auf guten Glauben; wir sollen uns an ihn halten und an das, was er in eigener Sache redet.

Es war ja auch zu abgeschmackt und widernatürlich, wenn Gott wäre wie einer von uns und wenn man von seiner Gerechtigkeit nur reden könnte, wenn er sie uns bewiese. Dann machte er sich ja zu unsersgleichen, er müsste sich selbst vergessen, ja, er müsste sich seiner eigenen Gottheit entkleiden. Gottes Gerechtigkeit hat mit gutem Grund eine Sonderstellung: wenn er uns sein Tun nicht vorrechnen, wenn er von seinem Tun uns nicht Rechenschaft geben will, ja, wenn er in allem unserm Verstand und unserer Vernunft entgegen handeln will, so sollen wir dennoch gewiss sein: Seine Gerechtigkeit bleibt unangetastet. Warum? Weil sie in sich selbst besteht.

Hiob schließt mit den Worten: Siehe, über das eine bin ich mir klar: beide, den Frommen wie den Gottlosen, bringt Gott um. Ist das so gemeint, die

überragende Gerechtigkeit Gottes menge Gut und Böse unterschiedslos durcheinander und setze sie zusammen in ein einziges Schiff? Kommt denn nicht von ihm her die Güte? Warum er sie denn nicht an? Warum lässt er sie sich so gar nicht wohl gefallen? Wenn Gott den Frommen mit den Gottlosen dahinrafft, so sieht es doch aus, als gäbe es keine Gerechtigkeit in ihm. Darum zieht auch Abraham den Schluss: „Herr, willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen? Das sei ferne von dir, der du aller Welt Richter bist! Du wirst so nicht richten!“ (Gen 18, 23. 25). Wie kann Hiob denn so sprechen? Nun, wir müssen immer daran festhalten: Unter „Frommen“ und „Gottlosen“ versteht Hiob nicht die, die vor Gott als solche angesehen werden. Kommen wir vor Gott, wo ist da ein Frommer? Hiob meint unter „Frommen“ und „Gottlosen“ die, die wir nach unserm Urteil als solche bezeichnen. Wenn es deshalb auch uns so vorkommt, als würden Fromme und Gottlose zusammen umkommen und als schlugé Gott sie beide, so dass sie Strafen gleichsam ohne Unterschied sind, - sollen wir darum Gott lästern? Nein, sondern wir müssen immer festhalten: Wenn Gottes Gerechtigkeit uns darin erkennbar wird, dass er die Bösen straft und die Frommen erlöst – gut, dann haben wir ihn deshalb zu preisen; ist sie uns aber nicht erkennbar, sondern meinen wir, er mache alles verkehrt und strafe ohne Unterschied Fromme und Gottlose, dann sollen wir deshalb nicht unterlassen zu bekennen, dass er in sich selber gerecht ist und dass wir ihn in allen Dingen zu preisen haben. Wenn wir so verfahren, obschon uns alles verkehrt zu gehen scheint, so wird uns Gott Weisheit genug geben, um zu erkennen, dass er nichts ohne Ursach getan hat; und selbst was wir heute als eine Widerwärtigkeit empfinden, wird uns zum Heil gewandt. Darin haben wir uns als Christen zu üben, und darum müssen wir uns mit allem Eifer bemühen, bis uns Gott aus allen Kämpfen zu sich ruft. Den stärksten Angriff aber macht er auf uns, wenn er uns darin üben will, ihm die Ehre zu geben, wenn es gar den Anschein hat, als wollte mit lauter Sturm und Wetter über uns dreinfahren.

Bisweilen ist Gottes Gerechtigkeit deutlich erkennbar, und es gibt sichere Kennzeichen, um sie wahrzunehmen. Wenn Gott einen Bösewicht bestraft, so wird jedermann urteilen, Gott wolle uns durch dies Exempel warnen und wir seien genötigt, ihn zu preisen. So heißt es auch Psalm 107, 42: „Solches werden die Frommen sehen und sich freuen.“ Wenn Gott einen, der ihn anruft, erlöst, so sagen wir: Gott ist gerecht. Er handelt aber nicht immer so gleichmäßig. Denn er hat seine heimlichen Gerichte, die uns unbegreiflich



sind, so dass wir nichts können als uns verwundern und entsetzen, wenn Gott Dinge tut, die uns gänzlich unvernünftig scheinen. Darum ist auch Hiob ganz außer sich, weil sich Gott nicht nach seinem Urteil und seiner Meinung richtet, sondern eine ganz andere Weise zu handeln hat, die uns völlig unbekannt ist.

## **Hiob 9, 27 – 35.**

**27) Wenn ich bei mir sage: Ich will meiner Klage vergessen, ich will meinen Zorn stillen, ich will mich erquicken, 28) so fürchte ich meine Not; denn ich weiß, du wirst mich nicht unschuldig sprechen. 29) Bin ich gottlos, warum mühe ich mich denn so vergeblich? 30) Wünsche ich mich gleich mit reinem Wasser und säuberte meine Hände mit Lauge, 31) so wirst du mich doch in den Schmutz tauchen, und meine Kleider machen mich unrein. 32) Denn er ist nicht ein Mensch wie ich, dem ich widersprechen dürfte, dass wir zusammen vor Gericht gingen. 33) Wer ist Schiedsrichter, der seine Hand zwischen uns beide legte? 34) Er nehme seine Rute von mir weg und schrecke mich nicht mehr! 35) Alsdann werde ich reden und mich nicht mehr fürchten; nun aber halte ich an mich, weil es nicht also ist.**

Weil Hiob es mit Gott zu tun hat, darum kann er in seiner Not und Traurigkeit keine Erquickung finden, so ernstlich er sich auch darum müht: Gott hält ihn in harten Fesseln, so dass er in sich selber keine Ruhe findet. Haben wir's mit Menschen zu tun, so können wir noch irgendeine Ausflucht suchen, uns unter irgendeiner Decke verbergen und denken: Ich will schon einen Weg finden, um seinen Händen zu entrinnen; und wäre er ein Löwe mit aufgesperrtem Rachen, ich wollte ihm wohl entwischen. Steht uns aber Gott als unser Widerpart gegenüber, so bleibt uns nichts übrig als das Bekenntnis: Gott ist's, der mich straft und betrübt; wir mögen laufen, wohin wir wollen, bis in die fernsten Winkel der Erde, ja bis an die Wolken fliegen – Gott ist doch noch viel höher; wir mögen hinabsteigen bis in den tiefsten Abgrund – seine Hand reicht auch bis dahin; und führen wir über's Meer – seine Hand erstreckt sich noch viel weiter! Wenn wir es mit Gott zu tun haben, helfen keine Ausflüchte; fordert er uns vor sich, so müssen wir vor seinem Angesicht erscheinen, und mit Aufschieben gewinnen wir nichts. Bei den Menschen ist viel Heuchelei, wir aber wollen ehrlich vor Gott hintreten, unsere Herzen vor ihm ausschütten. Wir können nichts dagegen tun: er untersucht uns bis ins Mark, und wir mögen machen, was wir wollen, verbergen können wir vor ihm nichts.

Nun aber war gegen Hiob die Anklage erhoben, er habe sich Gott gegenüber rechtfertigen wollen und würde doch nichts damit gewinnen; darum fährt er fort: Bin ich gottlos, warum mühe ich mich denn so vergeblich? Damit gibt er sich der Verdammnis schuldig – freilich nicht im Sinne der An-

klage seiner Freunde, die zu ihm redeten, als wären sie Feinde. Sie erklärten ihn ja für einen schlechten, verdamnten Menschen, einen Verächter Gottes und Verworfenen. So aber nennt er selbst sich nicht, sondern er meint: Ja, wenn ich mich der verborgenen Gerechtigkeit Gottes unterstelle, dann bin ich gottlos; denn dass ich mich verteidige, hilft mir nichts. Gott mag uns wohl anerkennen als solche, die ihm gedient und ihn geehrt haben, aber wenn es auf seine geheime Gerechtigkeit ankommt, die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt und die ihm gefällt, so sind wir nichts, und alles, was in uns ist, ist wertlos. Gemessen an der Richtschnur seines Gesetzes ist keine sterbliche Kreatur gerecht; denn wo ist die vollkommene Liebe, die dort gefordert wird? Dass wir unsern Gott lieben von ganzem Herzen und unsern Nächsten als uns selbst? Aus dem Worte: „Verflucht sei jedermann, der nicht bleibt in alledem, das geschrieben steht im Buche des Gesetzes, dass er's tue“ (Gal 3, 10), zieht Paulus den Schluss, dass es keine Hoffnung auf Seligkeit gibt, wenn man bei den Werken stehen bleibt. Wenn aber die Übertreter des Gesetzes verflucht sind, sind darum alle Menschen verflucht? Ganz gewiss; denn findet man wohl auch einen einzigen, der nach Gottes Gesetz gelebt hätte? Ich meine: vollkommen gelebt hätte? Denn haben wir auch nur in einem einzigen Punkte gefehlt, so sind wir in allem schuldig, wie Jakobus sagt: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist's ganz schuldig“ (Jak 2, 10). Haben wir die Majestät Gottes verletzt und seiner Gerechtigkeit zuwider gehandelt, - müssen wir dann nicht elend stecken bleiben?

Nun aber gibt es doch Leute, die in der Furcht Gottes wandeln – freilich nicht von Natur; denn alle Heiligkeit vor Menschen ist nur Heuchelei und Lüge; aber wenn Gott ihnen das Herz anrührt und sein Gesetz hineinschreibt, dann gehorchen sie ihm. Auch das ist jedoch kein völliger Gehorsam und keine solche Reinheit, dass wir mit aufgerichtetem Haupte vor ihm treten könnten, um unsern Freispruch zu erlangen. Aber das ist sicher: Es gibt einen großen Unterschied zwischen den Gottesverächtern und den Gläubigen; denn mag auch ein Gläubiger noch so schwach sein, mag er auch längst nicht so richtig wandeln können, wie er es wohl wünschte, nichtsdestoweniger hat er doch den Wunsch, Gott zu dienen, er sehnt sich darnach, er gibt sich Mühe darum; ein Ungläubiger aber lacht über das alles, er verwirft Gott und fragt nicht nach ihm, er tut, was ihn gelüstet. Also kann man wohl manche Leute „gerecht“ nennen, die es doch nicht verdienen, vor Gott als gerecht zu gelten. Es ist nicht so, dass sich hier bei Men-

schen eine vollkommene Gerechtigkeit fände, dass Gott ihnen etwas schuldig wäre und sie es ruhig auf einen Prozess mit ihm ankommen lassen könnten. Nein, wir sprechen von einer Gerechtigkeit, die Gott aus lauter Güte sich gefallen lässt; wir sprechen von einer Gerechtigkeit, die nur eine halbe Gerechtigkeit ist und die mit Fug und Recht könnte verdammt werden – und doch nicht verdammt wird, weil Gott die Fehler und Unvollkommenheiten an seinen Gläubigen nicht anrechnet.

Hiob nennt sich gottlos, aber nicht in dem Sinne, wie man einen zuchtlosen Menschen gottlos nennt. Im Vergleich mit den Menschen konnte eine geradezu engelgleiche Frömmigkeit aufweisen. In welchem Sinne verdammt er sich denn als einen Gottlosen? Das ist durchaus ehrlich gemeint. Wenn er sich an der verborgenen Gerechtigkeit Gottes misst, dann muss er zu Boden sinken und bekennen: Herr, deiner Gnade verdanke ich es, dass ich mich zu deinem Dienst ergeben habe; habe ich ihn nicht so vollkommen ausgeübt, wie ich gern wollte, so war es doch meine Absicht, und ich habe allen Fleiß daran gewandt; schuldig bin ich in vielen Dingen, aber von dir bin ich nie gewichen. Das alles könnte Hiob in Wahrheit bekennen, aber angesichts dieser strengen Gerechtigkeit muss er den Mund schließen.

Dass wir einen schönen Schein haben – ich meine nicht vor den Menschen, sondern vor den Engeln des Paradieses – und dass wir uns viel Mühe geben, Gott ohne Falsch zu dienen, das reicht nicht aus, um uns gerecht zu sprechen. Wenn wir Gott Rechenschaft geben müssen, so bleibt von all unserer Gerechtigkeit nichts übrig. Paulus redet nur von seinem Amt, nicht etwa von seinem ganzen Leben, wenn er sagt: „Ich bin mir nichts bewusst, aber darin bin ich nicht gerechtfertigt“ (1. Kor 4, 4). Hier redet er lediglich davon, dass er das Evangelium mit gutem Eifer gepredigt hat; aber soviel ist sicher: Er bekennt, dass er darin nicht gerechtfertigt ist; denn Gott wird wohl Mängel an ihm finden, von denen er selber nichts weiß. Wenn Paulus allein über sein Apostelamt zu einem solchen Urteil gelangt, wie wird's dann uns ergehen, wenn unser ganzes Leben der Prüfung unterworfen wird? Wenn Gott uns nicht um dies und das, sondern um das Ganze den Prozess macht, auch um unsere Worte und Gedanken, und nicht um unsere Werke allein, was wird aus uns werden? Dabei aber müssen wir immer darauf achten, dass Hiob nicht allein von der Strenge des Gesetzes redet, die uns alle, wie wir sind, in den Abgrund versenkt, sondern dass er noch weitergeht zu einer uns unbekanntem Gerechtigkeit.

Nun aber fügt er hinzu: Warum mühe ich mich denn so vergeblich? „Ich gebe mich verloren, ich bekenne, dass ich ein Sünder bin, ich bekenne, dass ich gottlos bin – aber warum mühe ich mich denn so vergeblich? Gott verfolgt mich ja; bin ich verdammt, so ist ja doch alles verloren – sollte Gott mich dann nicht mit einem Streich zu Boden schlagen? Warum tilgt er mich denn nicht einfach von dieser Welt hinweg? Warum hat Gott denn ein Vergnügen daran, mich in meinen Schmerzen schmachten zu lassen? Ich bekenne ja, dass ich der Verdammnis wert bin – was will er noch mehr?“ So redet Hiob wie ein Mensch ohne Zucht und Maß. Ja, die Gläubigen, mögen sie noch so ernstlich gegen ihre Anfechtungen streiten, geraten immer wieder in solche Erschütterungen hinein und kommen in derartige Stürme, dass sie nicht mehr ein noch aus wissen. Hiob aber wird noch mehr dazu angestachelt durch die, die ihn schmähen, als wollte er sich vor Gott rechtfertigen.

Das spricht er noch deutlicher aus, wenn er nun fortfährt: Wüsche ich mich gleich mit reinem Wasser und säuberte meine Hände mit Lauge, so wirst du mich doch in den Schmutz tauchen, und meine Kleider machen mich unrein. Damit will Hiob seinen Gedanken bestätigen: Wenn wir unser Leben ganz genau erforschen und dabei finden, dass Gott uns die Gnade verliehen hat, in seiner Furcht zu wandeln und ihm zu gehorchen, so ist doch das alles nichts. Denn Gott hat seine verborgene Majestät, und zu dieser Majestät gehört eine Gerechtigkeit, die uns unbegreiflich ist. Gewiss, auch in seinem Gesetz hat uns Gott ein Muster und Abbild seiner Gerechtigkeit gegeben, aber das ist nur unserer Fassungskraft angepasst. So hoch kann unser grober Verstand gar nicht steigen, dass er begreifen könnte, was in Gott in vollkommenem Maße vorhanden ist. Also ist die Gerechtigkeit im Gesetz Gottes eine Gerechtigkeit, deren Forderung der Fähigkeit des Menschen angepasst ist. Wir nennen sie wohl eine „vollkommene“ Gerechtigkeit, können sie auch mit vollem Recht so nennen – die Schrift nennt sie ja auch so -: sie ist vollkommen in Beziehung auf uns, das heißt, auf uns als Kreaturen. Ich meine nicht: in Beziehung auf uns als Sünder und in Adam Verfluchte, sondern als Kreaturen Gottes, ja, um noch deutlicher zu sein: in Beziehung auf die Engel. Es ist eine Gerechtigkeit, die Menschen und Engel Gott leisten müssen als seine Kreaturen. Es ist aber in Gott noch eine höhere Gerechtigkeit, also eine Vollkommenheit, die wir gar nicht erreichen, zu der wir auch nicht annähernd gelangen können, bis dass wir ihm ähnlich sind, bis dass wir die Herrlichkeit schauen, die uns jetzt verborgen ist und die wir jetzt

nur sehen „durch einen Spiegel in einem dunklen Wort“ (1. Kor 13, 12); alsdann werden wir wohl andere Leute sein als heute. Darum meint Hiob hier, trotz all seines Waschens würde er nicht rein werden.

Unter dem Wasser und der Lauge versteht Hiob alle menschliche Reinigkeit, so wie es auch im Ps. 26, 6 heißt: „Ich wasche meine Hände in Unschuld.“ Dabei denkt David an die Zeremonie des Gesetzes, durch die sich die Leute zu reinigen hatten, wenn sie zur Anbetung in den Tempel gingen. Kann aber das Wasser eine geistliche Abwaschung unserer Seele sein? Nein! Deshalb ist die Zeremonie des Gesetzes als ein Bild dessen zu verstehen, was in uns geschehen muss, nämlich, dass wir allen bösen Begierden absagen und ein reines Herz haben, dass wir allen bösen Werken den Abschied geben und alle unsre Glieder zum aufrichtigen Dienst Gottes ergeben. Das ist die Reinigung, von der Hiob redet. Kurzum, er will sagen: Wenn ich mich auch noch so sehr bemühe, Gott zu dienen und weiß wie Schnee zu sein, dennoch wird Gott immer etwas an mir zu tadeln finden: So wirst du mich doch in den Schmutz tauchen. Aber das ist doch nicht Gottes Amt, uns mit Schmutz zu beflecken? Er ist doch der Brunnquell aller Heiligkeit, ja gerade in unserer Befleckung nehmen wir doch zu ihm unsere Zuflucht, dass er uns wasche und reinige! Wie kann Hiob denn sagen: Gott tauche ihn in den Kot? Er meint: Gott wird an ihm eine Befleckung entdecken, die zuvor nicht erkennbar war. Auf welche Weise aber entdeckt er die Befleckung? Nicht allein durchs Gesetz. Freilich ist das Gesetz ausreichend, um uns zu verdammen; darum heißt es auch „das Amt, das durch den Buchstaben tötet“ (2. Kor 3, 7). Haben wir nur das Gesetz sind wir rettungslos verloren. Macht uns Gott den Prozess aufgrund des Gesetzesbuchstabens, so wird er schon Unreinigkeit genug an uns finden. Aber Hiob geht noch weiter: Auch wenn wir alles erfüllt hätten, was Gott im Gesetz befiehlt – was ja doch unmöglich ist -, so könnten wir deshalb doch nicht vor ihm bestehen. Aber setzen wir den Fall, Hiob wäre wie ein Engel, so dass er nach der Gerechtigkeitsforderung des Gesetzes vor Gott bestehen könnte, so würde er dennoch nach der geheimen Gerechtigkeit in Gott immer als Schuldiger dastehen; steht doch geschrieben, dass auch die Engel, wenn er mit ihnen ins Gericht geht, nicht vor ihm bestehen können (4, 18; 15, 15). Da muss wohl alles Fleisch demütig werden!

Wenn uns Gott nur mit seiner verborgenen Gerechtigkeit drückte, was würde geschehen? Wir würden es machen wie die wilden Rosse, würden unsere

Hörner gegen Gott erheben, wie es die Ungläubigen machen; sie lästern ja mit vollem Munde, obschon sie davon überzeugt und von ihrem eigenen Gewissen überführt sind, dass sie nichts dagegen vorzubringen haben; gleichwohl hören sie nicht auf, mit offenem Maul Gott zu lästern, gegen ihn zu murren und ihm ins Angesicht zu trotzen. Und deshalb muss Gott zu unserer Verdammung einen Maßstab anlegen, der unserer Natur angepasst ist, um unsere Vermessenheit und Heuchelei von uns zu nehmen. So weist er uns an das Gesetz, um uns zu zeigen, dass wir völlig verloren sind, als wollte er sagen: Ich will nicht viel Worte machen, ich halte euch nur den Spiegel meines Gesetzes vor; darin mag sich ein jeder beschauen, ob ihr wirklich so schön seid! Stehen wir nun vor dem Gesetz still, so sieht ein jeder seine Befleckung, und wo es uns vordem bedünken wollte, in uns sei lauter Leben, Seligkeit und Wunder, sehen wir jetzt: wir sind tot! Wie auch Paulus sagt: „Ich aber starb“ (Röm. 7, 10). So geht es uns, wenn wir das Gesetz richtig verstehen; denn viele haben freilich eine Decke vor ihren Augen: sie reden sich ein, sie hätten Gott aufs beste gedient; wird ihnen das Gesetz vorgelesen, so denken sie, sie hätten ihm längst genuggetan, und haben sich doch überhaupt noch nicht ernstlich damit befasst. Solche Leute haben die Decke vor ihren Augen. Wenn wir aber bedenken, was wirklich das Gesetz Gottes ist, so finden wir in uns lauter Schmutz und Unrat. Darum greift uns Gott mit dem Gesetz an. Hier aber haben wir ein Wort, das noch weit darüber hinausgeht; auch für die Vollkommensten gilt das Wort Hiobs: Keine Gesetzs-gerechtigkeit ist ausreichend, um vor Gott zu bestehen, wenn er nach seiner Strenge mit uns handelt.

Hier möchte man nun einwenden: Sollte denn Gott die Menschen verdammen, wenn sie erfüllt haben, was er ihnen vorschreibt? Nein, es handelt sich nicht darum, was Gott tun wird, sondern darum, was er tun könnte. Nun, er will es auch gar nicht. Dass muss uns genug sein: Wenn wir unser Leben nach Gottes Gesetz eingerichtet hätten, so würden wir vor ihm auch als Gerechte gelten, das ist ganz gewiss. Denn es steht geschrieben: „Welcher Mensch meine Satzungen tut, der wird dadurch leben“ (Lev 18, 5). Diese Verheißung kann nicht täuschen noch trügen. Aber dem sei wie ihm wolle, das eine bleibt jedenfalls bestehen: Wenn wir das Gesetz auch vollkommen erfüllt haben, so braucht Gott doch damit nicht zufrieden zu sein, wenn er nicht will; er sieht bei sich selber eine derartige Vollkommenheit, dass alles, was wir beibringen können, nichts ist. Doch ist damit nicht gesagt, dass er

es so macht. Aber alle unsere Reinheit ist lauter Schmutz, wenn Gottes Gerechtigkeit darüber kommt.

Denn Gott ist nicht ein Mensch wie ich, dem ich widersprechen dürfte, dass wir zusammen vor Gericht gingen. Wäre Gott ein Mensch, dann wollte ich reden und mich nicht fürchten. Wäre Gott ein Mensch, dann wollte ich reden und mich nicht fürchten. Wenn Gott mir das erlaubte, dass ich ihn möchte vor Gericht laden, ja, wenn ein Schiedsman über uns beiden wäre, dann könnte ich frei und kühn den Mund gegen ihn auf tun. Das ist aber eine sehr gefährliche Anfechtung, und wären Hiob die Worte von Herzen gekommen, so wäre es eine fluchwürdige Gotteslästerung gewesen. Er leugnet nicht, dass ihm diese Versuchung genahet ist, aber er hat ihr tapfer Widerstand geleistet. Es könnte aber leicht geschehen, dass auch wir in solche Versuchung kämen; denn das will der menschlichen Vernunft gar nicht eingehen, dass auch ein voller Gehorsam gegen das Gesetz dennoch nicht zum Freispruch vor Gott führen sollte. Die Menschen haben hier immer etwas dreinzureden, zum mindesten aber möchten sie sich selber beklagen und bejammern: Kann uns Gott wirklich so streng behandeln, und soll das gar nichts sein, dass wir sein Gesetz erfüllt haben? Aber wir müssen uns im Zaum halten; wir müssen uns damit zufrieden geben, dass wir Gottes Gerechtigkeit zurzeit nicht verstehen. Aber warum ist sie uns verborgen? Damit wir sie anbeten!

Denn uns geziemt eine zwiefache Art der Anbetung und des Lobpreises Gottes. Der erste Grund zum Lobpreis liegt darin, wie er sich uns offenbart: in seinem Gesetz gibt er sich zu erkennen als den Richter, der uns verdammt, in seinem Evangelium als den Vater, der uns freispricht. Wenn Gott unsere Verfehlung mit dem Fluch bedroht, so haben wir darin Anlass, ihn zu preisen und anzuerkennen, dass er auf jeden Fall gerecht ist; denn wenn wir auch verloren gingen, so hätten wir doch keinen Grund, darüber zu murren. Ruft er uns aber zu sich, uns in unserm Herrn Jesus Christus seine Gnade anzubieten, und erklärt er uns, dass er nichts anderes begehrt, als sich mit uns zu versöhnen, so ist das ein noch viel herrlicherer Anlass, ihn zu rühmen in seiner Gerechtigkeit, weil er uns aus der Hölle herausgerissen und uns die Hand entgegengestreckt hat. So haben wir denn Gott zwiefaches Lob zu spenden, wenn er sich uns offenbart durch sein Wort.

Ebenso ist es mit seinen Werken. Trägt uns Gott mit Geduld und Barmherzigkeit – nun, er könnte uns doch auch mit seinem Wetter erschlagen; und



tut er es nicht, so ist es lauter Gnade. Züchtigt er uns aber um unsere Fehler, um uns zur Buße zu bringen, - ist das nicht auch Grund genug, ihm einen Lobgesang anzustimmen? Also in Gottes Wort und Werk liegt Grund genug für uns, ihn zu preisen. Aber darüber müssen wir noch hinausgehen: Auch wenn sich Gott vor uns verbirgt, müssen wir ihn preisen, auch wenn er uns weder Gerechtigkeit und Güte zeigt und überhaupt nichts, wovon man denken sollte, dass man ihm deshalb Lob und Dank schuldig wäre! Wenn zum Beispiel die Schrift davon redet, dass er erwählt, die er will, und die andern verwirft, dass er also über die Menschheit verfügt nach seinem Gutdünken – ja, auch wenn er die Frommen plagt und immer weiter plagt, so dass es aussieht, als ginge alles verkehrt in der Welt und als verberge sich Gott, so dass wir nichts mehr von Gerechtigkeit und Güte, Kraft und Weisheit sehen: dennoch müssen wir ihm die Ehre geben, die wir ihm schuldig sind.

Das also muss uns ein herzliches Anliegen sein: offenbart sich uns Gott, so müssen wir ihn preisen, und verbirgt er sich, so müssen wir seine unbegreiflichen Geheimnisse preisen. Auf keinen Fall aber dürfen wir sagen: Wenn ich nur mit ihm streiten dürfte, so wollte ich meinen Prozess wohl gewinnen!

Nun lesen wir allerdings hie und da in der Heiligen Schrift, dass Gott sagt: „So kommt denn und lasset uns miteinander rechten“ (Jes. 1, 18), und: „Nun richtet, ihr Bürger von Jerusalem und ihr Männer Judas, zwischen mir und meinem Weinberge“ (Jes. 5, 3). Warum spricht Gott so? Um den Gottlosen das Maul zu stopfen, die gegen ihn erbittert waren und meinten, wenn die Menschen mit ihnen zufrieden wären, so hätten sie gewonnen! Darum sagt der Herr: „Ihr sollt nicht meinen, ich behandle euch wie ein Tyrann, als solltet ihr gegen Recht und Billigkeit unterdrückt werden; kommt her, ich will tun, als wäre ich ein Mensch wie ihr, eine bloße Kreatur; ich will mich meines Rechts begeben, meiner Alleinherrschaft, ja meiner göttlichen Majestät. Es ist mir recht, wenn ihr in diesem Falle an alles das nicht denkt – aber es wird euch nichts helfen, euren Prozess verliert ihr immer!“ So lässt sich Gott denn in einen Rechtsstreit ein; aber wenn er so redet, so geht das gegen die Verächter, die ihm trotzen und Aufruhr gegen ihn machen. An denen wird er genug zu verdammen finden. Hiob aber – wohin stellt er sich? Er stellt sich zu denen, die Gott dienen wollen und unter dem Gehorsam seines Gesetzes wandeln! Aber dabei täuscht er sich noch sehr; denn so

vollkommen ist keiner, dass nicht Gott viel an ihm auszusetzen hätte – schon nach der Regel, die er uns im Gesetz gegeben hat.

Gott gibt uns wohl Gelegenheit, zu ihm zu kommen, aber nicht, mit ihm zu rechten, sondern zu bekennen, dass wir auf jeden Fall alle vor ihm schuldig sind. Auch keine Schiedsmänner dürfen wir suchen wollen, die uns im Prozess zur Seite stehen; sondern Jesus lasst uns suchen, dass er unser Mittler sei, der die Sache zum guten Ende bringe! Wir sollen Gott bitten, er möge ein Mittel finden, um uns mit seiner Majestät zu versöhnen. Gott ist fern von uns getreten und hat sich von uns geschieden. Wie kommt das? „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott voneinander“ (Jes. 59, 2). Was bleibt uns da noch für Hoffnung? Nur dass Jesus Christus zwischen beide Teile trete; er muss Schiedsrichter sein, nicht dass er sich über Gottes Majestät erhöhe und Gott uns untertän machte, sondern um durch seine Mittlerschaft uns mit Gott zu versöhnen, uns als unser Haupt zu sich zu ziehen und uns so mit Gott zu verbinden, dass wir „in ihm eins seien“ (Joh. 17, 11). Darum müssen wir uns demütigen und sprechen: „Herr, wir kommen zu dir, nicht um mit dir zu rechten oder um auf etwas zu pochen, was in uns, in unserer Person wäre, sondern weil du uns gnädig bist und uns im Namen deines Sohnes Jesus Christus zu Gnaden annehmen willst. Das allein soll unser Ruhm sein, diese unendliche Güte, die du in deinem eingeborenen Sohn entfaltet hast, da du ihn für uns in den Tod gabst. Nun zweifeln wir nicht, dass du uns annimmst, und wenn wir auch noch so unwürdig sind.“

## **Hiob 10, 1-6.**

**1) Meine Seele ist abgeschnitten in meinem Leben, ich will meiner Klage über mich freien Lauf lassen, ich will reden in meiner Bitterkeit. 2) Ich will zu Gott sprechen: Verdamme mich nicht! Zeige mir an, warum du mir den Prozess machst! 3) Gefällt es dir, mir Unrecht zu tun oder das Werk deiner Hände zu verwerfen und den Rat der Gottlosen zu erleuchten? 4) Hast du denn Fleischesaugen? Siehest du, wie ein Mensch sieht? 5) Sind deine Tage wie der Menschen Tage? Sind deine Jahre wie die Zeit eines sterblichen Menschen, 6) dass du nach meiner Missetat fragen müsstest und forschen nach meiner Sünde?**

Das ist ein gutes und heiliges Gebet vor Gott, und er wird es gutheißen. Hiob kommt sich vor, als wenn er längst gestorben wäre: Meine Seele ist abgeschnitten in meinem Leben. Mein Leben ist kein Leben; denn ich bin im Tode. Damit bekennt er seine Verzweiflung, die ihn überkommt, wenn er daran denkt, wie Gott ihn behandelt. Wohl steht seine Hoffnung auf Gott; aber um auf ihn trauen zu können, muss er aus sich selbst herausgehen. Betrachten wir unser gegenwärtiges Los, was können wir dann anders tun, als ganz und gar den Mut sinken lassen? Denn wenn es auch einem Menschen gut geht, so fehlt es ihm doch an der Beständigkeit, die ihn die Widerwärtigkeiten dieses Lebens ertragen lässt, und wenn er auf seine Gebrechlichkeit sieht, so sieht er sich vom Tode in hundertfacher Gestalt umgeben, und sein Leben ist nur noch ein Schatten. Wenn wir unter Gottes Schlägen einmal unsere Sünden und sodann die vollkommene und erhabene Gerechtigkeit Gottes betrachten, so können wir sicherlich keinerlei Hoffnung auf Heil mehr in uns hegen. Gleichwohl, wer einer solchen Anfechtung unterliegt, der muss ganz stumpf sein und von Gottes Gericht keine Ahnung haben. Denn wer sich wirklich am Leben getroffen fühlt, der kommt sich wie in der Hölle vor, wenn er an seine Sünden denkt, besonders aber, wenn Gott ihn vor seinen Richterstuhl fordert und ihn seine ganze Schuld fühlen lässt. Nicht ohne Grund also bekennt Hiob seine Verzweiflung, sofern er auf sich selber sieht; dabei aber hat er gleichwohl etwas von Gottes Barmherzigkeit geschmeckt, zu der er immer Zugang hatte. So hat er's ausgehalten und die große Anfechtung überstanden. So müssen auch wir nach der beschämenden Betrachtung unserer Sünden auf die süße und liebliche Stimme hören, mit der Gott uns zu sich ruft. Denn nicht allein den Engeln und den Frommen verheißt er Heil und Leben; wäre es so, dann würde in dieser Welt je-

dermann vom Heil und Leben ausgeschlossen sein. Nein, Gott erklärt, er will den Sündern gnädig sein, die in sich selbst ganz niedergeschlagen sind, so dass sie nicht ein noch aus wissen. Macht uns also der Blick auf unsere Sünde traurig und unruhig, dass wir nur noch den Abgrund der Hölle vor uns offen sehen, so müssen wir unsern Trost anderswo suchen und unser Angesicht emporheben, womit er uns zum Heil rufen will, obwohl wir den Verdammten gleich sind.

Hiob aber will seiner Klage über sich freien Lauf lassen. Damit gibt er den Gedanken Ausdruck, die ihn quälen – es sind schlechte und verdammliche Gedanken, aber Hiob lässt uns die Last seiner Traurigkeit sehen, für die es kein Heilmittel mehr gibt, so dass er nur noch über seine Gebrechlichkeit klagen kann. Der Heilige Geist jedoch hat noch etwas anderes vor: Uns soll Hiob Prophet und Lehrer sein, um uns vor Augen zu stellen, wie es innerlich in uns aussieht. Denn wir müssen uns selbst kennen lernen in unserer Schwachheit, damit wir auf der Hut sind, uns im rechten Maß halten und uns nicht hemmungslos unserm Wehklagen überlassen. Hiob weiß wohl, dass er den Prozess mit Gott nicht gewinnen wird, wenn er mit Gott rechten will. Die Menschen meinen sich selbst zu entlasten, wenn sie gegen Gott murren und ungebärdig sind. Damit trösten sich die Gottlosen: hätten sie ihre Gotteslästerungen ausgespieen und ihre Ungeduld recht an den Tag gelegt, so wären sie ihre Bürde los; und doch haben sie damit nichts ausgerichtet, sondern haben ihre Sache nur schlimmer gemacht. Es ist wahr: Haben wir eine Last, die uns beschwert, und können wir sie auf die Erde werfen, so sind wir sie los; aber wenn ich eine Last oder Bürde auf meinen Schultern oder in meinen Armen trage und lege sie mit einem großen Schwung auf mein Haupt, so schlage ich mir den Schädel entzwei. Was hätte ich damit gewonnen? So ist es auch, wenn wir mit Gott rechten wollen; es ist, als würfen wir eine Bürde auf unser Haupt: ob wir wollen oder nicht, sie fällt auf uns zurück, und wir haben den Schaden davon.

Gewiss, Gott will, dass wir wie vertraute Freunde zu ihm kommen und unsere Bürde in seinen Schoß abladen; aber es gibt mancherlei Art, zu ihm zu kommen. In den Psalmen und anderen Schriftstellen heißt es: „Hoffet auf den Herrn allezeit, liebe Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus!“ (Ps. 62, 9). Gott wird in allen Dingen Rat geben, weil er der Weltregierer ist, weil er alle unsere Nöte heilen und lindern kann, wenn wir allzu sehr darunter seufzen. Alle unsere Nöte können wir in Gottes Schoß ausschütten, er wird sich

selbst damit beladen, und wir werden frei davon, wenn wir mit Gebet und Flehen zu ihm kommen. Haben wir so unsern Gott gesucht, und hat er uns das Zeugnis gegeben, er wolle unsern Bitten nicht taub sein, so dürfen wir gewiss sein: er hat uns erhört. Das ist dann die rechte Art, die Bürde abzuladen. Dazu aber kommt uns unser Gott noch entgegen und nimmt unsere Last, die wir ihm bringen, von uns; wer sich aber in seinem Stolz verhärtet, wer sich nur noch von seiner Ungeduld erfüllen und hinreißen lässt, der macht sich an seinen Gott heran, wie wenn einer einen Pfeil gen Himmel schießt – er muss ihm wieder auf den Kopf fallen! Tragen wir Gott unsere Klagen vor, so muss das mit Demut geschehen; unser Vertrauen müssen wir auf die Vorsehung Gottes gründen und auf seine Liebe und väterliche Güte bauen, die er uns bewiesen hat; mit Gebet und Flehen müssen wir zu ihm kommen. Dann werden wir unserer Not entlastet, und Gott schafft Rat für alles, während wir mit Trotz und Bitterkeit unser Los nur verschlimmern. Fühlen wir, dass unser Fleisch die Trübsale, die Gott uns zuschickt, nicht tragen kann, so lasst uns unsere Zuflucht nehmen bei dem, der „den Geist der Stärke hat“ (Jes. 11, 2), und zwar nicht für sich, sondern um ihn denen auszuteilen, die seiner bedürfen!

Hiob will zu Gott schreien: Verdamme mich nicht! Zeige mir an, warum du mir den Prozess machst! Hiob redet immer aus seiner Bekümmernis heraus; es ist sein heißer Wunsch, Gott möge mit ihm nicht nach seiner geheimen und verborgenen Gerechtigkeit handeln, sondern ihn prüfen nach seiner gewöhnlichen Weise. Gott hat uns in seinem Gesetz eine gewisse Regel gegeben, und wenn er mit uns handelt nach unserer Missetat, so bekommen wir die Gerechtigkeit Gottes zu sehen, die dort deutlich wird: dort ist unser Prozess schriftlich mitgeteilt, dort bekommen wir die Punkte zu sehen, die gegen uns erwiesen sind, und zwar so deutlich bewiesen, dass wir gänzlich überführt werden. Werden nun die Menschen wegen ihrer Sünden von Gott geplagt, so sehen sie im Gesetz nicht nur ihren Richterspruch, sondern ihren ganzen Prozess. Von Punkt zu Punkt ist dort alles aufgeführt, so dass wir den Kopf hängen lassen müssen. Aber soviel ist sicher: Gott hatte den Hiob nicht auf gewöhnliche Art geplagt, sondern ihn dem Satan übergeben, ihn zu quälen; darum spricht er: Verdamme mich nicht, du habest mir denn zuvor den Prozess gemacht! Das sagt er, weil die verborgene Gerechtigkeit Gottes uns ganz unbekannt und dem Verstande unerreichbar ist. Wir wollen ja immer die Ursache wissen, weshalb Gott so handelt; wir möchten ihn zur Rechenschaft ziehen. Wenn Gott uns betrübt und uns nicht sagt, weshalb,

dann sind wir erstaunt, dann sind wir bekümmert: „Wie kann das sein? Gott ist doch gerecht! Muss dann nicht alles, was er tut, nach Recht und Billigkeit geschehen? Aber ich nehme doch nichts davon wahr, nur das Gegenteil!“ So fangen denn die stolzen Menschenkinder an, Gott den Prozess zu machen und in ihrem Kummer und Ärger lauter Vorwürfe gegen ihn zu erheben, gerade wie Hiob in diesem Spruch. Aber soviel ist sicher: Gott hätte ihn einfach davon überzeugen können, dass er seine Strafe mit seinen Sünden vollkommen verdiene. Warum streitet Hiob denn so mit ihm? Scheinbar meint er, er habe nichts zu fürchten, wenn Gott ihn züchtigen wolle nach der Regel seines Gesetzes. Aber nein! Er blickt vielmehr auf den Rat Gottes. Er weiß sich wohl als Sünder, aber er sieht soviel Gottlose in der Welt, die herrlich und in Freuden leben, während er leiden muss, und er ist doch immer bemüht gewesen, Gott mit allen Kräften zu dienen! Woher kommt es denn, dass er so betrübt wird? Das kann doch nur daher kommen, dass Gott in diesem Falle eine ganz besondere Handlungsweise walten lässt. Und deshalb geht Hiobs Begehren dahin, Gott möge ihn nach seiner gewöhnlichen Art behandeln und ihm seine Fehler zu erkennen geben.

Für uns enthält dies Wort Hiobs die heilsame Lehre, dass wir Gott bitten mögen, er wolle uns nicht einfach verdammen, sondern uns fühlen lassen, worin unsere Schuld besteht, er wolle uns erleuchten durch seinen Heiligen Geist, damit wir unser Gewissen erforschen und uns dann vor ihm schuldig bekennen, damit er sich unser erbarme. Auch wolle er uns mit seiner Strafe nicht ganz zu Boden schlagen, sondern uns Raum und Frist geben, an unsere Sünden zu denken. Käme Gott gleich zu Anfang mit einer so großen und stürmischen Gewalt über uns, dass es gleich von vornherein mit uns aus wäre, was würde daraus werden? So viel Verständnis haben wir nicht, dass wir dächten: Gott ist mein Richter, aber dabei hört er doch nicht auf, mein Vater zu sein. Aber wenn man einen verurteilten Verbrecher zum Galgen führt, so ist es wie gefühllos, wie ein Holzblock; wenn man ihm einen Trost darreicht, so ist er gar nicht fähig, ihn anzunehmen. So geht es auch uns: wenn Gott uns auf so furchtbare Weise zu verstehen gibt, dass er unser Widersacher ist, dann haben wir Angst vor dem ewigen Tod, und wir sind so verwirrt, dass uns lauter Finsternis umgibt und wir kein Fünkchen Trost mehr haben, uns zu ihm zu wagen. Wir sind von einem derartigen Schrecken befallen, dass uns überhaupt nicht mehr der Gedanke kommt: Ach, mein Gott, du wirst doch der armen Kreatur, die vor dir steht, noch Raum zur Buße geben! Darum müssen wir nach Hiobs Exempel zu Gott zurückkehren und ihn

bitten, er wolle uns vor unserer Verdammung den Prozess machen, also dergestalt mit uns umgehen, dass wir Zeit gewinnen, über uns selber nachzudenken. Daher auch die Bitte des Jeremia: „Züchtige mich, Herr, doch mit Maßen!“ (10, 24).

So müssen auch wir tun. Wir sehen heute Gottes Zuchtruten überall in der Welt aufmarschieren, und alles Übel kommt daher, dass man nicht bedenkt, warum Gott die Welt plagt und so furchtbar schlägt. Ja, die Menschen be rauschen sich an einem leeren Dünkel, an der tollen Einbildung, dass sie meinen, sie könnten sich selbst vor Gott gerecht machen. Und weil diese Hoffart so tief in unsere Natur eingewurzelt ist, sollen wir umso mehr auf die Bitte bedacht sein, er wolle uns unsere Sünden so spüren lassen, dass wir uns gezwungen sehen, das Verdammungsurteil freiwillig über uns ergehen zu lassen und uns zu ihm zu bekehren. Doch soviel ist sicher: Wenn Gott den Menschen kundgibt, weshalb er mit ihnen rechnet, so gibt es keinen, dessen Prozess nicht in Ordnung verlaufen wäre. Ich meine die Allergerechtesten, ich denke an die Regel des Gesetzes. Gott braucht uns gar nicht zu der erhabenen Gerechtigkeit zu führen, die uns unbegreiflich ist; wir brauchen nur auf der einen Seite unser Leben anzuschauen, auf der andern Seite das Gebot des Gesetzes, und dann unser Werk mit dieser Regel Gottes zu vergleichen – dann stehen wir mit Schmach und Schande da. Und warum prahlen die Menschen so mit ihren Werken, ihren Tugenden und Verdiensten? Nur weil sie noch nicht erkannt haben, was es um Gottes Gericht ist! Nur eine Arznei haben wir: die Bitte an Gott, er wolle sich unser erbarmen, weil wir unsrerseits ihm nichts anderes als lauter Schmach und Schande bringen können.

Nunmehr fährt Hiob fort: Gefällt es dir, mir Unrecht zu tun oder das Werk deiner Hände zu verwerfen und den Rat der Gottlosen zu erleuchten? Hiob beruft sich, um eine Erfüllung seiner Bitte zu erlangen, auf das Wesen Gottes. Gott lässt uns wohl eine solche Sprache zu, wenn wir zu ihm kommen; wir dürfen ja ganz vertraut mit ihm reden, aber es muss mit Demut geschehen. Denn wenn Gott sich so freundlich zu uns herablässt, dass wir uns ihm gar nicht mehr fern fühlen, so geschieht das nicht, um uns frech und hochmütig zu machen, so dass wir ihm verächtlich und unehrerbietig begegnen dürften. Nein, es geschieht, damit uns nicht der Schmerz zu Boden drückt und wir nicht mehr atmen können und keine Hoffnung mehr haben, dass Gott uns ansehen werde. So wird der Glaube der Kinder Gottes fest, nicht in

Stolz und Vermessenheit, aber in rechter Demut. Gefällt es dir, mir Unrecht zu tun? Gottes Gerechtigkeit hat ihre Bewährung darin, dass er sich nicht wie Menschen von Eigensucht treiben lässt. Wie kommt ein Mensch dazu, seinem Nächsten Gewalt oder Unrecht anzutun oder sonst wie durch Betrug oder Bosheit Schaden zuzufügen? Er tut es nur, weil er Nutzen davon hat. Warum lässt sich ein Richter bestechen? Warum unterdrückt er die Guten, um den Bösewichtern zu helfen? Warum fragt er nach Ansehen oder Gunst? Nur weil es ihm nützlich scheint, um eines andern Gunst zu gewinnen oder sich zu rächen. Aber das alles trifft bei Gott nicht zu. Darin liegt schon eine Bewährung seiner Gerechtigkeit. Denn wenn Gott die Menschen plagt, greift er dann seine Feinde an? Nein, sein Geschöpf greift er an; denn wir sind das Werk seiner Hände, er hat uns erschaffen und gemacht. Wird er denn seine eigenen Geschöpfe verderben? Nein, Gott kann keine Ungerechtigkeit oder Grausamkeit gegen uns üben. Er kann nicht ungerecht gegen uns handeln, weil er von den Menschen nichts fordert, was sie ihm nicht schuldig sind. Das wissen sie auch ganz gut; denn so böse und verkehrt sie auch sind, sie denken doch immer irgendwie an ihn. Gewiss, sie sind so mit Bosheit durchsetzt und dem Bösen ergeben, dass sie an Gott nicht denken; aber so viel natürliches Empfinden haben sie doch immer, dass sie, wenn sie sehen, es sei nicht gut oder nützlich für sie, ihrem Nächsten Gewalt und Unrecht zu tun, es auch nicht tun. So denn die Menschen, die doch arg sind, nur dann Böses tun, wenn sie Nutzen davon haben, sollte dann Gott, der Brunnenquell aller Güte und die Richtschnur alles Rechten, uns Böses tun oder uns ungerechterweise plagen, ohne Nutzen davon zu haben? Schon das spricht für die Gerechtigkeit Gottes.

Zudem hat uns Gott in die Welt gesetzt als ein Zeugnis seiner Macht und Gerechtigkeit, Güte und Weisheit. Sollte er uns denn ohne Ursache verderben? Alle Augenblicke reizt uns der Satan zur Aufsässigkeit gegen Gott, als wäre er zu streng gegen uns und behandle uns ungerecht. Da müssen wir uns selber einen Zügel anlegen und sagen: Du elende Kreatur, gegen wen lehnst du dich auf? Es dünkt dich, dein Gott tue dir Unrecht – ist das möglich? Du bist voller Sünden, du bist voller Bosheit, Betrug und Arglist, und gleichwohl siehst du nur auf deinen Nutzen, wenn du jemandem Böses tust; und wenn du jemandem Schaden zufügst, so tust du es nur, um aus seinem Schaden Gewinn zu ziehen. Kann aber dein Gott etwas an dir gewinnen? Willst du ihn denn zum Gesellen deiner Ungerechtigkeit und Sünde machen? Wenn wir die Sache so ansehen, so müssen wir doch einen Abscheu



davor haben, so über die Gerechtigkeit Gottes zu urteilen und uns so in einen Streit mit ihm einzulassen! Gott hat dich in die Welt gesetzt, er hat seine Gedanken über dich ausgegossen, die großen Schätze seiner Güte! Siehst du deinen Leib an, da hast du Grund genug zum Entzücken und Verwundern. Du müsstest ja von Sinnen, ja vom Teufel besessen sein, wolltest du dich unterfangen, deinem Gott irgendeine Grausamkeit zuzuschreiben, der sich so gütig und freundlich gegen dich erwiesen hat.

Noch mehr können wir uns das folgende Wort zunutze machen: Gefällt es dir, den Rat der Gottlosen zu erleuchten? Denn nichts ärgert uns so, wie wenn wir die Bösen und Gottesverächter frohlocken sehen, als ginge alles nach ihrem Willen; triumphierend spotten sie über Gott und sein Evangelium und uns, seine Bekenner. Gott sucht seine Kirche heim: das ist ein Triumph für die Gottlosen; nun meinen sie gewonnen zu haben, Gott steht ja auf ihrer Seite. Darnach kommt neues Unheil, es geht alles drunter und drüber; statt dass wir befestigt werden, die Zahl der Gläubigen wächst, und wir in allem Guten und im Glauben gestärkt werden, sehen wir viele heuchlerische Gläubige frech und ruchlos werden, viel mehr als die offenbaren Feinde. Noch anderes sehen wir – es besteht kaum Hoffnung auf ihre Besserung. Das bekümmert uns. Darum denken wir: Wie kommt es doch, dass Gott das zulässt? Es scheint, als wolle er die Gottlosen groß machen, als wolle er ihnen den Mund auf tun, damit sie ihre Lästerungen gegen ihn ausspeien! Es hat den Anschein, als wäre er unser Widersacher, ja, als mache es ihm Vergnügen, uns zu plagen und uns alle Schmach anzutun. Will Gott so „den Rat der Gottlosen erleuchten?“ Will er sich auf ihre Seite stellen? Will er sich ihrer Verderbtheit und ihres Schmutzes teilhaftig machen? Auf solche törichten Gedanken könnten wir kommen. Umso mehr müssen wir gegen solche Anfechtungen gewappnet sein; das stellt uns Hiob hier vor Augen. Er gesteht, diese Versuchung sei auch über ihn gekommen, doch habe er ihr widerstanden. Denn er bezeugt, es sei unmöglich, dass Gott dem Bösen nicht zuwider sei; denn seiner Natur nach hasst er es, er müsste sonst sich selbst verleugnen. Als Richter der Welt muss Gott alles Unrecht hassen. Darum sollen wir wissen: Er wird den Rat der Gottlosen niemals zu Ehren bringen, ihn niemals gutheißen. Nein, er will uns nur in der Geduld üben, will uns gegen alle Ärgernisse wappnen; wenn wir die gottlosen Feinde der Wahrheit mit dem Hinweis auf all die Verwirrung in der Welt über Gott und uns spotten sehen, sollen wir denken: Deshalb steht Gott doch nicht auf ihrer Seite; denn am Ende müssen sie doch in ihrem Stolz zu Schanden wer-

den. Wir müssen denken, wie es auch Christus ausspricht: „Dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis“ (Luk 22, 53). Wenn die Dinge in Dunkel und Verwirrung sind, so ist das das Reich der Finsternis; aber Gott wird die Finsternis vertreiben und uns am Ende die Sonne scheinen lassen – das ist uns ja ganz gewiss verheißen. Lasst uns warten in Sanftmut: Gott kann unmöglich dem Rat der Gottlosen zustimmen, so sehr er das scheinbar im geheimen tut. Wir müssen geduldig sein bis ans Ende; denn er wird uns zu rechter Zeit beweisen, dass wir mit unserm Warten nicht betrogen waren.

Hiob schließt: Hast du denn Fleischesaugen? Siehest du, wie ein Mensch sieht? Sind deine Tage wie die der Menschen? Deine Jahre wie die Zeit eines sterblichen Menschen? Gott hat es also nicht nötig, lange Untersuchungen gegen uns anzustellen: Herr, alle Dinge sind dir bewusst, ja, vor der Erschaffung der Welt waren sie dir schon gegenwärtig. Du brauchst es also nicht zu machen und die Verbrecher auf die Folter spannen. Das tun sie, weil sie nicht recht Bescheid wissen – du aber hast das nicht nötig. Warum gehst du denn so streng mit mir um? Hiob hat Gottes Wesen ganz richtig erkannt, aber er zieht einen falschen Schluss daraus; denn aus seinen Worten spricht eine maßlose innere Unruhe. Die Hauptsache ist, dass wir von dieser Lehre die rechte Anwendung auf uns machen. Während Hiob getröstet werden möchte, weil doch Gott nicht Augen habe wie ein sterblicher Mensch, wollen wir etwas anderes daraus lernen: Wenn Gott uns betrübt, so geschieht das nicht, weil er auf diese Weise erfahren will, was ihm unbekannt oder verborgen wäre, sondern weil er uns dadurch zur Selbsterkenntnis bringen will. Wie kommt es, dass Gott uns so lange schmachten lässt, während es uns doch schon im ersten Augenblick wegraffen könnte? Es geschieht nur, damit wir umso mehr über uns selber nachdenken. Hier widerspricht sich nun Hiob selbst. Zuerst sagte er: Verdamme mich nicht! Zeige mir an, weshalb du mir den Prozess machst! Und nun will's ihm Gott anzeigen – aber Hiob erkennt es nicht; er spricht immer nur davon, der Druck laste zu schwer auf ihm; und seine Geduld war längst nicht so vollkommen, wie sie es hätte sein müssen. Es kann oftmals geschehen, dass wir von Gottes Hand geschlagen werden und, kaum dass wir einem Übel entronnen sind, bereits in ein anderes geraten und immer matter werden und kein Ende unserer Not sehen, und wenn wir den einen Fuß aus dem Schlamm ziehen wollen, der andere sich umso tiefer hineinsenkt – aber dann sollen wir wissen: Gott plagt uns nicht, weil es ihm Vergnügen machte oder weil er Gewinn oder Vorteil davon hätte, sondern sicherlich will er uns auf diesem

Wege zu sich ziehen. Es soll uns also dazu dienen, dass wir die Trübsale süß und lieblich finden, weil wir merken, dass sie uns zum Besten dienen.

## **Hiob 10, 7-15.**

**7) Du weißt: ich werde nichts Schlechtes tun, und niemand wird mich retten aus deiner Hand. 8) Deine Hände haben mich gebildet, sie haben mich um und um gestaltet, und nun wolltest du mich vernichten? 9) Bedenke doch: wie aus Ton hast du mich geformt, und zu Staub wirst du mich wieder machen. 10) Hast du mich nicht durchgesiebt wie Milch, wie Käse mich zusammengepresst? 11) Hast du mich nicht mit Haut und Fleisch bekleidet? Hast du mich nicht zusammengesetzt aus Knochen und Sehnen? 12) Leben und Gnade hast du mir gegeben, und dein Aufsehen hat meinen Geist bewahrt. 13) Das hast du in dir verborgen; dennoch weiß ich, dass dies deine Absicht ist. 14) Habe ich gesündigt, so legst du mich ins Gefängnis; du wirst nicht leiden, dass ich ungestraft herauskomme. 15) Habe ich unrecht gehandelt, wehe mir! Bin ich gerecht gewesen, so darf ich doch mein Haupt nicht aufheben; denn ich sehe mich mit Schmach bedeckt und erkenne mein Elend.**

Gott braucht keine Untersuchung anzustellen, wie ein irdischer Richter: Du weißt: ich werde nichts Schlechtes tun. Wenn man einen Verbrecher in Haft hält, so befürchtet man: wenn er entwischt, so treibt er's nur noch ärger. So ist man am Ende genötigt, solche Leute zu töten, wo doch keine Hoffnung auf Besserung besteht. Das aber trifft auf Gott nicht zu: Du weißt, ich werde nichts Schlechtes tun; selbst wenn du mich erretten wirst aus dieser Not. Dir bin ich immer unterworfen, und wenn du willst, so kannst du mich jederzeit in diesen meinen Jammer zurückbringen. Warum tust du mir denn soviel Plage an? So dürfen wir wohl klagen, wenn es nur in aller Demut geschieht und wir ja nicht mit Gott rechten, als wollten wir ihn anklagen, er behandle uns zu streng, oder als wollten wir irgendeinen Grund anführen, dass wir eine gute Sache gegen ihn verteidigten. Wir wollen so sagen: Herr, du machst es nicht wie die Menschen; du weißt, wer ich bin, du weißt, was in meinem Herzen ist, du kannst mich auch im Zaum halten; und wäre ich der gottloseste Mensch in der Welt, so kann ich dir nicht entfliehen. Und was gewänne ich auch damit, dass ich mich gegen dich auflehnte? Denn wer bin ich? Staub bin ich und eine arme sterbliche Kreatur. Und vor allem: ein Hauch deines Mundes – und es ist aus mit mir. Ich weiß ganz gut, es ist nicht fleischlicher Eifer, wenn du mich schlägst. Lass mich nur deine Güte schmecken!

Deine Hände haben mich gebildet, sie haben mich um und um gestaltet, und nun wolltest du mich vernichten? Das ist ein sehr tröstlicher Gedanke: Ist Gott streng gegen uns, so ist er's nicht aus Grausamkeit. Er hat ja sein eigen Werk und Geschöpf vor sich! Ich habe mich doch nicht selber gemacht, will Hiob sagen, Gott hat es nicht mit etwas Fremdem zu tun, nein, ich bin seiner Hände Werk. So hat er also wohl einen Grund, wenn er mit mir also handelt. Er kennt sein Werk, er spiegelt sich sozusagen in den Menschen, er sieht sich in uns wieder. Nicht ohne Grund ist gesagt: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut“ (Gen 1, 31). Ist also der Mensch das vornehmste und vortrefflichste Werk unter allen Kreaturen, so hat Gott in ihm darstellen wollen, was er am Himmel, an der Erde und an allen Tieren nur zum kleinen Teil dargestellt hat. Darum wird der Mensch auch eine „kleine Welt“ genannt, weil man an ihm so viel Wunderbares sieht, dass es zum Staunen ist. Deshalb sollen wir allezeit überzeugt sein: Gott sieht in uns sein Werk an, und das macht ihn geneigt, uns Gutes zu tun und uns zu erhalten. Das wird ihm ja auch in der Heiligen Schrift zugeschrieben: „Herr, deine Güte ist ewig; das Werk deiner Hände wollest du nicht lassen“ (Ps. 138, 8). Diese seine Gnade will er an uns bis ans Ende erweisen. Diesen Gedanken führt Hiob weitläufig aus.

Und nun wollest du mich vernichten? Du hast mich doch um und um gestaltet! Menschen können wohl ein Werk herstellen, das schön aussieht, aber es ist doch nicht in allen Stücken gleich kunstvoll, es sind auch Stellen daran, wo man nicht so viel Kunst aufgewandt hat. Aber der Mensch ist kunstvoll gestaltet von der Fußsohle bis zum Scheitel, er ist ein gleichmäßiges Kunstwerk und nichts ist daran zu tadeln bis zum kleinsten Nagel hin. Damit will Hiob die unendliche Weisheit Gottes ausdrücken, die sich am menschlichen Leibe zeigt: Lieber Herr, willst du denn solch ein treffliches Werk zerstören, das uns deine Weisheit, Kraft und unermessliche Güte zeigt zu deinem Preis? Sollte es dir Vergnügen machen, deine Herrlichkeit, die an den Menschen so leuchtend strahlt, also zunichte zu machen?

Wie aus Ton hast du mich geformt, und zu Staub wirst du mich wieder machen. Herr, wenn alles an mir verschwindet, was dein Werk ist, was bleibt dann übrig? Denn meinen Ursprung habe ich im Erdenstaub. Nimmt Gott weg, was er zum Erdenstaub hinzugetan hat, seine Kraft, Weisheit und Güte, so müssen wir wieder dahin zurückkehren, woher wir gekommen sind. Wollte uns Gott also vernichten, hieße das nicht seine Herrlichkeit zunichte

machen? Das heißt: wenn er's ohne Ursache täte! Denn wenn er die Gottlosen und Ungerechten zunichte macht, so geschieht es, weil sie das Ebenbild, das ihrer Natur aufgeprägt war, ausgelöscht haben. Ausdrücklich sagt Mose: „Da reuete es ihn, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden; denn er sah, dass der Menschen Bosheit groß war“ (Gen 6, 5. 6). Es „gereuete“ ihn nicht in dem Sinne, als sei eine Änderung in ihm vorgegangen – er hat ja alles vor Erschaffung der Welt genau vorhergesehen -, nein, Mose meint: Gott verleugnet die Menschen, weil sie sich so verderbt und von ihrer Unschuld und Redlichkeit abgewandt haben, die ihnen anerschaffen war. Gott sieht an den Menschen allezeit sein Werk, hat aber dabei immer einen Abscheu vor der Sünde, die doch nicht von ihm herkommt und ihm deshalb auch nicht zugerechnet werden kann.

Gott hat sich jedoch nicht daran genügen lassen, den Menschen im Mutterleibe zu bilden und ihm eine so treffliche Gestalt zu geben, nein, er hat noch mehr getan: Leben und Gnade hast du mir gegeben, und dein Aufsehen hat meinen Geist bewahrt. Unter Leben versteht Hiob alles, was an Lebenskraft in der Seele ist; denn der Leib an sich wäre bewegungslos, ein totes Ding. Herr, das Vornehmste, was an deinem Werk zu preisen ist, ist nicht die Gestalt meines Leibes – die Seele ist noch viel mehr. Dazu hat die Seele nicht nur ein Leben wie alle anderen Kreaturen, etwa die unvernünftigen Tiere, die vermöge ihrer Seele Empfindung und Bewegung haben, essen und trinken, kommen und gehen. Nein, im Menschen finden sich nicht nur diese äußerlichen Fähigkeiten, sondern er hat auch Verstand und Vernunft und Wahrheit. Alles das befasst in sich der Geist, der im Menschen ist. Darum fügt Hiob dem Worte Leben noch das Wort Gnade hinzu: das Leben, das Gott den Menschen gegeben, haben sie nicht mit den unvernünftigen Tieren gemein, sondern ihre Würde ist viel größer und preiswürdiger. Darum braucht Hiob auch den Ausdruck „Aufsehen“ oder „Heimsuchung“: Herr, wenn du mich nicht mit deinem väterlichen Auge anblicktest, so wäre ich sicherlich jeden Augenblick verloren, aber du schaust mich allezeit an; du weißt, was ich bedarf, und sorgst für mich.

Das alles hast du in dir verborgen; dennoch weiß ich, dass dies deine Absicht ist. Herr, ich weiß wohl, diese Dinge sind so erhaben, dass ich sie nicht völlig begreife; aber das ist sicher: Ich muss ein Verständnis davon haben. Ich habe nur eine Ahnung davon, aber das genügt mir, um daraus den Schluss zu ziehen, dass du so große Schätze deiner Weisheit, Güte und

Kraft an mir erzeugt hast, dass es mir unmöglich ist, sie gebührend zu loben und zu preisen. Jetzt aber sehe ich, wie du mit mir umgehst: unglücklich bin ich, wie ins Gefängnis hast du mich eingeschlossen, nie komme ich wieder heraus. Ich sehe die Trübsale, in die du mich geführt hast; ich weiß nicht, wie sie enden sollen, darum bin ich verzweifelt: wäre ich gerecht, so dürfte ich doch mein Haupt nicht erheben, um mich vor dir zu entschuldigen, und du würdest mich von dir weisen. Wenn ein Richter nicht annehmen will, was ihm vorgetragen wird, so weist er die Partei ab, und so muss es ungeachtet aller Einreden zur Verurteilung kommen. Ich weiß mich nicht schuldig, meint Hiob, und doch hast du mich so hart geplagt! Das sagt er aus seiner unbeherrschten Gemütsstimmung heraus, und dabei weiß er doch ganz gut: Wenn er es mit der unbegreiflichen Gerechtigkeit Gottes zu tun hat, so wird er an seiner Behandlung nichts Befremdliches finden. Das kann er freilich in seinem natürlichen Denken nicht begreifen, aber wenn er alles recht erwogen hat, muss er jene Anfechtung bekämpfen.

Nun aber haben wir auf das zu achten, was Hiob über die Erschaffung des Menschen sagt und zugleich über die Gnade Gottes, durch die er erhalten wird. Hast du mich nicht mit Haut und Fleisch bekleidet? Des Menschen vornehmstes Teil ist also nicht seine augenfällige Gestalt, sondern das, was in dieser wohnt. Es muss ein Gast in unserm Leibe wohnen. Wer ist dieser Gast? Es ist die Seele. Das vornehmste Teil des Menschen ist also der Geist, den Gott in ihn hinein gegeben hat. Der menschliche Leib ist so kunstvoll zusammengesetzt, dass wir ihn nur mit sprachlosem Staunen betrachten können – wie ist es erst mit dem, was an Würde hoch über ihm steht! An die überragende Würde der Seele denkt Hiob auch bei den Worten: Leben und Gnade hast du mir gegeben, und dein Aufsehen hat meinen Geist bewahrt. So wundervoll auch das Kunstwerk des menschlichen Leibes ist – es wäre doch nichts ohne die Kraft, die ihm eingegossen ist. Wenn wir nichts als die Bewegung hätten, so wäre das schon sehr viel. Schon das natürliche Leben in der Schöpfung gibt uns ein herrliches Zeugnis der Kraft und Weisheit Gottes; aber vielmehr noch liegt ein solches Zeugnis im Leben des Menschen vor. Darum sagt Hiob ausdrücklich, Gott habe ihm Leben und Gnade gegeben. Damit spricht er aus, das Leben der Menschen sei mit Verstand und Vernunft begabt. Darum wird auch Joh. 1, 4 gesagt: „Das Leben war das Licht der Menschen.“ Zuvor lehrt Johannes, durch das Wort Gottes seien alle Dinge gemacht und die ewige Weisheit in Gott sei der Brunnquell des Lebens und der Kraft. Dann aber weist er darauf hin, dass die Menschen

nicht nur ein Leben haben, das durch Essen und Trinken erhalten wird; nein, es ist in ihnen durch dieses Wort auch ein Licht, das in ihnen leuchtet. Mit diesem Wort „Licht“ meint er das Ebenbild Gottes, das uns eingedrückt ist, indem wir Verstand und Vernunft haben, Gut und Böse unterscheiden können, indem wir geboren sind, um irgendeine Ordnung und Obrigkeit zu haben, und jeder sein Gewissen hat, das ihm Zeugnis gibt, dies sei gut, jenes böse. Darin besteht der Vorzug des Menschen: er hat ihn nicht nur lebendig gemacht, er hat auch seine Seele erleuchtet, so dass er ein Urteils- und Unterscheidungsvermögen hat, ja sogar das ewige Leben zu fassen vermag. Betrachten wir ernsthaft, was Gott uns gegeben hat, so haben wir Grund genug, ihn zu preisen, ohne dass wir es nötig hätten, über uns selbst hinaus zu sehen. Darum sagt auch der hl. Paulus in seiner schönen Predigt zu Athen (Apg. 17, 27. 28): „Dass sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir.“ Sind wir blind, so lasst uns nur mit den Händen tasten wie ein armer Blinder! Wenn er auch nicht das Geringste sieht, so tastet er sich doch mit den Händen weiter. Trotz unserer Blindheit können wir also die Werke Gottes fühlen und „tasten“, wie Paulus sagt, weil Gott uns Vernunft und Verstand gegeben hat; darum sind wir auch unentschuldig, wenn wir diese Gnade nicht hoch schätzen.

Dein Aufsehen bewahrt meinen Geist. Scheinbar hat unsere Seele in sich eine Kraft, die den Leib lebendig erhält und stärkt. Aber das ist nur zum Teil richtig: nicht aus ihrer eigenen Kraft heraus ist unsere Seele unsterblich, und das in ihr enthaltene Leben hat doch nicht in ihr selbst seine Wurzel. Wo ist denn ihr Leben? In Gott! Gott schenkt der menschlichen Seele einige Tropfen und Funken des Lebens, und nur so und nicht anders besitzt sie Kraft. Dass wir diese Kraft aber nicht verlieren und dass wir nicht zusammenbrechen, das verdanken wir dem „Aufsehen“ Gottes. Die Philosophen meinen zwar: Unsere Erschaffung, unsere Gestaltung, unser Dasein verdanken wir Gott, aber wenn er uns erst in Gang gebracht hat, so leitet und regiert ein jeder sich selbst. So verdunkeln sie Gottes Güte und Kraft – zu dieser Bosheit sind die Menschen immer geneigt. Nein, wenn Gott uns in die Welt gesetzt hat, so lässt er uns nicht los und sagt: Nun geht, und sehe ein jeder, wie er weiterkommt! Nein, er bleibt allezeit bei uns. Er hält seine Hand ausgereckt, um uns ständig mit seiner Kraft zu erfüllen, dass wir nicht vergehen. Und das soll uns bewegen, in der Furcht Gottes zu wandeln und



ihn gebührend zu loben und zu preisen für seine unendliche Güte. Noch viel mehr aber ist Gott zu loben, weil es ihm gefallen hat, uns zu erneuern durch seine unendliche Güte, weil er sein Ebenbild in uns wiederhergestellt hat und uns gleichsam an seiner Hand leitet, bis wir unsern Lauf vollendet haben.

Nun hat Hiob auch gewusst, dass Gott ihn mit Wohlgefallen überschüttet hat; gleichwohl hat er soviel Angst erlitten, dass er gar nicht mehr weiß, was er tut und sagt. Wie viel mehr wird uns das widerfahren können, wenn wir kein Auge haben für die Güte Gottes und die Gnaden, die er täglich an uns tut! Wenn wir das einsehen, so haben wir daran eine Arznei gegen alle Anfechtungen; dann können wir ihn auch mit aller Freimütigkeit anrufen, wenn wir der Hölle nahe sind. Wenn wir die täglichen Wohltaten Gottes nicht preisen, so wird er uns um unsern Undank strafen, und es bedarf gar keiner großen Trübsal, um uns zu Boden zu schlagen – auch bei einem geringen Ungemach sind wir schon verloren.

Nun fügt Hiob hinzu: Habe ich gesündigt, so legst du mich ins Gefängnis; du wirst nicht leiden, dass ich ungestraft herauskomme. Diese Gefängnisstrafe ist etwas anderes als eine plötzlich verhängte Heimsuchung, die ihm leichter zu ertragen scheint. Weil er nun von Gottes gewaltiger Hand so hart bedrängt war, dass er keine Hoffnung auf Rettung mehr hatte, so wünscht er sich, Gott möge ihn sterben lassen. Er möchte nicht länger so dahin siechen wie ein Verbrecher, der sein Verdammungsurteil schon weiß und sieht, dass er nicht entrinnen kann; und doch ist seine Not täglich neu, und er muss auf die Folter, und es sieht aus, als wollte man ihm täglich aufs neue den Prozess machen. So war es Hiobs Los, und er klagt, Gott verfolge ihn und er möge ihn doch schnell von der Welt wegnehmen. Hiob war ein geduldiger Mann, und doch bricht er immer wieder in laute Klagen aus, als wollte er sich gegen Gott auflehnen. Seine Schwachheit hätte ihn wirklich so weit gebracht, wenn Gott ihn nicht durch die Gnade seines Heiligen Geistes bewahrt hätte. Wie viel Ursache haben wir deshalb, Gott zu bitten, er wolle, wenn er uns wirklich züchtigen und unsere Geduld erproben will, doch so gelind mit uns umgehen, dass wir vor allen Dingen seine Hand erkennen und die Züchtigung uns zunutze machen und uns ja nicht von unserer trüben Stimmung übers Maß hinaus hinreißen lassen! Und wenn Gott wirklich zulässt, dass wir in Verwirrung geraten und unser Fleisch uns hinreißt, so wolle er uns doch zu Hilfe kommen und uns Kraft zum Widerstande schen-

ken, damit wir in unserer Not nicht völlig aus der Fassung kommen! Wenn es uns wirklich dünkt, wir hätten gegen Gott Krieg geführt und dürften nicht wieder zu ihm kommen, so wollen wir doch den Mut nicht sinken lassen. Wir sehen ja, wie es Hiob ergangen ist; darum lasst uns den anrufen, der uns wieder aufrichten kann, wenn wir am Boden liegen.

Und nun kommt das Wichtigste. Hab ich unrecht gehandelt, wehe mir! Bin ich gerecht gewesen, so darf ich doch mein Haupt nicht aufheben, denn ich sehe mich mit Schmach bedeckt und erkenne mein Elend. Hiob meint, wenn er gottlos sei, so verdamme ihn Gottes Gesetz; wenn er aber gerecht sei, so gebe es darüber noch eine Gerechtigkeit Gottes, vor der er zu Schanden werden müsse. Man braucht sich gar nicht darüber zu wundern, dass dies Urteil so selten ist; denn obwohl uns Gott in seinem Gesetz erklärt, dass wir verdammt sind, so findet man doch unter hundert kaum einen, der zu diesem Urteil gelangt. Die Heuchelei hindert uns und verbindet uns die Augen, ja, sie macht uns völlig blind, so dass wir nicht erkennen, was doch klar auf der Hand liegt. Der hl. Paulus legt das Bekenntnis ab, er sei von Kind auf im Gesetz unterwiesen und habe in der Reihe der Gesetzeslehrer in hohem Ansehen gestanden; dennoch habe er die eigentliche Meinung des göttlichen Gesetzes nicht verstanden, sondern habe sich selbst geschmeichelt und sich in seinem Stolz für gerecht gehalten. „Ich lebte“, sagt er Röm. 7, 9; das heißt: ich meinte, ich sei vor Gott gerecht, und tat mir auf meine Verdienste viel zu gut. Wie kam das? Es war ihm noch nie der Gedanke gekommen: Gott hat uns sein Gesetz gegeben, damit ein jeder sich darin spiegle und erkenne, es ist lauter Ungerechtigkeit in mir, - und damit wir beschämt werden. Soweit war Paulus noch nicht gekommen. Wenn aber ein Mann wie Paulus, der im Gesetz Gottes unterwiesen und dabei so untadelig war, gleichwohl von Stolz geblendet ist, wie wird's dann bei uns sein? Und was wir erst aus denen werden, die überhaupt nicht nach Gott und seinem Wort fragen, die voll aller Laster sind und ein leichtfertiges Leben führen, oder auch aus denen, die sich rühmen, ohne zu wissen, warum? So grob macht sich die Heuchelei in den Menschen breit, dass man sich vielmehr wundern muss, wie Gott so geduldig sein und solche Leute solange tragen kann.

Ist uns aber der Verdammungsspruch, den Gott in seinem Gesetz über uns laut werden lässt, schon unbekannt, wie sollen wir dann eine viel erhabeneren und befremdlicheren Gerechtigkeit begreifen? Es ist uns doch gesagt:

„Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, vom ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften und deinen Nächsten als dich selbst.“ Und jedermann hält das für recht und billig. Denn die Natur selbst lehrt uns, dass wir dazu geschaffen sind, um diese Gemeinschaft zu pflegen, auf die Gott das Menschengeschlecht angelegt hat. Das sollten schon die kleinen Kinder wissen. Vergleichen wir aber unser Leben mit der Vorschrift Gottes in seinem Gesetz, so finden wir, dass jeder an seinem Teil schuldig ist, dass wir weit davon entfernt sind, alles zu erfüllen, was Gott uns vorschreibt, dass wir auch nicht mit einem einzigen Punkt fertig werden, ja, dass wir auch nicht einmal in Gedanken das Gute tun. Paulus sagt – und die Erfahrung bestätigt es nur zu sehr -: „Nicht, dass wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken als von uns selber“ (2. Kor 3, 5). Und wenn die Menschen nie eine Tat begangen hätten, die Verdammnis oder Tadel verdient hätte, so verdammt sie doch schon das eine Wort: Lass dich nicht gelüsten! Und Gott verbietet nicht allein den Willen zum Bösen, nein, er geht noch weiter, er verbietet die böse Lust: schon der Reiz zu irgendeiner schlechten Begierde macht uns zu Übertretern des Gesetzes.

Das Gesetz Gottes ist – an uns gemessen – wohl eine vollkommene Regel frommen und heiligen Lebens; so kann auch die Gesetzesgerechtigkeit vollkommen heißen, aber nur an der menschlichen Fähigkeit und am menschlichen Maß gemessen. Mit der Gerechtigkeit Gottes aber deckt sich diese Gerechtigkeit bei weitem nicht, geschweige denn, dass sie ihr gleich wäre. Das lehrt uns schon ein Blick auf die Engel. Die Engel haben kein geschriebenes Gesetz, gleichwohl fügen sie sich zum Gehorsam Gottes. Deshalb sagen wir auch in unserm Gebet: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! Im Himmel gibt es kein Widersprechen, nur vollkommenen Gehorsam, im Himmel herrscht Gott. Deshalb bitten wir auch, den Engeln gleichförmig zu werden; das wäre genug, denn dann hätten wir eine Vollkommenheit, wie alle Kreaturen haben sollten. Aber kann man deshalb die Gerechtigkeit der Engel mit der Gottes gleichstellen? Nein, da besteht ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde. Im Vergleich zu den Kreaturen ist die Gerechtigkeit der Engel allerdings vollkommen, und dennoch ist sie nichts, sie ist nur ein Rauch, wenn sie vor der unendlichen Majestät Gottes erscheinen müssen. Das Gesetz ist uns wohl als vollkommene Lebensregel gegeben, und wenn wir es halten könnten, würden wir vor Gott als gerecht und vollkommen gelten; aber deshalb wären wir noch lange nicht völlig gerecht, so dass wir sagen könnten, wir hätten in uns irgendwelche Würdigkeit oder

hätten ein Verdienst vor ihm. Warum? Weil er lauter Gnade ist, wenn Gott spricht: „Welcher Mensch meine Satzungen und Rechte tut, der wird dadurch leben“ (Lev 18, 5). Denn Gott könnte alles, was ihm gut dünkt, von uns fordern, und wir könnten nicht einmal sagen, wir wären ihm nicht verpflichtet. Denn wir sind sein, und wenn er will, braucht er nichts von dem, was wir ihm bringen, anzunehmen, wenn wir es auch für vollkommen gerecht und untadelig halten. Gott wird nicht geruhen, es mit freundlichen Augen anzusehen, wenn er nicht will, das heißt, wenn ihn nicht seine lautere Gnade und Freundlichkeit dazu bewegt, es zu tun.

Es gibt also in Gott zweierlei Gerechtigkeit: die eine ist die des Gesetzes, mit der Gott zufrieden ist, weil es ihm so gefällt, die andere eine verborgene Gerechtigkeit, die über das Verständnis der Kreaturen weit hinausgeht. Dementsprechend sagt auch Hiob: Hab ich unrecht gehandelt, wehe mir! Warum? Es steht geschrieben: „Verflucht ist, wer nicht alles tut, was in diesem Buch enthalten ist; verflucht ist, wer Gott nicht anbetet; verflucht ist, wer den Sabbat entheiligt; verflucht, wer Vater und Mutter nicht ehrt; verflucht, wer eines andern Gut raubt und stiehlt; verflucht, wer jemand tötet oder seinem Nächsten Schaden tut – und das ganze Volk soll sagen: Amen!“ Wir müssen also alle bekennen, dass wir Gottes Fluch und Verwerfung verdient haben. Denn wiewohl das Gesetz zur Zeit Hiobs noch nicht aufgeschrieben war, war dies Zeugnis doch schon in die Herzen der Menschen geschrieben.

Nun aber fügt er noch hinzu: Bin ich gerecht gewesen, so darf ich doch mein Haupt nicht erheben, denn ich sehe mich mit Schmach bedeckt und erkenne mein Elend. Hier könnte man die Frage aufwerfen: Wie meint Hiob das, er sei gerecht gewesen, was doch unmöglich ist? Er muss sich doch schlecht kennen, wenn er sich eine Vollkommenheit zuschreiben will, die das Gesetz Gottes wirklich erfülle. Solange die Menschen in ihrer Natur bleiben, kann gar nicht davon die Rede sein, dass sie ihre Pflicht gegen Gott auch nur in einem einzigen Stück erfüllen, nein, es ist lauter Widerspenstigkeit in ihnen, wie Paulus sagt: „Fleischlich gesinnt sein, ist eine Feindschaft wider Gott“ (Röm. 8, 7). Folgen wir unserer Natur, so geht's dem Willen Gottes stracks zuwider, es ist kein Gedanke in uns, der nicht schlecht und verdammungswürdig wäre. Ehe Gott nicht die Hand nach uns ausreckt, kommen wir nie zu ihm. Diese Gnade aber ist uns erst in begrenztem Umfang zuteil geworden; allerdings sehnen wir uns nach ihm, je mehr er uns zu

sich zieht und leitet, gleichwohl aber sind wir nicht da, wo wir sein sollten. Guten Willen haben wir wohl, aber er ist schwach; wir hinken, wir tun manchen Fehltritt, wir fallen, wir weichen oft vom rechten Wege ab. So sind die Menschen. Lasst uns an die denken, die es in dieser Gerechtigkeit am weitesten gebracht haben – haben die das Gesetz wirklich erfüllt? Nein, es gibt keinen, der sich nicht als schuldig erwiese, wenn Gott sein Leben prüft. Wie sagt denn Hiob? „Bin ich gerecht gewesen, so darf ich doch mein Haupt nicht aufheben!“ Gewiss, Gott erklärt für gerecht die, die es nicht sind. Hat er uns die Gnade geschenkt, nach seinem Willen zu wandeln, so sind wohl noch Mängel genug an uns, aber er sieht sie nicht an und lässt nicht die verdiente Strenge walten. Haben wir unsere Pflicht nicht in allen Stücken erfüllt, so verwirft er uns doch deshalb nicht, sondern er trägt uns in unserer Schwachheit, ja, er lobt, was nicht gut in uns ist, und nimmt es für gut. So verfährt Gott mit seinen Gläubigen.

Hiob aber spricht von einer Unmöglichkeit: Ich bin nicht so gerecht, dass ich mich vor Gott stellen und sagen könnte: Lass uns abrechnen, prüfe nur mein Leben durch, und es wird sich herausstellen, dass ich unanstößig gewandelt und meine Pflicht vollkommen erfüllt hätte, so würde ich mich doch nicht erdreisten, deshalb mein Haupt zu erheben. Denn ich sehe mich mit Schmach bedeckt und erkenne mein Elend. Hiob hätte sagen müssen: Gut, Gott ist gerecht, und nicht allein sein Gesetz soll mich im Zaum halten, nein, ich weiß: es gibt noch eine viel erhabeneren Gerechtigkeit als die, die uns in seinem Willen erkennbar ist und in dem Zeugnis, das er uns über Gut und Böse gibt. Unter diese gebührt es sich uns zu demütigen. So hätte er sagen sollen, aber aus seinen Worten geht hervor, dass er diese höhere Gerechtigkeit nur gezwungen anerkennt. Nein, wir wollen uns üben in der Betrachtung dieser wahren, unbegreiflichen Gerechtigkeit Gottes, ihn in seinen Geheimnissen anbeten und nicht meinen, wir könnten sein innerstes Wesen mit unserm schwachen Verstand erkennen; wir sehen doch, wie klein wir sind!

Was sollen wir denn tun? Um uns zu verdammen, genügt vollständig das Gesetz. Gott will nicht, dass wir anderswohin gehen als zu seinem Gesetz. Wir müssen die Worte ernst nehmen: Habe ich unrecht gehandelt, wehe mir! Dann ist das zweite Wort für uns gar nicht nötig: Bin ich gerecht gewesen, so darf ich doch mein Haupt nicht aufheben. Denn wo ist ein Gerechter? Und wenn wir gerecht, das heißt: nicht völlig gottlos und ruchlos sind,

so ist gleichwohl diese ganze Gerechtigkeit in uns nichts als eine gnadenreiche und gütige Annahme auf Seiten Gottes. Wieso? Es ist wahr: Die Gläubigen heißen gerecht, und zwar nicht nur deshalb, weil ihnen Gott die Sünden vergibt und sie zu Gnaden annimmt, sondern auch weil ihr Leben ihm angenehm ist. Aber diese Bezeichnung wird ihnen doch nur deshalb beigelegt, weil sie Gott in seiner gnadenreichen Güte angenommen und Gott ihnen ihre Sünden nicht zugerechnet hat. Wenn wir sagen, die Menschen werden durch den Glauben gerechtfertigt, so geschieht das doch nur deshalb, weil Gott ihnen ihre Sünden verzeiht und sie im Namen unseres Herrn Jesus Christus freispricht. So ist es auch zu verstehen, dass wir in unsern Werken gerecht sind – nämlich: Gott nimmt uns in Gnaden an! Denn unsere Werke verdienen nichts anderes, als dass Gott sie verwirft. Dabei meine ich nicht die Werke, die die Menschen aus ihrer eigenen Kraft verrichten; denn da ist nichts als lauter Unart und Widerspenstigkeit. Nein, auch wenn einer sich von Gottes Geist regieren lässt und durch des Geistes Gnade in guten Werken wandelt, so sind gleichwohl alle seine guten Werke unvollkommen, und Gott kann sie verwerfen; von Verdienst und Würdigkeit kann man da gar nicht reden, wie es die Papisten tun; denn da gibt's nur Befleckung. Ja, aber Gott nimmt sie doch an! Freilich, aber wie ein Vater annimmt, was sein Kind tut, auch wenn es nichts wert ist. Was wir an Gerechtigkeit besitzen, verdient nicht, bei Gott als gerecht zu gelten; denn es steht geschrieben: „Verflucht sei, wer nicht erfüllet alle die Worte dieses Gesetzes, dass er darnach tue!“ (Deut 27, 26). Wenn wir also auch die im Gesetz gesteckten Grenzen nicht überschreiten, so müssen wir dennoch den Kopf hängen lassen. Das ist aber noch gar nichts angesichts der für uns unbegreiflichen Gerechtigkeit Gottes! Gott ist uns nichts schuldig. Aber er hat doch gesagt: „Welcher Mensch meine Satzungen und Rechte tut, der wird dadurch leben“ (Lev 18, 5)? Jawohl, aber das hat er nur aus lauter Güte verheißen. So sagt auch unser Herr Jesus Christus: „Welcher ist unter euch, der einen Knecht hat, der ihm pflügt und das Vieh weidet – wenn er heimkommt vom Felde, dass er ihm sage: Geh alsbald hin und setze dich zu Tische?“ (Luk 17, 7). Nein, es ist die Aufgabe des Knechtes, seinen Herrn zu bedienen, nicht umgekehrt; der Herr ist dem Knecht zu nichts verpflichtet. So sagte er denn auch weiter: „Also auch ihr: wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte.“ Christus meint nicht, es könne sich jemals ein sterblicher Mensch finden, der alle getan hätte, was Gott befiehlt, sondern er setzt nur den Fall, es wäre so. Lasst uns auch ein-

mal den Fall setzen, es habe jemand das Gesetz gehalten, so müsste dieser Mensch doch Gott in aller Demut anbeten und sprechen: Herr, ich will mich gleichwohl unter deine Hand beugen; denn ich weiß ganz gut: Alles, was ich getan habe, kommt von dir; von mir kann nicht ein Tröpflein Gutes kommen. Und wenn du mich auch annimmst, so kommt das nicht von meiner Würdigkeit oder meinem Verdienst, sondern allein von deiner lauterer Güte!

## Hiob 10, 18 – 22.

**18) Warum hast du mich aus Mutterleib gezogen? Wäre ich doch gestorben, ehe ein Auge mich erblickt hätte! 19) So wäre ich gewesen, als wäre ich nie gewesen; man hätte mich aus Mutterleib ins Grab gezogen. 20) Will denn das Teil meiner Tage nicht bald ein Ende nehmen? Ach, dass er bald von mir abließe, damit ich wieder zu Atem käme, 21) ehe ich gehe ins finstere Land, in die Finsternis der Pest, daraus man nicht wiederkehrt, 22) in das finstere Land, wo nichts als Dunkel ist und dichte Finsternis, wo nichts als Unordnung ist; und wenn es hell werden soll, so gibt's nur Finsternis.**

Zweifellos versündigt sich Hiob mit diesen Worten. Denn wenn ein Mensch zeitlebens noch so elend ist, es ist doch ein Undank, wenn er nicht einsieht, dass Gott ihn erschaffen und gestaltet hat und dass er ihm deshalb zu höchstem Dank verpflichtet ist. Es ist doch wahrlich keine Kleinigkeit, dass Gott uns in die Welt gesetzt hat, um darin Könige zu sein! Wir dürfen uns an den Kreaturen freuen, dürfen sein Bild an uns tragen, dürfen ihn als unsern Vater wissen und in der Tat als solchen erfahren. Das ist doch eine große Ehre, die er uns damit erweist – und die sollten wir gering schätzen? Hiob spricht aus unbeherrschter Stimmung heraus; allerdings versteift er sich nicht auf diese Gedanken, aber doch beleidigt er Gott damit. Wir handeln immer unbeherrscht und maßlos, wenn wir das gegenwärtige Leben hassen, wenn wir es nicht so ansehen, wie es uns Gott gegeben hat, nämlich um uns seine väterliche Liebe zu zeigen. Es ist wahr: Das gegenwärtige Leben ist uns ein Zeugnis, dass Gott in seiner Güte uns schon jetzt das ewige Leben verheißt, nämlich die unsterbliche Herrlichkeit, die er uns erworben hat. Aber daran denken wir nicht, es fällt uns nicht ein, das zu unserm Lebenszweck zu machen; wir fragen nichts darnach, dass wir doch Gott dienen müssten, dass wir es machen sollen, wie es uns die heiligen Väter als Beispiel vorgelebt haben. David sagt: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen“ (Ps. 118, 17), und Jesaja: „Herr, hilf mir, so wollen wir meine Lieder singen, solange wir leben, im Hause des Herrn“ (Jes. 38, 20). Darum aber kümmern wir uns nicht; wir haben einen rohen Lebensdrang, wir wollen nur unser Vergnügen haben, essen und trinken, unsern Lüsten Genüge tun, jeder nach seiner Veranlagung. Wir kommen von uns selbst nicht los und kümmern uns nicht um Gott, und es ist ein sehr böser Fehler, wenn der einzige Grund unseres Lebensüberdrusses der ist, dass wir kein



Vergnügen mehr haben – nicht etwa, dass wir in den Ketten der Sünde sind, sondern dass Gott sich uns nicht gefällig genug zeigt, dass unser Fleisch nicht auf seine Rechnung kommt! Wenn Gott sich uns nicht unterwerfen und uns den Willen nicht tun will, sondern alles verkehrt geht, das verdrießt uns, das sticht uns, das quält uns, und wir geben unserm Missfallen überall Ausdruck. Nein, wir müssen das gegenwärtige Leben in Ehren halten, weil Gott uns hineingesetzt hat: es soll uns ein Zeugnis seiner väterlichen Liebe sein. Dann kommen wir auch nicht in die Versuchung, zu wünschen, wir hätten nie gelebt. Den Verworfenen freilich wäre es besser, dass ihre Mutter sie nie geboren oder die Erde sie verschlungen hätte oder dass sie nie von ihrer Mutter empfangen wären, wie Jesus von Judas sagt (Matth 26, 24). An sich aber ist das menschliche Leben eine köstliche und edle Gottesgabe; denn Gott schafft keinen Menschen, ohne ihm sein Ebenbild aufzuprägen. Das ist nun freilich durch die Sünde ausgetilgt; aber was die Ordnung der Natur betrifft, so steht die Güte Gottes immer noch höher und muss von uns gepriesen werden.

Danach fährt Hiob fort: Ach, dass Gott bald von mir abließe, damit ich wieder zu Atem käme, ehe ich gehe ins finstere Land, in die Finsternis der Pest, daraus man nicht wiederkehrt, in das finstere Land, wo nichts als Dunkel und Unordnung! Unter dem Druck des Gerichtes Gottes ist Hiob innerlich ganz aus dem Gleichgewicht gekommen; er fühlt nicht nur seine leibliche Not, wie jeder von uns sie fühlt, er denkt immer nur daran, dass Gott sein Widersacher, ja sein Todfeind ist. Wenn uns unsere Sünden vor Augen kommen und der Teufel uns den Zorn Gottes fühlen lässt, wenn noch dazu unser Gewissen uns straft und verdammt und Gott uns auch da seinen Zorn fühlen lässt, dann kommt über uns eine Angst, viel größer und schrecklicher als alle Not, die wir an unserm Fleisch erleiden. Darum sollen wir auf solche geistlichen Kämpfe gerüstet sein und Gott um Kraft und Beistand bitten. Ach, dass Gott bald von mir abließe! Dieser Wunsch zeigt uns noch besser, wie jämmerlich es um die armen Sünder steht, wenn die merken, dass Gott sie verfolgt und ihr Widersacher ist. Denn worin besteht unser Vorzug und unsere Freude? Doch nur darin, dass Gott uns nahe ist und wir spüren, dass seine Kraft uns nicht verlässt! Auf der anderen Seite aber hat ein armer Sünder unter den Schrecken des göttlichen Gerichts nur noch den einen Wunsch, sich irgendwo zu verbergen und zu verkriechen, damit nur Gott ihn nicht mehr sieht und ihn seine Hand nicht mehr fühlen lässt. Wenn Gott sich gegen die Menschen zornig zeigt, so kennen sie keinen besseren Zu-

fluchtsort als den Sammelplatz alles Bösen, die Hölle. Denn das ist eine rechte Hölle, diese Gottesferne, und gleichwohl ist sie es, die sich alle armen Sünder wünschen, mit denen Gott so umgeht, dass er es sie fühlen lässt, wie es bei ihm nur Zorn und Verdammnis gibt. Darum sollen wir Gott bitten, er lasse uns die Gnade, die er uns anbietet, nimmer vergessen, er wolle uns allezeit Zuflucht zu seiner Güte gewähren, und wenn er auch mit Recht über uns zürnt, wolle er uns doch die Gewissheit geben, dass er nicht aufhört, uns zu sich einzuladen. Denn größer als die Strenge seines Gerichtes, die wir mit unsern Sünden verdient haben, ist seine Güte, und das ist unser Trost, bis er die Hände wieder von uns abzieht. Drum, wenn Gott von uns weicht, sollen wir nicht von ihm weichen, sondern sprechen: Herr, lass deinen Zorn ferne von uns sein; denn wenn du uns dein zorniges Angesicht zeigst, so ist es, als lägen wir schon in der tiefsten Hölle. Das müssen wir uns zunutze machen, damit wir, wenn Gott uns prüft und unsere Beständigkeit in den Anfechtungen erprobt, nicht als Besiegte am Boden liegen. Und so mögen wir mit dem hl. Paulus sagen: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes“ (Röm. 8, 38. 39). Paulus nennt besonders „das Zukünftige“; er meint: Die Menschen sind so viel Trübsalen unterworfen, dass wir weder Zahl noch Maß begreifen können – es ist in unserer Natur ein wahrer Irrgarten von Trübsalen –, aber soviel ist sicher: Haben wir unsern Herrn Jesus Christus, der uns mit Gott, seinem Vater, verbindet, so gibt es nichts, was uns daran hindern könnte, allezeit Grund zur Freude zu haben.

Zum Schluss spricht Hiob von dem Los der Verstorbenen im Lande der Finsternis. Hier redet er als ein Mensch, der keine Hoffnung hat, weder auf die Unsterblichkeit der Seele noch auf die verheißene Auferstehung. Wie kann er nur so sprechen? Er bringt eben zum Ausdruck, wie es einem armen Sünder zumute ist, der nur noch in der Angst vor dem Zorne Gottes lebt. Hiob ist in die Hölle geführt, wo Gott sein Richter ist und er selbst der Verworfenene, und wo es keine Hoffnung auf Gnade und Vergebung mehr für ihn gibt. Deshalb ist auch sein Gemüt so verwirrt, wenn er vom Tode redet. Der Tod stößt die Ordnung Gottes um, ebenso wie die Sünde sie umgestoßen hat. Als Gott den Menschen schuf, geschah das nicht so, dass er sterblich war. Es ist wohl wahr: In dem Stande, in dem Adam sich befand, hätten wir nicht für immer in dieser Welt gelebt; denn Gott hätte uns in eine herrliche

Unsterblichkeit verwandelt. Aber darum hätten wir doch nicht sterblich zu werden brauchen; es wäre nicht nötig gewesen, dass unser sterbliches Teil erst noch der Erneuerung bedurft hätte. Mit Adam war es so: Nachdem er sein Leben in der Welt geendet, hatte er sein ewiges Erbe bei Gott. Als aber die Sünde hinzukam, siehe, da tat Gott auch den Tod hinzu, und zwar einen Tod, der lauter Verwirrung bedeutet. Der Mensch hätte den Tod nicht fühlen können, wenn nicht der Fluch Gottes dazugekommen wäre, der den Menschen gleichsam aus der Zahl der Kreaturen abschnitt. Gott hat uns doch in die Welt gesetzt, dass wir als seine Kinder darin leben sollen; er rafft uns aus dieser Welt hinweg, wenn er uns das Leben nimmt; es ist, als wenn er uns aus seinem Haus vertriebe und uns erklärte, er wolle uns nicht mehr als seine Geschöpfe ansehen. Ist das nicht eine schreckliche Verwirrung? Wenn wir von nichts anderem wissen als von unseren Sünden und von Gottes Gericht, so sitzen wir rettungslos fest.

Darum braucht es uns gar nicht zu wundern, dass Hiob von dem „Lande der Finsternis und Verwirrung“ spricht. Er fasst die Sünde mit dem Tode und dem Fluche Gottes zusammen, und solange ihn Gott in diesem Schreckensgefängnis festhält, verbittert er sich gegen Gott: er sucht seine Gnade nicht, die doch die rechte Arznei ist, um uns zu zeigen, dass es im Tode Klarheit gibt und mitten in der Finsternis, so dunkel sie auch sein mag, dennoch eine Ordnung, weil wir nach der Vernichtung im Tode doch sollen auferweckt werden. Warum bedenkt das Hiob nicht? Weil ihn Gott erst musste seine ganze Strenge fühlen lassen und erst darnach ihn trösten konnte. Wollen wir die Gnade annehmen, die uns gegeben ist und in unserm Herrn Jesus Christus täglich angeboten wird, so müssen wir zuvor merken, wie es um uns bestellt ist. Wollen wir recht schmecken, was es um das himmlische Leben ist? Dann müssen wir zuerst erkennen, wozu wir geboren sind, und zwar nachdem wir in Adam gesündigt haben. Und nicht ohne Grund sagt Paulus: „Der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche“ (1. Kor 15, 46). Wiewohl wir die alleredelsten und trefflichsten Geschöpfe Gottes sind, hat der Tod durch die Sünde diesen Adel in uns so gut wie vernichtet und zerstört, so dass wir Gott missfallen, ja, er uns verleugnet, als hätte seine Hand uns nicht gemacht, weil wir doch ganz verändert sind und der Teufel uns sein Erkennungszeichen aufgeprägt hat; ja, wir sind dem Fluch unterworfen, der über Adam verhängt ist, wir sind wie verbannt aus der ganzen Welt, dass Himmel und Erde einen Abscheu vor uns haben.

Wenn wir aber wissen, wie unser Leben jämmerlich ist und der Tod noch viel jämmerlicher, weil er der große Abgrund ist, der uns zeigt, was der Fluch bedeutet, den Gott über uns ausgesprochen hat, - dann müssen wir wohl zusehen, dass uns die Traurigkeit nicht ganz und gar verschlingt. Da gibt's nur ein Heilmittel: die Augen auf unseren Herrn Jesus Christus zu richten. Dann lässt uns Gott das Licht in der Finsternis aufgehen: unser Herr Jesus Christus stellt sich uns dar als die Sonne der Gerechtigkeit. Dann kann kein Tod uns schrecken. Darum sagt auch David, Gottes Hirtenstab werde ihn trösten im Schatten des Todes und im finstern Tal (Ps. 23, 4). Wie soll aber Gott sich als unser Hirt erzeigen? Nur in dem Angesicht Jesu Christi. Unser Stand ist ganz jämmerlich, wir sind den armen Würmern gleich der Verwesung unterworfen; aber wenn wir den Sohn Gottes haben, so bekommen wir gleichwohl einen Geschmack von der Wohltat, die uns Gott erwiesen, als er mitten aus der Finsternis das Licht hervorbrechen ließ, wie es bei der Schöpfung von der Welt heißt: „Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht“ (Gen 1, 3). Wir dürfen uns freuen, dass Gott durch seinen eingeborenen Sohn in unserm Tode noch mehr als in unserm Leben seine Güte und Gnade hat aufleuchten lassen. Denn wenn uns ist, als müssten wir in den Abgrund der Hölle fahren, siehe, so öffnet uns Gott die Pforten seines Königreichs und führt uns in eine Herberge, aus der wir jetzt noch verbannt sind.

Und nicht nur unser Sterben macht Jesus Christus uns hell, damit uns seine Finsternis nicht mehr finster sei, sondern auch unser Leben. Diese Welt ist voll von Finsternis, und wir müssen uns wie arme Blinde hindurchtasten; unser Herr Jesus Christus aber erleuchtet uns ohne Aufhören durch sein Evangelium. Wir haben das Gesetz und die Propheten als leuchtende Fackeln; wir haben aber auch das Evangelium, und das ist uns ein noch viel helleres Licht; es leuchtet wie der helle Mittag. Wenn uns Jesus Christus erleuchtet hat und wir schon in diesem Leben in der Hoffnung des ewigen Lebens wandeln, so haben wir wohl den Tod vor Augen, aber umso mehr müssen wir Gott anrufen, umso geduldiger müssen wir abwarten, dass er unsere Seelen in seinem Reich erquickt. Denn solange unsere Seele im Leibe wohnt, steht sie immerfort unter dem Druck und hat noch keine vollkommene Freude, bis Gott sie gnädig zu sich versammelt. Hiob hat beides, Glauben und Hoffnung aufs ewige Leben, gehabt; aber als er an das Grab denkt, sieht er die Hölle offen stehen, um ihn zu verschlingen. Wie ihm aber Gott endlich den Sieg gegeben hat über solche Anfechtungen, so wird er's

auch mit uns machen, wenn wir uns sehnen nach dem himmlischen Erbe, zu dem uns Gott berufen hat, um uns teilhaftig zu machen seiner herrlichen Unsterblichkeit.

## **Hiob 11, 1 – 6.**

**1) Da nahm Zophar aus Naema das Wort: 2) Soll denn ein Schwätzer ohne Antwort bleiben, und soll ein Maulheld Recht behalten? 3) Ja, dein Gerede macht die Männer stumm, und wenn du höhnt, wird keiner dich beschämen. 4) Du hast gesagt: „Meine Weise ist richtig, und ich bin rein in deiner Gegenwart.“ 5) Ach, ich wollte, Gott redete mit dir und täte seine Lippen wider dich auf 6) und offenbarte dir die Geheimnisse der Weisheit. Denn sein Gericht ist doppelt gerecht, und Gott hat dich, was deine Sünde betrifft, in Vergessenheit gebracht.**

Wie kann der Mensch vor Gott bestehen? Bei dieser Frage ziemt es sich nicht, unser Geschwätz vorzubringen, als könnten wir vermöge eines leeren Wortschwallis Recht behalten; man kann nur so darüber sprechen, dass man die Majestät Gottes anerkennt und sich davon zu Boden werfen lässt. Deshalb sollen wir einsehen: Es ist unmöglich, die uns unbegreifliche Weisheit zu erforschen, sondern die ganze Welt muss sich unter sie demütigen. Ja, würde diese Lehre immer richtig behandelt und besprochen, so würde heute nicht soviel Zank und Streit die Welt beherrschen in der Frage: Wie kann der Mensch vor Gott gerecht und selig werden? Die da meinen, man könne durch etliches Verdienst sich Gottes Gnade erwerben, und die Behauptung aufstellen, der Mensch könne gar durch eigene Kraft sich selig machen, die haben keine Ahnung von Gottes Majestät, sondern sie reden davon, als handle es sich um ganz belanglose Sachen. Wenn sie darüber reden, wie es kommt, dass Gott uns lieb hat, dass er uns gnädig ist, und wie wir es machen sollen, um vor seiner Majestät Gnade zu finden, so haben sie von der Gerechtigkeit, vom Gericht und von allem, was sonst hier zu nennen wäre, keine Ahnung.

Soll denn ein Schwätzer ohne Antwort bleiben und soll ein Maulheld Recht behalten? Das ist ein Schlag auf der Menschen schwatzendes Maul und ihren selbstgefälligen, armseligen Wortschwall. Da sieht man, wie die Menschen sich täuschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, die Leute zu rechtfertigen und Engel aus ihnen zu machen, und es ist doch nichts als lauter Armseligkeit und Schmutz an ihnen. Gewiss, sie haben einige einleuchtende Gründe zur Hand, denen die Leute Beifall zollen; denn in der Frage nach der Gerechtigkeit wird die menschliche Vernunft immer sagen: Der Mensch muss ohne Tadel leben, muss seine Pflicht tun, muss jedermann sein Recht geben; das hält man für Gerechtigkeit. Sagt man aber: Der

Mensch ist vor Gott gerechtfertigt, obwohl er ein armer Sünder ist, seine Sünden sind ihm vergeben – das dünkt sie eine wunderliche Rede, die ihrem fleischlichen Verstande nicht eingeht. „Ich soll als gerecht erklärt werden, und dabei soll die Gerechtigkeit außer mir sein? Ich soll sie anderswoher entlehnen müssen? Gott weiß, dass ich ein armer Sünder bin, und trotzdem soll er mich selig machen? Wie soll das zugehen?“ Wenn also die Sophisten und Heuchler die Verdienste der Menschen preisen und uns glauben machen wollen, wir könnten uns mit unsern Tugenden das Paradies erwerben, so sieht das wunderschön aus, und den meisten Menschen geht es gar glatt ein. Darum werden sie auch in ihrer Meinung immer verstockter und giftiger. Denn wenn man alles gut und schön findet, was sie sagen, so meinen sie, auch Gott müsse mit ihnen zufrieden sein. Aber wenn Gott auch für eine Weile sich unser Geschwätz gefallen lässt und wir scheinbar im Recht bleiben, - unsere Sache gewinnen wir damit doch nicht, und am Ende müssen wir ganz klein werden.

Wenn Gott auf seinem Richterstuhl erscheint, dann muss wohl alles Geschwätz verstummen, in dem die Menschen sich gefallen und grosstun. Handelt es sich also darum, wie wir vor Gott bestehen mögen, so dürfen wir keine Gründe anführen, die unserer Vernunft glaubhaft erscheinen und denen die Welt Beifall zollt, sondern da muss ein jeder in sich schlagen und in sein Gewissen hineinhorchen; das muss das erste sein.

Die menschliche Vernunft wird immer sagen: Ja, man muss gerecht leben. Gewiss, im eigentlichen Sinne bedeutet Gerechtigkeit, dass das Leben der Menschen ist, wie es sein soll, dass nichts daran zu tadeln ist, weil sie Gottes Gesetz vollkommen erfüllen. Aber darüber hinaus müssen wir zu einer andern Gerechtigkeit kommen, weil eben jene andere Gerechtigkeit uns mangelt. Wenn nun aber die Leute so viel wissen, dass man seine Pflicht tun und nach Gott und seinem Wort wandeln muss, dann kommt ihnen sofort der Gedanke: Ja, das Gesetz Gottes muss ich erfüllen – und dabei meinen sie, das werde ihnen schon gelingen, und können doch keinen Finger dazu rühren! Es ist seltsam: sie reden sich vor, sie könnten Berge tragen, und können doch nicht einen Strohalm bewegen. Gleichwohl sind sie vermessen genug, sich zu rühmen, sie könnten Gottes Gesetz erfüllen, sie brauchten nur zu wollen. Und am Ende lehrt sie die Erfahrung, wie schwach sie sind. Gewiss, eine Zeitlang gehen sie in ihrer vermessenen Aufgeblasenheit einher. Ja, der schlimmste Fehler besteht in ihrer Einbil-

dung, sie könnten sich ganz gut gerecht machen, auch wenn sie Gottes Gesetz nicht hielten, und zwar durch ihre törichten Andachtsübungen. Um Heiligkeit und Gerechtigkeit zu erlangen, geben sie sich gar keine Mühe, ihr Leben nach den Geboten Gottes einzurichten. Jeder nimmt sich irgendein Andachtswerk vor, er hat seine Zeremonien, eine Masse von Aberglauben, die er Gottesdienst nennt. Wenn sie nur alle Tage die Messe hören, zahlreiche Gebete herplappern und fasten, dann meinen diese bigotten Narren, sie hätten ihre Pflicht gegen Gott aufs beste erfüllt, ja, sie hätten sich ihm zu Dank verpflichtet. Eine Zeitlang sind sie ganz ruhig dabei; zeigt man ihnen aber, dass alles verlorne Mühe ist, so ärgern sie sich und werden voll Gifts. Es dünkt sie, Gott tue ihnen groß Unrecht, wenn er all den Krimskrams, womit sie sich betrügen, nicht annimmt und gut findet.

Wenn die Leute aber durch ihr Gewissen überführt sind, so suchen sie mit allerlei Mittelchen sich selbst zu helfen und erfinden allerlei „genugtuende Leistungen“ und die „überverdienstlichen Werke“, also solche, die Gott angeblich mehr geben, als man ihm schuldig ist. An die kommende Abrechnung vor dem Richter denken sie nicht: „Wir tun doch alles, was wir können; warum geben wir uns denn so viel Mühe? Doch nur darum, Gott zu dienen! Und das alles sollte er verwerfen für nichts achten? Gewiss, wir sind schwache Menschen, wir haben Fehler und Unvollkommenheiten genug, aber wenn wir uns Mühe geben, unsere Sünden wieder gut zu machen, so muss Gott das doch gelten lassen.“ So schwatzen die Menschen und halten sich für mehr als freigesprochen, und jeden Tadel weisen sie mit Gift und Galle ab.

Nun spricht Zophar zu Hiob: Du hast gesagt: Meine Weise ist richtig, und ich bin rein in deiner Gegenwart. Das ist also das Geschwätz, das Zophar verdammt. Wer die menschlichen Kräfte erhebt und den Menschen einredet, sie seien vor Gott vollkommen gerecht, der ist bei allem frommen Schein doch nur ein Schwätzer. Es gibt keine andere wohlbegründete Lehre, die vor Gott bestehen könnte, als die, die die Menschen zunichte macht und ihnen zeigt, dass sie keinerlei Grund zum Rühmen haben, kurzum, die sie so beschämt, dass sie keine andere Zuflucht mehr wissen als zu Gottes lauterer Güte und Barmherzigkeit.

Dann fährt er fort: Ach, ich wollte, Gott redete mit dir und täte seine Lippen wider dich auf. Ja, dann ist es mit der Menschen Klugheit und Würde vorbei, wenn Gott den Mund wider sie auftut. Dann fallen alle unsere Gedan-



ken, die wir so fest und gesichert glaubten, zu Boden, alles zerfließt uns unter den Händen, und alle unsere Reden werden zu Schaum. All die großen Blasen zerplatzen, und nichts bleibt davon übrig. Gott muss reden, wenn die Menschen schweigen sollen. Wie redet denn Gott mit uns? Schon in der Heiligen Schrift hat er zur Genüge ausgesprochen, was uns demütigen muss. Sie zeigt uns alle Menschen als verdammt und in Adam verflucht. Weiter aber muss auch jeder für sich völlig zu Schanden werden, wenn Gott uns zeigt, wie fluchwürdig unsere Sünden sind, so dass wirklich kein Mensch mehr an sich Gefallen haben kann. Auch wer Unmut und Abscheu vor sich selber hat, kennt noch nicht den hundertsten Teil des Bösen, das in ihm ist. Im dritten Kapitel des Römerbriefs deckt der hl. Paulus der ganzen Menschheit derart ihre Schande auf, dass uns die Haare zu Berge stehen müssten, wenn wir's lesen; denn dort werden wir alles Bösen überführt, und wenn einer auch nicht aller bösen Taten schuldig ist, so tragen wir doch alle den Samen dazu in uns. Da könnten wir wohl stumm und klein werden. Aber die Menschen sind so hoffärtig, dass sie sich in dies Verdammungsurteil der Schrift gar nicht schicken können; es hat sie niemals an der Meinung irregemacht, der Mensch könne sich vor Gott rechtfertigen. Weil jedoch der Mensch alle Gerechtigkeit verloren und in sich nichts hat als Fluch, so muss er seine Zuflucht nehmen zu der lauterer Gnade Gottes und in unserm Herrn Jesus Christus suchen, was er in seiner eigenen Person nicht hat.

Aber alles, was die Schrift uns über unsere Sünden sagt, macht uns noch nicht klein und befreit uns noch nicht von der Hoffart und Vermessenheit unseres Fleisches. Darum muss Gott noch anders zu uns reden, muss uns das in der Schrift Gesagte durch die Erfahrung unseres Lebens bestätigen, damit wir merken: Die Schrift meint uns, und Gott reißt uns die Decke der Heuchelei von den Augen. Denn wenn wir in der Schrift lesen: Es gibt keinen, der Gott sucht, sie sind alle dem Bösen ergeben, alle Menschen sind in ihrem Sündenverderben vergiftet, in den Menschen ist lauter Eitelkeit, und all ihre Weisheit ist lauter Torheit, alle ihre Gedanken und Begehungen sind böse, sind Feindschaft gegen Gott und gegen alles Recht – wenn wir das hören, so denken wir: Ach, das gilt von den Gottlosen, und zu denen gehöre ich doch nicht – da hält sich jeder für eine Ausnahme. Und dann meinen wir, wir wären wer weiß wie gut, und wenn wir auch nur einen Tropfen Gutes haben, so dehnen wir den in die Länge und Breite aus, so dass es uns endlich dünkt, damit könne Gott wohl zufrieden sein. Deshalb ist es gar nö-

tig, dass Gott kommt und uns die Decke hinweg zieht, und dass es mit der Einbildung ein Ende nimmt, wir wären oder gälten etwas; wir müssen wissen, dass sich alle in der Schrift enthaltenen Flüche auf uns beziehen, und darum müssen uns erst einmal tödliche Wunden beigebracht werden, wenn wir unsere Schmach und Schande erkennen sollen.

Wollen wir also wissen, was Gerechtigkeit ist und wie wir gerecht werden und vor Gott Gnade erlangen können, so müssen wir auf Gottes Rede lauschen und die Heilige Schrift annehmen, sonst wird dies Wort, wir mögen wollen oder nicht, unser Richter, wenn wir es verachten. Darum lasst uns ihn bitten: wenn er auf seine erschreckliche Art mit uns geredet hat, so wolle er uns darnach wieder trösten, damit wir doch wieder etwas von seiner Güte schmecken. Wenn der Mensch erst schamrot wird und seine Augen niederschlägt, dann wird ihn nichts mehr daran hindern, seine Zuflucht zu dem Herrn Jesus Christus zu nehmen. Sind wir erst von aller Vermessenheit frei, dann erwacht in uns der Hunger, und dann haben wir nur noch den einen Wunsch, Gott wolle unsere Gebrechen heilen. Wer Gott mit Ernst hat reden hören, der stimmt freudig und gern dieser Lehre zu, dass wir keine andere Gerechtigkeit haben als allein die, die uns in unserm Herrn Jesus Christus geschenkt ist, und dass Gott uns Sünder, Verfluchte, Verdammte und Verlorne dennoch aus unserm Jammer erlöst, weil das Lösegeld bezahlt ist, da Jesus Christus zu unserer Erlösung und Seligkeit sein Blut vergoß; dazu, dass der Gehorsam, den Christus seinem Vater geleistet hat, uns zugerechnet wird, so dass es ist, als hätten wir das Gesetz erfüllt. Darum spricht Zophar: Ach, ich wollte Gott redete mit dir.

Dann fährt er fort: Ich wollte, Gott offenbarte dir die Geheimnisse der Weisheit. Die Kenntnis, die wir von unsern Sünden und von der unschätzbaren Güte Gottes haben, geht weit über unser Begreifen hinaus; es ist eine Weisheit, die durch menschliche Vernunft nicht zu fassen ist, sondern sie muss uns von oben herab gegeben werden. Wer sich darum für gar klug und scharfsinnig hält, weil er es mit eigener Vernunft begreifen will, der verlässt sich auf seine eigenen Tugenden. Deshalb ist vonnöten, dass Gott uns diese Weisheit offenbart, die uns sonst unbekannt bleibt, damit wir unsere Grenzen nicht überschreiten. Zu dieser Erkenntnis vermögen wir aus eigener Kraft nicht zu gelangen, ja, soviel wir können, fliehen wir davor. Es muss also unser einziger Wunsch sein, dass er uns zu Gnaden annehme, und zwar so, dass er nicht allein unsere begangenen Missetaten uns verzeihe, sondern

auch in Zukunft uns so regiere und bessere, dass wir in seinem Gehorsam wandeln können – was freilich nicht so gemeint ist, als könnten wir ihn mit unsern Werken und Verdiensten bezahlen, sondern dass wir uns zu seiner Gnade wenden und ihn bitten, er wolle uns durch seinen Heiligen Geist also regieren, dass wir ihn immerdar als unsern Vater anrufen.

## **Hiob 11, 7 – 12.**

**7) Wirst du wohl Gott finden, wenn du ihn suchst? Wirst du des Allmächtigen ganze Vollkommenheit ergründen? 8) Sie übersteigt die Höhe der Himmel – was willst du denn tun? Sie ist tiefer als der Abgrund – wie willst du sie denn begreifen? 9) Ihre Länge ist weiter als die Erde, ihre Breite größer als das Meer. 10) Wenn er einher fährt, um auszuschießen oder einzuschließen, wer will ihn hindern? 11) Und weil er die eitlen Menschen kennt, weil er siehet, die nichts wert sind, sollte er da nicht verstehen, 12) dass der Mensch, der sonst so wild ist, mit einem Herzen begabt und wie ein wilder Esel geboren ist?**

Wir mühen uns vergeblich Gottes Weisheit zu erforschen, ebenso wie es uns nicht zusteht, uns vor Gott zu rechtfertigen. Gottes Vollkommenheit übersteigt die Höhe der Himmel, sie ist tiefer als die Abgründe. Und unser Maß? Der Mensch möchte sich gern die ganze Erde unterwerfen, und dabei genügen sechs Fuß, um ihn zu bedecken; der Mensch möchte gern das ganze Meer ist sein Gehirn einschließen, aber es ist vergebliche Mühe; er möchte über alle Himmel steigen, aber wie soll er dahin kommen? Er möchte gern alle Tiefen ergründen, aber wie soll er das machen? Aber könnten unsere Gedanken wirklich über die Himmel fliegen, so dass nichts vor ihnen verborgen bliebe, - die Weisheit Gottes erreichten wir dennoch nicht, weil sie grenzenlos ist; weder mit den Abgründen noch mit den Himmeln kann man sie vergleichen; denn sie überragt sie weit. Nein, es wäre eine törichte Vermessenheit, wollten wir uns unterstehen, die Ursachen des göttlichen Handelns ergründen zu wollen. Unter Weisheit ist hier der unergründliche Rat Gottes zu verstehen. Gewiss, ein klein wenig von dieser Gottesweisheit können wir wohl spüren; betrachten wir etwa die Kreaturen, so gibt sich uns Gott darin zu erkennen, freilich nur zum Teil. Nehmen wir nur das geringste Blättchen in die Hand, so sehen wir darin Gottes Künstlerhand; das ist ein rechter Spiegel seiner Weisheit. Und befassen wir uns mit den größeren und kunstreicheren Werken, so erkennen wir daran noch viel besser, was für ein wunderbares Ding es um die Weisheit Gottes ist, wenn wir auch nur einen geringen Geschmack davon bekommen.

Hier aber ist von der Vollkommenheit die Rede; wollen wir wissen, warum Gott alles tut, welches Ziel er verfolgt und was für Gründe ihn bewegen, so müssen wir ganz und gar zu Schanden werden. Da werden wir denn an die Stumpfheit unserer Fassungskraft erinnert, damit wir in unseren Grenzen

bleiben und uns nicht wie wilde Rosse benehmen – es ist ja nur unser Stolz und unsere Vermessenheit, die uns dazu treiben. Aber auch auf die Güte unseres Gottes werden wir hingewiesen, die sich uns und unserer Schwachheit anpasst, so dass wir von den unbegreiflichen Dingen doch wenigstens einen Geschmack bekommen, soviel es uns heilsam ist. Wir wollen freilich gern, dass Gott uns Rechenschaft ablegte, warum er dies und das tut. Und wenn wir auch nichts dagegen sagen können, so wollten wir doch gern, dass Gott uns nichts verheimlichte und dass wir in seine tiefsten Geheimnisse eindringen könnten; denn das kitzelt unsere Neugier. Das Gefäß unseres Verstandes ist zu klein – Grund genug, um uns zu beherrschen, nicht unserer Neugier nachzuhängen und mehr wissen zu wollen, als Gott zulässt. Lasst uns nur das eine festhalten: Es ist lauter Gnade, wenn Gott sich uns anpasst und uns seine Werke offenbart, soweit es uns nützlich und heilsam ist zu wissen, warum er dies oder das tut. Das tut Gott nicht, weil er es tun müsste – welche Verpflichtung sollte er denn haben, und wie sollten wir ihn wohl dazu zwingen können? Nein, es ist ein Zeichen, wie sehr er uns liebt, wenn er uns so freundlich nahe kommt. Wir hören ja, wie unser Herr Jesus Christus zu seinen Jüngern spricht: „Ich sage hinfort nicht, dass ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich gesagt, dass ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kundgetan“ (Joh. 15, 15). Es gebührt uns nicht, allzu weise zu sein, sondern uns mit dem bescheidenen Maß des Wissens, das er uns gibt, zufrieden zu geben.

Wollen wir jedoch diesen Fehler vermeiden, so geraten wir allzu leicht ins Gegenteil und denken: Dann müssen wir also die Augen schließen und nach nichts mehr fragen. Nein, Gott hat uns zu seinem Ebenbild erschaffen, damit wir das Licht, das er uns zeigt, auch anschauen und ja nicht verlöschen lassen. Wenn er als unser Lehrmeister zu uns redet, so kann er uns Weisheit und Verstand geben, um seine Wahrheit zu fassen, und wir können keinem Irrtum verfallen. Hält er aber seinen Mund geschlossen, so muss auch unser Sinn verschlossen sein. Es gibt ein gebräuchliches Sprichwort: Gottes Geheimnisse darf man nicht ergründen wollen! Das ist ganz richtig: man darf sie nicht erforschen, oder besser: man darf es nur, soweit er sie uns mitteilt, und dann sind es keine Geheimnisse mehr. Paulus nennt das Evangelium „das Geheimnis, das von der Welt her in Gott verborgen gewesen ist, der alle Dinge geschaffen hat durch Jesus Christus, auf dass jetzt kund würde den Fürstentümern und Herrschaften in dem Himmel an der Gemeinde die man-

nigfaltige Weisheit Gottes“ (Eph. 3, 9. 10). Nichtsdestoweniger ist es uns leicht zu fassen; denn Gott legt uns darin seinen Willen auseinander, ja, er kaut uns sozusagen das Fleisch vor, so dass wir es nur noch zu uns zu nehmen brauchen; er lässt sich zu unserm mangelhaften Verständnis herab und erklärt es uns in seiner Freundlichkeit täglich mehr. An sich also ist das Evangelium eine so hohe Weisheit, dass wir sie von uns aus nie erfassen können, wie ja auch die Engel sie nicht begreifen; und doch soll seine Wahrheit uns bekannt sein, ja selbst den Unverständigen und Ungelehrten, nämlich soweit sich Gott uns darin angepasst hat.

Es gibt aber noch andere Geheimnisse, die uns verborgen sind und zu denen uns Gott noch nicht gelangen lässt. Am Jüngsten Tage soll uns alles bekannt werden, für jetzt aber gilt das Wort des Paulus: „Unser Wissen ist Stückwerk“ (1. Kor 13, 9). Für jetzt gibt uns Gott nur einen Geschmack dessen, was uns vollkommen wird offenbart werden, wenn wir völlig in sein Bild und seine Herrlichkeit verwandelt sind. Es gibt also Geheimnisse Gottes, die er uns während unseres sterblichen Lebens verborgen halten will: so können wir zum Beispiel nicht wissen, was Gott über diesen und jenen bestimmt hat. Von den Gläubigen allerdings haben wir ein ausreichendes Zeugnis, dass Gott sie erwählt und zu Kindern und Erben der Seligkeit angenommen hat, aber gleichwohl können sie nicht in die himmlischen Register hineinschauen, um zu wissen, ob ihr Name darin geschrieben ist; es muss ihnen genügen, dass Gott ihnen eine gute schriftliche Beglaubigung ihrer Erwählung gegeben hat, die müssen sie in unserm Herrn Jesus anschauen; sie sind ja seine Glieder, deshalb kommt ihnen kein Zweifel daran, dass Gott sie als seine Kinder anerkennt. Aber wir wissen nicht, wer zu der Gemeinschaft der Erwählten gehört, ebenso wenig kennen wir die, die noch verworfen sind; wir wissen nicht, warum Gott dies oder das tut, und wenn wir seine Vorsehung und die Vorgänge in der ganzen Welt zum Gegenstand unserer Überlegungen machen, so werden wir zu Schanden; denn der heimliche Rat Gottes ist für uns zu hoch. Es gibt also verborgene Geheimnisse Gottes, und wir müssen uns bescheiden.

Wenn die Menschen so weise wie Gott sein wollen, so geraten sie ganz von Sinnen. Wir sehen ja, was unserm Vater Adam widerfahren ist, und zwar in der Zeit, da er noch im Stande seiner Unschuld war: er war zum Bilde Gottes geschaffen, er hatte einen viel vortrefflicheren und edleren Stand, als ihn heute die Menschen haben; denn in uns ist Gottes Bild so verdunkelt, dass

gar kein Licht mehr da ist, nur noch Finsternis. Das war dem Adam nicht genug: er hat eine höhere Vollkommenheit haben wollen, und wohin ist er gefallen? In einen so stinkenden Schlamm, dass wir uns noch heute unseres Loses schämen müssen. Unterliegen wir nun derselben Versuchung zum Hoheitsstreben wie Adam und macht uns die Armut, in die wir gefallen sind, noch nicht demütig, - sind wir dann nicht doppelter Strafe wert? Darum lasst uns nicht begehren, mehr wissen zu wollen, als was Gott uns offenbart.

Dabei aber sollen wir ohne Aufhören die Geheimnisse erforschen, die in der Heiligen Schrift enthalten sind, und nicht meinen, man müsse sich mit dem „eingewickelten“ Glauben zufrieden geben, der einfach glaubt, was die Kirche glaubt. Das sieht wohl auf den ersten Blick wie Bescheidenheit aus, ist aber eine Lästerung Gottes. Denn nicht ohne Grund hat Gott befohlen, das Evangelium zu predigen aller Kreatur, auch den Ungelehrtesten, weil er sich darin so freundlich und holdselig offenbart, dass jeder es genau verstehen kann. Es wäre deshalb undankbar gegen den getreuen Gott, wollten wir ihn anklagen, er habe zu uns geredet wie aus einer leeren Flasche heraus. Denn er bezeugt öffentlich durch seinen Propheten Jesaja: „Ich habe nicht im Verborgenen geredet, im finsternen Ort der Erde“ (Jes. 45, 19). Hell und klar ertönt seine Stimme; darum sollen wir sie alle hören und annehmen.

So lasst uns denn fleißig und tapfer das Wort Gottes studieren und unsere Arbeit daran wenden, es zu begreifen, dann wird unsere Mühe nicht vergeblich sein, wenn wir nur immer die nötige Bescheidenheit bewahren. Wenn Paulus den frevelhaften und törichten Vorwitz der Menschen straft, so zeigt er ihnen an, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten sollen: „Dass ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe, auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis übertrifft“ (Eph. 3, 18. 19). Unser Leben lang müssen wir mit Fleiß erforschen die Gnade, die uns offenbart ist in unserm Herrn Jesus Christus, wie wir aus der Tyrannei des Satans erlöset und von der Sünden- und Todesknechtschaft frei geworden sind, und wie wir nicht mehr von Natur verdammte und verfluchte Sünder, sondern vor ihm gerecht, von ihm angenommen und ihm angenehm sind, wie wir von seinem Heiligen Geist regiert werden, um gegen die Lüste unseres Fleisches kämpfen zu können, wie wir unter seiner Hand und Hut stehen, und obwohl der Teufel uns alle Augenblicke zu stürzen sucht, ihn doch wegtreiben können, weil wir in der

Hürde und Hut des guten Hirten Jesus Christus sind, der von allem, was sein Vater ihm gegeben hat, verheißen hat: „Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen“ (Joh. 10, 29). Zudem dürfen wir Gott schon heute nahen und ihn mit vollem Munde anrufen, weil er uns einen Mittler gegeben hat, der uns Zugang zu ihm gibt, der für uns spricht; und wenn wir in seinem Namen Gott bitten, so werden wir ohne allen Zweifel erhört. Haben wir diese Gnade erkannt, so haben wir vollkommene Weisheit.

Es gebührt sich jedoch nicht, so hoch steigen zu wollen, dass wir die Weisheit Gottes an sich erkennen möchten. Denn sie ist ein tiefer Abgrund – wer könnte wohl da hinabsteigen? Da müssten uns alle unsere Kräfte verlassen! Darum sagt auch Mose, nachdem er das Gesetz bekannt gegeben: „Das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht verborgen noch zu ferne noch im Himmel, dass du möchtest sagen: Wer will uns in den Himmel fahren und es uns holen, dass wir’s hören und tun? Es ist auch nicht jenseits des Meeres, dass du möchtest sagen: Wer will uns über das Meer fahren und es uns holen, dass wir’s hören und tun? Denn es ist das Wort gar nahe bei dir, in deinem Munde und in deinem Herzen, dass du es tust“ (Deut 30, 11-14). Nicht ohne Grund wendet das Paulus auf die Verkündigung des Evangeliums an; denn das Gesetz ist an sich zu dunkel, es hätte den Menschen nicht Genüge tun und ihnen nicht geben können, was sie bedurften, hätte Gott sie nicht zu Jesus Christus geführt. Jetzt aber haben wir, was die alten Väter nur teilweise hatten; denn Gott gibt uns sein Wort in den Mund und ins Herz, und zwar nicht so, dass wir nur einen geringen Geschmack davon bekommen, sondern dass wir uns daran ersättigen können – wenn wir nur nicht in unserer Gier unersättlich wären, denn die Begierden der Menschen sind ja in allen Dingen ein unersättlicher Abgrund! Wenn wir etwas erforschen wollen, dann öffnet sich in uns der allertiefste Schlund, so dass wir am liebsten die ganze Majestät Gottes verschlingen und seine ganze Herrlichkeit in ein Bündlein zusammenpacken möchten und nichts mehr für ihn übrig bliebe. Lasst uns darum Fleiß anwenden, je länger je mehr weiterzukommen in der Erkenntnis unseres Herrn Jesus Christus, damit er uns, hat er uns erst einmal in seinen Leib eingefügt, von Tag zu Tage seine Gnade vermehre, bis wir ganz damit erfüllt sind.

Nun fährt er fort: Wenn Gott einher fährt, um einzuschließen oder auszuschließen, wer will ihn hindern? Was hat es für eine Bewandnis mit der Erkenntnis seiner Weisheit? Es ist uns nicht erlaubt, gegen das, was Gott tun



will, zu murren, als könnten wir ihn aufhalten. Alles, was Gott tun wird, sollen wir für gut halten, obschon wir nicht wissen, warum er es tut, und er uns seine Gründe verbirgt. Nicht als gönnte er es uns nicht, die Ursachen seines Handelns zu verstehen, nein, er will unsern Gehorsam erproben und uns zeigen, wer wir sind. Wenn uns Gott hier auf Erden für alle seine Werke eine völlige Erklärung gäbe, unser Stolz würde ins Maßlose steigen. Was würden wir dann von uns selber denken? Und was würden wir Gott noch für Ehre geben, wenn wir alles verstünden, was er tut? Wir müssten uns ja vorkommen, als wären wir seine Genossen! Deshalb ist es gut, dass Gott unsern Gehorsam auf die Probe stellt, damit wir ihn verherrlichen lernen in allem, was er tut.

Das Einschließen und Ausschließen Gottes ist so gemeint: Wenn Gott alles, was wir sehen, ändern wollte, so dürften wir doch nichts dawider sagen oder uns vermessen, mit ihm zu rechten oder etwas gegen ihn vorzubringen. Gewiss, schon wenn wir auf die Naturordnung blicken, die Gott eingesetzt hat, müssen wir ihn laut preisen; er hat uns die Welt zu einer Schaubühne gemacht, wo wir seine Werke betrachten können, um zu bekennen, dass er sich weise, gerecht und mächtig erzeigt, und zwar auf ganz wunderbare Art. Ja, wir müssen ihm nicht allein mit aller Ehrfurcht Achtung erweisen, sondern wir müssen geradezu in Verzückung geraten und mit David bekennen und ausrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter“ (Ps. 104, 24). Aber wenn Gott auch diese ganze Ordnung, in der er von uns angeschaut sein will, von Grund auf änderte, so müssten wir uns ihm nichtsdestoweniger unterwerfen und bekennen: Alles, was du tust, das ist recht! Aber die Menschen halten sich für fähig genug, um alles zu begreifen, und die Hauptsache fehlt ihnen: die Selbsterkenntnis.

Lasst uns den Fall setzen, Gott verwandle das Licht in Finsternis, und die Sonne versänke im Abgrund, die Erde erhöbe sich zum Himmel und es ginge alles verkehrt und durcheinander – dennoch müssten wir Gott preisen und sprechen: „Herr, wir wissen nicht mehr, was wir sagen sollen, und wir verstehen die Dinge nicht mehr, aber lass es dir gefallen, uns im Zaum zu halten, bis du uns zeigst, dass es so gut ist.“ Nun aber herrscht eine so schöne Ordnung in der Welt, dass wir wohl oder übel gestehen müssen: Das ist ein solches Kunstwerk, dass keine Kreatur es erreichen kann. Müssten da nicht unsere Herzen mehr als boshaft sein, wenn wir Gott nicht in aller De-

mut preisen wollten? Gewiss, wir sehen in der Natur auch allerlei Unordnung, aber woher kommt es, dass Gott die Dinge nicht so anordnet, wie es wünschenswert wäre, sondern dass er scheinbar alles zerstört? Das kommt von unsern Sünden her; wir sind schuld, dass die ursprüngliche Ordnung Gottes nicht mehr besteht: wir machen zuviel Verwirrung! Aber daran müssen wir festhalten: Gott ist ein gerechter Richter. Auch bei aller Unordnung in der Natur gibt er uns immer etwas von seiner Güte und väterlichen Liebe zu schmecken, die größer ist als unsre Sünde.

Nun fügt er hinzu: Weil Gott die eitlen Menschen kennt, weil er siehet, die nichts wert sind, sollte er da nicht verstehen, dass der Mensch, der sonst so wild ist, mit einem Herzen begabt und wie ein wilder Esel geboren ist! Gott kennet die eitlen Menschen! All unser Rühmen gilt nichts; wir müssen uns einschätzen nach dem Urteil, das Gott über uns abgegeben hat. Denn Gott allein ist als Richter zuständig, um uns zu fragen, was wir sind, und er allein hat die Autorität, darüber ein Urteil abzugeben. Denn wenn die Menschen sich nach eigenem Urteil einschätzen, was kommt dabei heraus? Das ist, wie wenn ein Narr sich als König ausgibt; ein jeder spottet über ihn. Wir aber sind doppelte Narren, wenn wir meinen, wir seien etwas, und dabei zeigt uns Gott, dass nichts als Eitelkeit in uns steckt. Wenn die Menschen gern wissen wollen, wie es um sie steht und was sie wert sind, so müssen sie Gott darum fragen: Herr, du kennest uns, du hast uns gestaltet. Dann bekommen wir eine kurze und eindeutige Antwort; wir sehen, was die Schrift sagt: „Dieser Welt Weisheit ist Torheit bei Gott“ (1. Kor 3, 19). Niemand als Gott allein kann in Wahrheit sagen, wie es um uns steht; darum heißt es auch hier: Gott „kennt“. Scheinbar ist das eine Selbstverständlichkeit, aber der eigentliche Sinn ist der: Den Menschen sind die Augen geblendet, sie erkennen nicht, dass sie voller Eitelkeit sind, und darum muss Gott ihnen zu verstehen geben, was sie sind, damit sie Demut lernen.

Dass der Mensch geboren wird wie ein wilder Esel. All unsere Vernunft ist eine Gabe Gottes, die über unsere Natur hinausgeht. Wenn ein Kind aus Mutterleib hervorgeht, was bringt es dann für Weisheit mit? Wohl haben einige Philosophen gemeint: was wir an Einsicht besitzen, sei nur die Erinnerung, und der Mensch müsse wohl ein gewisses Verständnis mitgebracht haben, - aber dabei sieht man doch, dass ein Kind weniger ist als das armseeligste Tier. Man findet kein Tier, das so ohne Verstand und Einsicht wäre wie der Mensch, wenn er zur Welt kommt. Wie kommen wir denn zu Ein-

sicht und Verstand, wenn wir älter werden? Nur so, dass Gott uns das schenkt. Darum heißt es auch an unserer Stelle: Dass der Mensch mit einem Herzen begabt ist. Das Wort „Herz“ bedeutet in der Schrift soviel wie Verstand. Vernunft und Verstand sind uns also nicht angeboren, wir haben sie von Gott. Was wäre es dann für ein Undank, wollten wir sie gegen ihn missbrauchen! Klugheit und Einsicht gibt uns Gott, damit wir ihn und uns selbst erkennen und ihn preisen. Gott schenke uns die Gnade, dass wir unsern Verstand dazu gebrauchen, allezeit nach seinem Willen zu wandeln und uns unter seinem Zügel zu halten, bis wir aus diesem Gefängnis der Sünde erlöst und eingeführt sind in seine himmlische Herrlichkeit, um ihn dort zu schauen, wie er ist in seiner ganzen Vollkommenheit!

## Hiob 12, 7 – 13

**7) Frage das Vieh, das wird dich lehren; frage die Vögel des Himmels, die werden´s dir erklären. 8) Oder rede mit der Erde, so wird sie dich lehren, und die Fische des Meeres werden´s dir erzählen. 9) Wer wüsste das nicht, dass Gottes Hand dies gemacht hat? 10) Der in seiner Hand hat alle lebendigen Seelen und den Geist aller Menschen? 11) Unterscheidet nicht das Ohr die Worte, gleichwie der Gaumen den Geschmack der Speisen? 12) Bei den Alten ist Weisheit, und das Alter bringt Klugheit mit. 13) Nein, bei Ihm ist Weisheit und Stärke, bei Ihm ist Rat und Klugheit.**

In der ganzen Welt und einem jeden Geschöpf strahlt Gottes Herrlichkeit so leuchtend auf, dass es dort genug für uns zu lernen gibt, wenn wir nur das gebührende Verständnis mitbringen. Weshalb sind wir denn so stumpf, dass wir Gott darin nicht erkennen? Das kommt daher, dass wir nicht auf das blicken, was doch offen vor unsern Augen liegt. Gewiss sucht jeder sich zu entschuldigen: Ich bin kein Gelehrter, ich habe nicht studiert! Jawohl, aber du brauchst dich nur von den unvernünftigen Tieren belehren zu lassen! Die Erde, die doch nicht sprechen kann, die stummen Fische, die können uns über Gott belehren, zwar nicht über sein innerstes Wesen, aber doch so, dass sie uns einen Begriff von ihm geben. Und nun sind wir so stumpf! Daraus muss man doch schließen, dass es nur an unserm Undank liegt und dass wir die Augen nicht auftun mögen, um zu sehen, was Gott uns zeigt. Und nicht nur hier sagt der Heilige Geist, dass Gottes Herrlichkeit sich in allem zeigt, auch Ps. 19, 2 heißt es: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.“ Die wohlgeordnete Einteilung zwischen Tag und Nacht, die Sterne am Himmel und alles, was sonst noch da ist, alles das ist uns wie ein lebendiges Abbild der Majestät Gottes. Und wenn auch die Sterne nicht reden können, so schreien sie doch in ihrem Schweigen so laut, dass es am Jüngsten Tage keiner andern Zeugen gegen uns bedarf. Davon redet auch Paulus: „Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also dass sie keine Entschuldigung haben“ (Röm. 1, 20), und Apg. 14, 17 heißt es: „Er hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen“; laut und klar ruft er durch seine Geschöpfe uns zu, dass alles das von ihm gekommen ist. Die ganze Welt hat er geschaffen, und alles ist ihm untertänig – ist es da nicht billig, dass auch wir, die wir doch unser Leben von ihm haben, von ganzem

Herzen sein eigen sind und ihm huldigen? Tun wir es nicht, was bedarf es da noch eines langen Prozesses, um uns zu verdammen? Der Vergleich mit den unvernünftigen Tieren soll uns dahin führen, dass wir Gott anbeten und ihm dienen – hat er doch auch die Unterscheidung zwischen Gut und Böse in unser Gewissen eingegraben! Aber bei unserer Gleichgültigkeit, Stumpfheit und Undankbarkeit vergraben wir das alles, so dass sogar das Vieh mehr Vernunft und Verstand hat als wir. Die Tiere sind unsere Lehrer, nicht durch ihr Beispiel, sondern weil wir bei ihnen die Herrlichkeit Gottes wahrnehmen können. Ja, sie zeigen uns sogar unsere Pflicht; sie erfüllen ihre Pflicht fleißiger als wir; darum tragen wir doppelte Schuld. Darauf macht uns auch Jesaja aufmerksam: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet's nicht, und mein Volk vernimmt's nicht“ (1, 3). Wir werden erwidern: Aber wir gehören doch zur Kirche Gottes und zu seinem Hause; wir sind doch viel weiter gekommen als sie! Nun, in seiner Kirche lässt Gott sich hören, seine Stimme ertönt dort hell und klar – und doch erkennen wir ihn nicht. Woher kommt es aber, dass ein Ochse und Esel mehr Vernunft und Verstand hat als die sterblichen Menschen? Warum hat er uns denn Vernunft gegeben? Warum sind wir unterwiesen in seinem Wort und Willen? Heißt das nicht, Gottes Güte in unverantwortlicher Weise zunichte machen?

Allenthalben ist Gottes Herrlichkeit zu sehen. Und worin besteht sie? In seiner Macht und Güte, Weisheit und Gerechtigkeit. Gott hat die Welt aufs allerbeste geordnet; da ist eine bewundernswerte Weisheit, die uns in Entzücken versetzen muss, da ist eine unendliche Kraft, mit der Gott alles erhält und bewahrt, was er gemacht hat: sie erhält alles in seinem Bestand. Und das ist doch schier unmöglich! Neben seiner anbetungswürdigen Macht aber erscheint seine Güte. Warum hat er die Welt gemacht, warum sie mit solchem Reichtum erfüllt, warum sie so wunderbar geschmückt? Hat er damit nicht seine Liebe und sein Erbarmen gegen die Menschen erzeigen wollen? Heißt es doch auch in den Psalmen, dass sie auch die unvernünftigen Tiere umfasst: „Herr, du hilfst Menschen und Vieh“ (Ps. 36, 7). Und wir stehen ihm doch noch viel näher, und uns hat er doch unvergleichlich viel edlere Gaben verliehen! Wir sehen aber auch seine Gerechtigkeit in der Art, wie er über seine Geschöpfe wacht und für uns sorgt, und andererseits seine Gerichte. Wir sehen ihn die Welt auf eine so wunderbare Weise regieren, dass auch die Bösen zu Schanden werden müssen, obwohl sie sie auf alle

Weise anzugreifen suchen. Wir müssen also auf die Betrachtung der Werke Gottes größeren Fleiß verwenden.

Gewiss, wir dringen auf diesem Wege nicht bis auf den Grund seiner Weisheit; denn sie ist ein tiefer Abgrund. Gleichwohl müssen wir nach dem Maße unseres Verständnisses uns bemühen, gehorsame Schüler Gottes zu werden. Sonst bedarf es am Jüngsten Tage keiner anderen Überführung gegen uns, als dass wir nicht verstanden haben, was die stummen und vernunftlosen und gefühllosen Kreaturen uns gelehrt haben. Die Engel des Paradieses sind erschienen, um uns den Willen Gottes zu erklären; dieser Wille ist uns durch die Propheten und Apostel, besonders aber durch unsern Herrn Jesus Christus bezeugt. Was für eine Entschuldigung haben wir, wenn wir uns das nicht zunutze machen? Aber wären wir selbst der Heiligen Schrift beraubt und hätten keinerlei Unterweisung, so wäre doch die Belehrung, die uns die Tiere geben, ausreichend, um uns zu verdammen und uns alle Entschuldigung zu nehmen. Darum lasst uns die Warnung Hiobs hören: Frage das Vieh, das wird dich lehren!

Hiob fährt fort: Unterscheidet nicht das Ohr die Worte, gleichwie der Gaumen den Geschmack der Speisen? Die Speisen können wir unterscheiden, und so ist es nicht nur mit unserem Gaumen, sondern mit allen Sinnen; denn wenn wir etwas sehen, was uns Vergnügen macht, so werden unsere Augen hell, da können wir gehen und laufen und schonen weder Arm noch Schenkel. Aber wenn es sich um das Urteil über eine Lehre handelt, die zu unserer Seligkeit dient und aus der wir Erbauung schöpfen sollen, da sind wir stumpf wie Holzblöcke. Doch wenn törichte Reden geführt oder „böse Geschwätze“, wie sie Paulus nennt, laut werden (1. Kor 15, 33), da spitzen wir die Ohren, da braucht man uns ein Wort nur einmal zu sagen, so verstehen wir es sofort. Zu solchen Reden treibt es uns, als wären wir ausgehungert, und solcher unnützen und kindischen, ja gottlosen und schädlichen Dinge werden wir niemals satt. Darauf ist der Mensch wie versessen. Hält aber Gott uns vor, was zu unserer Erbauung dient, da geht es uns, wie es bei Jesaja heißt: Und wenn man es uns dreimal wiederholt, so lassen wir es doch verrinnen und verstehen's nicht. Denn Jesaja vergleicht solche stumpfen und ungelehrigen Leute, weil sie Gott um ihrer Bosheit willen ihres Verständnisses beraubt, mit kleinen Kindern, denen man vorbuchstabieren muss: A, A. Und hat man ihnen diese Buchstaben vier- oder fünfmal vorge-sagt und eingepägt, so sagen sie wohl A, aber wenn man sie fragt: Was ist

das für ein Buchstabe? – so wissen sie nichts mehr davon. Darum muss man denen, die in Gottes Schule nichts gelernt haben, die Lehre immer wiederholen, ja, man muss ihnen jedes Wort, jede Silbe vorkauen, und doch begreifen sie's nicht, und es geht ihnen nicht in den Kopf (nach Jes. 28, 9. 10). So ist es auch mit uns. Dinge, die zu unserm leiblichen Leben dienen, wissen wir ganz genau, auch ohne in die Schule gegangen zu sein und ohne studiert zu haben; da ist jeder Meister und Doktor, wenn es sich um sein Vergnügen und seinen Nutzen handelt. Aber geht es um die Lehre Gottes, so sind wir ärger als die Tiere; der Gaumen kann die Speisen unterscheiden, aber an der Lehre Gottes finden wir keinen Geschmack, ja, wir mögen sie gar nicht kosten.

Man muss aber noch eine andere Anklage erheben. Heute gibt es viele, die von Gott nichts wissen, alle Verkündigung mit Füßen treten und sich dabei hinter die Ausflucht verstecken: Ja, ich kann's nicht unterscheiden; ich fürchte, man könnte mich im Namen Gottes und der Religion betrügen, drum ist's besser, ich weiß überhaupt nichts davon! Oh, was ist das doch für ein Undank! Gott hat uns die Ohren gegeben, um auf ihn zu hören und ihm zu gehorchen, und wir wollten sagen: Ich will lieber überhaupt nichts wissen? Das ist ja gerade, als wollten wir sagen: Ich will lieber überhaupt nichts mehr essen; denn es gibt auch schlechte Speisen, woran ich mich vergiften könnte; darum ist es besser, ich esse nichts. Hätte ein solcher Narr nicht verdient, Hungers zu sterben? So machen's auch die, die da sagen: Ich will von der Bibel nichts wissen, sie könnte mich betrügen. Nun aber ist sie doch die Speise für deine Seele, du arme Kreatur; unser Herr nährt die Leiber mit Essen und Trinken, die Seelen nährt er mit seinem Wort. Und da möchten wir diese Speise verwerfen, aus Furcht, wir könnten uns daran verderben? Heißt das nicht offenkundig Gott versuchen? Wenn wir Gott bitten, dass er uns durch seinen Heiligen Geist regiere, damit wir nicht durch Lügen getäuscht werden, so wird er auch zeigen, dass er uns die Ohren nicht vergebens anerschaffen hat, sondern damit wir ihm zuhören und sein Wort in aller Furcht und Ehrerbietung annehmen.

Bei den Alten ist Weisheit, und das Alter bringt Klugheit mit. Nein, bei Ihm ist Weisheit und Stärke, bei Ihm ist Rat und Klugheit. Hiob stellt einen Vergleich an zwischen Gott und den Menschen: Ja freilich, bei den Alten ist Weisheit. Man könnte denken, das sei spöttisch gemeint: Ihr beruft euch auf die Alten – so muss Gott wohl auf seine Ehre verzichten, damit die Men-

schen an seine Stelle treten! Aber nein, Hiob gibt zu, dass es auch bei den Menschen Weisheit geben kann, man muss nur nicht zuviel Aufhebens davon machen: wenn ein Mensch lange gelebt und viel gesehen hat, so kann er sich wohl eine gewisse Klugheit erwerben; aber darf das Gott Abbruch tun? Keineswegs! Alle Weisheit der Menschen ist eitel, wie lobenswert sie an sich auch sein mag. Denn wenn man die Menschen mit Gott vergleicht, so muss alles, was sie haben, verschwinden; Gott allein muss als weise gelten, und es muss sich zeigen, dass es überhaupt keine Weisheit gibt als in ihm. So meint es auch Hiob.

Ja, diese Stelle will uns eine gute und sehr heilsame Lehre geben. Gewiss, wir dürfen die Klugheit der Menschen, die uns Gott als Helfer schickt, nicht verachten. Es gibt doch Menschen, die viel gesehen haben, und Gott will uns durch sie unterweisen lassen; halten wir es aber für nicht der Mühe wert, aus dem, worauf sie uns aufmerksam machen, unsern Gewinn zu ziehen, wem tun wir damit Unrecht? Dem lebendigen Gott! Da hat Gott einem Menschen einen hellen Verstand gegeben, hat ihm gute Urteilskraft geschenkt und ihn mit trefflicher Lehrbefähigung ausgestattet – fragt man nun aber nichts darnach und will von alledem keinen Gebrauch machen, wen treten wir dann mit Füßen? Den Heiligen Geist! Denn der, der uns hätte unterweisen können, hat das doch nicht aus sich selbst, es ist ihm von oben gegeben, und wir sollten bei ihm Hilfe finden. Teilt Gott seine Gaben aus, so soll niemand sie für sich selbst zurückbehalten, ohne den andern davon mitzuteilen: es geht Gott darum, dass alle gemeinsam davon ihren Gewinn haben. Sind wir also so anmaßend, dass wir uns von denen, die wohl gebildet sind, nicht unterweisen und uns von den Urteilsfähigen nicht führen lassen, so löschen wir damit die Klarheit Gottes aus und stoßen das Gute, das er uns zgedacht hat, von uns. Begegnen uns Menschen, von denen wir etwas lernen können, so lasst uns sie gern hören, damit wir klug werden, lasst uns ihnen mit sanftmütigem Geist begegnen und nicht störrisch gegen sie sein, wie es so leicht geschieht! Nein, da darf man sich unter keinen Umständen gleichgültig verhalten! Wir sehen es ja: Die arme Welt von heute ist blind in diesem Stück. Sie meint immer: So, wie wir heute leben, hat man schon von alters her gelebt, seit unvordenklichen Zeiten lebt man so. Und dabei geraten die armen Menschen ins Verderben, und Gott wollte sie doch so gern auf den rechten Weg leiten; dazu wird uns doch sein Wort gepredigt, dass es die volle Autorität über uns habe und wir nicht dem Lockruf jedes Vogelstellers folgen, wie Paulus sagt: Wir sollen uns nicht von den



Menschen verführen lassen, sondern Gott soll uns leiten, und wir sollen weise genug sein, ihm zu gehorchen (nach Eph. 4, 14).

Das müssen wir festhalten: Wir müssen uns von den Leuten geben lassen, was sie uns als Gottes Diener und Werkzeuge seines Heiligen Geistes geben können; dabei aber muss uns dann das die Hauptsache sein, dass er es ist, von dem alle Weisheit stammt, dass wir nicht darauf angewiesen sind, uns von Menschen unbesehen hierhin und dahin treiben zu lassen, sondern fest dabei bleiben müssen, dass er es ist, von dem die Unterweisung kommt. Es gibt da zwei Extreme: Auf der einen Seite sehen wir unbesonnene Leute, die alles verachten, was Gott den Menschen an Gnaden verliehen hat, und gerade die Unwissendsten begehen darin die größte Torheit: sie rühmen sich sogar ihrer Dummheit. Da ist einer, der nie etwas Rechtes gelernt hat – umso mehr meint er sich selbst rühmen zu können; es gibt heute Menschen genug, die sogar auf die Heilige Schrift sich berufen, um sich selbst nur recht viel einbilden zu können. Es steht geschrieben: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbart“ (Matth 11, 25). Und nun rühmen sie sich, die ganze Theologie sei nur für sie da. Hat Gott etwa das gewollt, dass die Menschen sich auf ihre Armseligkeit etwas zugute tun und die Gaben verachten, die von ihm kommen? Woher stammen denn alle Wissenschaften? Woher kommt es denn, dass der eine mehr Verstand hat als der andere? Sind das nicht lauter Bächlein aus der einen Quelle, dem Geiste Gottes? Also dürfen wir die Gnadengaben Gottes, wenn sie uns an den Menschen entgegentreten, nicht verachten, sondern müssen sie uns zunutze machen. Denn wenn wir unterschiedslos alles verachten, was von den Menschen herkommt, so ist das eine große Torheit. Man sagt: Ein törichter Richter, ein törichter Urteilsspruch! Urteilen wir ohne Kenntnis der Dinge und ohne Urteilskraft, sind wir dann nicht doppelte Narren? Solche Narren laufen auf allen Straßen umher, die sagen: Ja, die Sache ist ganz schön und gut, auch ganz vernünftig, aber weil sie von Menschen kommt, darum verwerfe ich sie. Aber weißt du denn, ob sie nicht vorher durch menschliche Vermittlung von Gott gekommen ist? Legt man uns also irgendeine Lehre vor, so dürfen wir sie nicht voreilig verwerfen, sondern müssen sie verständig prüfen. Es gehört also Bescheidenheit dazu, um das eine Extrem, von dem ich sprach, zu vermeiden.

Das andere Extrem aber beobachten wir bei den Papisten. Bei diesen heißt es: Ich will mich an das halten, was man mich von Kind auf gelehrt hat; ich will meinen Eltern und Voreltern folgen und den alten Brauch festhalten! Soll denn Gott sein Ansehen verlieren? Darf man die Menschen so hoch erheben, dass Gott unter ihren Füßen liegt? Wäre es dann nicht besser, man risse die Sonne vom Himmel und werfe sie in die Tiefe des Meeres? Nein, was von Menschen kommt und was Gott uns durch sie vermittelt und schenkt, das müssen wir so annehmen, dass ihm immer seine Ehre dabei gewahrt bleibt, dass man ihn erhebt und preist, dass groß und klein von ihm sich unterweisen lässt. Wollen wir von Menschen lernen, so tut das Gott nicht den geringsten Abbruch, er bleibt immer der Meister. Wir tun's deshalb, um uns zu ihm leiten zu lassen; jeder Mund muss sich schließen, wenn er redet, und ihm wollen wir still zuhören. Nichts soll ihn daran hindern, uns dahin zu bringen, wo er uns haben will, und ohne Widerspruch wollen wir alles annehmen, was aus seinem Munde kommt. Diese Bescheidung müssen wir üben.

Bei Ihm ist Weisheit und Stärke, bei Ihm ist Rat und Klugheit. Damit ist alles, was den Menschen eignet, ausgeschlossen. Denn wenn die Sonne scheint, so verdunkelt sie alle hellen Sterne, und wenn Gott auftritt, was können dann die Menschen noch? Darum heißt es auch beim Propheten Jesaja: „Der Mond wird sich schämen und die Sonne mit Schanden bestehen, wenn der Herr Zebaoth König sein wird“ (24, 23). Und Hiob liegt daran, mit vielen Worten zu versichern, dass in Gott alle vollkommene Weisheit ist, damit wir nicht auf den Gedanken kommen, wir müssten noch etwas hinzutun; denn so töricht sind ja die Menschen, dass sie meinen, wenn sie einen Segen von Gott empfangen haben, sie müssten noch das Ihre dazutun und so ein Gemisch von Menschlichem und Göttlichem machen. Nein, nein, hier gibt's kein Flickwerk! Wenn Gott seine Weisheit zu erkennen gibt, so muss sie rein und unvermischt bleiben, und die Menschen dürfen nichts hinzutun, es sei, was es wolle.

Hiob aber will noch weiter gehen: Es gibt in Gott noch eine heimliche Weisheit, die über alles menschliche Verständnis hinausgeht und zu der wir jetzt noch nicht gelangen können. Es gibt in Gott allerdings an sich keine doppelte Weisheit, wohl aber gibt es für unser Verständnis eine doppelte Art von göttlicher Weisheit. Die eine ist die in seinem Wort enthaltene, die er uns in der Weise mitteilt, dass wir durch seine Unterweisung auch weise

werden; das ist also die Weisheit, die er seinen Kreaturen mitteilt. Daneben aber gibt es eine Weisheit, die er für sich behält. Das ist der wunderbare Rat, durch den er über all unser Begreifen die Welt regiert. Siehe, die Dinge, die uns nach unserm Verstand ganz verworren vorkommen, stehen unter der Ordnung Gottes. Wenn die Tyrannen herrschen, die die Seelen ins Verderben bringen, während andere selig werden, so waltet darin der wunderbare Rat Gottes. Forschen wir nach der Ursache, so geraten wir rettungslos in den Abgrund. Hier waltet eine Weisheit, die Gott für sich behält, ohne sie den Menschen mitzuteilen, und es ist gänzlich unmöglich, sie von uns aus zu erreichen. Weisheit lernen wir in Gottes Schule so, dass wir nach unserm Maß erfassen, was ihm gefällt, uns durch sein Wort zu lehren; aber es gibt noch Geheimnisse in ihm, sie wir anzubeten haben, weil wir sie nicht erkennen können, denn so hoch, dass wir sie verständen, können wir doch nicht steigen.

## **Hiob 12, 14 – 16.**

**14) Er zerstört – und man kann nicht wieder aufbauen. Er schließt ein – und man kann nicht aufmachen. 15) Er hält die Wasser auf – und alles verdorrt; er lässt sie los – und sie ergießen sich über die Erde. 16) In ihm ist Stärke und Gewalt; von ihm kommen beide, der Verführte und der Verführer.**

Ist Gottes Hand gegen uns, so hilft uns aller Kreaturen Hilfe nichts, sondern wir müssen zugrunde gehen. Im ersten Augenblick geben wir das zu, aber wir nehmen's nicht zu Herzen. Das sieht man daran: Wenn Gott uns plagt, so denken wir gar nicht daran, mit wem wir's zu tun haben, sondern suchen allerlei Mittel und Wege, uns selber zu helfen; wir meinen, durch unser Bemühen oder anderer Menschen Hilfe dem Unheil entrinnen zu können. Gewiss, Gott hindert uns nicht daran, uns vorzusehen, auf uns selber acht zu geben und Rat zu schaffen, und Gott lässt es uns auch gelingen, aber nicht so, wie wir es gewohnt sind. Denn das erste Heilmittel besteht darin, dass wir uns demütigen unter seine Hand und Frieden mit ihm suchen. Haben wir das getan, dann dürfen wir ihn auch bitten, er wolle uns Mittel und Wege angeben, wie wir unserer Not abhelfen mögen; aber mit Widerstand gegen ihn wenden wir die Schläge seiner Hand nicht ab. Stattdessen aber bäumt sich die ganze Welt gegen ihn auf, wenn er sie demütigen will. Will Gott zerstören, wer kann dann aufbauen? Ist Gottes Hand wider uns, so ist alle Menschenhilfe vergeblich. Wir können uns wohl zur Not über Wasser halten, aber wir haben keinen Gewinn davon, sondern es geht alles unserer Hoffnung schnurstracks zuwider. „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen“ (Ps. 127, 1). Unter das Wort „aufbauen“ fasst Hiob alles, was das menschliche Leben angeht, als wollte er sagen: Gott allein steht es zu, uns zu bauen; hat er unser Leben in Gang gebracht, so muss seine Kraft uns darin stärken; will er uns aber zugrunde richten, so hilft uns alles nichts. Haben wir Gott auf unserer Seite, so können wir allem, was uns zuwider ist, Trotz bieten. Und umgekehrt: Ist Gott unser Feind, so mögen wir alle mögliche Hilfe haben, wir werden in allem zu Schanden.

Nun heißt es weiter: Er schließt ein – und man kann nicht aufmachen. Bei Gott allein steht es, uns frei zu machen. Wenn er jedoch will, so mögen wir uns noch so frei dünken, wir sind doch an Händen und Füßen gebunden und können auch nicht einen Finger rühren; und versucht uns jemand zu befrei-

en, so wird das nichts nützen, solange uns Gott gebunden und eingeschlossen hält. Gott muss uns gnädig sein, sonst geht alles schlimm für uns, und es wird nur schlimmer; wenn wir nicht sofort erliegen, so werden wir doch allmählich immer mehr zerrieben, bis Gott uns ganz und gar zunichte macht.

Er hält die Wasser auf – und alles verdorrt; er lässt sie los – und sie ergießen sich über die Erde. Gott hält die Wasser auf und lässt sie los; das sagt Hiob, weil wir für gewöhnlich die Hand Gottes, wenn sie einen Tag wie den andern wirkt, nicht genug erkennen. Geht morgens die Sonne auf, so ist uns das ein ganz gewöhnlicher Vorgang; wir denken gar nicht darüber nach und lassen uns nicht genug dadurch erwecken, um bis zu Gott durchzudringen. Wenn Regen fällt, und man fragt uns, wer ihn schickt, so sagen wir wohl: Gott schickt ihn; aber das ist nur ein toter Gedanke in uns, und so tief geht es uns nicht, dass wir uns unter Gottes Vorsehung demütigten und einsähen, dass alles in seiner Hand steht und er über unser Leben verfügt; es gibt nur wenige, die so weit denken. Deshalb wählt Hiob hier solche Werke Gottes, die seltener geschehen und uns nicht so gewohnt sind. Tritt eine lang andauernde Dürre ein, so ist jeder entsetzt; kommt aber schönes Wetter mit nur wenig Regen, so dass die Erde nicht ganz ausdörft, so denkt man sich nichts dabei. So ist es auch mit den großen Wassern: fällt nur wenig Regen, der keinen Schaden anrichtet, so nehmen wir's hin und denken nicht an Gott dabei; hält aber der Regen lange an, so dass alle Ströme über die Ufer treten und es aussieht, als käme eine Sintflut, dann merken wir auf. Gott aber lässt nicht dem Zufall den Zügel locker, sondern er ist es, der in allem wirkt. Er droht in seinem Gesetz, uns um unserer Sünden willen mit solchen Strafen heimzusuchen; aber oft genug werden wir nicht einsehen können, warum er so handelt. Wenn wir aber auch den Zweck nicht einsehen, so müssen wir gleichwohl seine Kraft und Weisheit anbeten; in jedem Falle haben wir uns zu demütigen.

Nun wiederholt Hiob noch einmal: In ihm ist Stärke und Gewalt; von ihm kommen beide, der Verführte und der Verführer. Das scheint uns gegen alle Vernunft zu streiten, dass Gott die Verführer in seiner Hand hat und sie sogar antreibt. Es steht scheinbar mit dem Wesen Gottes in völligem Widerspruch. Mit besonderer Absicht aber braucht Hiob diesen Ausdruck; er will uns davor bewahren, uns gegen Gott aufzulehnen; auch wenn uns eine Anfechtung irremacht, sollen wir uns dennoch zurückhalten und nicht gleich

wilden Tieren uns gegen Gott erheben und ihm trotzen und ihn lästern, wenn er sich seiner Macht nicht entäußern will. Es gibt Leute genug, die sich nicht scheuen, solche abscheuliche Rede auszuspeien: Wir glauben nicht, dass Gott gerecht ist, wenn er alle Dinge tut und sogar die, die Böses tun, selbst dazu antreibt; denn damit würde er ja zum Urheber des Bösen. Wer hat ihnen denn das offenbart? Sie wollen, Gott solle sich nach ihnen richten, sie wollen seine wunderbare Weisheit nicht anbeten. Das sind doch anmaßende Toren, die Gott nicht zubilligen wollen, dass er allmächtig sei, es sei denn, dass er sich ihrem Geschmack und ihren Lüsten unterwirft – und die am wenigsten wissen, reißen das Maul am weitesten auf.

Vergleichen wir einmal unseren Verstand mit der Macht Gottes – können wir sie in unser Hirn einschließen? Und wenn man sie in Himmel und Erde einschliesse, so wäre auch dies Gefäß viel zu klein. Nein, es ist schon so, ob 's uns auch noch so schwer verständlich vorkommt, dass Gott beide, die Betrogenen und die Betrüger, in seiner Hand hat und sie leitet. Gott wäre ja nicht allmächtig, wenn etwas in der Welt geschähe gegen seinen Willen und ohne dass er seine Hand darin hätte. Was wäre das für eine Allmacht? Fragst du aber nach dem Grund? Den musst du anderswo suchen, und weil du es doch nicht ergründen kannst, so musst du, was dein Verständnis übersteigt, in aller Demut anbeten – über die Wolken kannst du doch nicht steigen! An Gottes Weisheit und Macht darf nicht gerüttelt werden; siehst du auch den Grund nicht ein, nun, so warte ruhig ab, dass Gott dir offenbare, was dir heute noch unbekannt ist. Denn warum stünde sonst geschrieben: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (1. Kor 13, 12)? Wollen wir die Schrift fälschen? Diese hochberühmten Prahlhänse, die die Vorsehung Gottes verfälschen und verfinstern unter dem Vorwand, den Grund nicht einzusehen, die möchten am liebsten, Gott hätte nichts mehr auf den Jüngsten Tag aufgespart. Wir aber wollen so bescheiden sein, dass wir Gottes Rat und Weisheit, auch wenn sie uns verborgen sind, dennoch anbeten.

Wenn aber Hiob sagt, in Gottes Hand seien beide, der Betrüger wie der Betrogene, so meint er es nicht so, als sei das darin gegründet, dass sie seine Kreaturen sind und er ihnen das Leben gibt; denn das wäre ein ganz wertloser und belangloser Gedanke. Nein, er denkt hier an unbegreifliche Entscheidungen Gottes. Es wäre doch höchst seltsam zu sagen, Gott habe alle Menschen gemacht und schaue auf die Betrogenen und die Betrüger: das

ginge ja gar nicht über die alltägliche Naturordnung hinaus. Hiob will also mehr sagen: Wenn einer irrt und betrogen wird, so geschieht das nicht ohne Gottes Willen und Anordnung; dasselbe gilt von dem Betrüger und seinen Ränken und Listen: auch sein Tun steht unter der Regierung Gottes. Nun will man Gott gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit dadurch in Schutz nehmen, dass man sagt: das geschehe nur zum Schein, in Wirklichkeit lasse er das Tun der Menschen nur zu, er selbst aber sei nicht der, der es tue. Aber wie will man da mit unserer Stelle fertig werden? Hiob will ja mit seinem Ausspruch gerade beweisen, dass Gott in Macht und Gerechtigkeit handelt und dass er die Weltregierung ausübt. Handelte es sich um eine einfache Zulassung, so hätte sich Hiob schlecht ausgedrückt. Man muss also aus unserer Stelle den Schluss ziehen, dass Gott alle Dinge so leitet und regiert, dass nichts geschieht ohne seine Anordnung. Bisweilen ist uns der Grund ganz deutlich ersichtlich, weshalb Gott die Menschen verführen lässt; in andern Fällen aber wissen wir weder Grund noch Zweck; dann müssen wir uns in unserm Urteil zurückhalten und unser Unvermögen zum Verständnis des Waltens Gottes bekennen. Dass aber die Lüge nach Gottes Willen regiert und die Menschen ihr verfallen, das lehrt die Schrift deutlich. Es ist nicht so, dass Gott dazu nur die Erlaubnis erteilte und etwas sagte: Ich will nicht daran denken, will damit nichts zu tun haben, - sondern er gibt den Befehl: „Wer will Ahab überreden, dass er hinaufziehe?“ (1. Kön. 22, 20). Womit will man einen so deutlichen Spruch verdunkeln? Da tritt der Teufel hervor uns spricht: „Ich will gehen und ein falscher Geist sein in aller seiner Propheten Munde“ (V. 22), um Ahab zu verführen. Und Gott sendet den Satan und lässt ihn betrügen und verblenden König und Volk! Er will es nicht nur geschehen lassen, sondern er bestimmt es so, sonst wäre er nicht allmächtig. Wenn die Schrift Gott allmächtig nennt, so meint sie damit nicht, Gott könne tun, was er wolle, aber er tue doch nichts, sondern sitze im Himmel müßig, nein, sie meint eine wirksame Macht, die in allen Dingen gegenwärtig ist, so dass ohne seine Anordnung nichts geschieht. In diesem Sinne ist Gott allmächtig, und wer die Vorsehung Gottes zunichte machen oder einschränken will, der verneint den ersten Artikel unseres Glaubens. Auch der hl. Paulus spricht in seinen Worten über die Zukunft der christlichen Kirche: „Des Boshaftigen Zukunft geschieht nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaftigen Kräften und Zeichen und Wundern und mit vielerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden“ (2. Thess. 2, 9. 10). Also eine schreckliche Zerrüttung der ganzen Kir-

che! Und dabei sagen die Papisten: Sollte Gott zugelassen haben, dass die Kirche so lange im Irrtum lebte? Nun, Paulus lehrt, es werde also kommen. Wenn es aber von Gott kommt, ist es dann einfach eine Zulassung? Nein, Paulus sagt ausdrücklich: „Gott wird ihnen kräftige Irrtümer senden“ (Vs. 11). In ihrer Verblendung haben die Menschen des Satans Lug und Trug nicht wahrgenommen, sondern ließen sich wie unvernünftige Tiere dahin treiben. Das hat, wie Paulus ausdrücklich sagt, Gott getan! Freilich liegt hier eine deutliche sichtbare Ursache vor: Diese Zerrüttung kommt infolge der Undankbarkeit der Menschen: weil sie sich geweigert haben, Gott anzubeten, müssen sie das Joch der Menschen tragen und ihrer Tyrannei unterworfen sein, wie Paulus sagt. So auch Röm. 1, 28: „Gleichwie sie nicht geachtet haben, dass sie Gott erkannten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrten Sinn“; weil sie der Wahrheit nicht gehorchen wollten, darum wird sie Gott mit Lügen tränken. Die Welt will ja betrogen sein, und wenn Gott sie durch sein Wort erleuchten will, tut sie die Augen zu; so ist es denn recht und billig, dass der Satan sie betrügt und irreführt.

Bisweilen aber wissen wir nicht warum es geschieht; dann heißt es sich unters Joch beugen und Gottes Macht anbeten; wir wissen doch, sie lässt sich lenken von Recht und Billigkeit, wenn uns das auch nicht wahrnehmbar ist. Aber es ist so, auch wenn Gott die Menschen verblendet, wenn er Verführer zu ihrer Täuschung schickt, wenn Irrlehre, Missbräuche und Ketzereien überhand nehmen und Gott dem Satan Macht gibt, unsere Sünden zu bestrafen.

Hier könnte man noch viele Fragen aufwerfen: Wie ist es möglich, dass Gott sich des Satans bedient, in dem doch nichts als Bosheit ist? Und wenn andererseits ein gottloser Mensch nur darauf bedacht ist, alles Gute zu zerstören, und das wirklich auch tut, kann er sich dann nicht scheinbar mit Recht entschuldigen, er habe doch nur dem Willen Gottes gedient? Solche Fragen kann man aufwerfen, aber sie dienen nur zu unserer Verwirrung. Deshalb hat Hiob ja das Wort vorausgeschickt, in Gott sei Kraft und Herrschaft. Damit will er doch sagen: Er hat alles in seiner Hand, darum kann er 's mit seinen Kreaturen machen, wie er will, und weil er der Richter der Welt ist, kann er nichts Schlechtes tun; er kann unmöglich vom rechten Weg abweichen: alles, was er tut, ist recht. Denn sein Wille, so unbekannt er uns auch sein mag, ist der Brunnquell aller Gerechtigkeit. Hat ein Mensch etwas getan, so untersucht und prüft man es; denn wir haben eine Regel über uns,



unser Wille aber schwankt zwischen Böse und Gut, und – was noch schlimmer ist – er ist von Natur völlig böse und verkehrt, ohne alle Redlichkeit und Geradheit. Wir lassen uns von unserem Gefühl hin und her reißen, darum bedarf unser Tun einer Prüfung an einer höheren Regel. Eine solche Regel aber muss da sein; denn wenn sich die Menschen selbst regierten, so wäre sicherlich in ihrem Tun lauter Verwirrung. Darum haben sogar die Heiden gesagt, das Gesetz müsse wie Gott über uns sein, und Gott sei unser Gesetz. Anders aber ist es mit Gott selbst: sein Wille ist die Regel und Richtschnur aller Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit, nach der wir uns zu richten haben und der wir unterstehen, ist über uns, aber darüber steht noch der Wille Gottes. Ist uns also für irgendein göttliches Handeln der Grund nicht offenbart, so sollen wir wissen, dass hier in seinem verborgenen Willen eine Gerechtigkeit waltet, die über die uns bekannte Regel hinausgeht. Gott weist uns hier darauf hin, dass er vieles tut, dessen Ursache uns zurzeit verborgen ist. Wollen wir sie dennoch wissen, so heißt das die Mauer, die Gott aufgerichtet hat, gewaltsam zerbrechen. Er steckt uns eine Grenze, die wir nicht überschreiten sollen; tun wir es dennoch, heißt das nicht, sich gegen Gott auflehnen? Lasst uns solchen trotzigem Rebellen gegen Gott mit dem Wort des Paulus entgegentreten: „Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst?“ (Röm. 9, 20). Dies ein Wort genügt, um ihnen das Maul zu stopfen: Mensch, wer bist du denn? Denn das Wort „Mensch“ enthält so viel Armseligkeit, dass wir nicht allein das Haupt neigen müssen, sondern dass die Erde uns verschlingen muss, wenn wir die teuflische Anmaßung besitzen, uns gegen Gott aufzulehnen.

Endlich aber enthält diese Lehre einen großen Trost, wenn wir sie recht auf uns anzuwenden verstehen. Von ihm kommen beide, der Verführer und der Verführte. Er hält also den Satan und seine Verführer im Zügel; ohne seinen Willen kann man uns nicht quälen, weder mit Irrlehre noch mit Ketzerei und anderem Unkraut, das uns vom reinen Evangelium abwenden will. Denn Gott hält in seiner Hand die Verführer, von ihrem Haupt, dem Satan, bis zu denen, deren er sich bedient. Und sollten sie etwas unternehmen, so werden sie doch keine Macht über uns bekommen, weil auch die Verführten in der Hand Gottes sind. So wollen wir uns ihm übergeben; dann behalten wir auch allezeit den Sieg über die Lügen, die der Satan gegen uns vorbringt. Wir dürfen also aus dieser Lehre nicht das Recht herleiten, gegen Gott zu murren oder in so törichte Prahlereien zu verfallen, dass wir sagten: über das alles will ich mir meine eigenen Gedanken machen, und wenn man

mir den Grund nicht aufzeigt, will ich mich auch nicht beugen. Das ist jämmerliche Prahlerei; stattdessen lasst uns demütig sein und in aller Furcht das uns Unbekannte anbeten. Und wenn in der Welt alles drunter und drüber ginge und uns nichts anderes übrig bliebe, als uns verloren zu geben, nur keine Furcht! Gott lenkt alle Dinge, er hat die höchste Herrschaft über alle seine Kreaturen, des sollen wir gewiss sein. Gott kann die Arglist unseres Todfeindes, des Satans, wohl umstoßen, auch die Ränke der Menschen, so dass wir sie überwinden können. Will Gott uns aber plagen und Ketzereien und allerhand Wirrwarr überhand nehmen lassen, so kann er uns doch bewahren, dass wir nicht verführt werden. Denn es ist unmöglich, dass die Auserwählten jemals vom Wege des Heils können abwendig gemacht werden. So wollen wir uns denn in den Schutz Gottes begeben: ihm hat es gefallen, die Sorge um unser Heil unserm Herrn Jesus Christus zu übertragen. Aller Wirrwarr der Welt kann uns nicht schaden, wir bleiben allezeit beständig in seiner Wahrheit, und sie ist uns eine unüberwindliche Festung.

## **Hiob 12, 17 – 25.**

**17) Die Ratgeber führt er zum Raube, und die Richter macht er toll.**

**18) Das Band der Könige löst er auf, und ihre Lenden umschnürt er mit Stricken. 19) Die Fürsten führt er zum Raub, und die Mächtigen schließt er wieder ein. 20) Den Wahrhaftigen nimmt er die Sprache**

**weg, den Fürsten nimmt er das Herz. 21) Schande gießt er über die Edlen aus, er nimmt die Stärke den Mächtigen. 22) Er bringt ans Licht die verborgenen Dinge und ans Helle den Schatten des Todes. 23) Er macht**

**die Völker groß und zerstört sie, er breitet die Heiden aus und bringt sie wieder. 24) Er nimmt das Herz weg den Obersten des Volkes im**

**Lande, er lässt sie umherirren wie in einer Wüste. 25) Er lässt sie im Finstern umhertappen ohne Licht und macht sie wanken wie die Trunkenen.**

Die Änderungen und Umwälzungen, die in der Welt vorgehen, geschehen nicht durch Zufall, sondern Gott ordnet es so an, und über allem Durcheinander in der Welt waltet ein heimlicher Zügel, der auch die verwirrtesten Dinge von oben herab leitet und regiert, dass alles so zugeht, wie es Gott gut dünkt. Um uns aber die göttliche Vorsehung recht deutlich erkennen zu lassen, wählt Hiob hier besonders in die Augen fallende Verhältnisse aus. Die Fürsten sind scheinbar mit besonderen Vorrechten über die übrige Menschheit ausgestattet und nehmen eine besondere Ausnahmestellung ein. Hiob aber weist darauf hin, dass Gott gerade den Fürsten gegenüber seine Kraft entfalten und sichtbar werden lassen will. Wenn einem armen Menschen eine Widerwärtigkeit zustößt, so achtet man nicht weiter darauf, denn das ist etwas ganz Alltägliches – aber wenn ein Fürst, der scheinbar auf den Höhen der Menschheit steht, zu Boden geworfen wird, so geht uns das mehr zu Herzen, und wenn wir nicht ganz und gar gefühllos sind, so spüren wir etwas von der Vorsehung und Regierung Gottes. Wenn einer einen guten Verstand gehabt, in Schule und Erfahrung das Seine gelernt hat und also wohl imstande ist, einen Staat zu regieren, und plötzlich sieht man, dass sein Geist abstumpft und es mit ihm nicht mehr ist wie vordem, so ist das eine so auffallende Veränderung, dass sich unwillkürlich unser Blick auf Gott richtet.

Die Ratgeber führt er zum Raube, - - - das Band der Könige löst er auf; niemand ist ihnen mehr untertan, ihre Bündnisse sind nichtig, und wenn sie das Schwert an der Seite haben, so wird es auf die Erde fallen. Kurzum, alle ih-

re Hilfsmittel werden ihnen nichts mehr nutzen, wenn Gott sie zu Boden wirft. Manchmal merkt man ja, dass Gott es ist, der da eingreift, aber wir nehmen es nicht gebührend zu Herzen und denken nicht ernsthaft genug darüber nach, um Nutzen davon zu haben. Nichtsdestoweniger aber müssen wir wissen: Wenn Gott die Fürsten dieser Welt also regiert, so hat er seine Hand ebenso in den geringen Dingen, und nichts entzieht sich seiner Wirkung. Die Geschichte ist voll von Umwälzungen im Leben der Fürsten, aber die Welt hat bis heute noch immer nichts daraus gelernt. Sie hat noch nichts begriffen von der Vorsehung Gottes und seiner Alleinherrschaft. Nichts als unser stumpfer Sinn ist daran schuld. Solche Änderungen stellt Gott nicht an, weil es ihm Vergnügen machte, auch soll man nicht vom Glücksrad des Schicksals reden oder meinen, Gott spiele mit den Menschen, wie man im Ballspiel die Bälle hin und her rollen lässt. Nein, solche Umwälzungen geschehen nur, weil die Menschen es nicht leiden können, dass Gott ihnen Tag für Tag seine Gnade schenkt. Wenn alles in gebührender Ordnung ist, so können es die Menschen in ihrer Behaglichkeit nicht mehr aushalten, in ihrem Mutwillen schlagen sie aus wie Pferde, die der Hafer sticht. Die Würdenträger vergessen sich selbst und verachten Gott; sie lassen sich bedünnen, es gäbe nichts mehr, was sie bändigen könnte. Darum also schickt Gott Umwälzungen in die Welt, weil wir eine ebenmäßige und stetige Ordnung nicht über uns leiden können. Darum muss er uns auch einmal zu erkennen geben, dass er der Herr über alle seine Kreaturen ist. Denn wenn auch die Fürsten und Würdenträger ihren Stand nicht geradezu missbrauchen, um in Bosheiten aller Art ihren Vorteil zu suchen, so sind sie doch aufgeblasen mit Hoffart; sie meinen es auch wohl verdient zu haben, dass sie zu einem so hohen Stand gekommen sind, sie glauben, das hätten sie ihrer Betriebsamkeit zu verdanken, und Gott gilt ihnen nichts mehr. Und andererseits würden wir auch, wenn Gott nicht so handelte, auf die Meinung geraten, der einzige Herrscher in der Welt sei der Zufall. Darum muss Gott von den verborgenen Dingen einmal die Decke wegreißen, damit wir merken, dass er alles in der Hand hat. Deshalb die vielen Umwälzungen in der Welt. Nur mit Bestürzung kann man die Geschichte lesen, und man fragt sich, wie es möglich ist, dass da, wo so große Monarchien bestanden, alles so schnell und unbegreiflich anders geworden ist, dass man's gar nicht gedacht hätte.

Drei Dinge nennt Hiob als Grundlage der Fürstenmacht, zwei sichtbare und ein verborgenes. Die beiden sichtbaren sind Macht und Klugheit. Woher kommt die Autorität des Herrschers? Er ist weise, hat erfahrene Räte, die

sorgfältig auf seine Geschäfte achten und wohl aufmerken; darum geht alles seinen geregelten Gang. Oder er hat viel Kriegsvolk und große Kriegsrüstung, hat gute Verbündete und in seinem Land starke Festungen. Das sind die beiden sichtbaren Stützen der Königreiche, Fürstentümer und Staaten in dieser Welt: Kraft und Klugheit. Nun stürzt Gott die Kriegsmacht um, und es ist nichts mehr damit, die Weisheit nimmt er den Verständigen weg, und die kleinen Kinder sind klüger als sie. Die dritte Stütze aber ist der Welt verborgen: Gott hat den Fürsten eine Majestät aufgeprägt, darum ehrt man sie, selbst wenn man nicht weiß, warum. Darum heißt es beim Propheten Daniel: als Gott die große Monarchie Chaldäa aufrichten wollte, erfüllte er alle Kreaturen mit Furcht und Schrecken. Da war der König Belsazar, da war Nebukadnezar: Gott hat sie groß gemacht, dass die Vögel des Himmels sie fürchteten und vor ihnen zitterten. Woher diese Angst? Gott hat den Königen sein besonderes Zeichen aufgedrückt! Bei der allgemeinen menschlichen Hoffart könnte die Fürstenmacht nicht so feststehen, wenn Gott sie nicht auf diese Weise stützte. Jedermann will herrschen, und ein Joch tragen will keiner; alle Menschen leiden an solcher Selbstüberschätzung, dass jeder sich für Manns genug hält, ein König zu sein. Wie kommt es dann aber, dass man sich eine kleine Anzahl oder einen einzigen Herrscher gefallen lässt? Das kommt nur daher, dass Gott diese Ordnung unter den Menschen eingesetzt hat.

Nun fährt Hiob fort: Schande gießt er über die Edlen aus. Die man in Ehren hielt, macht er nun zu Spott, so dass man sie verlacht und nicht mehr ernst nimmt. Denn sein Amt ist es: Erhöhen und Erniedrigen. Verlassen sich die Fürsten auf ihre Macht – Gott braucht nur drein zu blasen, so ist sie hin. Verlassen sie sich auf ihre Weisheit – das alles ist vor Gott nur ein Rauch. Wenn aber die Machthaber dieser Welt das nicht zugeben können, so soll zum mindesten ihr Beispiel uns zur Lehre dienen, dass wir in Demut und Ehrfurcht wandeln und einsehen, dass Gott alles regiert, und mit seinen Kreaturen macht, was er will. Es ist also eine besondere Gnade, wenn Gott den Geringen in der Welt einen solchen Anschauungsunterricht gibt und die Hoherhabenen dieser Welt hinten anstellt.

Wenn Gott aber denen, die so stark und mächtig sind, dass alle vor ihnen zittern, ihre Macht wegnimmt, wie soll es dann denen gehen, die im Vergleich mit ihnen nichts sind, die unter dem Schein irgendeiner Herrlichkeit sich selbst wer weiß wie groß dünken und sich einbilden, sie dürfen über

die Wolken fliegen, weil sie – gerade wie Götzen – einen halben Finger größer sind als die andern? Wie soll es diesen Prahlhänsen ergehen? Da braucht Gott gar nicht erst ein großes und denkwürdiges Gericht ergehen zu lassen; denn die kleinen Kinder lachen über solche Torheit. Können wir uns denken, Gott ließe solche Hoffart und Torheit ungestraft hingehen, die doch der ganzen Welt unleidlich ist und weder Grund noch Schein hat? Wir als Privatpersonen dürfen erst recht den Kopf nicht hoch tragen. Wir mögen uns wohl fürchten, uns gegen Gott zu erheben; denn seine Hand wird schwer auf uns lasten, wenn wir uns ihr widersetzen wollen.

Auch gebührt es sich nicht, sich seines Verstandes oder seiner Klugheit zu rühmen; denn wir sehen ja, was hier von den Räten und Richtern und Königen gesagt wird. Das weltliche Regiment ist ein heilig Ding in dieser Welt; darum will Gott es erhalten und gibt solchen, die es nicht wert sind, reichlich von seinem Heiligen Geist. Die Könige, ihre Räte und Gewalthaber müssen also wohl etwas haben, was nicht von ihnen selber stammt. Das hat darin seinen Grund, dass Gott die Ordnung, die er gesetzt hat, aufrechterhalten will. Gleichwohl aber behält er sich vor, hernach die Könige und ihre Räte all ihrer Vernunft zu berauben. Macht er das aber so mit den außerordentlichen Trägern seines Geistes, wie wird er's dann mit den gewöhnlichen Menschen machen? So lasst uns denn in aller Bescheidenheit und Demut wandeln und uns ja nicht für so klug halten, als könnten wir aus unserer eigenen Vernunft und Weisheit dies und das tun! Denn Gott kann alles das von uns nehmen. Gewiss, bisweilen pflegt er den Menschen Vernunft und Verstand zu lassen, und dennoch wird nichts daraus, wie wir's am Beispiel des Ahitophel sehen. Ahitophel hatte einen klugen Kopf, gleichwohl hat er mit seiner Unternehmung kein Glück; Gott blendet den Absalom und alle seine Ratgeber, so dass Ahitophel keinen Glauben bei ihnen findet. Es kommt auch vor, dass ein kluger und schlauer Mensch eine so törichte Tat begeht, dass man sich aufs höchste darüber wundern muss. Aber das ist Gottes Werk. Verstand, Stärke und Weisheit sind nicht ein immerwährendes Erbgut, sondern Gott muss mit seiner Gnade fortfahren, wie er damit angefangen, sonst können wir heute oder morgen alles verlieren. Darum mögen wir wohl bitten: Herr, nimm deinen Heiligen Geist nicht von mir!

Ebenso wohl aber können wir Gottes Gerichte an ganzen Völkern beobachten. Da ist ein großes und mächtiges Volk, aber Gott macht es zunichte. Ein anderes breitet sich weithin aus, aber darnach schließt es Gott wieder in

ganz enge Grenzen ein. Gewiss, das pflegt man im Allgemeinen dem Zufall zuzuschreiben, weil der Undank die Menschen blind gemacht hat. Machten wir die Augen auf, so lägen bestimmt die Gerichte Gottes so klar und deutlich vor uns, dass man nichts mehr dawider zu sagen vermöchte. Darum heißt es auch am Ende des Vorsehungspsalms: „Aller Bosheit wird das Maul gestopft werden“ (107, 42). Die Gottlosen mögen die Majestät Gottes verdunkeln, soviel sie wollen, dennoch müssen sie ihr Unrecht zugeben; wenn sie genau auf die Vorgänge in aller Welt achten, dann müssen sie den Mund zumachen. Wenn Gott die hohen und stolzen Häupter schlägt, so müssen wohl die Kleinen und Geringen erzittern und schweigen; wenn Gott die ganzen Völker heimsucht, was wird dann aus jedem einzelnen Gliede werden? Schonungslos sucht Gott ein ganzes Land heim – was wird er dann mit mir machen? So müssen wir große Dinge auf kleine anwenden, damit ein jeder lerne, demütig zu wandeln und sich unter Gottes gewaltige Hand zu beugen. Wissen wir nämlich, dass Gott alle Gewalt über uns hat, so geht Gott ganz anders mit uns um, als hier gesagt ist: wir werden merken, dass er uns wunderbar beschützt. Wenn die Menschen sich willig von Gott regieren lassen, so streckt er seine Hand aus, um sie in ihrem Stande zu erhalten, er bewahrt sie durch seine Kraft, er ist ihnen Schild und Abwehr gegen alle bösen Anläufe; wollen sie aber zu hoch fliegen, so muss Gott sie derb zurückweisen.

Es gehe also, wie es will, Gott regiert alle Dinge, und es wäre der reine Wahnsinn, da vom Zufall zu reden. Ganz fest müssen wir an die Vorsehung Gottes glauben, darnach aber auch die rechte Anwendung davon machen. Es gibt Schwärmer, die sich beim Reden über Gottes Vorsehung in allerlei törichte Gedanken verwickeln, ohne die geringste Erbauung davon zu haben. Sie sagen wohl: Gott ändert die Dinge, er stößt die Verhältnisse um, aber sie werden dabei nicht in seiner Furcht erbaut. Wenn die Schrift von der Vorsehung Gottes redet, so tut sie es, um uns Gottes Macht spüren zu lassen. Wie aber und zu welchem Zweck sollen wir sie spüren? Es soll zur Anbetung dessen kommen, der alles in seiner Hand hat und alles lenkt im Leben und Sterben. Andererseits zeigt uns die Schrift im Regiment der Welt Gottes Weisheit. Das ist nicht so gemeint, als täte Gott, was ihm gut dünkt, ohne dass wir wüssten, ob es gut oder böse ist, sondern im Gegenteil: wir müssen bekennen: Alles, was er tut, ist recht. Und wenn wir auch nicht wissen, warum er's tut, haben wir doch diese heimliche Weisheit anzubeten. Wir wollen warten, bis er uns offenbart, warum er die Dinge in der Welt al-

so ändert, und die Augen offen halten, wenn es offenbar wird. Gott segnet ein Volk – das ist lauter Güte; nicht bei Menschen muss man das Verdienst suchen, wenn er ihnen Gnaden austeilt; hat Gott also seine Güte über ein Volk ausgegossen, so muss er umso mehr gepriesen werden. Aber wenn ein Volk lauter gottloses Wesen treibt und Gott es dann heimsucht, soll man da nicht über den Grund dieser Heimsuchung nachdenken? Heute sehen wir große und beklagenswerte Umwälzungen in der Welt, aber wir sehen auch, einer Sintflut gleich, die Ungerechtigkeit. Man sieht etwa ein Land in großen und ungeheueren Lastern sich versündigen, und gleich darauf kommen Gottes Ruten. Muss man da nicht einsehen, dass Gott ein gerechter Richter ist? Wir können leicht die Umgekommenen verurteilen, aber wenn wir sie verurteilt haben, müssen wir alsbald an uns selber denken. Das ist doch die Hauptsache, dass wir durch anderer Schaden klug werden, wenn Gott uns die Wohltat erweist, uns vor dem Schlag zu warnen, damit ein jeder sich bekehren kann. Dazu soll uns die Vorsehung, von der hier die Rede ist, dienen.

Als bald aber heißt es: Er bringt ans Licht die verborgenen Dinge und ans Helle die Schatten des Todes. Dazu also hat uns Hiob auf die auffallenden Werke Gottes aufmerksam machen lassen: Gott wird die Finsternis des Todes ans Licht bringen! Er hätte auch sagen können: Gott lässt seine Sonne alle Tage aufgehen, wir sehen Tag und Nacht aufeinander folgen, und schon das ist ein großer und wunderbarer Wechsel – aber das ist ein so alltäglicher Vorgang, dass wir gar nicht darüber nachdenken. Darum hat er hier etwas Ungewöhnliches erwähnt, als wollte er sagen: Gott kann solche Veränderungen herbeiführen, als wäre die Hölle ans Licht getaucht und als wäre der Tod aus der Tiefe hervorgetreten, so dass man ihn sehen kann. Dann weckt Gott uns auf und gibt uns Anlass, mehr als je zuvor an seine Stärke zu gedenken. Der Anschauungsunterricht, den Gott uns alle Tage gibt, ist wunderbar genug, und doch nehmen wir ihn nicht zu Herzen, darum muss er's auf eine andere Weise versuchen und noch lauter rufen. Es geht uns wie einem, der in seinem Bett schläft: man kann in seiner Nähe tausend Worte sprechen – er hört sie nicht, aber wenn man ein großes Geschrei macht, dann erwacht er, und ist er erst wach, dann kann man so leise reden, wie man will, er versteht alles, was man sagt. So ist es auch mit uns: Gott lässt uns so manches sehen, was uns zur Unterweisung dienen müsste, aber wir haben die Augen geschlossen; er spricht zu uns, aber wir hören nichts, weil wir schlafen. Darum muss er ein großes Geschrei anheben, um uns zu wecken, damit wir



umso mehr an seine Vorsehung denken und einsehen: Gott weckt uns auf! Wir wollen uns darum unter seinen Schutz und Schirm begeben und ganz fest glauben: Er hat alle Kreaturen in seiner Hand, sogar die Sperlinge, die doch so gut wie nichts wert sind, er vergisst uns sicher nicht; sind wir doch nicht allein seine Kreaturen, nach seinem Bilde geschaffen, sondern seine Kinder, weil er uns dazu angenommen durch unsern Herrn Jesus Christus.

## Hiob 13, 15 – 22.

**15) Ob er mich schon tötet, will ich doch auf ihn hoffen; jedoch will ich meine Wege vor ihm verantworten. 16) Er wird noch mein Heil sein; denn ein Heuchler kommt nicht vor sein Angesicht. 17) Höret meine Rede und nehmet auf, was ich euch verkünde! 18) Wenn ich mich zum Rechtsstreit gerüstet habe, so weiß ich, dass ich Recht behalte. 19) Wer will gegen mich streiten? Denn schweige ich, so ist es aus mit mir. 20) Zweierlei tue mir, dann will ich mich nicht vor deinem Angesicht verbergen: 21) Nimm deine Hand von mir weg, und dein Grimm erschrecke mich nicht! 22) Und wenn du redest, will ich antworten; oder ich will reden, und du sollst mir antworten.**

Trotz aller Schläge und Anfechtungen hat Hiob doch nicht alle Hoffnung verloren. Er denkt nicht daran, mit Gott zu streiten oder sich ihm zu entfremden; er will nicht gegen ihn trotzen, als wollte er nichts mehr von ihm wissen. Nein, er will Hoffnung behalten, es komme, wie es will. Ob er mich schon tötet, will ich doch auf ihn hoffen, jedoch will ich meine Wege vor ihm verantworten. Hier haben wir einen schönen und vortrefflichen Spiegel, in dem wir Gottes Tun sehen können. Denn er lässt die Gläubigen fallen, um ihren Glauben desto besser zu bewähren. Sie erleben vieles, was sich scheinbar nicht miteinander verträgt, aber Gott selbst gleicht das alles aus. Auf den ersten Blick möchte man sagen: Das ist wie Feuer und Wasser. Aber zuletzt bringt Gott alles zu einem solchen Ende, dass es sich wohl ausgleicht. Es gibt Leute, die nach Art der Philosophen die Meinung vertreten, es sei alles in schönster Ordnung, es gebe keine Widersprüche, es passe immer eins zum andern. Ach, diese Leute haben keine Ahnung davon, was es heißt, von Gott angepackt zu sein und durch seine Gerichte hindurch müssen. Gott behandelt uns so grausam, dass alles in uns in Verwirrung kommt, und es entstehen in unserm Herzen Stimmungen, die einander widerstreiten. Bald wünschen wir zu leben, bald zu sterben. Das sind doch Gegensätze, aber es liegen ihnen ganz verschiedene Gedanken zugrunde: Unserer Natur nach wollen wir leben, und darum fliehen wir den Tod; er ist uns schrecklich, weil er unserer Natur zuwider ist. Auf der andern Seite aber sehen wir uns hier in ein Gefängnis eingeschlossen. Solange wir in diesem Leibe sind, leben wir in der Knechtschaft der Sünde; deshalb müssen wir seufzen und uns nach der Ewigkeit sehnen, die uns verheißt ist, wenn Gott uns aus dieser Welt genommen hat; und wir dürfen wissen: Weil Jesus Christus durch

den Tod hindurch gegangen ist, brauchen wir nicht mehr zu fürchten, der Tod habe noch Gewalt über uns; er ist wie ein stumpfes Schwert mit abgebrochener Spitze, das uns nicht verwunden kann, und wenn es auch noch einen Aderlass gibt, so soll dieser uns nur von aller Schwachheit befreien. Diese widerstreitenden Stimmungen gleicht Gott miteinander aus: was aus dem natürlichen Empfinden kommt, bleibt drunten, und der Glaube ist Meister. So meint es auch Hiob: Die Gläubigen sind entschlossen, auf Gott zu hoffen und die Seligkeit unter allen Umständen bei ihm zu suchen.

Hiob behält allewege die Hoffnung auf Gott, und deshalb muss er sich zu ihm wenden. Wer auf Gott hofft, der weiß: er wendet sich nicht von mir ab, und ich bin nicht ferne von ihm. Die Hoffnung besteht darin, dass wir zu ihm kommen und, wenn er uns ferne scheint, uns ernstlich bemühen, ihm zu nahen. Vor allen Dingen sollen wir der Schrift darin folgen, dass wir uns bergen in den Schatten seiner Flügel und uns zu ihm wenden, dass er uns auf seinen Schoß nehmen, wie ein Vater sein Kind auf seinen Schoß nimmt. Hiob wünscht sich nichts Höheres, als seinem Gott nahe zu sein und seine Hand über sich zu haben. Darum trifft ihn die falsche Verleumdung seiner Freunde nicht. Jedoch will ich meine Wege vor ihm verantworten. Seine Hoffnung ist also nicht derart, dass sie frei von allen Klagen wäre und er nicht mehr gegen Gott murrte. Das kommt aus seiner sündlichen Schwachheit, und die ist verdammenswert. Aber dem sei, wie ihm wolle: Gott überlässt ihn deshalb doch nicht sich selbst; denn der Glaube bleibt Herr über die Stimmungen. Wenn wir auf Gott hoffen und ihn anrufen, so heißt das nicht, wir hätten keine Kämpfe mehr; aber den Sieg muss der Glaube behalten und „der Friede Gottes regieren in unsern Herzen“ (Kol 3, 15), er muss die Palme gewinnen. Wenn der Apostel vom Frieden Gottes redet und ihm den Sieg zuschreibt, so liegt darin der Hinweis, dass wir noch Stürme haben werden, die uns hin und her treiben. Aber was gibt's dagegen für ein Mittel? Den Frieden Gottes: der muss so stark werden, dass er endlich die Herrschaft gewinnt und alle unsere Anfechtungen im Zaum gehalten werden. Hiobs Vollkommenheit ist also nicht derart, dass nichts daran auszusetzen wäre, aber gleichwohl nimmt er seine Zuflucht zu Gott.

Diesen Gedanken bestätigt wer nun aufs Neue: Er wird noch mein Heil sein; denn ein Heuchler kommt nicht vor sein Angesicht. Worauf gründet Hiob die Hoffnung seines Heils? Darauf, dass er zu Gott nahen darf. Gewiss, auch die Heuchler pflegen sich zu Gott zu nahen, wie es Jes. 58, 2

heißt: „Sie suchen mich täglich und wollen meine Wege wissen.“ Diese bigotten Heuchler, die weder Andacht noch Eifer haben, laufen gleichwohl viel umher und quälen sich ab, als wären sie Feuer und Flamme, Gott zu suchen, aber sie gehen damit nur um den Brei herum; es soll aussehen, als ob sie geradeswegs zu ihm kommen wollten, und sie wollen auch wohl gern mit Gott im Reinen sein, aber wirklich zu ihm kommen wollen sie nicht. Wenn die Papisten täglich drei Messen hören, wenn sie Weihwasser nehmen und von einem Altar zum andern laufen, so wollen sie sicherlich damit den Schein erwecken, als wollten sie Gott dienen, aber Gott darf sie nicht zu nahe anschauen, und in Wirklichkeit sind sie weit von ihm entfernt. Und deshalb vergleicht Jeremia (7, 11) all dies Gepränge, alle die Lobgesänge, all die Zeremonien der Menschen mit einer Mördergrube. Wie sich ein Räuber in seine Höhle zurückzieht, weil er nicht bemerkt sein will und seine Sünde nicht bekannt werden soll, so nehmen die Heuchler viel falschen Schein an und suchen viel Ausflüchte mit ihrem so genannten Gottesdienst. Warum tun sie das? Nur damit Gott nichts von ihnen fordert und sie lässt, wie sie sind; sie wollen sich hinter ihrer Mummerei verstecken! Es soll aussehen, als nahten sie sich zu Gott, aber in Wirklichkeit ist es nicht der Fall. In ihrer eitlen Aufgeblasenheit geht es ihnen gar nicht darum, Gott zu nahen, so hoch sie auch den Kopf tragen und viel große Worte machen, als wollten sie es mit Gott aufnehmen; aber sie wollen gar nicht zu Gott, sondern sie sind verstockt und denken gar nicht an ihn. Dächten sie wirklich an ihn, so träten sie so frech nicht auf. Wenn die Heuchler ihr Narrenwerk treiben und mit Gott spielen wie mit einem kleinen Kinde, so kommen sie sich so gerecht vor wie die Engel, als wäre an ihnen nichts mehr auszusetzen, und sie meinen, wenn Gott noch mehr von ihnen fordere, so lege er ihnen zu schwere Lasten auf, als wären sie ihm nichts schuldig, nein, als wäre er ihnen noch verpflichtet. Kein Mensch mit aufrichtigem Herzen und reinem, freiem Trieb wird sich zu Gott nahen, ohne ihn zu ehren, zu fürchten und damit ihm zu vertrauen. Das alles muss in seinem Herzen beieinander sein; sonst kommt er nie zu Gott und kann keine Gemeinschaft mit ihm haben. Vor allem muss er Gott ehren, also seine Majestät erkennen und auf seine Huldigung bedacht sein; solange wir die erhabene Majestät Gottes nicht gespürt haben, wird keiner ihm wirklich nahen wollen. Damit aber muss sofort auch die Furcht verbunden sein; haben wir ihm alle Hoheit und Herrschaft zugestanden, dann erst können wir ihm auch dienen und nach seinen Geboten wandeln. Doch auch diese Furcht genügt noch nicht; wir müssen wissen,

was es um seine Güte ist, um darauf vertrauen zu können: das ist auch das Mittel, um Gott zu nahen.

Die Heuchler fliehen vor Gott, soviel ihnen möglich ist. Zu ihnen will Hiob nicht gehören. Darum kommt er ja zu Gott; weil er bei den sterblichen Menschen sein Recht nicht bekommt, hält er sich nicht länger bei ihnen auf; er möchte, dass Gott ihn hört und dass er freiheraus reden könnte, als stände er vor seinem Angesicht; er setzt also voraus, Gott werde ihm ein Gott des Heils sein. Dabei spricht er freilich recht seltsame Gedanken aus, wie er schon manchmal getan.

Höret meine Rede und nehmet auf, was ich euch verkünde! Wenn ich mich zum Rechtsstreit gerüstet habe, so weiß ich, dass ich Recht behalte. Hiob setzt also voraus, dass er so gute Gründe hat, um sich zu verteidigen, dass Gott ihn lossprechen wird, wenn er nur seinen Rechtsstreit führen darf. Die, zu denen er redet, sollen stillschweigen und hören, was er vorbringt. sie sollen das Ende und das Endurteil Gottes abwarten. Wie ist das möglich? Da müssen wir wieder an Gottes zwiefache Gerechtigkeit denken. Bisweilen richtet Gott die Menschen nach seinem Gesetz. Darin hat er uns eine Gerechtigkeit vor Augen gestellt, die uns ganz bekannt und offenbar ist: Gott tritt gleichsam mit uns in einen Vertrag ein, indem er uns die Regel gibt: „Welcher Mensch meine Satzungen tut, der wird dadurch leben“ (Lev 18, 5), und: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, dass er darnach tue“ (Deut 27, 26). Aber es gibt auch eine höhere Gerechtigkeit in Gott, kraft deren er auch die Engel verdammen könnte. So sehr Gott auch das Leben des Menschen anerkennt, wenn es in allem seinem Gesetz entspricht, so ist er deshalb doch nicht daran gebunden, und es ist nicht so gemeint, als wären wir ihm nun nichts weiter schuldig und als müsse er uns nun freisprechen. Denn vergleichen wir die Gerechtigkeit Gottes mit derjenigen der Kreatur, was geschieht dann? Dann muss die Sonne sich verdunkeln, die doch die ganze Welt erhellt, dann findet sich nichts, was Gott genügen könnte. Wenn uns also Gott über sein Gesetz hinaus richtet, so sind wir nicht gerecht, ob wir gleich nichts Böses und Schlechtes an uns sehen. So meint es auch Hiob: Will Gott mich einfach nach seinem Gesetz richten, und darf ich ihm antworten und ihm mein Leben zeigen, wie es ist, dann behalte ich recht. Das aber ist unmöglich. Denn dass alle Menschen verflucht und verdammt sind, dafür bedarf es keines anderen Beweises, als des Wortes: Wer nicht alle diese Worte erfüllt, der ist verflucht. Auch Paulus beruft

sich auf diesen Spruch, um zu beweisen, dass keiner gerecht werden kann durch die Werke des Gesetzes, sondern dass wir allesamt vor Gott schuldig sind und dass jeder Mund geschlossen sein muss (Gal 3, 10)!

Folgt daraus, dass wir alle verdammt sind? Man muss darauf achten, ob wir Gottes Gesetz halten oder nicht. Und Paulus setzt voraus, dass keiner seine Pflicht erfüllt und wir alle weit davon entfernt sind. Wie kann denn Hiob sagen, wenn Gott ihn zur Verteidigung zuließe, so würde er ihn rechtfertigen, als wenn Gott keinerlei Schuld mehr an ihm fände? Wir wissen doch, dass er als sterblicher Mensch viel Schwachheit und Gebrechen an sich hatte! Wie kann er denn meinen, er könne freigesprochen werden? Nun, Hiob denkt nicht einfach an das, was er verdient hat oder was an ihm ist, sondern er denkt an das, was Gott mit seiner Züchtigung vorhat. Wenn Gott Sünden an uns findet, die der Bestrafung wert sind, so kann es sein, dass er sie trägt und vergibt; dabei will er uns aber um einer andern Ursache willen strafen – wie es ja auch dem Hiob widerfahren ist. Nicht deshalb hat Gott Hiobs Sünden gestraft, weil er's wert gewesen wäre, weil er übel gelebt hätte. Keineswegs; auf das alles hat Gott nicht gesehen. Hiob soll allen Menschen ein Spiegel sein, um sie unter seine gewaltige Hand zu demütigen, dass wir unsere große Schwachheit erkennen und wissen: nach seinen heimlichen und unbegreiflichen Gerichten könnte Gott hunderttausend Mal härter mit uns verfahren, als er es tut. Auch auf Hiobs Geduld sollen wir schauen. Aber es war nicht Gottes Absicht, Hiob zu strafen. Darum kann Hiob auch sagen: Im Blick auf meine gegenwärtige Plage findet sich an mir keinerlei Missetat. Im Gegenteil: Gott prüft ihn als einen seiner Knechte. Damit aber will Hiob nicht die Vergebung der Sünden verwerfen, auf die unsere ganze Gerechtigkeit doch begründet ist. Wir nennen die Menschen gerecht allein durch den Glauben, weil wir in unsern Werken alle verdammt sind und nichts als Fluch und Verdammnis vor Gott bringen, sondern alle vor ihm zu Schanden werden. Aus diesem Grunde müssen wir uns eine andere Gerechtigkeit borgen, die Gott angenehm und gefällig ist; und das geschieht, wenn unser Herr Jesus Christus uns mit seiner eigenen Gerechtigkeit bekleidet und diese uns vor Gott zugerechnet wird. So sind wir also gerecht durch den Glauben, weil wir von unsern Sünden rein und sauber sind in der Kraft des Todes und Leidens unseres Herrn Jesus Christus. Unterdes aber leitet uns Gott durch seinen Heiligen Geist, und indem er uns leitet, lässt er sich den Dienst gefallen, den wir ihm leisten, das heißt die Gaben, die er uns geschenkt hat. Er nimmt sie an; denn es ist nicht ein einziger Tropfen Gutes in

uns, das uns nicht von oben herab gegeben wäre. Wie uns Gott von seinen Gaben mitteilt, so nimmt er sie auch an.

Wie können aber unsere Werke Gott gefallen? Das tun sie, weil er nicht auf die Unvollkommenheiten sieht, die ihnen anhaften. Denn Makelloses gibt es nicht an uns, aber auf das alles sieht er nicht, er trägt uns mit väterlicher Liebe. Gerecht also werden wir vor Gott, weil es ihm gefällt, Gefallen an uns zu haben, nicht als wäre er dazu verpflichtet oder als hätten wir's verdient. In diesem Sinne meint auch Hiob, er werde recht behalten: er will damit Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht ausschließen, die er an den Seinen tut, indem er sie trägt und nicht nach seiner vollen Strenge mit ihnen handelt, ja, mit ihrem Leben keine peinlich genaue Abrechnung hält. Das geht noch deutlicher aus den folgenden Worten hervor.

Zweierlei tue mir, dann will ich mich nicht vor deinem Angesicht verbergen, dann will ich jede Strafe, die du mir auferlegst, willig tragen, will über deine harte Hand nicht mehr klagen, will nicht mit dir hadern, wenn du mich drückst – wenn ich nur diese beiden Dinge habe. Nimm deine Hand von mir weg, und dein Grimm erschrecke mich nicht! Das ist das eine: Vollstrecke dein Urteil nicht an mir, bevor du mir den Prozess gemacht hast! Es befremdet ihn, dass Gott ihn so hart behandelt, ohne dass er weiß, warum. Es geht ihm wie einem Gefangenen; wenn er merkt, dass man nichts von ihm wissen und ihm überhaupt kein Gehör schenken will, so verlangt er, dass man ihn wieder freilässt. Das zweite ist: Wenn du redest, will ich antworten. Wird nach rechtmäßigem Gerichtsverfahren gegen mich vorgegangen, so will ich mich nicht mehr vor dir verbergen, ich will mir alles, was dir gefällt, gefallen lassen, will dir geduldig in allem gehorchen. Hiob redet wie einer, der ganz aus dem Gleichgewicht gekommen ist; bei ehrlicher Selbstprüfung hätte er gewiss erkannt, dass er nichts hatte, weshalb er hätte vor Gottes Angesicht treten dürfen, sondern dass er nur mit gebeugtem Haupte kommen musste. Zweierlei tue mir! Aber es steht uns doch nicht zu, gleichsam von Rechts wegen von Gott zu verlangen, er solle uns nicht strafen, ehe er uns von unsern Sünden überführt hat! Das wäre ein zu starker Vorwurf gegen sein Gerichtsverfahren. Darf denn ein armer Missetäter seinem Richter das Verfahren vorschreiben? Es kann ja sein, dass ein irdischer Richter mit maßloser Grausamkeit verfährt, aber so handelt doch Gott nicht gegen uns. Auch wenn er uns straft, so trägt er uns noch, er geht niemals übers Maß hinaus. Wir merken freilich nicht immer, warum er so handelt,

wir sehen weder die Waage noch das Gewicht, das er braucht; es dünkt uns vielmehr, er mache alles verkehrt. Gleichwohl aber müssen wir ihn in seinen verborgenen Gerichten anbeten. Was von ihm ausgeht, mag uns recht seltsam vorkommen, aber es ist alles recht und gut, und am letzten Ende wird's uns klar werden. Wir möchten freilich lieber zuerst vor Gottes Gericht gefordert werden, ehe er uns straft, aber wir müssen unsere eigenen Richter sein. Denn was hilft es, wenn Gott uns die schwerste Strafe auferlegt und wir doch in unserer Bosheit beharren? Das würde uns nur schwere Verdamnis eintragen. Gott schlägt uns, aber wir neigen den Rücken nicht, und das Herz bleibt ungebeugt; wie von einem Amboss prallen die Schläge von ihm ab. Gottes Züchtigungen nützen uns nichts zu unserm Heil, wenn wir nicht unsere eigenen Richter sind und uns zuerst selbst verdammen. Das geschieht aber erst dann, wenn wir unsere Sünden erkannt haben. Gewiss, wir müssen auch die unerkannten Sünden an uns verdammen, aber den Anfang müssen wir machen mit der Erforschung unseres Gewissens und das darin aufspüren, wovon wir deutlich überführt sind. Anders ist es unmöglich, sich jemals vor Gott zu demütigen und sich aufrichtig und ehrlich zu verdammen.

Es ist uns durchaus erlaubt und nützlich, Gott zu bitten, er wolle uns zur Verteidigung unserer Sache zulassen, aber unter keinen Umständen dürfen wir von ihm verlangen: Nimm deine Hand von mir weg! Denn Gott kann sehr wohl diese beiden Dinge miteinander vereinigen: er kann uns zeigen, dass er allen Grund hat, uns zu strafen, indem wir unsere Sünden erkennen lernen, und dabei uns doch die Schläge seiner Hand fühlen lassen. Das beides widerspricht sich nicht, und wir dürfen uns auch nicht beklagen, wenn wir beides miteinander empfangen. Wollen wir von Gott erhört werden, so dürfen wir auch keine Entschuldigung vorbringen wollen, als wären wir unschuldig und könnten unsere Sünden verkleinern oder gar auslöschen, sondern es muss unser Anliegen sein, uns selbst zu erkennen, und zwar so, dass wir ganz zu Boden geschlagen werden und uns nichts anderes übrig bleibt, als allein zu Gottes Güte unsere Zuflucht zu nehmen und auf seine Barmherzigkeit zu hoffen.

Darum mögen wir wohl Gott bitten, er wolle seine Hand von uns wegnehmen und sich das Gebet gefallen lassen: Ach Herr, du siehst, ich bin eine arme Kreatur, und die Züchtigungen, die mir auferlegt sind, sind viel zu schwer, an meiner Schwachheit gemessen; gewiss, verdient habe ich noch



viel schwerere, aber meine Kraft ist so schwach und matt, dass ich mir schon jetzt vorkomme wie im tiefsten Höllenkerker. Ach mein Gott, lass es dir doch gefallen, deine Strenge ein wenig zu mildern, bis ich wieder zu Atem komme und noch besser über mich nachdenken kann, dann will ich zu mir kommen, und meine Wunden können heilen. Solch eine Bitte dürfen wir aber nicht ohne die Einschränkung vor ihn bringen: Herr, was ich bitte, bitte ich in äußerster Not; du siehst, ich kann nicht mehr, und wenn du meiner Not nicht begegnest, so versinke ich in einen Abgrund, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt! Dennoch verlasse ich mich ganz und gar auf dich; du weißt, was mir gut und dienlich ist, du weißt auch in meiner äußersten Not noch Rat, du hast ja Mittel ohne Zahl, um die Deinen auch aus dem Rachen des Todes zu ziehen. Fügen wir diese Bedingung hinzu, so ist solche Bitte ihm sicherlich immer angenehm.

Hiob aber ist nicht so vermessen gewesen, dass er wirklich gemeint hätte, es sei nichts an ihm zu tadeln und er sei bereit, in den Rechtsstreit mit Gott einzutreten und als erster das Wort zu ergreifen in der Erwartung, dass er den Streit gewinnen werde. Nein, so töricht ist Hiob nicht. Er hat unbedacht geredet, wie wir es auch machen, wenn uns der Trübsalsdruck zu stark wird. Wir müssen uns daran gewöhnen, unsere Stimmungen derart zu beherrschen, dass wir nur den einen Wunsch haben, Gott möge uns in seiner Gnade so viel von seiner Güte und Barmherzigkeit kosten lassen, dass wir uns, ob wir gleich scheinbar aus unserer Fassungslosigkeit nicht mehr herauskommen, dennoch allewege freuen und uns auf seine Güte verlassen, ja in aller Trübsal ohne Aufhören uns rühmen.

## **Hiob 13, 23 – 28.**

**23) Wie viel habe ich Sünden und Missetaten? Zeige mir meine Freveltat und Übertretung. 24) Warum verbirgst du dein Antlitz und hältst mich für deinen Feind? 25) Verfolgst du nicht ein zerrissenes Blatt? Verfolgst du nicht einen dünnen Halm? 26) Bittere Trübsale verschreibst du mir und lässtest über mich kommen die Missetaten meiner Jugend. 27) Du schließt meine Füße in den Stock, dass sie nicht entrinnen, du drückst den Stock in den Grund meiner Füße. 28) Darum verfault er wie ein Baum vom Alter und wie ein Rock, der von den Motten verzehrt wird.**

Gott hat eine verborgene Gerechtigkeit, die höher ist als die uns bekannte, die und in seinem Gesetz offenbart ist. Nach dem Maßstab dieser Gerechtigkeit sind selbst die Engel verdammt, und keine Kreatur, mag sie noch so rein sein, kann dieser Gerechtigkeit genügen. Das führt Hiob an dieser Stelle weiter aus. Zeige mir meine Freveltat und Übertretung! Wie viel habe ich Sünden und Missetaten? Darin liegt freilich das Bekenntnis, dass er sich demütigen muss, weil Gottes Hand ihn schlägt, aber gleichwohl kann er sich nicht damit zufrieden geben, dass Gott ihn schlägt, ohne ihm zu sagen warum. Und da liegt sein Fehler. Denn wenn Gott uns unsere Sünden spüren lässt und uns zeigt, dass wir nur deshalb gestraft werden, weil wir ihn mannigfach erzürnt haben, so tut er uns damit eine ganz besonders große Gnade an, wenn wir nur soviel Verständnis haben, uns zu verdammen und ihn um Verzeihung zu bitten. Sind wir aber verstockt, so hilft uns auch die Erkenntnis unserer Sünden nichts. Wissen wir aber nicht, weshalb er uns so züchtigt, so dürfen wir gleichwohl nicht murren, sondern müssen die Augen niederschlagen und sprechen: Herr, ich will warten, bis du mir zeigst, was du mit deinen Trübsalen für einen Zweck verfolgst. Gewiss, wir dürfen wohl den Wunsch hegen, Gott möge uns zu verstehen geben, was er uns mit den Trübsalen sagen will; gleichwohl aber müssen wir so bescheiden sein, dass wir solange schweigen, bis es ihm gefällt, uns genauer zu erklären, was uns dunkel ist. Hiob hat jedenfalls das eine gespürt: Es ist Gott, der mich betrübt. Sodann aber ist er durchaus davon überzeugt, dass er nichts damit gewinnt, wenn er mit Gott rechtet. Dabei aber wusste er ganz genau, dass ihn Gott nicht einfach betrübt, wie er im Allgemeinen die Menschen zu betrüben pflegt; er bekennt, dass dem ein verborgener Rat Gottes zugrunde liegen muss. Das hat er gewusst, und deshalb musste er geduldig sein.

In allen diesen Dingen hat Hiob keinen Fehler gemacht. Denn es ist etwas Großes, wenn wir nicht allein die Hand Gottes merken, die uns schlägt, und seine Schläge spüren, sondern wenn wir auch wissen, woher das kommt. Und dazu müssen wir wissen, dass Gott allezeit gerecht erfunden wird und dass all unser Murren uns nicht weiterhilft, sondern dass wir immer unsere Sache verlieren. Ist das nicht eine feine Lektion, wenn wir sie recht lernen und behalten? Auch das sollen wir erkennen, dass es bei Gott heimliche Gerichte gibt, die wir nicht verstehen können, und das soll uns erst recht demütig machen.

Aber dabei müssen sich die Menschen auch zufrieden geben und abwarten, bis Gott ihnen offenbart, was ihnen jetzt noch verborgen ist. Darin hat Hiob gefehlt. Aber wir dürfen nicht vergessen: Seine Plage war so große, dass man sich nicht wundern darf, wenn er darüber in Verwirrung gerät und der Wunsch in ihm aufsteigt, Gott möge wenigstens nach dem Maß seiner Sünden mit ihm handeln und ihn nicht noch darüber hinaus verfolgen. Denn wenn Gott eine arme Kreatur also anfasst und seinen Arm ausreckt, als wolle er sie mit Blitz und Donner erschlagen, und der Mensch fühlt dann gar keine Erquickung, sondern seine Qual nimmt mehr und mehr zu, so dass er kein Ende seiner Not mehr sieht, so tief liegt er im Abgrund – ach, darf man sich da verwundern, wenn ihm da einmal ein unschickliches Wort entfährt? So aber war es bei Hiob. Darum lasst uns Gott bitten, wenn er uns in solche Kämpfe führen will, so wolle er es doch nicht zulassen, dass wir erliegen, und selbst wenn wir in unserer Schwachheit in Gefahr kommen, in ganz schlechte Gedanken zu geraten, so wolle er uns an sein Herz nehmen und uns wieder dahin bringen, dass wir ihm in seinen unbegreiflichen Gerichten die Ehre geben.

Nun aber könnte man fragen, warum Hiob nicht einfach sagt: Wie viel habe ich Sünden? – sondern warum er noch hinzufügt: und Missetat, Frevel und Übertretung? Warum tut er das? Es ist, als wollte er sagen: Wenn Gott auch noch so scharf prüft, er wird doch nichts finden, weshalb er mich so hart behandeln müsste. Nicht dass Hiob sich für gerecht ausgeben wollte, nein, er redet aus einer inneren Verwirrung heraus und achtet nicht auf seine Gedanken. Nur daran denkt er, dass es nicht so ist, wie seine Freunde ausgesprochen haben, als strafe Gott ihn deshalb, weil er ein größerer Sünder wäre als andere. Und darin hat er vollkommen Recht, aber er denkt nicht gründlich darüber nach. Kurzum, er meint: Wenn Gott alles Böse in ihm richtig unter-

sucht, so wird er nicht finden, dass die Strafen, die er leiden muss, ihren Grund in seinen Missetaten haben.

Manche machen einen Unterschied zwischen der Sünde, die mit Willen, und der, die aus Unwissenheit geschieht, zwischen Sünde, die man wider Gott begeht, und solcher, die, wie man sich ausdrückt, durch Unterlassung geschieht. Aber diese Unterscheidung ist kaum begründet. Hiob will nur das Wesen der Sünde erschöpfend zum Ausdruck bringen. Wenn Gott von seinem Gesetz und seinen Geboten redet, so bedient er sich auch verschiedener Worte, wie Ordnungen, Satzungen, Verfügungen, Rechte und dergleichen; es sind wohl sieben oder acht Worte, die sich alle auf dies eine beziehen. Warum tut er das? Er will damit sagen: Wenn wir nicht richtig wandeln, so können wir wenigstens keine Unwissenheit vorschützen; denn er gibt uns genaue Anweisung, wie wir zu wandeln haben. Die sich nun verfehlen, denen liegt nichts daran, Gott zu gehorchen; denn wollten wir wirklich in seinem Wort studieren, so würden wir nimmer fehlen können; denn er würde uns in allen Dingen völlig leiten. Gott leitet uns so sorgfältig, dass wir gar keinen Fehltritt tun können, wenn wir seiner Belehrung folgen. Wenn wir nun gleichwohl fehlen, so sind wir umso unentschuldbarer. Gott hat uns viele Mauern aufgebaut, um uns in den Schranken zu halten, er hat uns einen ganz bestimmten Weg bereitet, er hat uns auf allen Seiten Grenzen gezogen, ja, er will uns sogar leiten, dass wir weder zur Rechten noch zur Linken abweichen können, zudem fügt er seinen Belehrungen auch noch Ermahnungen hinzu – alles Dinge, die wir nur zu brauchen haben, um ganz sicher zu gehen. Setzen wir uns nun dazu in Gegensatz, so sieht man wohl: Es geschieht aus überlegter Bosheit, ja geradezu aus Wahnsinn. Auch David redet im 32. Psalm von Sünden, Missetaten und Übertretungen. Wäre es nicht genug, einfach zu sagen: „Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind“? Aber er will die grenzenlose Gnade zum Ausdruck bringen, die Gott an uns tut, wenn er uns unsere Fehler vergibt. Denn wenn Gott mit uns abrechnen wollte, ach, da würde gar kein Ende sein, und wir würden schon wegen eines einzigen Stückes zu Schanden werden; aber wenn Gott uns wegen eines einzigen Punktes verdammt, so würde er sofort wieder von vorne anfangen. David weiß: Die Menschen stecken in einer abgrundtiefen Verdammnis, wenn Gott sie nicht in seiner grenzenlosen Güte herauszieht; darum sollen sie fleißig an ihre Übertretungen, Frevel und Missetaten denken und sie sich zu Herzen nehmen; deshalb bedient er sich auch so vieler Worte.

Nun aber will Hiob sagen: Gewiss, die Menschen können auf mancherlei Weise fehlen, und sie sind auf mancherlei Weise schuldig vor Gott, aber soviel ist sicher: Man mag mein Leben noch so genau durchprüfen, so gibt's doch darin keine Frevel, Missetaten und Übertretungen, die eine so harte Behandlung Gottes verdienten. Dabei aber hat Hiob sich nicht rechtfertigen wollen, als wäre er vollkommen, er achtet nur auf Gottes Absicht bei seinen Strafen: Gott sah nicht auf seine Sünden, so groß sie auch sein mochten, er wollte nur seine Geduld erproben, deshalb betrübte er ihn. Wenn Gott Gewalt gegen uns brauchen will, ohne uns Unrecht zu tun, so kann er uns wohl um einer einzigen Sünde willen derart plagen, dass wir nicht aus noch ein wissen. Wollte er uns aber um aller unserer Sünden willen strafen, so würde er erst recht gar kein Ende finden. Und wenn er auch bei seinen Strafen keinen unmittelbaren Bedacht auf unsere Sünden nähme, so wäre er dennoch gerecht, so wäre doch unser Platz zu seinen Füßen, in rechter Demut.

Nachdem Hiob verlangt hat, Gott wolle sich in ein ordentliches Gerichtsverfahren mit ihm einlassen, fährt er fort: Warum verbirgst du dein Antlitz und hältst mich für deinen Feind? Verfolgst du nicht ein zerrissenes Blatt? Verfolgst du nicht einen dürren Halm? Hier hält Hiob Gott seine Schwachheit vor, um etwas Linderung in seinen Trübsalen zu erlangen. Wäre er dabei verfahren, wie die Gläubigen es gemacht haben, so wäre seine Bitte gut und heilig. Wollen wir Gnade bei Gott erlangen, soll er uns von unsern Sünden befreien und uns zu Hilfe kommen, so können wir ihm nur eins vorhalten: unsere Schwachheit. Die Narren bringen ihre Würdigkeit vor Gott, Gott soll ihnen zu Dank verpflichtet sein – wir aber können nichts anderes sagen, als dass wir elende Menschen sind. Wollen wir also Gnade bei Gott erlangen, so müssen wir es machen wie Hiob, nur in anderer Gesinnung. Hiob ließ sich von einer allzu großen Heftigkeit treiben, weil er unter dem Druck der Hand Gottes müde und verbittert geworden war. Wenn wir Gott unser Elend vor Augen halten, so müssen wir es tun, um ihn zum Erbarmen gegen uns geneigt zu machen. Von solchen Aussprüchen der Gläubigen ist die Heilige Schrift voll: Ach Herr, was ist der Mensch? Und David sagt: Siehe, mein Leben ist nichts als ein Hauch, der dahinfährt und nicht wiederkommt – Herr willst du dich denn nicht erbarmen, uns zu helfen, wo du doch siehst, wie gebrechlich wir sind? Und dass Gott solche Gebete erhört, geht aus andern Zeugnissen deutlich hervor: „Er gedachte, dass sie Fleisch sind, ein Wind, der dahinfährt und nicht wiederkommt“ (Ps. 78, 39). Wir dürfen uns wohl Hiobs Gebetsworte zu eigen machen, aber es muss nur in rechter De-

mut geschehen: Herr, siehe, was ich bin; ich bin wie ein Blatt, ja ein verwelktes Blatt, dennoch willst du mich ausreißen und in den Abgrund versenken – ach, wer bin ich denn? Ich bin wie ein dürrender Halm, ein abgemähtes Gras ohne Saft und Kraft; ach, mein Gott, verfolgst du mich noch weiter, was soll aus mir werden? Sprechen wir so, so wird Gott unsere Klagen annehmen; aber nicht, wenn wir in Hoffart zu ihm kommen, als wäre er uns verpflichtet. Lasst uns aber darauf achten, dass wir ja nicht mit ihm rechten wie Hiob: Warum hältst du mich für deinen Feind? Hiob tut, als wäre das Gottes nicht würdig: Herr, du bist doch allmächtig, und wer bin ich? Weniger als nichts! Und wenn du kommst, mit mir zu streiten, ach, so bin ich nur ein armer fauler Baum ohne Saft und Kraft – und da willst du gegen mich noch Gewalt üben? Nein, wenn Gott auch allmächtig ist und wir über die Maßen schwach, so hat er doch immer Grund genug, sich mit uns in einen Streit einzulassen. Kommt uns das befremdlich vor, so dürfen wir ja nicht so schlau sein wollen, als könnten wir sagen: Nun will ich auch den Grund wissen, weshalb Gott mich so behandelt! So vermessen wollen wir doch nicht sein, dass wir sagten: „Das hat doch keinen Sinn: Gott hat alle Dinge in seiner Hand; schaut er die Berge an, so zerfließen sie wie Wachs vor dem Feuer oder wie Schnee; die Welt versinkt im Abgrund, wenn er nur ein Wörtlein spricht – und dabei fordert er mich zum Zweikampf heraus, und ich bin doch nur eine arme Kreatur! Das hat doch keinen Sinn!“ O, so können wir wohl sprechen, aber Gott braucht nur ein Wort zu sagen, so liegen wir im Staube! Darum dürfen wir ja nicht zu klug sein wollen. Wenn der starke, gewaltige Gott uns züchtigt und seine Majestät uns schrecklich ist, so lasst uns ihm auch dann noch die Ehre geben und gewiss sein: Er ist gerecht und tut alles mit gutem Grund, auch wenn er scheinbar uns entgegentritt und uns in den Abgrund versenken will. Es ist ja auch Grund genug vorhanden, dass er sich für unsern Feind erklärt, wenn wir ihm auch nicht widerstehen können und er uns für nichts achtet. Wir wollen uns eben nicht gutwillig verloren geben; darum zwingt uns Gott dazu, wenn er uns straft, wie wir's verdient haben. Ist das nicht Grund genug für Gott, sich als unsern Feind zu erzeugen? Gott will sehen, ob wir beständig und fest bleiben in seinem Dienst, ob es gleich aussieht, als wäre er unser Feind. Was ist der Mensch, wenn Gott ihn in seinem natürlichen Stande lässt? Er ist viel zu selbstgefällig; wir stecken ja bis über die Ohren in unserer Hoffart und bilden uns wonders was ein auf unsere Weisheit und Tugend und alles. Was aber sagt die Schrift? Ein zerrissenes Blatt, ein verwelktes Gras, ein dürrender

Halm, das sind wir: saft- und kraftlos; es ist nichts mit uns, und alle unsere eingebildete Herrlichkeit ist eitel Wind.

Hiob fährt fort: Bittere Trübsale verschreibst du mir und lässest über mich kommen die Missetaten meiner Jugend; du schließest meine Füße in den Stock. Das sind lauter Zeichen des Zornes Gottes. Weil die Gerichtsurteile häufig schriftlich abgefasst werden, so passt sich Hiob dem allgemeinen Sprachgebrauch an: Gott „schreibt gegen ihn Bitterkeiten“, wirft ihm die schlimmsten Verbrechen vor. Demgemäß beklagt sich Hiob, Gott schreibe wider ihn ein zu strenges Urteil. Dann fügt er hinzu: Du lässest über mich kommen, lässest mich „besitzen“ die Missetaten meiner Jugend. Gott macht, dass er sie nicht los wird, er ist gleichsam daran gebunden. Wenn ein Mensch in seinem Hause, auf seinen Feldern ist, so ist er mit seinem Besitz bekleidet: so lässest du mich „besitzen“ die Missetaten, ich kann den verfluchten und unseligen „Besitz“ meiner Sünden nicht loswerden, ich bin darein verwickelt und kann nicht herauskommen. Das weiß Hiob ganz gut, dass Gott berechtigte Ursache hat, ihn zu plagen, und doch gerät er immer wieder in Ungeduld und Bitterkeit.

Warum aber spricht er von den Missetaten seiner Jugend? Zunächst weil in der Jugend die Begierden am heftigsten sind. Deshalb heißt es Psalm 119, 9: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.“ Warum ist mehr von den jungen Leuten als von den andern die Rede? Die menschliche Natur ist zu allen Zeiten lasterhaft und schlecht; aber in der Jugend schäumt sie besonders auf, da brausen die Leidenschaften am heftigsten und bedürfen deshalb eines stärkeren Zügels. Die Jugend ist voller Unbedachtsamkeit und maßloser Begierden, ein junger Mensch ist blind, er will alles können, Bescheidenheit und Mäßigung kennt er nicht, er ist lauter Vermessenheit und Stolz.

Zugleich aber liegt in diesen Worten Hiobs eine Anklage, als verfare Gott zu scharf mit ihm: Herr, wenn ich anderweitig gesündigt habe, nun, da hast du mir die Gnade erzeigt, mich wieder zurecht zu bringen, und mich wieder in deinen Dienst geführt – warum häufst du denn meine Sünden wieder vor mir auf, die doch längst vergessen sein sollten? Warum stellst du sie mir denn aufs Neue vor Augen? Wenn du sie mir doch vergeben hast, weshalb muss ich denn immer noch damit zu schaffen haben? So meint es Hiob. Aber wenn Gott uns allerlei Zeichen seiner Strenge gibt und uns zeigt, dass wir ihm ein Gräuel sind, so müssen wir ja nicht denken, wir könnten mit

Klagen und Beschwerden etwas gewinnen. Denn wir müssen uns immer wieder sagen: wir hätten doch viel mehr verdient. Wie kommt es, dass Gott gegen uns nicht so freundlich ist wie sonst gegen die Seinen? Wenn Gott uns mit der Last seines Gerichtes drückt, so tut er das, weil wir solch kräftige Arznei nötig haben; denn es ist wahrlich kein leichtes Ding, einen Menschen zu demütigen, der so zur Hoffart neigt. „Bitterkeit schreibt Gott gegen uns“, damit wir ganz zu Schanden werden; dabei aber ist er immer bereit, uns zu Gnaden anzunehmen. Wohl kann er sich eine Zeitlang verbergen, wie er sich dem Hiob verbarg und wie dieser auch nachher sagt: Warum verbirgst du dein Antlitz? Aber wenn Gott eine Zeitlang sein Antlitz verbirgt, dann zeigt er sich wieder gütig und barmherzig gegen uns, wenn er nur sieht, dass uns das heilsam ist. Er verzieht wohl und lässt uns müde werden, aber zur rechten Zeit wird er uns helfen.

Ob uns Gott gleich unsere alten Sünden vorhält, so tut er uns damit doch nicht Unrecht, und wir haben nichts dawider zu reden; aber umso mehr haben wir ihn zu preisen, wenn wir daran denken, dass er uns unsere alten Sünden vergeben hat und uns noch alle Tage zu Gnaden annimmt. In welchem Zustand findet uns Gott denn vor, wenn wir aus dem Mutterleib kommen? Gewiss, man merkt noch nichts von der Bosheit, die in uns ist, aber ihren Samen tragen wir in uns, und wir sind schon verflucht, weil wir von einem verfluchten und verkehrten Geschlecht stammen. Nun aber verzieht uns Gott die Erbsünde, das heißt die, die wir aus der Wurzel der Menschheit ziehen. Hat er uns aber diese verziehen, so verzieht er uns auch die Sünde unserer Kindheit und Jugend. Und kommen wir vor ihn wegen einer Sünde, die wir heute begangen haben, so nimmt er uns in Gnaden an. Ist er aber so langsam zum Zorn und so bereit, uns in Gnaden anzunehmen, muss uns das nicht zu lauter Lobpreis seiner Barmherzigkeit hinreißen? Wenn wir also unsere Stelle lesen, so sollen wir die Mahnung heraushören, dass wir nicht wider Gott murren, wenn er einmal zu scharf und hart mit uns verfährt, sondern wollen ihn bitten, er möge seine Schärfe mildern und uns damit wieder zu sich locken. Nur dürfen wir uns nicht so weit gehen lassen, dass wir uns wider ihn erheben, wenn er in seiner Züchtigung scheinbar übers Maß hinausgeht, er kennt ja unser Vermögen und wird uns nicht mehr auferlegen, als wir tragen können.



## **Hiob 14, 1 – 4.**

**1) Der Mensch, vom Weib geboren und kurz von den Tagen, ist voll Unruhe. 2) Er geht auf wie die Blume und wird abgeschnitten, er flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. 3) Und auf so einen willst du deine Augen richten, um mich ins Gericht zu ziehen? 4) Wer kann etwas Reines hervorbringen aus Unreinigkeit? Nicht einer!**

Wir dürfen uns nicht über Gott beschweren und unser gutes Recht gegen ihn suchen wollen; unser einziges Verlangen soll vielmehr dahin gehen, dass er uns gnädig sei! So hat es Hiob aber keineswegs immer gemacht, darum lässt uns der Heilige Geist jetzt Hiobs Klagen und Beschwerden hören, damit wir ihm in dem, was an ihm verwerflich ist, nicht folgen. Hier redet Hiob über der Menschen Los: Der Mensch, kurz von Tagen ist voll Unruhe. Das bestätigt er durch Gleichnisse. Er geht auf wie eine Blume und wird abgeschnitten, er flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. So kurz ist das menschliche Leben, und gleichwohl voll Unruhe und Bedrängnis; solange wir in der Welt sind, sind wir nie ohne Plage und vielerlei Anfechtung, die uns zerreibt und die Ruhe raubt – ein elender Zustand! Darum mögen wir Gott wohl bitten, er wolle in Anbetracht unseres kurzen und unruhvollen Lebens nicht gar zu streng mit uns sein, sondern uns tragen mit Geduld, damit wir nicht unter übermäßigen Druck kommen. Solches Gebet ist uns erlaubt.

Hiob aber geht darüber hinaus; das ist eine unverzeihliche Maßlosigkeit: Und auf so einen willst du deine Augen richten? Auf so eine arme Kreatur, wenn sie so hilflos ist, dass alles in ihr lauter Elend und Armut ist? Und das willst du tun, um mich ins Gericht zu ziehen? Bin ich dir denn ein ebenbürtiger Partner? Unter dem Vorwand der Berufung auf seine Schwachheit spricht Hiob den Wunsch aus, Gott möge ihn nicht weiter plagen. Dagegen könnte man einwenden, dass doch Gott die Menschen nicht ohne Ursache züchtige, da sie doch Sünder seien. Aber, sagt Hiob, was können wir denn dazu? Wer kann etwas Reines hervorbringen aus Unreinigkeit? Aus einer schlechten und verdorbenen Masse stammen wir, wie könnten wir da rein und sauber sein? Wir brauchen uns gar nicht zu wundern, dass wir so voll von Unreinigkeit sind. Das klingt, als wären die Menschen damit entschuldigt, dass die Sünde von Natur in ihnen wohnt. Aber das macht unser Unheil keineswegs geringer, nein, es vermehrt nur noch unsere Schuld. Schon beim Eingang in die Welt sind wir Gottes Feinde, es ist nichts als Bosheit

und Aufsässigkeit in uns, nichts als lauter Sündensame. Mit dem Alter wächst und mehrt sich das Böse, da ist kein Tropfen Gutes mehr. Berufen sich also die Menschen darauf, sie seien doch schon voller Unreinigkeit geboren, so kann gerade das ihren Fluch und ihre Verwerfung bei Gott nur vermehren.

Der Mensch, vom Weibe geboren und kurz von Tagen, ist voll Unruhe. Vor allem also: sich nicht an die Welt anklammern! Wir wandern nur hindurch! Und wenn wir nur drei Tage hier zu leben hätten, wir kämen doch aus den Anfechtungen nicht heraus. Kein Mensch denkt, er habe nun genug von den Gütern dieser Welt; wer zu Ehren gelangen will, trachtet darnach an allen Orten; kurz, der Mensch ist ein unersättlicher Abgrund; an allen Gütern dieser Welt hat er noch nicht genug, da ist weder Ende noch Maß. Und wie kommt das? Dächten wir an die Kürze unseres Lebens, so wären sicherlich unsere Begierden gezügelter und unser Verlangen nicht so hitzig. Nun aber nimmt uns das Zusammenscharren unserer Güter so in Anspruch, dass wir an nichts anderes denken. Wir kleben immer am Staube. Jedermann sagt, unser Leben sei nur ein vergänglicher Schatten; aber dies Bekenntnis ist lauter Lüge und Heuchelei. Es ist ja richtig; aber unsern Herzen haben wir's nicht eingepägt, und eine ernsthafte Gewissheit ist's uns nicht.

Das Wissen um die Kürze unsres Lebens aber genügt nicht; wir müssen noch weiter gehen. Wüssten wir nichts anderes, als dass wir nur Gäste auf Erden sind und unsere Jahre dahineilen, so müsste uns das müde und schlaff machen, hätten wir die Hoffnung auf das zukünftige Leben nicht. Denn sonst wären wir viel elender und unglücklicher als die unvernünftigen Tiere. Darum müssen wir dies Leben mit dem himmlischen in Vergleich stellen, zu dem Gott uns täglich beruft; dann allein können wir die niedrigen und vergänglichen Dinge dieser Welt verachten und nicht an sie geknechtet sein, wie wir es jetzt sind; dann allein können wir trachten nach dem, was droben ist, um dort unser Genüge und unsre Ruhe zu finden. Und auch wenn unser Leben länger währte, es wäre ja doch voll Unruhe; was haben wir also für einen Grund, Freude am Leben zu haben? Sollen wir nicht vielmehr die Ruhe suchen, die uns im Himmel bereitet ist? Und woher kommt denn unsere Unruhe? Nur aus unserm bösen Begehren; denn käme sie anderswoher, und wir hätten dabei in uns selber Ruhe und zwar wirkliche Ruhe, so könnten wir uns doch nicht darüber beklagen, dass wir keinen Frieden hätten und dass dies Leben verkehrt gehe. Aber jedermann ist sein eige-

ner Henker, und aus unsern ungezügelter Begierden und Lüsten kommt unsere Unruhe, die uns matt und träge macht – bei wem oder über wen wollen wir uns dann beschweren? Gott dürfen wir nicht anklagen oder ihm den Prozess machen; an keinem andern dürfen wir Missfallen haben als an uns selbst.

Das ist noch deutlicher im Folgenden ausgesprochen: Wer kann etwas Reines hervorbringen aus Unreinigkeit? Nicht einer! Alles Übel, das wir erleiden, kommt aus der Verderbtheit unserer menschlichen Natur. Man muss nur bedenken: Wenn man vom Menschen und seinem Wesen spricht, so handelt es sich dabei nicht um das Werk Gottes. Denn bei der Schöpfung war Adam von einer ganz anderen Beschaffenheit als wir heute. Aus dem Zustand, in den Adam hinein geschaffen ward, sind wir heraus gefallen, und in seiner Person das ganze menschliche Geschlecht. Adam war zum Bilde Gottes geschaffen, mit ausgezeichneten Gnaden begabt und sogar dem Tode nicht unterworfen. Denn was bedeutet dies Bild Gottes? Geradheit, Gerechtigkeit und Unschuld; Gott hatte seine reichen Schatzkammern aufgetan, kurz, der Mensch war ein Spiegel dieser wunderbaren Herrlichkeit, die in vollem Glanze in Gott erstrahlt. Die Sünde hat uns aller dieser Gnaden beraubt und von Gottes Königreich ausgeschlossen, und weil er uns verworfen hat, sind wir auch des Lebens verlustig gegangen, dessen Ursprung und Brunnquell er ist. Von Gottes Gemeinschaft losgelöst, stecken wir nun in allem Unglück, ja auch im Tode.

Nun aber könnte man eine Frage aufwerfen: Anscheinend meint Hiob, die Ursache unseres Unglaubens und aller unserer Sünden und Fehler liege darin, dass wir aus Adams Geschlecht herkommen. Aus Adams Geschlecht aber stammen wir nur dem Leibe nach. Wo aber wohnt die Sünde? Wo hat sie ihren eigentlichen Sitz? In der Seele. Dass aber die Seelen ebenso aus Adams Geschlecht herkommen, dafür haben wir keinen ersichtlichen Beweis. So scheint denn Hiobs Begründung nicht zuzutreffen. Aber wir haben zu beachten: Wie Gott in Adams Person das ganze Menschengeschlecht nach seinem Bilde erschaffen hat, so ist nicht allein Adam durch die Sünde der ihm geschenkten Gnade entblößt und beraubt, sondern sein ganzes Geschlecht nach ihm. Wie kommt das? Weil wir nach Gottes Willen alle in seine Person eingeschlossen waren. Man muss nicht mit Gründen natürlicher Vernunft darüber streiten, ob das so ist oder nicht; wir müssen vielmehr erkennen, dass es der Wille Gottes gewesen ist, unserm ersten Vater Adam zu

geben, was wir haben sollten; nun aber, da es ihm genommen ist, sind wir in seinen Fall und seine Schande hineingezogen. Es ist ein Gottesgericht, das lasst uns anschauen und dabei stillstehen, nicht aber unserer Vernunft und Einbildung Glauben schenken!

Unser Leben ist kurz; aber so kurz ist es nicht, dass Gott uns keine Zeit ließe, zu erkennen, dass er unser Vater und Heiland ist; wir dürfen darin schmecken, wie groß seine Kraft in uns ist und dass er uns zu sich beruft. Wollen wir uns nun darüber beklagen, dass uns Gott in die Welt gesetzt hat? Haben wir nicht vielmehr Grund, ihn zu loben und zu preisen? Wir müssen uns also wohl hüten, dass wir nicht in unserer Ungeduld denken: Der Mensch ist ein unseliges Wesen; es wäre ihm besser, er wäre nie geboren, als dass er in der Welt also gequält wird.

Wir müssen also zweierlei zusammen festhalten und sagen: Ach ja, was ist es doch um das gegenwärtige Leben? Kaum sind wir darin, so müssen wir wieder hinaus. Haben wir eine kleine Zeit darin zugebracht, so sehen wir vor unsern Augen nichts als lauter Elend. Nicht nur, dass das Grab uns überall umlagert, nein, es wäre besser, einen einzigen Tod zu sterben, als von einem millionenfachen Tod angefochten zu sein. Wir haben wahrlich keinen Grund, an uns selber in dieser Welt noch Gefallen zu haben, weil doch alle unsere Leiden nur von unseren Sünden herkommen. Nichtsdestoweniger aber lässt er uns dabei seine Güte empfinden und will uns nicht dermaßen in Angst versinken lassen, dass wir gar keine Freude mehr in ihm haben. Und wenn er uns zudem noch erklärt, dass wir nur Fremdlinge in dieser Welt sind und dass unser Kreuz nicht ewig währt, so soll die Kürze unseres Lebens uns nicht bekümmern, sondern vielmehr trösten. Wer mit seinen Gedanken an der Kürze des Lebens hängen bleibt, der ärgert sich: Muss das sein, dass wir nur so kurze Zeit leben? Treibt Gott seinen Spott mit uns, dass er spricht: Kommt alsbald wieder, Menschenkinder? Konnte er uns nicht ein längeres Leben geben oder uns wenigstens das Ende unseres Lebens wissen lassen? Nicht einen einzigen guten Tag haben wir, denn unser Leben hängt an einem Faden. Seht, dahin kommt es mit denen, die nur an des Lebens Kürze denken und davon nicht loskommen. Nein, Gott will nicht, dass wir hier stumpf und müde dahinleben. Gewiss, unter aller Armseligkeit des Lebens gibt es genug zu seufzen, solange man in der Welt ist; aber Gott hat dem Seufzen ein Ziel gesteckt, und wenn er uns zu sich ruft, dann erwartet uns gute Ruhe und Sicherheit.

Haben wir diese Hoffnung auf das himmlische Leben, dann erkennen wir dieses Erdenlebens Nichtigkeit. Und kommen Zeiten der Müdigkeit, dann kommt das Seufzen; aber Trostes genug wird's in der Gewissheit geben, dass uns Gott zum guten Ende führen und zu seiner ewigen Ruhe versammeln wird. Und worin besteht unser Friede? Blicken wir auf Gott und verlassen wir uns auf die Liebe, die er zu uns trägt, diese unverdiente Liebe, dann fühlen wir uns allezeit unglücklich, bis er uns zu sich nimmt, und dabei zieht es uns zu ihm und seinem Königreich, und wir hängen unsere Herzen nicht mehr an dies Vergängliche. Das Wort von des menschlichen Lebens Unruhe aber soll unsere schlechten Begierden mäßigen und im Zaum halten, die uns zu allem Bösen treiben und reizen.

Wenn es aber heißt: Wer kann etwas Reines hervorbringen aus Unreinigkeit?, so will uns unser Herr damit beschämen, damit unser Selbst ruhm ein Ende hat und wir uns nur unsres Herrn und seiner lauterer Güte rühmen. Aber solche Beschämung haben wir Menschen nötig, sonst verblenden wir uns und reden uns ein, es stecke in uns eine gar große Würdigkeit. Ohne Aufhören sucht der Teufel die Schriftlehre vom menschlichen Verderben zu verdunkeln. Es hat Ketzer genug gegeben, die uns haben glauben machen wollen, mit der Erbsünde sei es nichts und sie bestehe nur darin, dass wir Adam mit unserm eigenen Willen nachfolgen. Es ist wahrlich Gottes Wille nicht gewesen, dass diese Ketzereien so überhand nehmen; dennoch hat man im Papsttum die Lehre vom „freien Willen“ zurechtgeschmiedet und allerlei moralische Kräfte betont, allem voran die Vernunft. Und was kommt bei dem allem heraus? Die Menschen haben Gefallen an sich selbst und meinen, es stecke wirklich etwas Gutes in ihnen! Nicht als wäre der Mensch ausreichend imstande, sich selbst zu retten; nein, auch im Papsttum bekennt man, dass wir Gottes Gnade nötig haben, nicht allein dazu, dass er uns die Sünden vergebe, sondern auch damit er uns mit seinem Heiligen Geiste helfe. Dabei aber meinen die Papisten keineswegs, dass alles von ihm herkomme; sie sagen nur: Wenn wir irgendetwas Gutes haben, so muss uns Gott zu Hilfe kommen; Gott ist unser Mithelfer, er steht uns in unserer Schwachheit bei, aber wir müssen unsererseits seine Mitarbeiter sein. So hat der Teufel die Menschen bezaubert, dass sie wirklich glauben, sie wären ich weiß nicht was.

Dabei aber haben die Leute in dieser Welt an sich selbst das höchste Wohlgefallen. Hat einer etwas Verstand und Wissen, so trägt er den Kopf wer

weiß wie hoch. Wer in Ehren und Ansehen steht, betet sich selber wie einen Gott an. Kurz, es bedarf gar keiner Überredungskunst, um die Menschen von ihrer hohen Würdigkeit zu überzeugen, und wenn's ihnen kein anderer sagt, so schmiedet und dichtet sich ein jeder mancherlei Lügen zurecht und betrügt sich selbst; und wenn dann noch solche Schmeicheleien dazukommen, so nehmen wir sie herzlich gerne an, sie schmecken uns wie Zucker. Deshalb muss Gott, um uns zu demütigen, schwere Keulenschläge auf unser Haupt hernieder sausen lassen; denn ließe er uns, wie wir sind, so würden wir unsere Hoffart niemals los, wir könnten nie unsern Nacken beugen und uns schuldig bekennen. Darum redet der Heilige Geist von der Unreinigkeit, die von Natur in uns ist, wie David Psalm 51, 7 sagt: „Siehe, ich bin in sündlichem Wesen geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.“ Er klagt also weder Vater noch Mutter an, er verdammt allein sich selbst: Ich bin von meiner Geburt an vor Gott befleckt gewesen!

Hiob aber lässt sich in seiner ersten Verwirrung dazu hinreißen, alle diese Gedanken ins Gegenteil zu verkehren. Warum sagt er, aus Unreinigkeit könne nichts Reines kommen? Er will nur eine Ausflucht suchen, um die Verdammnis, die über allen Menschen liegt, abzuschwächen! Das aber ist ganz verkehrt, wie uns das Psalmwort Davids lehrt; denn David lässt es nicht bei der Erkenntnis bewenden, dass er mit seiner ungeheuren Sünde Gott beleidigt hat, sondern er geht noch weiter: Ach Herr, nicht in meinem Leben allein habe ich gesündigt, sondern von meiner Geburt her habe ich ein Sündenerbe mitgebracht, und seit meiner Geburt habe ich dies Böse allezeit mehr und mehr gehäuft, dessen Samen ich in mir trug. So hat sich David die Erbsünde vorgestellt: er leitet daraus nicht etwa einen Vorwand her, um sich vor Gott zu rechtfertigen, sondern er bekennt sie als Ursache der Verdammnis, in der er lebt.

So müssen wir's auch machen, wenn wir von der Erbsünde reden. Wir dürfen es nicht tun, um uns damit vor dem Gericht Gottes zu sichern, wie es die Spötter machen, die sagen: „Ist der Mensch zur Sünde verordnet, ist er von Natur verderbt, ist in ihm lauter Unwissenheit und Aufsässigkeit gegen Gott, nun, was kann solch eine arme Kreatur da machen? Muss da wirklich Gott noch dazu kommen, um uns zu verdammen?“ So sagen die Spötter. Aber wenn wir auch noch so elend sind, so haben wir daran doch keine Ausflucht, sondern es macht unsere Schuld nur noch größer. Wenn der hl. Paulus uns „Kinder des Zorns von Natur“ nennt (Eph. 2, 3), - tut er das et-

wa, um die Menschen damit zu rechtfertigen? Will er ihnen damit sagen, ihre Sache stehe ganz gut gegen Gott und unsere Sünden würden uns nicht zugerechnet, weil wir doch ihre Wurzel schon in unserer Natur haben? Nein, das meint Paulus nicht, sondern er sagt es, „auf dass aller Mund verstopft werde und alle Welt Gott schuldig sei“ (Röm. 3, 19).

Ja, wir haben allen Grund, uns zu demütigen und Gott die Ehre zu geben. Wer kann Reines hervorbringen aus Unreinigkeit? Es ist ein rechter Wahnsinn, wenn die Menschen sich glauben machen wollen, sie seien sauber und rein. Nein, an uns ist nichts als Schande und Verderben; denn wir sind derart mit Ungerechtigkeiten und Lastern beladen, dass uns Gott mit gutem Recht verwerfen kann. Aber weil er sich das Amt zuschreibt, uns zu waschen und uns zu reinigen von allem unserm Schmutz, so sollen wir unsere Zuflucht zu ihm nehmen, vor allem weil er uns unsern Herrn Jesus Christus geschenkt hat, der alle Reinheit in sich birgt. Gott sah, dass wir so befleckt waren und der Weg viel zu lang, als dass wir darauf hätten zur Höhe gelangen können; deshalb hat er uns in Christus eine solche Heiligkeit schenken wollen, dass wir von all unserm Schmutz rein und sauber werden, wenn wir uns in seinem Blute waschen. Wissen wir also, aus was für einem Teig wir genommen sind und dass wir nichts als Unreinigkeit in Leib und Seele haben, so lasst uns unsern Herrn Jesus Christus mit der Bitte angehen, er wolle uns mit seinem Blute besprengen und sein reines Wasser über uns ausgießen, von dem es bei Ezechiel heißt: „Ich will reines Wasser über euch sprengen, dass ihr rein werdet“ (36, 25), das heißt: durch den Heiligen Geist, der ihm in Fülle gegeben ist, werden wir von Tag zu Tag so völlig rein gewaschen, dass wir am Ende zu der uns verheißenen Reinigkeit gelangen. Das tut er die ganze Zeit unsres Lebens, bis er uns zu der Vollkommenheit gebracht hat, nach der wir uns sehnen.

## Hiob 14, 5-12

**5) Sind seine Tage nicht bestimmt, steht nicht die Zahl seiner Monde bei dir? Hast du nicht ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten darf? 6) Lass ab von ihm, das er in Ruhe bleibt, bis sein ersehnter Tag kommt, wie eines Tagelöhners Tag. 7) Denn ein abgehauener Baum hat die Hoffnung, dass er wieder grün wird und seine Zweige wieder ausschlagen. 8) Ist auch seine Wurzel alt und sein Stamm verdorrt und tot, 9) so sprosst er doch durch des Wassers Lebenskraft frisch empor, und darnach treibt er Zweige wie ein junges Reis. 10) Wenn aber der Mensch dahin sinkt und verscheidet, so wird er nicht mehr sein. 11) Wie wenn die Wasser zerrinnen aus dem Meer und ein Fluss verströmt, 12) so stehen die Menschen nicht wieder auf; bis kein Himmel mehr ist, denken sie nicht ans Aufstehen und erheben sich nicht von ihrem Schlaf.**

Das ist ein großer Trost für uns:

Sind des Menschen Tage nicht bestimmt?

Unser Leben ist in der Hand Gottes. Warum sind die Menschen so furchtsam? Warum wagen sie keinen Finger zu bewegen? Sie wissen nicht, dass Gott sie in seiner Hut hat und dass es bei ihm steht, sie aus dieser Welt zu nehmen, wie er sie auch in die Welt hinein geschaffen hat! Wären wir davon fest überzeugt, so würden wir unseren Weg ruhig weitergehen und nicht so ängstlich sein, wie wir es jetzt sind. Umso mehr müssen wir die Lehre ernst nehmen und für wichtig achten, dass unsere Tage von Gott bestimmt sind. Dabei müssen wir allerdings eine Mittelstraße innehalten. So sehr es uns mit Ruhe erfüllen muss, dass unser Leben in Gottes Hand steht, dürfen wir doch nicht so vermessen sein, uns tollkühn in Gefahr zu stürzen, sondern müssen nach Gottes Gebot vorsichtig wandeln.

Es gibt Schwärmer, die sagen, wenn sie davon hören, dass die Menschentage gezählt sind und wir unser Leben weder verkürzen noch verlängern können: „Wenn ich denn tue, was mir in den Sinn kommt, so ist das alles eins; wen man muss henken, den kann man nicht ertränken“ – wie man im Papsttum mit einem Sprichwort zu sagen pflegt.

Auch unter uns gibt es solche Verächter Gottes, die sagen: „Wir können ruhig die Augen zumachen und durch Feuer und Wasser gehen, Gott hat ja



unsere Tage bestimmt. “ Aber so meint es die Schrift nicht. Sie sagt: Wenn Gott uns in diese Welt setzt, weiß er recht gut, wie lange wir darin bleiben sollen und dass wir in seiner Hand sind, auch dass wir von hinnen scheiden müssen, zu welcher Zeit und Stunde es ihm gefällt, wie es auch im Psalm heißt (90, 3):

„Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder!“

Wenn wir auf dem Wege bleiben, den er uns zeigt, so werden wir von ihm und seinen Engeln bewahrt. Dann können wir auch getrost und tapfer sein, wenn Gott uns in Gefahr bringt. Wir sehen ja heute das traurige Los der armen Christen: Sie sind wie Schafe im Rachen der Wölfe. Wenn wir nun Gott nicht dienen und unsern Glauben nicht bekennen wollen, nur weil das nicht ohne Gefährdung unseres Lebens geht, wird Gott wohl eine so lästerliche Entschuldigung gelten lassen? Sicherlich nicht! Er hat unser Leben in seiner Hand; wir wollen ihm zutrauen, dass er es nach seiner Güte und Treue bewahren wird. Gefällt es ihm jedoch, dass wir leiden sollen, so wird das nicht ohne seinen Willen geschehen, und dann wird er uns auch Kraft und Stärke schenken. So müssen wir diese Stelle auf uns anwenden, sonst geht es uns wie den vielen, die zurückweichen und den Dienst Gottes aufgeben, weil sie das Kreuz fliehen. Wenn es nötig ist, sollen wir nicht davor zurückschrecken, in den Tod zu gehen, weil wir wissen, dass die Menschen ohnmächtig sind, sie mögen gegen uns versuchen und unternehmen, was sie wollen.

Nun fährt Hiob fort: „Ein abgehauener Baum hat die Hoffnung, dass er wieder grün wird ... Wenn aber der Mensch dahin sinkt und verschwindet, so wird er nicht mehr sein. Im ersten Augenblick möchte man sich wundern, dass Hiob einem Verstorbenen alle Hoffnung nimmt; denn vom ewigen Leben wird hier kein Wort gesagt, ja, es klingt, als sollten die Seelen zugleich mit dem Leib sterben. Aber Hiob redet aus seinen Ängsten und Nöten heraus, und von da aus sieht er nichts als das gegenwärtige Leben, wie auch wir, wenn uns irgendeine Not bedrückt, immer nur an diese denken. Hiob ängstet sich nur darum, dass er aus der gegenwärtigen Not herauskommen möge, aber die Hoffnung auf ein künftiges Leben hat keinen Raum in ihm. Man darf jedoch gegen Hiob gar nicht einmal die Anklage erheben, als meine er, Gott vernichte die Menschen ganz und gar, wenn er sie von der Erde wegnehme: das ist seine letzte Meinung gar nicht gewesen. Immerhin hat

ihn seine Not dermaßen blind gemacht, dass es ihm damals gar nicht in den Sinn gekommen ist, dass der Mensch nach seinem Tode in Gott fortbesteht, dass er ein verborgenes Leben und dass dies Leben einen guten Samen hat, dass Gottes letztes Ziel unsere Erneuerung zu einer Vollkommenheit ist, von der wir jetzt noch weit entfernt sind, nämlich in seiner himmlischen Herrlichkeit und glorreichen Unsterblichkeit.

Ebenso ist es mit Hiobs übrigen Worten. Er wusste sehr wohl, dass Gott dem Menschen eine ganz besondere Gnade erweist, wenn er ihn heimsucht und züchtigt wie ein Vater seine Kinder. Aber er vermag das nicht sofort zu fassen, wie er es hätte fassen müssen, um seinen Anfechtungen widerstehen zu können. Umso mehr müssen wir uns an das Gebet klammern: „Ach Herr, wir haben ein kurzes und gebrechliches Leben, und es ist nichts als Schmutz und Verderben in uns, und doch vergisstest du uns nicht. Verdienen wir es, dass du uns ansiehst? Sind wir es wert, dass du uns heimsuchst? Nein, das sind nicht einmal die Engel des Paradieses wert. Aber nach deiner unaussprechlichen Güte willst du uns nahe und gewogen sein; du siehst uns in Gnaden an, und anstatt uns zu verstoßen, wenn wir gefehlt haben, ziehst du uns wieder zu dir und versuchst es mit allen Mitteln, uns zur Buße zu bringen! O was für eine unermessliche Güte!“ So müssten wir sprechen.

Vor allem aber lasst uns bedenken: Ob die Menschen gleich unsterblich sind, so verdanken sie das doch nicht ihrer eigenen Kraft. Denn es hat seinen guten Grund, dass Paulus 1. Tim 6, 16 die Unsterblichkeit ausschließlich Gott zuschreibt. Und die Engel? Und die Menschen? Sind sie sterblich wie die unvernünftigen Tiere? Wir wissen es doch: Gott haucht unsern Seelen eine Kraft ein, wir haben also dies geistliche Leben anderswoher, es ist uns nur geliehen. Aber das ist noch nicht alles. Unsere Seelen vergehen nicht, verfallen auch nicht der Verwesung wie der Leib; aber haben sie sich von Gott gelöst, so ist ihr Todeszustand ein viel schrecklicherer, als wenn sie völlig vernichtet würden. Es wäre uns besser, einer völligen Vernichtung zu verfallen, als von Gott getrennt zu sein und ihn zu unserm Widersacher zu haben. Darum muss Gott uns noch ein anderes Leben geben: er muss uns durch die Gnade seines Heiligen Geistes mit sich selber vereinigen, in uns leben und regieren. Wenn wir das haben, so ist das das vornehmste Gut und höchste Glück, das uns zuteil werden kann. Dabei ist indessen die Art, wie Gott wirkt, befremdlich für die menschliche Vernunft.

Wie ist es mit den Gläubigen in ihrem Weltleben bestellt? Es geht ihnen nicht einfach wie den Ungläubigen, nein, sie sind viel schlimmer dran als diese. Kinder Gottes haben so viel Plage, dass es aussieht, als sollten sie aus der Menschheit ausgetilgt werden, als wären sie nicht wert, auf dem Erdboden zu wohnen. Man sieht es ja, wie Gott die Seinen behandeln lässt. Wir müssen an das Wort des Paulus an die Kolosser (3, 3. 4) denken: „Ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott, und Gott wird es offenbar machen zu seiner Zeit.“ Das stellt uns Hiob in einem schönen Gleichnis dar. Wenn der Winter kommt, so verdorren die Bäume, man sieht gar kein Grün mehr an ihnen, die Blätter fallen ab, und die Bäume sind von Frost durchkältet; dann sieht es aus, als wäre alles tot, aber dabei schlummert das Leben doch noch verborgen in der Wurzel und im Mark. Kommt dann der Frühling, so schlägt alles wieder aus, und die eine Zeitlang verborgene Lebenskraft zeigt sich aufs neue. Wenn uns Gott das an den Bäumen sehen lässt, sollte er da nicht eine viel größere Kraft an uns entfalten, die wir doch viel mehr sind als sie? Als der hl. Paulus von der Auferstehung der Toten redet, straft er die Menschen wegen ihrer Torheit, weil sie blind dafür sind, wie Gott in der Natur ein Bild und Gleichnis unserer Auferstehung gibt, nämlich in dem Getreide, das in der Erde ersprosst (1. Kor 15, 36 f.). Da ist ein Körnlein, das etwa in der Scheune lag, dürr und trocken; es wird in die Erde geworfen, und dort verwest es; aber siehe, es geht auf, und statt eines Körnleins kommen zehn oder zwanzig oder dreißig. Wenn Gott also die Körnlein erneuert, und zwar durch Verwesung hindurch, was wird er dann mit den Menschen machen? Wird er an ihnen nicht eine noch viel größere Kraft erzeugen? Ist es nicht eine sinnlose Stumpfheit, wenn wir nicht auf Gottes Walten achten, das uns doch in der Lebenshoffnung bekräftigen müsste, die uns gegeben ist? Das ist auch der Sinn des Gleichnisses an unserer Stelle. Dass die Bäume im Winter scheinbar tot sind und doch im Frühling wieder grünen, soll uns die Verheißung Gottes erläutern: ist unser Leben verborgen und leben wir hier wie im Schatten des Todes, so soll uns das nicht hindern, allezeit unsere Häupter aufzuheben und auf die verheißene Auferstehung zu warten; und sind wir auch jetzt wie tot, so haben wir doch Gottes Geist in uns wohnen; der ist uns ein völlig ausreichendes Unterpand des Lebens. Und wenn es Gott gefällt, uns von dieser Welt abzurufen, so mag der Leib in Staub zerfallen – er hat doch in unsere Seele das Merkmal seines Heiligen Geistes eingepägt, und wie könnten wir da meinen, sie würde umkommen, da er doch ihr Beschützer ist? So soll uns denn

die Schwachheit, die sich im Menschenleben zeigt, umso mehr dazu antreiben, Gottes Güte gegen uns zu preisen. Gott könnte ja auch anders handeln, er könnte uns im Glauben zu sich heimführen, er könnte uns hier wie in ein kleines Paradies setzen, den Engeln gleichmachen und uns durch seine Kraft von allen unsern Schwachheiten befreien, so dass unser Leben nicht einem dahinschwindenden Schatten gliche und wir nicht in lauter Elend steckten; Gott könnte mitten unter uns wohnen und sein Friedensreich unter uns aufrichten – das wäre zwar eine preiswürdige Gnade, aber wir würden sie gänzlich verkennen, würden gar nicht wissen, woher sie kommt; das alles würde nur zu einem eitlen Rühmen führen. Nun aber demütigt uns Gott auf mancherlei Weise; wir sehen nichts als den Tod in unserem gegenwärtigen Lebensstand, und dennoch zeigt er uns durch Erfahrung und Glauben, dass wir leben, nämlich in ihm, dass wir an seinem Leben Anteil haben; wie in einem Spiegel lässt er uns die ersehnte Unsterblichkeit schauen. Wenn uns nun Gott nach solcher Demütigung zu dieser Hoffnung führt, haben wir dann nicht noch mehr Anlass, seine Güte gegen uns zu preisen? „Ach Herr, in unsern armen verweslichen Leibern wohnt dein Geist; in unsern Seelen ist lauter Ungerechtigkeit, und doch hast du, o Herr, unsre Leiber und unsre Seelen zu Tempeln deiner Majestät erwählt und geweiht. Herr, was sind wir dir doch für Dank schuldig! Und wie hoch sind wir dir verpflichtet! Und obgleich unsere Leiber in Verfall geraten, so sind wir doch gewiss: einmal werden sie erneuert werden, und im Himmel wird's einen Bau geben, der uns bereitet ist an Stelle dieser baufälligen Hütte, so dass es uns nicht zu bekümmern braucht, wenn wir mehr und mehr abnehmen, bis wir endlich ganz zusammenbrechen“ (2. Kor 5, 1).

Es ist hochnötig, dass die Menschen sich selbst beschauen und erkennen, weil wir in Gefahr stehen, uns an einem törichten Selbstruhm zu berauschen. Denn so schwach wir auch sind, so lassen sich die meisten dennoch zu törichter Ausgelassenheit verleiten und suchen das Elend zu vergessen, das sie doch im Zaum halten müsste. Wenn Gott dem nicht begegnete, wären wir alle mit diesem Fehler befleckt. Darum müssen wir ohne Aufhören betrachten, wie groß unser Elend ist, wie über die Maßen armselig und schwach wir sind. Dann erst ist's mit der Selbstgefälligkeit vorbei, und es treibt uns zum Gebet um Gottes Barmherzigkeit.

Sodann aber gilt es, seine Macht anzuschauen. Denn wenn wir unser Hoffen bemessen wollten nach unserm Begreifen, was würde das werden? Was

würde es dann mit der Auferstehung werden, was mit dem uns verheißenen ewigen Heil, mit der himmlischen Herrlichkeit? Kann man dann noch glauben, dass unsere verwesenen Leiber teilhaftig werden sollen der Herrlichkeit Gottes und dass wir, heute so schwach, sollen Mitgenossen der Paradiesesengel sein? Ja, dass wir mit dem Sohne Gottes sollen eins sein? Ihm ist doch gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und wir sollten ihm gleich sein? Sollten Glieder seines Leibes werden und damit teilhaftig aller Gaben, die ihm geschenkt sind? Kann das in eines Menschen Sinn kommen? Was sollen wir aber tun? Bedenken, was Paulus den Philippnern schreibt: Gott wird uns auferwecken „nach der Wirkung, mit der er auch kann alle Dinge sich untertänig machen“ (Phil 3, 21)! Da sehen wir, worauf Paulus uns verweist, wenn

er uns der Auferstehungshoffnung versichern will. Es ist, als wollte er sagen: „Meine Freunde, lasst uns nicht darauf sehen, was unserer Vernunft möglich erscheint; denn Gott will nicht, dass wir uns daran klammern; wir müssen in eine viel höhere Betrachtung eintreten, nämlich dass Gott alle Dinge ordnet, weit über unser Begreifen hinaus, so dass wir erstaunen in der Betrachtung seiner Werke – und nicht ohne Grund; denn sein Wirken geschieht wunderbar, nämlich nach der Macht, mit der er alles schafft.“

Nun aber meint Hiob: Weil der Mensch nicht wieder lebendig werden kann und nicht wieder neu wird wie die Bäume, sondern ist wie ein ausgetrockneter Bach und ein leer gelaufenes Meer, darum möchte er von Gottes Hand nicht gezüchtigt werden, solange er in dieser Welt ist. Aber das Gegenteil ist richtig. Denn wenn die Menschen, so arm sie auch sind, sich des Übermuts nicht enthalten können, was sollte daraus werden, wenn es keine Strafe mehr gäbe? Umso nötiger ist es, dass Gott den Stolz der Menschen niederschlägt! Wenn er mit seinen Züchtigungen wartete bis nach unserm Tode, so würde die Tür verschlossen sein, und es wäre keine Zeit mehr, uns zu ihm zu bekehren. „Sehet“, sagt Paulus, „jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils“ (2. Kor 6, 2), nämlich solange wir noch auf dem Wege sind. Deshalb müssen wir einen gerade einen entgegen gesetzten Schluss ziehen, als Hiob es tut: Weil unser Leben so kurz ist und noch nicht einmal wie eine Baumes Leben, weil nach unserm Tode alles aus zu sein scheint, darum ist es gut, dass Gott uns züchtigt, solange wir noch leben. Sonst kommen wir nicht zur Buße, und nach dem Tode ist es zu spät.

Nun aber gibt es Spötter, die sich auf Hiobs Beispiel berufen, um sich einen Deckmantel daraus zu machen: Wenn so heilige Leute die Auferstehung vergessen, sich gegen Gott erbittern und darüber beschwerten, er drücke sie so hart, dass sie keine Zeit hätten, ihre Unvollkommenheiten zu bezähmen – warum sollten wir das denn nicht auch dürfen? So ist es nicht. Gewiss, bei all unserer Geduld im Ertragen der göttlichen Züchtigungen werden wir doch innerlich von ihnen bewegt, und unser Fleisch wird ihnen immer in etwas widerstreben. Es ist uns nicht möglich, Gott zu nahen und ihm zu dienen, ohne von allen Seiten bestürmt und gereizt zu werden. Aber da heißt es eben kämpfen, nach dem Worte des Apostels: „So jemand auch kämpft, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht“ (2. Tim 2, 5)! Ohne Kampf kein Sieg! Den ersten Kampf haben wir gegen uns selbst und unsere Fehler zu kämpfen, und das kostet Mühe und Anstrengung. Hiob redet hier vom menschlichen Leben als einer, der nicht an die kommende Auferstehung denkt und nicht völlig daran festhält. Er wusste schon, was davon zu halten ist, aber er wollte zum Ausdruck bringen, was für Anfechtungen er auszustehen hatte, damit jedermann unter uns auf sich selber Acht habe und solchen kommenden Anfechtungen nicht erliege. Ist aber Hiob schwach gewesen, so werden wir's viel mehr sein; der Gott aber, der ihm beigestanden, wird uns das gleiche tun können. Jetzt beruft er uns durch seine Kraft, und die ist ebenso unbesieglich, uns zu erhalten, wie damals. Sehen wir also heute alles in der Welt dermaßen in Verwirrung, dass wir weder Sinn und Zweck darin erblicken, so wollen wir uns zu unserm Gott flüchten und die Augen auf unsern Herrn Jesus Christus richten, der uns von allem Elend erlösen und aus aller Unruhe dieser Welt erretten wird. Fühlen wir uns matt und schwach, Jesus Christus ist der Brunnquell des Lebens. Er ist zu uns gekommen, dass er uns herausreißt aus den Tiefen des Todes. Das macht uns gewiss, zu dieser himmlischen Herrlichkeit zu gelangen, in die er uns vorangegangen ist, wenn wir unsern verordneten Lauf durch so viel Elend vollendet haben.

## **Hiob 15, 1 – 10.**

**1) Da nahm Eliphas von Theman das Wort: 2) Soll ein weiser Mann windiges Wissen hervorbringen und die Bäume mit Ostwind füllen? Soll er strafen mit unschicklichen Reden und ungebührlichen Worten? 4) Nun lösest du die Furcht auf und wendest das Gebet von Gott ab. 5) Dein Mund zieht dich der Ungerechtigkeit, und die Sprache der Listigen hast du angenommen. 6) Dein Mund verdammt dich und nicht ich, und deine Lippen geben Zeugnis wider dich. 7) Bist du geboren als der erste Mensch? Bis du erschaffen vor den Bergen? 8) Hast du begriffen die Geheimnisse Gottes, und die Weisheit – ist sie beschränkt auf dich? 9) Was weißt du, dass wir nicht wüssten? Was verstehst du, was nicht bei uns wäre? 10) Denn wir sind kahl und alt, und unter uns ist einer, der älter ist als dein Vater.**

Wenn wir die Wahrheit gesprochen und nach Gottes Willen geredet haben, und doch verwirft man alles, was wir sagen, so ist das für uns eine harte und schwere Anfechtung. Denn damit sind nicht allein wir persönlich angegriffen, sondern auch Gottes Gedanken sind verworfen. Solchen Kampf hat auch Hiob bestehen müssen. Ohne List, Bosheit und Torheit hat er seine Sache verfochten, und gleichwohl macht man ihm den Vorwurf: Die Sprache der Listigen hast du angenommen, man hält ihm vor, er habe geredet wie ein Verächter Gottes und alles, was er gesprochen, sei lauter Wind, ohne Sinn und Verstand. Das war eine schwere Anklage, weil er doch nur für eine Wahrheit eintrat, von der er wusste, dass sie aus Gott war. Auch heute gibt es Leute, die bekümmert werden, wenn man Gottes Wort nicht annimmt, ja, wenn fast die ganze Welt es verachtet. Aber was schadet das? Zu allen Zeiten haben die Menschen sich gegen Gott aufgelehnt und sich nicht dazu bringen lassen, das Gute anzunehmen; deshalb soll es uns nicht befremden, wenn auch uns dergleichen widerfährt: das Ansehen Gottes und seines Wortes wird nicht damit herabgesetzt, dass wir uns dagegen auflehnen und die Menschen in ihrem boshafte[n] und verkehrten Sinn für das Gute nicht zu haben sind. Die Prediger aber, denen die Verkündigung des göttlichen Wortes befohlen ist, sollen gleichwohl beständig bleiben, auch wenn man sie verwirft, und sich nicht abwendig machen lassen. Denn nicht Hiob allein ist in seinem Wort verschmäht worden, sondern der Sohn Gottes selbst. Man hat seine Lehre nicht allein abgelehnt, sondern ihn in wahnsinniger Auflehnung sogar der Gotteslästerung beschuldigt. Wenn heute das-

selbe geschieht, so ist das also nichts Neues. Die Menschen widerstreben Gott uns seiner Wahrheit nach ihrem Belieben; aber das geht alles vorüber, und wir haben ruhig unsere Pflicht zu tun. Immerhin können wir aus Eliphas' Worten eine nützliche Wahrheit entnehmen. Soll ein weiser Mann windiges Wissen hervorbringen und die Bäume mit Ostwind füllen? Unsere Worte sollen nicht unnütz sein, sondern, wie Paulus sagt, „mit Salz gewürzt“ (Kol 4, 6): unsere Reden sollen fest und zuverlässig sein, damit sie unsern Hörern nütze und erbaulich sind, um sie in der Furcht Gottes zu unterweisen und sie auf den rechten Weg zu leiten. Dann sind unsere Worte nicht „dem Winde gleich“, sondern imstande, die Seelen zu weiden. Deshalb wird auch gute, heilige Lehre als Weide bezeichnet. Nehmen wir gesunde Nahrung zu uns, so werden wir satt und stark, und unser Magen wird nicht aufgetrieben, sondern bekommt gute und dienliche Speise.

Tragen wir also etwas Gutes und Nützliches vor, was von Gott ist, und es will den Leuten nicht schmecken, so dürfen wir uns dadurch nicht irremachen lassen; denn es ist nicht allein dem Hiob, sondern allen treuen Dienern Gottes widerfahren, dass ihre Lehre der Welt nicht schmecken wollte, ja, dass man darüber gespottet und sie für ein windiges und armseliges Ding gehalten hat. Lasst uns aber umso mehr darauf achten, dass unser Reden geschehe zu unseres Nächsten Erbauung, und auch in unserm gewöhnlichen Gespräch diese Regel beobachten; denn wenn wir uns auch im gewöhnlichen Gespräch etwas mehr Freiheit gönnen können, so verurteilt Gott gleichwohl alles unnütze und eitle Geschwätz. Nichtsdestoweniger kann man's nicht lassen, und man kann sich keine Freude denken, ohne sich in törichtem und windigem Geschwätz zu ergehen. Besonders aber mit Gottes Wort muss man noch vorsichtiger umgehen als mit allem andern. Nüchtern muss man davon reden und nicht entheiligen, was Gott zu unserm Heil verordnet hat. Denn wenn wir von Gott reden und sein Werk verkündigen, so soll das nicht geschehen zu unserer Ergötzung oder zu eitlem Geschwätz – das ist Frevel am Heiligen! Wenn wir Gottes Wort nicht zu seinem richtigen Gebrauch anwenden, sondern damit spielen wie mit einem Ball und den Leuten die Ohren nur mit Wind erfüllen, nur um die Neugier der Menschen zu kitzeln, - heißt das nicht das Heilige unrein machen? Mit heiligen Dingen muss man ehrerbietig umgehen!

Nun lösest du die Furcht auf und wendest das Gebet von Gott ab. Wenn wir von der Furcht Gottes abgewendet und nicht gelehrt werden, Gott anzurufen



und zu seiner Gnade zu flüchten, so ist die Lehre nur ein Wind, davon wir bersten müssen und keine Nahrung bekommen. Diese Stelle lehrt uns noch besser verstehen, was Erbauung ist. Was ist da für ein „Bau“ gemeint? Es ist die Unterweisung in der Furcht Gottes und in der Anrufung Gottes, all unser Heil in ihm allein zu suchen. Die Furcht Gottes bringt es mit sich, dass wir unser Leben ganz nach dem Willen Gottes einrichten. Denn wohin kommt der Mensch, wenn er nicht weiß, dass er seinem Schöpfer untertan ist? Er ergibt sich allem Bösen – wir wissen doch, was für Begierden in uns stecken! Wenn also die Furcht Gottes in uns herrscht, so wissen wir: Wir sind nicht dazu in die Welt gesetzt, um darin nach unsern Gelüsten zu leben, sondern damit Gott sein Recht über uns behält und wir ihm gehorchen. Wir haben sein Gesetz, wodurch er uns leitet; er zeigt uns, wie wir Gut und Böse zu unterscheiden haben. Wollen wir also nicht gänzlich zu Schanden werden, so müssen wir damit den Anfang machen. Wie können wir aber in der Furcht Gottes weiterkommen, wenn wir uns nicht von seinem Geist leiten lassen? Denn es ist nichts Gutes an uns, und wir sind geneigt zu allem Bösen. Wenn wir nun das Gesetz Gottes und das Leben der Menschen miteinander vergleichen, so finden wir da einen Kampf auf Leben und Tod wie zwischen Feuer und Wasser, und alle Begierden unseres Fleisches stehen dem Gerechtigkeitswillen Gottes entgegen, wie Paulus sich ausdrückt: „Fleischlich gesinnt sein ist eine Feindschaft wider Gott“ (Röm. 8, 7).

Wir pflegen oft zur Predigt zu kommen, aber wir schweifen ziellos mit unsern Gedanken hin und her, wenn wir nicht auf zwei Dinge achten. Wir müssen zunächst darauf merken, was Gott von uns will, wie wir zu wandeln haben und dass wir keine unvernünftigen Tiere in der Welt sein sollen. Die Predigt muss uns zu einer Gewissheit führen, in der wir nicht irren können, und das geschieht, wenn uns allein der Wille Gottes unser Leben lang regiert. Aber das ist noch nicht alles. Was nützt es uns, dass man uns tausendmal vorpredigt: Das habt ihr zu tun, das will Gott von euch haben – wir müssen wissen, dass Gott selbst es ist, der uns sein Gesetz in unser Herz schreibt und in unser Inneres eingräbt, der uns Kraft gibt, seinen Geboten anzuhängen, der durch seinen Heiligen Geist dem Worte Kraft und Wirkung gibt, der uns in seiner Güte zu Gnaden annimmt, indem er uns unsere Sünden vergibt.

Dann erfährt unser Glaube eine richtige Erbauung zum Guten, und er erzeugt in uns den Drang, Gott zu loben und unsre Zuflucht zu ihm zu neh-

men. Wenn man uns sagt, dass uns unser Herr Jesus mit Gott, seinem Vater, versöhnt und dass er sein Blut am Kreuz vergossen hat, um uns von unsern Sünden rein zu waschen, dass er das Lösegeld für uns bezahlt hat, damit wir durch seine Gerechtigkeit freigekauft und Gott angenehm seien, und das aus lauter Barmherzigkeit – wenn wir das alles predigen hören, so geschieht es, damit wir ihm völlig anhängen und unser Vertrauen auf ihn allein setzen. Dürfen wir dann noch weiterschlafen? O nein, wir müssen aufwachen und unsere Zuflucht zu Gott nehmen und fragen: Wo steht unser Heil? Im Leiden und Sterben unseres Herrn Jesus Christus! Dort müssen wir es also suchen; denn bei Menschen finden wir es nicht. Wie sollen wir's aber anders suchen als durch Gebet und Flehen? Deshalb sollen wir vor Gott treten und sprechen: „Herr, du siehst, an uns ist nichts Gutes, darum fülle uns mit deiner Gnade! Gewiss, wir sind arme Sünder, aber wir sind auch Glieder am Leibe deines Sohnes, und der spricht uns gerecht! Gewiss, wir sind voller Fehler, aber er hat ein gutes Bad, uns davon zu reinigen. Gewiss, wir sind des ewigen Todes schuldig und ihm verfallen, aber unser Herr Jesus Christus hat uns davon frei gemacht. So verleihe uns denn deine Gnade, dass wir der Wohltat teilhaftig werden, die uns durch deine grenzenlose Güte erworben ist! Erfülle uns auch, o Herr, mit deinem Heiligen Geist, dass er durch seine Kraft uns leite, und lass uns nicht in den Anfechtungen, die uns überkommen können, erliegen!“

Eliphaz macht Hiob weiter den Vorwurf: Die Sprache der Listigen hast du angenommen. Bisweilen sündigen die Menschen aus Einfalt und Unverständnis, sie haben auch noch eine gewisse Furcht Gottes, aber sie schlummert nur. Andere aber handeln vorsätzlich und mutwillig, wenn sie nach Gott nichts fragen, sein Wort verachten und ein Spiel und Spott daraus machen – das ist dann der Gipfel aller Bosheit. Sie sind derart vom Teufel besessen, dass es sehr schwer, ja unmöglich ist, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Wir sehen auch, wie der Prophet Jesaja solche Menschen andonert: „Wehe, die verborgen sein wollen vor dem Herrn, ihr Vornehmen zu verhehlen, und ihr Tun im Finstern halten“ (Jes. 29, 15). Damit meint er die, die in ihrer Hinterlist Gott betrügen wollen. Sie machen ihren Verstand scharf und finden listige Ausflüchte, sie unterstehen sich, mit allen Mitteln die Furcht Gottes zu vertilgen, und meinen: „Das geht doch nicht, dass wir uns jedes Wort in der Schrift ohne Widerspruch sollten gefallen lassen! Es gibt doch so vieles in der Schrift, was man nicht verstehen kann und war recht zweifelhaft ist. Das geht doch nicht, dass wir dem Worte Gottes solch

ein Ansehen beilegen müssten, dass wir nicht mehr fragen dürften, warum das alles so ist!“ Diese Überklugen, die Gott Grenzen ziehen wollen, fangen damit an, dass sie die Leute glauben machen wollen, man brauche gar nicht auf das „so genannte Wort Gottes“ zu achten, man müsse überhaupt nicht davon reden, sondern es ganz und gar austilgen. Haben sie aber erst dem Zweifel Einlass gewährt, so verstocken sie sich darin. Und es geschieht ihnen ganz recht, wenn Gott sie verlässt und der Satan sie reitet. Sind sie aber erst so weit, so tun sie nichts anderes mehr, als die Lehre zu verachten; sie fühlen gar keinen Schmerz mehr dabei, sie haben gar keine Bedenken mehr, kurzum, sie sind gar keine Menschen mehr, sondern unvernünftige Tiere. Ja, es gibt Schwärmer und Flattergeister, die sich ungebildet vorkommen und ihren Respekt zu verlieren fürchten, wenn sie nicht anfangen, über Gott zu spotten und alle Religion von sich werfen. Nein, das will Gott nicht, dass wir stumpf und unverständig sind und nicht schwarz und weiß unterscheiden können; wir sollen „nicht Kinder am Verständnis, sondern an der Bosheit Kinder sein“ (1. Kor 14, 20), von Gott gelehrt und von seinem Heiligen Geist erleuchtet, „ablegen alle Bosheit und begierig sein nach der vernünftigen und lauterer Milch“ (1. Petr 2, 1. 2). Damit will Gott auch heute noch seine Kinder nähren.

Die Diener Gottes aber sollen gegen ein solches Ärgernis gerüstet sein, dass man ihnen vorwirft, sie lästerten Gott und wollten nichts als Verwirrung anrichten. Auch heute werfen uns die Papisten vor, wir wollen die Leute nur zu einer Freiheit des Fleisches führen, es sei keine Ehrbarkeit mehr unter den Leuten und niemand gebe sich mehr Mühe, Gott zu loben und sich in der Bruderliebe zu üben. Das wirft man uns vor; aber es geht uns nicht alleine so, auch Hiob hatte mit solchen Anfechtungen zu tun. Lasst sie uns mit Geduld ertragen und vor Gott und der Welt den Beweis liefern, dass man uns Unrecht tut! Das Wort allein genügt, um alle Verleumdungen zu widerlegen, mit denen uns die Gegner der Wahrheit belasten. Wir müssen die Leute nur von ihrem falschen Selbstvertrauen losmachen. Denn wenn wir Gott mit reinem Herzen dienen sollen, so ist das doch so gemeint, dass wir darin unser Genüge finden sollen, dass wir nicht tun, was uns gut dünkt, oder zur Rechten und zur Linken abweichen, sondern einfach in allem dem folgen, was Gott von uns verlangt. So sollen wir rein sein vor Gott und uns auch auf das Zeugnis der Menschen berufen können, dass wir richtig wandeln. Wenn uns aber die Gottlosen deshalb verleumden, so müssen wir das in Geduld tragen, wenn wir nur wissen, dass sie unverschämt darin lügen.

Nun fügt Eliphaz hinzu; Hiob solle sich nicht auf seinen Verstand verlassen: Bist du geboren als der erste Mensch? Bist du erschaffen vor den Bergen? Unter uns ist einer, der älter ist als dein Vater! Wenn Eliphaz dem Hiob vorwirft, er sei nicht alt genug, um sich ein Urteil erlauben zu dürfen, so klingt das nicht übel; denn wenn Gott einem Menschen ein langes Leben schenkt, so kann der wohl allerlei lernen; wir wissen wohl, dass der Verstand bei alten Leuten reifer ist, dass die jungen Leute Brausköpfe sind und erst das Alter mäßigend wirkt. Man kann also vermuten, dass ein alter Mann, der seine Erfahrungen in der Welt gemacht hat, reifer sein muss als die andern. Man sieht jedoch auch, dass die meisten in ihrem Leben, anstatt dazulernen, zurückgehen. Weil wir von Natur immer schlechter werden, wenn Gott uns nicht zurückhält, so werden auch die meisten mit den Jahrzehnten nur schlechter, wenngleich die jungen Jahre dahin sind. Darum dürfen wir uns auch, wo es sich um diese göttliche Weisheit handelt, nicht auf unser Alter verlassen; denn Gott teilt sie aus nach seinem Wohlgefallen den Jungen wie den Alten, wie es beim Propheten Joel heißt: „Nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weisagen; eure Ältesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen“ (3, 1). Also Junge und Alte, Männer und Weiber beruft Gott zum Empfang dieser Weisheit, die er in die Welt schickt. Damit ist denn aller Ruhm niedergeschlagen, damit die Alten und Erfahrenen nicht meinen, sie seien deshalb auch geschickt, die Geheimnisse des Himmelreichs zu erkennen; denn das steht in der Hand des Herrn. Gewiss, wenn Gott uns in unserer Jugend berufen hat, so müssen wir darin wachsen und zunehmen, aber das kommt nicht mit dem Alter, das kommt allein von Gott, der durch seine Gnade in uns wirkt. Deshalb dürfen wir uns nicht selber rühmen, als hätten wir das irgendwie uns selber zu verdanken. Da sehen wir auch die Torheit der Papisten, die die ganze Grundlage ihres Glaubens ins seinem Alter erblicken: „Wir haben keine neue Lehre, sie kommt nicht von gestern her, sondern die Welt hat lange Zeit davon gelebt, und wir haben sie nun in Besitz!“ Aber was gilt das bei Gott? Wir müssen eine ewige Wahrheit haben, die vor Erschaffung der Welt da war. Zu Gott also und unserm Herrn Jesus Christus müssen wir kommen, wollen wir eine beständige Stütze für unsern Glauben haben. Denn da kommt es nicht auf zwanzig oder vierhundert oder tausend Jahre an, sonst braucht nur ein kleiner Wind zu wehen, und unser Glaube fällt dahin.

Die jungen Leute sollen sich nicht einfach von denen, die mehr als sie gesehen haben, leiten lassen, wenn sie sie von dem, was sie von Gott selbst gelernt haben, und von seiner Wahrheit abwendig machen wollen. Die Alten aber sollen sich nicht ihres Alters rühmen, als ob sie sie deshalb den andern mitteilen könnten. Die Jungen sollen wissen: Wenn Gott ihnen Gnade erzeigt hat, so ist das deshalb geschehen, weil er ihnen seinen Heiligen Geist nicht verweigern will, ebenso wenig wie denen, die lange gelebt haben. Er will uns lehren: Wie er uns aller Gnaden seines Heiligen Geistes ohne Unterschied teilhaftig macht, so will er uns auch alle zu Erben seines himmlischen Reiches machen und uns zu seiner unsterblichen Herrlichkeit gelangen lassen, die er uns jetzt nur stückweise offenbart hat.

## Hiob 15, 14 – 16.

**14) Was ist der Mensch, dass er rein sein sollte, oder der vom Weib Geborene, dass er sollte gerecht sein? 15) Siehe, er findet in seinen Heiligen keine Beständigkeit, und die Himmel sind nicht rein vor ihm. 16) Um wie viel mehr wird der Mensch ein Gräuel und Gestank vor ihm sein, der die Ungerechtigkeit wie Wasser einschluckt!**

Eliphaz meint, nur Stolz und Undank gegen Gott habe den Hiob daran gehindert, aus den Ermahnungen seiner Freunde Nutzen zu ziehen. Nun fährt er fort: Wie die Fische sich vom Wasser nähren, so sind die Menschen voll von Sünde und Bosheit – und doch beanspruchen sie, sich vor Gott gerecht zu machen! Dann müssten sie doch zuallererst reiner und heiliger als die Engel sein, müssten heller als Sonne und Sterne leuchten; denn auch die Himmel sind unrein vor Gott, wenn man sie mit ihm vergleicht. Wie ist das aber zu verstehen, dass auch die Engel vor Gott keine Beständigkeit haben? Manche haben gemeint, das beziehe sich auf die Teufel. Denn gewiss ist der Teufel der Ursprung aller Ungerechtigkeit und Bosheit. Hier aber ist ausdrücklich von den Engeln die Rede, und deshalb werden sie ja auch (Vs. 15) die „Heiligen“ Gottes genannt, ja, die Schrift nennt sie „ausgewählte dienstbare Geister“ (1. Tim 5, 21; Hebr 1, 14). Wie ist es nun zu verstehen, dass Gott keine Beständigkeit in ihnen findet? Das ist nicht allein so gemeint, dass sie keine Beständigkeit des Verharrens im Guten haben, wenn sie nicht durch Gottes Kraft erhalten werden, sondern sie haben in der Tat keine so vollkommene und auserlesene Gerechtigkeit, dass sie sich darauf verlassen könnten, wenn sie vor Gott treten und Rechenschaft ablegen müssten. Aber die Engel haben doch nur den einen Wunsch, Gott zu gehorchen, und sie sind keinen bösen Begierden unterworfen wie wir, es ist in ihnen nichts, was sie zum Abfall verführen könnte! Und wenn wir bitten: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden“, so ist das doch so zu verstehen, dass die Engel ohne alles Widerstreben Gott gehorchen und dass ihr Gehorsam nicht unvollkommen oder schwach ist wie der unsere! Denn wir gehen auch beim besten Willen einher wie die Hinkenden und sind nicht den zehnten Teil so geneigt, ihm zu dienen, wie es sein müsste. Wie ist denn das gemeint, dass Gott an den Engeln keine Beständigkeit findet und sie vor seinem Gericht nicht bestehen können?

Gott richtet uns nach dem Maßstab, den er in seinem Gesetz gegeben hat: wir sollen ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und von allen

Kräften. Gott gibt sich also mit einer Durchschnittsgerechtigkeit zufrieden, wenn er über Engel und Menschen urteilen will. Am Maßstab dieser Gerechtigkeit gemessen, sind wir alle schuldig; denn wer dürfte sich rühmen, er sei Gott von ganzem Herzen ergeben und keine böse Begierde habe ihn je von Gott abgezogen? Ach, fehlt noch viel, dass wir so weit gekommen wären, ja, es wäre schon viel, wenn wir nur erst auf dem Wege wären! Nach dieser Durchschnittsgerechtigkeit also sind alle Menschen vor Gott verdammt. Nach dieser selben Gerechtigkeit aber sind die Engel vor Gott angenehm, sie können vor ihm bestehen. Denn an ihnen ist kein Makel noch Fehler, und ihr ganzes Sehnen geht dahin, dass Gott seinen Dienst und Ehre empfangen, und daran wenden sie ihren höchsten Fleiß. So werden sie denn nach der Gerechtigkeit des Gesetzes von Gott angenommen. Es gibt aber in Gott noch eine höhere Gerechtigkeit, höher als alle Kreaturen, der auch die Engel nicht genügen. Und das ist nicht zu verwundern; denn wie könnte man Endliches mit dem Unendlichen vergleichen? Mögen die Engel auch noch so große Herrlichkeiten besitzen, Kreaturen sind sie doch! Was aber ist Gott? Er ist ein unendliches Wesen, an das wir nicht ohne Entzücken und Entsetzen zu denken vermögen. Wir brauchen uns darum nicht zu verwundern, dass die Gerechtigkeit Gottes so hoch ist, dass alle Kreaturen gegen ihn nichts sind und gänzlich verschwinden. Darum müssen auch alle Engel, wenn Gott sie in diese äußerste Prüfung bringt, zu Schanden werden und vor ihm vergehen. Weil aber Gott zufrieden ist mit dem Gehorsam, den sie ihm nach seinem Gesetz leisten, so können sie auch vor seinem Angesicht bestehen und gelten als gerecht, wie sie es ja auch in Wahrheit sind. Aber es geht hier um zwei ganz verschiedene Dinge: Gott hat eine Gerechtigkeit, die er unserm Verständnis anpasst, außerdem aber spricht er in seiner Strenge: Wer will's mir abgewinnen? Vor Gott sind wir also verdammt und verflucht, geschweige denn, dass wir vor ihm bestehen könnten, wo doch selbst die Engel vor ihm zu Schanden werden; denn selbst die Himmel sind nicht rein. Gott hat die Sonne geschaffen, die Welt zu erleuchten, hat auch den Sternen Licht gegeben; aber das bedeutet keine göttliche Vollkommenheit. Alle Kreaturen tragen zwar als geschaffene Wesen irgendwelche Kennzeichen seiner Gnade; wenn man aber das Wesen der Kreaturen mit dem Wesen Gottes vergleicht, so ist das eine nichts, das andere alles. Darum tragen alle Kreaturen Unvollkommenheit an sich, und im Vergleich mit der unendlichen Herrlichkeit Gottes können sie alle vor ihm nicht bestehen.

Was soll dann aber aus den Menschen werden? Wenn Gott uns auch nur nach dem Maßstab seiner Durchschnittsgerechtigkeit prüft, die er uns in seinem Gesetz geoffenbart hat, so sind wir alle schuldig; denn auf der ganzen Menschheit lastet eine allgemeine Verdammnis, und wir erliegen unter der Last. Kurzum, die Menschen sind mit doppelten Riegeln eingeschlossen. Treten wir mit aufgehobenem Haupte vor Gott und verlangen, dass er uns vor sich gelten lasse, so muss unsere Schande umso mehr offenbar werden; denn sind wir etwa gerechter als die Engel des Paradieses? Keine Kreatur kann vor ihrem Schöpfer bestehen, er verschlingt alles durch seine Herrlichkeit, und alle so herrlichen und wunderbaren Dinge macht er zunichte. „Die Sterne am Himmel und sein Orion scheinen nicht helle; die Sonne geht finster auf, und der Mond scheint dunkel“ (Jes. 13, 10). Und warum? Weil die Herrlichkeit des Herrn sie weit überstrahlt. Wenn Gott seine Herrlichkeit entfaltet, so muss alle Schönheit der Kreatur verschwinden, soviel Aufhebens man zuvor auch davon machte. Wenn die Sonne, die doch auch nur ein gefühlloses Geschöpf ist, das Licht der Sterne den ganzen Tag verdunkelt, obschon sie doch immer am Himmel stehen, wie wird es dann erst mit der Majestät Gottes sein? Sollte wohl eine Kreatur sie erreichen können? Wenn schon eine Kreatur die andere an Klarheit übertrifft, wie wird's dann sein, wenn Gott selbst erscheint? Das ist also der erste Riegel, der uns eingeschlossen hält, wenn wir mit unserer Gerechtigkeit prahlen und in unserer törichten Vermessenheit daherkommen und meinen, Gott hätte Verpflichtungen gegen uns und wir könnten irgendeinen Wert vor ihm haben. Und wären wir gerechter als die heiligen Engel und reiner als die Himmel, so gilt doch alles, was wir zu haben meinen, vor Gott nichts. Eine so vollkommene Gerechtigkeit also kann es vor Gott für uns gar nicht geben.

Lasst uns nun aber nur einmal auf die Durchschnittsgerechtigkeit achten, die Gott uns geoffenbart hat, also auf das, was den Kreaturen möglich ist! Gott will nichts anderes, als dass wir ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und aus allen Kräften, und niemand leugnet, dass das recht und billig ist. Aber tun wir's denn auch? Wohin neigt denn unser Herz? Ist es gänzlich auf Gott gerichtet? Ist es von den irdischen Banden so los, dass es sich zum Himmel erheben kann? Führen wir hienieden ein geistliches Leben in einer entschlossenen Absage an alles, was uns von Gott wegführt? Da fehlt es noch weit! Im Gebet zum Beispiel soll nach der Schrift der Mensch aus sich selbst herausgehen, soll alle Sorgen und Leidenschaften, die ihn hindern können, ablegen, soll sich im Gefühl seiner Armut Gott zu



Füßen werfen und so seine Hilfe begehren. Das Gebet ist unser größtes Vorrecht; treten wir nun aber vor Gott, so tun wir das in einem so fleischlichen Sinn, dass wir's gar nicht lassen können, dabei an allerlei närrisches Zeug zu denken; und wenn wir gleich mit Andacht beten, so lassen wir uns doch so leicht zerstreuen, und unsere Gedanken fliegen hin und her. Sind wir aber schon in einer so heiligen Sache wie dem Gebet so flatterhaft, wie sieht es dann wohl mit unserm ganzen übrigen Leben aus?

Nun aber heißt es nicht: Wie soll der Mensch sich selbst rechtfertigen können, da er doch nicht imstande ist, das Gesetz zu erfüllen, und mit viel Sünden und Schwächen belastet? Nein, es heißt: Um wie viel mehr wird der Mensch ein Gräuel und Gestank vor ihm sein, der die Ungerechtigkeit wie Wasser einschluckt? Damit meint er: Des Menschen eigentliche Nahrung ist die Sünde, man findet nicht ein Tröpflein Gutes an ihm; wie der Leib aus Speise und Trank sein Wesen erhält, so gewinnt der Mensch sein Wesen durch Sünde, und alles an ihm ist verderbt. Nicht als ob, wie man zu sagen pflegt, die „Substanz“, das Wesen unseres Leibes und unserer Seele, etwas Schlechtes wäre, nein, wir sind ja Gottes Geschöpfe; aber der grobe Ausdruck will besagen, dass alles in uns vom Bösen durchsetzt ist. Leib und Seele sind ihrem Wesen nach gute Schöpfungen Gottes, aber alles ist dem Verderben verfallen. Unsere Seelen sind vom Bösen befleckt, und es ist nicht ein einziges Tröpflein Gutes am Menschen, das nicht vergiftet und zugrunde gerichtet wäre. Es besteht demnach auch ein großer Unterschied zwischen Schwachheit und Verderbnis. Denn wenn man die Menschen als „schwach“ bezeichnet, wie es auch die Papisten tun, so haben das die Heiden wohl noch stärker betont. Und wer sollte es auch nicht zugeben? Die Heiden haben gesagt, die Menschen seien unbeständig, es sei sehr schwer, der Tugend zu folgen, und wir seien zu Lastern geneigt. Das haben die Heiden wohl gewusst, und die heutigen Heiden bekennen es auch. Aber davon wissen sie nichts, dass auch nicht ein Tropfen Gutes im Menschen ist, dass wir alle ein Gräuel vor Gott sind, bis wir von ihm zu Gnaden angenommen werden.

Damit nun der Mensch ja nicht meine, es sei etwas Gutes an ihm, so nennt ihn der Heilige Geist einen „Gräuel“ und „Gestank“. Daher steht auch in den Psalmen geschrieben: „Sie taugen nichts und sind ein Gräuel mit ihrem Wesen. Der Herr schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, dass er sehe, ob jemand klug sei und nach Gott frage. Aber sie sind alle abgewi-

chen und allesamt untüchtig“ (Ps. 14, 1-3; 53, 2. 3). Es heißt ausdrücklich, das habe Gott an den Menschen gesehen; denn die Menschen wollen zu allen Zeiten ihre eigenen Richter sein, Gott aber sieht keinen, der nicht böse wäre.

Wenn aber gesagt wird, dass wir Ungerechtigkeit wie Wasser schlucken, so kommt darin noch klarer heraus, dass unser ganzes Leben zum Bösen neigt: wie sich ein Fisch vom Wasser nährt, so lebt der Mensch von Sünden. Gewiss, nicht Gott dürfen wir das Böse, das in uns ist, zuschreiben; denn Adam ist nicht in dem verderbten Zustand, von dem hier die Rede ist, erschaffen, sondern er hat sich das Verderben selbst zugezogen. Was Gott geschaffen hat, war alles gut, der Mensch aber ist das Vortrefflichste aller Geschöpfe, darum war er auch nicht verdorben, bis er sich von Gott abwandte. Aber als er sich schied vom Brunnquell der Gerechtigkeit, was ist ihm da andres geblieben als Ungerechtigkeit und Verderben? Die Schrift sagt, wir seien „Knechte der Sünde“ (Röm. 6, 17), „unter die Sünde verkauft“ (Röm. 7, 14). Das aber dürfen wir nicht Gott zuschreiben, sondern es ist das Erbe, das wir von unserm ersten Vater Adam haben; deshalb müssen wir uns alle schuldig geben vor Gottes Angesicht.

So also ist das Wort von der Verderbnis und Knechtschaft der Sünde zu verstehen. Nicht, dass wir uns damit entschuldigen und denken dürften: „Ja, da ist eben nichts zu machen! Die Menschen sind nun einmal dem Bösen so ergeben, was können sie dagegen tun? Sie haben keine Kraft, den Versuchungen zu widerstehen – sind sie dann nicht genug entschuldigt? Und wenn Gott sie deshalb verdammt, ist er nicht mehr als grausam?“ So lästern die Leute. Darum sollen wir unsern Mund zuhalten, sollen wissen, dass alles an uns böse ist und dass wir mit Sünde und Ungerechtigkeit durchsetzt sind, und wollen uns deshalb willig verdammen lassen, wenn wir vor Gott gerechtfertigt sein wollen. Denn es muss allezeit das Psalmwort in Erfüllung gehen: „Auf dass du recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest in deinem Richten“ (Ps. 51, 6). Wenn wir ihm trotzig widersprechen, so bleibt er dennoch allezeit gerecht, und das zu unserer Schmach und Schande. Wollen wir also vor Gott gerecht werden, so gibt’s nur ein Mittel: Wir müssen bekennen, dass in uns nur ein schreckliches Verderben wohnt, aber nicht ein einziges Tröpflein Gutes. Darum sollen wir Gott bitten, er wolle uns zu Gnaden annehmen und um seines lieben Sohnes Jesus Christus willen gerecht machen, das heißt, von unsern Sünden und unserm Schmutz rein wa-

schen mit dem Blut seines Sohnes und uns seine Gerechtigkeit zurechnen. Dann werden wir in Wahrheit dem gütigen Gott gefallen, wenn wir mit seinem Rock bekleidet sind, weil wir alsdann eine vollkommene Gerechtigkeit haben, die die Gerechtigkeit der Engel noch übertrifft.

## Hiob 19, 1 – 12.

**1) Da nahm Hiob das Wort: 2) Wie lange wollt ihr mein Herz plagen und mich mit euren Worten peinigen? 3) Zehnmahl habt ihr mich nun schon verhöhnt und schämt euch nicht und verstockt euch wider mich. 4) Irre ich, so irre ich mir. 5) Aber wenn ihr euch so rühmt und erhebt in meinem Jammer, 6) so wisset, dass Gott mich mit seiner Macht umgeben hat und mit seinen Netzen eingeschlossen hat. 7) Schreie ich über Gewalt, so antwortet er mir nicht; rufe ich, so ist kein Recht da. 8) Er hat meinen Weg verzäunt, so dass es keinen Ausweg gibt, und hat Finsternis auf meinen Weg gestellt. 9) Meiner Ehre hat er mich beraubt, er hat mir die Krone von meinem Haupte genommen. 10) Er hat mich zerbrochen um und um, dass ich vergangen bin, meine Hoffnung hat er ausgerissen wie einen Baum. 11) Sein Zorn ist über mich ergrimmt, und er hat mich für seinen Feind geachtet. 12) Seine Kriegersleute sind gekommen und haben mich umgeben und sich um meine Hütte her gelagert.**

Bildad hat (Kap. 18) den allgemeinen Gedanken ausgesprochen, Gott lasse die Ungerechten nicht ungestraft; darum müsse auch Hiob zu ihnen gehören, weil Gott ihn so hart heimsuche. Hiob aber widerlegt ihn: man dürfe sein Leben nicht beurteilen nach dem Maße der Trübsal, die er zu leiden habe; Gott strafe ihn nicht für die Fehler, die er begangen hätte, sondern da liege ein heimliches und dem Menschen unbekanntes Gericht vor. Zuvor aber beklagt er sich über seine Freunde, weil sie so hart gegen ihn sind. Sie haben weder Erbarmen noch Mitleid mit seiner Not. Aber es zeigt sich, dass auch er zu weit gegangen ist; denn er sagt: Irre ich, so irre ich mir. Hatte er gefehlt, so hätte er die Strafe sanftmütig hinnehmen müssen. So wie er könnte eher ein verzweifelter und unverbesserlicher Bube sprechen als ein Kind Gottes: „Lasst mich, denn ich will meine Strafe tragen! Habe ich einem andern mit meiner Sünde geschadet?“ Nun aber hat sich Hiob so weit treiben lassen, als er sah, dass er seinen Freunden anders nicht beikommen konnte. Dann aber kommt er wieder auf seinen Hauptpunkt zurück und versteift sich nicht auf seine Ungeduld, weil er damit nicht bestehen kann. Meint ihr, ihr könnt mit eurer Großsprecherei gegen mich bestehen, weil ihr sehet, wie übel ich dran bin, und weil es euch vorkommt, ich sei verloren und verdammt und die elendeste unter allen Kreaturen? Gott hat mich mit seiner Macht umgeben; mit Disputieren und Prozessieren komme ich nicht

weiter; denn Gott richtet sich nicht nach den Menschen. Rufe ich, so ist kein Recht da. Ich mag mich noch so sehr auf mein Recht berufen, ich muss dennoch mein Unglück tragen; von meinem Rufen und Schreien habe ich nichts, das lindert meine Not nicht: er hat mich für seinen Feind geachtet. Unzählige Trübsale schickt er mir, wie ein Kriegsheer, das mich belagert. Ich bin voller Qual und Pein, und was noch schlimmer ist: Er hat meinen Weg verzäunt, so dass es keinen Ausweg gibt. Eingeschlossen hat er mich, so dass ich kein Mittel sehe, um meiner Not zu entfliehen, die mich quält. Das sind nun auf den ersten Blick recht befremdliche Worte, aber wir haben ja schon in etwa gemerkt, worauf Hiob sich dabei gründet, und wir wollen dem noch weiter nachdenken.

Mit Recht wirft Hiob seinen Freunden vor, dass sie ihn verhöhnen wollen. Wenn ein Mensch mit Gottes Ruten geschlagen wird, so mögen wir noch so viel Grund haben, ihn zu tadeln, es muss doch immer mit Sanftmut geschehen, damit wir ihn nicht zu hart anfassen; wir müssen bedenken: Gottes Hand ist schon streng genug, und man braucht es nicht noch schlimmer zu machen. Wenn ein Mensch sich frech gegen Gott erhebt, wenn es ihm allzu gut geht und man ihm in seiner Raserei gar nicht beikommen kann, dann mögen wir wohl einen schärferen Ton anschlagen. Denn solch eine Anmaßung muss man zerbrechen, wenn die Menschen Gottes Langmut und Güte so missbrauchen. Es ziemt sich eben nicht, dass die Menschen Gottes spotten, seine Güte und Milde in Gift verwandeln und selbst gegen ihn immer mehr voll Giftes werden. Behandelt man sie milde, so frohlocken sie in ihren Lüsten, als wären sie rasend; man kann ihnen keine Vernunft beibringen und sie nicht zur Umkehr führen. Aber wenn ein Mensch zerschlagen ist und Gott bereits so in ihm gewirkt hat, dass wir nur noch Mitleid mit ihm haben müssten, was sollte dann daraus werden, wenn wir mit ganzer Strenge über ihn herfahren wollten? Hätten Hiobs Freunde ihn nach Gebühr behandelt, so hätte er sich sicherlich unter die Hand Gottes gebeugt. Nun aber schmähen sie ihn und wollen ihn, was doch gegen die Wahrheit war, glauben machen, er sei ein gottloser Mensch, voll Heuchelei, er habe Gott sein Lebtag nie von Herzen gedient und die andern, die nicht so geplagt würden wie er, seien viel besser und gerechter. Hätte Hiob ihren Reden zugestimmt, so hätte er Gott verleugnet und gegen sein Gewissen gesprochen. Darum besteht er auf seinem Recht.

Wenn also Gott unseren Nächsten heimsucht, so dürfen wir daraus nicht den Schluss ziehen, er sei der schlimmste Bösewicht unter der Sonne, sondern müssen wohl zusehen, dass wir gerecht urteilen, sowie wir wollten, dass man auch über uns urteile. Es ist doch möglich, dass Gott seine Geduld erproben will. Hat er auch mit rechtem Eifer einen guten Wandel geführt, so kann es doch sein, dass Gott ihn uns als Spiegel vorhalten will. Jedenfalls steht es uns nicht zu, seine Sünden bemessen zu wollen nach der Strafe, die wir ihn leiden sehen. Die Gerechten fasst Gott härter an als die bösen Buben, weil er die bis aufs letzte aufspart, und er macht sie dadurch umso unentschuldbarer; denn sie häufen nur Gottes Zorn und Gericht auf ihr Haupt. Dabei aber sehen wir, was das für eine Anfechtung ist, wenn die Menschen ein verkehrtes und böses Urteil über uns fällen, und wie schwer es ist, dann noch Maß zu halten. Hiob hat sich bei all seiner großen Geduld doch nicht so im Zaum halten können, dass ihm nicht ein böses Wort entfahren wäre. Gewiss er hat sich mit Recht beklagt; aber so kann doch nur ein Unbußfertiger sprechen: Irre ich, so irre ich mir! Kinder Gottes müssen sich allezeit demütigen; denn wissen wir nicht, dass Gott die Sünden an uns tausendmal besser erkennt als wir selbst?

Deshalb schickt uns Gott wohl einmal eine härtere Strafe, als wir für richtig halten; aber das kommt nur daher, dass unsre Krankheit uns verborgen ist. Das hat David an seinem Erlebnis mit Simei gelernt. Er wusste wohl, dass Simei ein Bösewicht war, der ihm mit Gift und Bitterkeit entgegen trat; gleichwohl aber sagt er: Wer weiß, vielleicht hat ihm Gott befohlen, also über mich herzufahren! David weiß, dass Gott ihn in seinen Händen hat und ihn hart behandeln will. Wenn wir es aber Gott zuschreiben müssen, dass die Bösen uns verfolgen, weil er sich ihrer als Geißeln bedient, um uns verdienstermaßen zu züchtigen, was sollen wir dann erst tun, wenn andere aus gutem Eifer, weil sie um unser Seelenheil besorgt sind, uns zu bekehren suchen? Wenn sie dabei nicht mit solcher Lindigkeit vorgehen, wie es wohl geschehen müsste, sollten wir deshalb wie wilde Pferde ausreißen und alles von uns weisen? Wie sollte sich das wohl schicken? Damit geben wir doch zu erkennen, dass wir uns nicht vom Geiste Gottes leiten lassen! Es ist immer zu unserer Seligkeit gut und nützlich, den Tadel, er uns zuteil wird, anzunehmen. Wenn ich mich selbst rechtfertige und mit und meinem Nächsten Sand in die Augen streue und denke: Man tut mir groß Unrecht – ach, der Hand meines Gottes kann ich doch nicht entweichen; was habe ich denn davon, dass ich viele Winkelzüge mache und mich bei den Menschen als

schuldlos hinstelle? Gott verdammt mich doch! Aber ich werde nicht nur vor den himmlischen Richter gerufen, nein, auch mein Gewissen überführt mich davon, dass ich meinen Richter und meinen Henker zugleich bei mir trage. Ist es aber dann nicht besser, ich bekenne mich schuldig und lasse den Kopf hängen, weil doch Gott alles sieht? Und wenn ich merke, dass mir solche Arznei heilsam ist, dann mag sie mir noch so bitter sein, dass ich sie am liebsten wegwürfe – ich will sie mir doch gefallen lassen.

Wenn Gott uns heimsucht, so sollen wir wachen Auges unsere Sünden erkennen; denn er erzeugt uns damit eine Gnade besonderer Art. Von Natur neigen wir ja alle zur Heuchelei. Dabei schmeichelt sich jedermann und nährt sich an seinen Sünden, und wenn niemand uns entgegentritt, so möchten wir alle am liebsten in unserm Schmutz verkommen. Dann aber gewinnt endlich der Satan Besitz von uns, und es ist wie eine Bezauberung: wir werden immer stumpfer, wie es in den Sprüchen heißt: „Wer sein Herz verhärtet, der wird in Unglück fallen“ (28, 14) und wie Paulus sagt: „Gott hat sie dahingegeben in verkehrten Sinn, zu tun, was nicht taugt“ (Röm. 1, 28). Denn das ist das allerschlimmste, wenn die Menschen keinen Schmerz mehr fühlen und den Händen des Satans so hilflos preisgegeben sind, dass sie ihre Sündenwunden nicht mehr spüren und kein Seufzen vor Gott mehr kennen. Wohin kämen wir wohl, wenn Gott uns nicht dadurch hülfe, dass er uns bisweilen Leute schickt, die uns dahin bringen, dass wir unsere Fehler einsehen, die wir schon vergessen haben, und sie uns aufdecken und uns daran erinnern, dass wir vor den Richter müssen? Das ist eine geradezu unschätzbare Gnade! Denn wenn wir allen Tadel verwerfen, so ist das gerade, als wollten wir das Licht des Geistes Gottes auslöschen. Solange uns unsere Sünden verborgen sind, sind wir in der Finsternis; zündet aber Gott seine Lampe an, damit wir unsere Armut sehen, und wir ziehen uns dann doch Binden vor die Augen, die uns blind machen, und wollen es nicht leiden, dass sie uns jemand abnimmt, dann verwerfen wir das Licht und lieben die Finsternis mehr. Was für ein Undank! Ist das nicht ein fluchwürdiger Frevel, wenn wir so dem Geiste Gottes widerstreben, der uns die Hand reicht und uns auf den Weg des Heils zurückführen will? Darum dürfen wir nicht sagen: „O ja, ich habe gesündigt, darum will ich auch meine Strafe tragen, und kein anderer braucht sie für mich zu leiden!“ Gott schenkt andern seine Gaben, damit sie sie uns mitteilen, und wenn er uns jemand schickt, der uns unsere Fehler zeigt, so ist das ein Zeugnis seiner Güte: er trägt noch Sorge um uns und will uns nicht aufgeben. Wenn wir aber wider den Stachel lö-

cken und die Ermahnungen der anderen Leute in den Wind schlagen, so richtet sich dieser Undank gegen Gott selbst.

Hiob freilich hat die Tadelreden seiner Freunde nicht gänzlich abgelehnt, aber er hat ihnen mit einer Rede geantwortet, die vom Unwillen eingegeben war. Diese Ungeduld hat er schon oftmals an den Tag gelegt, obschon es ihm hernach Leid tat. Jetzt kommt er also auf die Hauptsache; was er bisher gesagt hat, lässt er beiseite und kümmert sich nicht mehr darum; er weiß: es ist eine unschickliche Rede, die weder Grund noch Wahrheit hat. Er kehrt also zur Verteidigung seiner Sache zurück: unter dem Vorwand, ihn bessern zu wollen, erheben sich seine Freunde über ihn, ja, immer wieder bringen sie bloß seine Schande vor; sie treten so hart und unverschämt auf, dass von Freundlichkeit und Bescheidenheit nichts an ihnen zu merken ist.

Schließlich erklärt er, Gott strafe ihn nicht um seine Sünden, sondern handle mit ihm ganz unverständlich, so wie er sonst mit keinem Menschen handle. Deshalb beklagt er sich: Rufe ich, so ist kein Recht da; er hat mich für seinen Feind geachtet. Gott straft nicht alle auf die gleiche Art, ja gerade die Frömmsten werden oft viel härter geplagt als die andern: Gott prüft sie nach dem Maße der Kraft, die er ihnen mitgeteilt hat. Diesen Weg müssen wir auch gehen. Denn sollen wir uns darum grämen, dass Gott uns ebenso wenig schont wie die, die er doch mehr als andere geliebt hat? Wollen wir's denn besser haben als die heiligen Väter, denen der Heilige Geist ein so treffliches Zeugnis gegeben hat? Wollten wir einem jeden gemäß der Art, wie Gott ihn behandelt, den Prozess machen, ach, dann müssten ja alle Unglücklichen in dieser Welt böse Buben sein! Aber wo kämen wir dann hin? Das sind doch gerade die, die Gott als die Seinen erwählt hat und die er als seine Kinder kennt und annimmt! Wir dürfen niemand verdammen, es sei denn, dass uns nach dem Gesetz Gottes seine Übertretungen ganz klar wären. Und auch dann dürfen wir nicht zu weit gehen: wir müssen wissen, was ist zu verurteilen ist, die Personen selbst aber müssen wir der Hand Gottes vorbehalten, bis dass wir ein deutliches Kennzeichen haben, dass Gott sie verworfen hat. Wir dürfen nicht so vermessen sein, uns etwas anzumaßen, was uns nicht gebührt.

Hiob ist in seiner Ungeduld viel zu weit gegangen: er beklagt sich, Gott handle ihn ganz verkehrt, in einer Art, die weder Gerechtigkeit noch Billigkeit erkennen lasse. Gewiss, das stand ihm allezeit fest, dass Gott gerecht ist, und trotz all seines unziemlichen Redens findet er sich doch selbst im-



mer wieder und weiß, dass er seinen Mund schließen muss. Aber bisweilen kocht er über wie ein Topf auf dem Feuer und lässt sich von seinem Ungestüm viel zu weit hinreißen. Gott züchtigt manchmal die Menschen nicht um ihrer Sünden willen, sondern um sie zu demütigen und ihnen zu zeigen, dass er über seine Kreaturen völlige Gewalt hat und dass sie Spiegel der Geduld sein sollen. Er will sie ihre Schwachheit fühlen lassen, um sie zur besseren Selbsterkenntnis zu führen. Sie sollen merken, dass es verborgene Fehler in ihnen gibt, die erst in der Trübsal in die Erscheinung treten, und dass es ihnen an der nötigen Beständigkeit fehlt, sollen sehen, dass sie beinahe gefallen wären. Und das soll sie immer mehr ins Gebet treiben. Dann erst sind wir wirklich weise, wenn wir auch dann Gott die Ehre geben können, wenn er uns die Augen zuhält und uns führt, wie man Blinde führt. Lasst uns damit zufrieden sein, dass wir gehen, wohin er uns führt und leitet, und wissen: Sein Wille allein soll unsere Gerechtigkeit und unfehlbare Richtschnur sein. Wir haben aber in Gottes Schule noch wenig gelernt, bevor wir nicht alle Strafen in Geduld annehmen, die er uns schickt, zumal sie doch zu unserer Seligkeit dienen.

Es ist freilich eine harte und sehr gefährliche Anfechtung, wenn Gott unser Schreien und Klagen nicht hört. Denn es steht geschrieben: „Der Name des Herrn ist ein festes Schloss, der Gerechte läuft dahin und wird beschirmt“ (Spr. 18, 10), und: „Die Sonne soll in Finsternis und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe denn der große und schreckliche Tag des Herrn kommt; und soll geschehen, wer des Herrn Namen anrufen wird, der soll errettet werden“ (Joel 3, 4. 5). Wir haben die Verheißung Gottes: „Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören“ (Jes. 65, 24)! Und gleichwohl geht es uns immer schlechter, und scheinbar verbittert sich Gott immer mehr gegen uns und quält uns immer mehr, je mehr wir ihn anrufen. Was ist das für eine schwere Anfechtung! Es ist mir verheißen: „Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen“ (Ps. 145, 18); ich hab's mit dieser Verheißung gewagt, aber ich habe nichts davon, es hat mir nichts geholfen, und es wird immer schlimmer mit mir. Nun, so ist es dem Hiob, dem David und allen Gläubigen ergangen. Ja, sogar an unserm Herrn Jesus Christus hat sich das erfüllt, wie sich denn recht eigentlich das Wort auf ihn bezieht: „Mein Gott, des Tages rufe ich, so antwortest du nicht; und des Nachts schweige ich auch nicht, aber meine Hilfe ist ferne“ (Psalm 22, 3. 2). Es sieht aus, als hättest du mich verlassen; wenn unsere Väter sich zu dir flüchteten, so haben sie

immer die Erfahrung gemacht, dass das nicht vergeblich war, aber mich lässt du zu Schanden werden!

Es ist aber nicht so gemeint, als müssten solche Verheißungen immer augenscheinlich in Erfüllung gehen. Gott erfüllt sie nach seiner Weise. Das ist sicher: Bevor wir zu Gott rufen, ist er schon bereit und willig, uns zu helfen. Woher hätten wir sonst diesen Gebetsdrang? Kommt er nicht von seinem Heiligen Geist? Aus eigenem Antrieb nähme kein Mensch seine Zuflucht zu Gott. Wenn wir meinen, Gott habe uns den Rücken gewandt, so hat er uns schon längst in Gnaden angesehen. Haben wir dann eine Zeitlang ausgehalten, so muss er uns doch diese Kraft gegeben haben, seine Hand muss uns doch hilfreich gewesen sein, sonst wären wir in unserer Trübsal nicht so geduldig und demütig gewesen. Gewiss, wir können wohl einmal auf den Gedanken kommen, es sähe eine Zeitlang so aus, als hätte Gott unser Gebet nicht erhört. Wir sehen, wie es Hiob ergangen ist, ebenso David, ja, selbst unser Herr Jesus Christus hat dahin kommen müssen – nicht als wäre er gleichwie wir von Ungeduld angefochten worden, aber er hat gegen seine menschliche Natur zu kämpfen gehabt, und darum musste er in Angst geraten, als er sah, dass Gott ihn ohne alle Hilfe ließ, so dass er schreien musste: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wenn wir nun solche Anfechtungen haben und in Angst geraten wegen unserer Schwachheit und so vielfältiger Sünden, die uns ankleben, dann sind wir voller Misstrauen, Widerspenstigkeit, Hoffart und ähnlicher Dinge. Nun, dann muss es mit uns dahin kommen, dass wir sagen: Wir sind doch nicht die ersten, denen Gott hat helfen wollen und die trotz des lang dauernden Druckes seiner Hand doch am Ende die Erfahrung gemacht haben, dass ihre Gebete nicht vergeblich gewesen sind. Daran wollen wir festhalten und es uns gefallen lassen, dass Gott uns so lange unter dem Druck hält, wie es ihm gefällt, bis er uns endlich erlöst und sich als unser Heiland zeigt, wie er uns denn davon schon in dieser Welt einen Vorgeschmack gegeben hat.

## Hiob 19, 23 – 27.

**23) Ich wünschte, meine Reden würden aufgeschrieben, würden in ein Buch geschrieben 24) mit eisernem Griffel auf Blei oder in einen Stein gehauen zu ewigem Gedächtnis. 25) Ich weiß, dass mein Erlöser lebt und endlich sich erheben wird über die Erde. 26) Und obgleich die Würmer diese meine Haut verzehrt haben, werde ich doch in meinem Fleisch Gott schauen. 27) Ich selbst werde ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und keinen andern.**

Hiob war von seinen Freunden beschuldigt, er habe Gott gelästert, er habe sich selbst ohne Grund gerechtfertigt und in seinen Fehlern verblindet. Darauf erwidert er: Ich wünschte, meine Worte würden aufgeschrieben in ein Buch, ja auf Stein zu ewigem Gedächtnis. Darin liegt, dass er seine Unschuld nicht ohne Grund verteidigt hat und dass er nicht befürchtet, Gott werde ihn deshalb tadeln. Denn er weiß, dass er guten Grund dazu hat. Gewiss ist er in seinen Reden weit übers Maß hinausgegangen. Freilich hatte er einen guten und vernünftigen Grund, und Gott stand auf seiner Seite; aber er hat seine Sache übel geführt, und es ist ihm manches Wort entfahren, das man nur verurteilen kann. Wie kann er denn jetzt sagen, er wünsche, seine Reden würden aufgeschrieben? Würde das nicht doppelte Verdammnis über sein Haupt bringen? Nun, Hiob sieht auf den Hauptinhalt seiner Reden und klebt nicht an einem jeden Wort, das ihm entfahren ist, sondern er meint seine Reden, die er zur Verteidigung seiner Sache geführt hat. Und diese seine Verteidigung war berechtigt; ob er gleich hierhin und dorthin abgeglitten ist, so hat er doch in dem einen vollkommen recht: Wenn er gezüchtigt ist, so ist das nicht geschehen für seine Sünden, und man darf ihn nicht etwa deshalb, weil Gott so streng zu ihm war, für den ärgsten Bösewicht in der Welt halten. Sein Mangel aber bestand darin, dass er alle seine Fehler nicht so völlig erkannt hat, dass er sich immer restlos vor Gott schuldig gefühlt hätte. Darin liegt für uns die Mahnung, in unsern Worten sehr vorsichtig zu sein. Es heißt in Psalm 39: „Ich habe mir vorgesetzt: ich will mich hüten mit meiner Zunge; ich will meinen Mund zäumen, weil ich muss den Gottlosen vor mir sehen“ (Vs. 2), aber endlich habe ich mich doch nicht enthalten können, endlich sind mir doch alle Zäume zerrissen; endlich ist doch meines Herzens Verlangen heraus gebrochen: „Mein Herz ist entbrannt in meinem Leibe, und wenn ich daran gedenke, werde ich entzündet, und ich rede mit meiner Zunge“ (Vs. 4); endlich loderte doch das

Feuer hell aus mir heraus. Es ist also eine große und seltene Tugend; geduldig sein und schweigend dulden, wenn die Not uns drückt und die Gottlosen mit offenem Maul sich rühmen und über uns spotten. Der Vergleich dieses Davidwortes mit dem Beispiel Hiobs lehrt uns also, dass wir den Mund zu schließen haben, wenn Gott uns heimsucht. Bei aller Bemühung, in unserer inneren Erregung mit gebührender Einfalt Gott zu loben, gelingt es uns doch nicht, so vorsichtig und bescheiden zu sein, dass uns kein hitziges Wort entfährt, und in unsern Reden immer untadelig zu bleiben. Gewiss wollen wir nicht mit Absicht Gott lästern oder seine Ehre angreifen, aber wir sind immer zu dreist in unsern Worten. Lasst uns vielmehr Gott bitten, er wolle uns auch die Fehler in unsern Reden verzeihen, denn „wer auch in keinem Wort fehlt, der ist ein vollkommener Mann“ (Jak 3, 2).

Nun fügt Hiob hinzu: Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Hiob hat es nicht gemacht, wie die Heuchler, die ihre Sache den Menschen vortragen, um sich zu rechtfertigen – er weiß, dass er es mit Gott zu tun hat. Das müssen wir im Auge behalten; denn wenn man solche Worte aus dem Zusammenhang reißt, so können sie uns nicht erbauen noch uns lehren, was Hiob hat sagen wollen. Hiob weiß, dass die Menschen immer bemüht sind, sich zu entschuldigen, und zwar umso mehr, je weniger sie an Gott denken. Es ist ihnen genug, dass die Welt mit ihnen zufrieden ist und man sie für ganz brave Leute hält. Aus solcher Heuchelei geht denn die Vermessenheit hervor. Denn wenn ich nicht weiß, dass Gott mein Richter ist, so genügt mir der Beifall der Menschen und ihre Achtung. Und was ist damit gewonnen? Nichts! Mein Gewissen beschuldigt mich, und meine böse Tat ist offenbar; ist es da nicht eine große Frechheit, wenn ich dennoch mein Haupt erhebe und spreche: „Was will man eigentlich von mir, was habe ich denn getan? Wer kann mir etwas nachsagen? Ich weiß meine Sünde schön zu färben und den Leuten die Augen zu blenden, damit habe ich meine Sache gewonnen.“ Darin eben besteht die Frechheit, die Tochter der Heuchelei, dass die Leute ihre Sache tapfer verteidigen, weil sie dabei nicht an Gott denken. Hiob aber weiß, dass sein Gott lebt. „Man hält mich für einen grundschlechten Menschen und Gotteslästerer, weil ich mich unterstanden habe, mich vor ihm zu rechtfertigen. Nein, nein, ich begehre nichts anderes, als mich vor ihm zu demütigen und in allen Dingen auf seine Gnade zu verlassen. Dabei aber muss ich gleichwohl meine Unschuld vor euch verteidigen; denn ich sehe: ich geht mit lauter Verleumdungen um. Deshalb verteidige ich mich so, dass ich auf Gott blicke, auf ihn sind meine Augen gerichtet.“ Auch wir

wollen unsere Sünden vor das Angesicht Gottes stellen und von vornherein bekennen: „Vor den Menschen könnte ich mich wohl entschuldigen, aber was gewinne ich dabei vor Gott? Wird er mich annehmen? Nein.“ Wir alle, groß und klein, müssen vor diesem himmlischen Richter erscheinen; darum muss jedermann sich vor ihm einstellen und um Verzeihung seiner Sünden bitten in der gewissen Zuversicht: Kommen wir aufrichtigen Herzens zu ihm, so spricht er uns sicher frei, nicht weil wir dessen würdig wären, sondern durch seine Gnade und Barmherzigkeit.

Gott wird sich endlich über die Erde erheben. Wenn die Menschen sterben und die Welt untergeht, dann bleibt Gott immer noch; es wäre also eine große Torheit, wollte ich mich vor den Menschen entschuldigen und wäre dabei von Gott verdammt. Denn die jetzt meine Richter sind oder sein wollen, die müssen mit mir sterben; Gott aber bleibt ewig. Darum genügt es mir, dass ich mich ihm ergebe und auf seine Weisung höre. Gott aber kann nicht fallen, er steht aufrecht über dem Staube und bleibt allezeit, was er ist. Über den „Staub“ aber, das heißt, über die Menschen, die nichts sind und keine Kraft in sich selber haben, gießt Gott seine Kraft aus. Gott ist ja Hiobs Erlöser, sein Bürge, der ihn bisher erhalten hat. Wollte Gott, so könnte er wohl in seinem Stande bleiben, auch wenn wir darüber zugrunde gingen. Aber er will uns seiner Kraft teilhaftig machen und uns dieselbe fühlen lassen; darum „erhebt“ er sich über den Staub: er erweckt ihn und richtet ihn auf. Sonst hieße er ja mit Unrecht Erlöser und Bürge. Hiob will also sagen: Gott hält seine Kraft nicht bloß in sein Wesen eingeschlossen, sondern gießt sie auch über die Menschen aus. Alles, was wir um uns herum erblicken, ist zerbrechlich und vergänglich, aber Gott nicht, er ist darüber hoch erhaben; er ist es nicht für sich, sondern für seine Kreaturen, um ihnen zu helfen, wenn sie dahin sinken. Und das ist für alle Gläubigen ein unschätzbare Trost, wenn man sie in dieser Welt mit Verleumdungen überschüttet und sie bei allem ehrlichen Willen, das Rechte zu tun, doch nicht ungeplagt lässt; dann können sie sich Gott befehlen, ihn ihren Erlöser nennen und sich darauf verlassen, dass Gott noch aufrecht steht, wenn alle Menschen dahin sind. Wer sich heute untersteht, uns zu verdammen und übel von uns zu reden, der muss in den Staub; dann wendet sich das Blatt. Dann ist Gott unser Erlöser. Heute nehmen die Menschen in ihrem Leichtsinne Gottes Macht in Anspruch und tun alles Verbotene; aber am Ende muss Gott sich zeigen, wie er ist, der Erhabene, und wir werden sehen, dass er es ist, der uns erhält. Haben wir bei aller Verleumdung ein gutes Gewissen vor Gott, so dürfen

wir uns daran genügen lassen, dass er für uns ist, wenn auch die ganze Welt uns verstößt.

Weiter spricht Hiob: Obgleich die Würmer diese meine Haut verzehrt haben, werde ich doch in meinem Fleisch Gott schauen. Wenn er mich wieder neu geschaffen hat, werde ich ihn sehen und keinen andern. Er will also seine Hoffnung auf Gott nicht messen am Sichtbaren, sondern wenn auch nichts mehr zu sehen ist, will er doch unverwandt auf Gott blicken. Da ist zum Exempel ein Mensch, der sich von Gott verlassen vorkommt. Er ist am Rande der Verzweiflung, von allen Seiten droht ihm der Tod, ja, er ist schon im Rachen des Todes, und dabei ist er ganz zufrieden und denkt: Ich will meinen Gott anrufen, dann spüre ich seine Kraft; nur sie kann mich stärken, und das geschieht auch, wenn ich meine, es sei alles verloren. So überwindet man die Gegenwart. Glaube und Hoffnung beruhen nicht auf dem, was man sehen und begreifen kann, sondern man greift über die Welt hinaus, wie es heißt: „Abraham hat geglaubt auf Hoffnung, da nichts zu hoffen war“ (Röm. 4, 18), und: „Die Hoffnung, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man des hoffen, das man sieht?“ (Röm. 8, 24).

Hiob redet allerdings nicht ausdrücklich von der Auferstehung, aber die Worte lassen sich nur so auslegen, dass Hiob Gott eine Macht zuschreibt, die heute in der alltäglichen Ordnung der Natur nicht in die Erscheinung tritt. Er will sagen: Gott erkennt man nicht nur daran, was er uns Gutes tut, nein, auch wenn wir scheinbar Mangel leiden und nur noch den Tod vor Augen sehen, müssen wir daran festhalten: Unser Herr wird allezeit unser Erlöser sein und uns als die Seinen unter seinem Schutze wohl verwahren. Auch das ist zu beachten: Selbst wenn Hiobs Fleisch von den Würmern verzehrt wird, wird er doch Gott schauen. Das ist kein Glaube an Gott, wenn man nur deshalb an ihn glaubt, weil er aus der Erde Frucht und Wein wachsen lässt. Unser Glaube muss über alles Sichtbare in dieser Welt hinaufsteigen. Wir sollen also nicht sagen: „Ich glaube an Gott, weil er mich erhält, mir Gesundheit gibt und mich ernährt“, sondern: „Ich glaube an ihn, weil er mir bereits einen Geschmack von seiner Güte und Kraft darin gegeben hat, dass er für meinen Leib sorgt, der doch lauter Verwesung ist; darin, dass ich durch die Kraft seines Geistes erhalten bleibe, erweist er sich mir als Vater. An ihn allein glaube ich, weil er mich zum Himmel beruft, weil er mich nicht als Ochsen oder Esel für eine kleine Zeit erschaffen, sondern zu seinem Bilde geformt hat, damit ich hoffe auf das Erbgut seines Königreichs

und teilhaftig werde der Herrlichkeit seines Sohnes. Ich glaube, er lädt mich täglich dazu ein, damit ich ohne allen Zweifel der Wiederherstellung meines verwesenen Leibes am Jüngsten Tage gewiss bin. Unterdes bleibt meine Seele in guter und sicherer Verwahrung, wenn Gott sie nach meinem Tode in seinen Schutz nimmt und ich dann besser als jetzt das Leben betrachten kann, das unser Herr Jesus Christus uns mit seinem Blut erworben hat. “ So muss unser Glaube beschaffen sein, wenn er in Ordnung sein soll. Wenn es so mit uns steht, dann können wir mit Hiob sagen: „Ja, dass mein Leib abnimmt, das sehe ich; was ich an Kraft besaß, wird von einem Tag zum andern weniger, und ich sehe den Tod so nahe vor mir, dass ich ihn nicht zehn Meilen weit zu suchen brauche; denn schon die allergeringste Schwachheit meines Fleisches ist ein Vorbote des Todes. Und doch werde ich meinen Gott schauen!“

Hiob fährt fort: In meinem Fleische werde ich Gott schauen. Wenn sein Leib verzehrt ist, wird er also wieder in einen neuen Stand versetzt: „Ich werde wieder werden, wie ich vorher war, und in meinem Fleische Gott sehen.“ So muss auch unsere Hoffnung auf Gott beschaffen sein; hat er uns ins Grab geworfen, so sollen wir wissen: Er wird uns die Hand reichen, uns herausziehen. Ich bin jetzt nichts, bin wie ein Schatten, und bald ist mein Leben dahin; aber mein Gott wird sich so stark gegen mich erzeigen, dass ich ihn sehen werde. So hat Hiob gesprochen zu einer Zeit, da es noch wenig Lehre gab und das Gesetz noch nicht aufgeschrieben war. Aber selbst wenn das der Fall gewesen wäre, so lebten doch die Propheten noch nicht, es gab noch keinen außer Mose; denn die Propheten erwähnen Hiob bereits als einen Mann aus alter Zeit. Er hatte nur ein kleines Fünkchen von Erkenntnis und ist doch in seiner Not so stark gewesen, und zwar nicht allein, da er den Tod deutlich vor Augen sah, sondern auch als Gott ihn scheinbar allen Menschen als ein erschreckendes Wunderzeichen und Scheusal vor Augen gestellt hatte. Wenn sogar Hiob hat sagen können: Ich werde meinen Gott doch sehen, - was könnte es da für uns heute für eine Entschuldigung geben, wo uns Gott so klar und deutlich die Auferstehung verkündet und so herrliche Verheißung davon gibt? Besonders aber gilt das doch, weil er uns Spiegel und Grund der Auferstehung, unsern Herrn Jesus Christus, vor Augen gestellt, den er auferweckt hat, damit wir nicht daran zweifeln, auch demaleinst derselben unsterblichen Herrlichkeit teilhaftig zu werden. Wenn wir also nach soviel Bekräftigungen immer noch nicht soviel davon wissen wie Hiob, muss das nicht einzig und allein an unserer Undankbarkeit lie-

gen? Könnten wir Gottes Verheißungen im wahren Glauben annehmen, würden sie dann nicht stark genug sein, alle Anfechtungen, die jetzt über uns herrschen, zu überwinden?

Lasst uns also auf das Wort des Paulus achten: „Wir wissen aber, so das irdischen Haus dieser Hütte zerbrochen wird, dass wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel“ (2. Kor 5, 1), und auf das andere: „Ob unser äußerlicher Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert“ (2. Kor 4, 16). So lässt uns Gott, wenn wir unsern Leib vergehen sehen, schon jetzt etwas von unserer Auferstehung schauen. Auch weist uns Paulus an einer anderen Stelle auf den Samen hin, den man in die Erde wirft: „Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn“ (1. Kor 15, 36). Wenn wir also den Beginn der Todesherrschaft bei uns wahrnehmen, so lasst uns daran denken: Gott will uns ein wahres Leben schenken, das ewige, das uns durch das teure Blut seines Sohnes erworben ist. Sonst müssten wir auch in der geringsten Anfechtung unterliegen; denn alles Elend, das wir auszustehen haben, ist ein Vorbote des Todes.

Meine Augen werden ihn schauen und keinen andern. Wenn er soeben sagte, er werde Gott schauen in seinem Fleisch, so denkt er an die Erfahrung, die er machen wird, wenn Gott ihn wieder auf die Füße stellt; dies letztere Wort aber spricht er im Blick auf die Hoffnung. Wir können Gott auf zweierlei Weise anschauen. Wir sehen ihn, wenn er sich uns mit der Tat als Vater und Retter erzeigt und uns davon eine ganz deutliche Erfahrung schenkt: Mein Gott hat mich aus einer so schweren Krankheit errettet, dass es mir ist wie eine Auferstehung; ich sehe ihn in seinem Werk. Ist aber mitten in meiner Krankheit keine Hoffnung mehr, so sehe ich ihn gleichwohl auch dann; denn ich verlasse mich auf ihn. Dann erwarte ich geduldig den Ausgang, den er mir geben will, und zweifle nicht daran: Nimmt er mich auch von dieser Welt hinweg, so bin ich doch sein. So sagt auch Hiob, er werde Gott schauen in seiner Tat, wenn er ihn wieder in seinen früheren Stand versetzt hat; zum zweiten aber fügt er hinzu, er werde ihn ohne Aufhören schauen, möge er ihn auch so mit Not belasten, dass er nicht mehr kann. „Meine Augen sollen auf ihn gerichtet sein, ich will mich nicht von ihm abwenden.“ Das also ist des Glaubens Wesen: sich so ganz an Gott zu halten, dass der Glaube nicht abschweift und sich nicht hin und her ziehen lässt, wie wir es gewohnt sind. Ich bitte euch, wie kommt es doch, dass wir uns nicht gebüh-



rend auf Gott verlassen können? Doch nur daher, dass wir Gottes Amt und Kraft in so viel Stücke und Lappen zerteilen, dass er schier nichts davon behält. Wir sagen wohl: Es ist Gott, der uns erhält – dabei aber laufen wir hin und her und suchen allerlei Mittel, um uns am Leben zu erhalten, nicht weil er sie gegeben hat, sondern weil wir ihnen die Kraft Gottes selber zuschreiben und sie damit zu Götzen machen.

Hiob aber denkt: Du bist es, Herr, du allein, von dem ich mein Leben habe, und wenn ich gleich hinsinke, so wirst du mich doch nach deiner Verheißung wieder aufrichten. Wir wollen uns nur immer mit Hiob vergleichen. Der hat kein solches Zeugnis der Güte Gottes gehabt wie wir, hat auch nicht den hundertsten Teil der deutlichen Lehre gehabt, wie wir sie haben, und doch sagt er, er werde Gott schauen. Wie wollen wir uns denn entschuldigen, wenn wir hin und her irren, wo doch unser Herr Jesus Christus sich uns darstellt als den, in dem alle Fülle der göttlichen Herrlichkeit wohnt und in dem die ganze Kraft des Heiligen Geistes waltet, seit er auferstanden ist von den Toten? Und dabei brauchen wir gar nicht weit zu sehen, um ihn wahrzunehmen; denn das Evangelium ist ein schöner Spiegel, darin wir ihn sehen von Angesicht zu Angesicht. Lasst uns nur nicht so undankbar sein, den nicht schauen zu wollen, der sich uns so freundlich naht! Das ist die Hauptsache, die wir bei diesem Spruch zu beherzigen haben.

## **Hiob 22, 1 – 5.**

**1) Da nahm Eliphas von Theman das Wort: 2) Wird auch ein Mensch Gott nützlich sein? Der weise Mann nützt nur sich selbst. 3) Was fragt der Allmächtige darnach, ob du gerecht bist? Was hat er für Gewinn davon, wenn du aufrichtig wandelst? 4) Fürchtet sich denn Gott vor dir, dich zu strafen oder mit dir ins Gericht zu gehen? 5) Ist deine Bosheit denn nicht groß? Sind deine Missetaten nicht ohne Ende?**

Wenn wir's mit Menschen zu tun haben und unserm Widerpart etwas aufrücken können und an ihm etwas zu tadeln finden, so ist es uns, als hätten wir unsere Sache schon gewonnen, ja, sogar wenn wir Unrecht haben und unser Gewissen uns schon längst verdammt. Klagt mich jemand an, und ich fühle mich schuldig, dann suche ich, ob ich an ihm nichts auszusetzen finde, und das bringe ich dann zu meiner Rechtfertigung vor. Denn ich hoffe damit die, die über meine Sache zu Gericht sitzen, ablenken zu können, so dass sie sich nicht mehr nur mit mir beschäftigen; mir ist, als könnte ich das Unrecht, das ich begangen, damit verdunkeln und verschleiern. Wenn wir aber vor Gott stehen, so nützt das alles nichts. Gewiss, wir möchten mit Gott ebenso umgehen wie mit den sterblichen Menschen, aber das geht nicht. Was finden wir denn wohl an ihm zu tadeln? Was können wir ihm denn wohl vorbringen, womit wir ihm einen Dienst getan hätten, so dass er uns deshalb zu Dank verpflichtet wäre? Alle müssen wir unsern Mund schließen; es bleibt uns nichts übrig, als unsre Schuld zu bekennen und in aller Demut ohne alle Einreden unser Verdammungsurteil auf uns zu nehmen, ohne erst einen Prozess anzufangen, bei dem wir doch nichts gewinnen können.

Das ist der Gedanke, den Eliphas ausspricht. Er hat vollkommen recht in seinen Worten. Wenn er nur die richtige Anwendung davon machte! Aber er wendet sich an die falsche Adresse, an Hiob: darin besteht sein Fehler. An sich aber ist der Gedanke uns sehr nützlich. Wenn Gott uns vor sich fordert und uns zur Erkenntnis unserer Sünden treibt, sollen wir keinerlei Ausflucht suchen und nicht denken: Wenn ich auch in diesem Punkt gefehlt habe, so muss mir das Gott doch vergeben; denn in einem andern Stück habe ich ihm einen Dienst getan, das muss er doch anerkennen und gebührend vergelten. All solches Narrenwerk gehört nicht dahin, wenn wir vor Gott stehen; denn wir schaffen ihm keinen Nutzen und können ihm auch keinen Schaden tun.

Das steht nun einmal felsenfest, darum weg mit all solcher Vermessenheit. Es bleibt uns nur übrig, in aller Demut unsre Strafe zu tragen.

Wir auch ein Mensch, sagt Eliphaz, Gott nützlich sein? Der weise Mann nützt nur sich selbst. Wenn wir uns Mühe geben, Gott zu dienen und ihn zu ehren, so meinen wir gleich, wir hätten uns damit ein großes Verdienst erworben, aber was ist das für eine Verblendung! Wir bilden uns ein, Gott könne irgendeine Wohltat von uns empfangen – als wenn er das nötig hätte! Im Gegenteil, er kann weder zunehmen noch abnehmen, er ist ein solcher Brunnquell alles Guten, dass er anderswoher nichts zu entlehnen braucht, und wenn die Menschen ihm etwas bringen, so geschieht das nicht, um ihm in seiner Not zu Hilfe zu kommen oder ihn irgendwie reicher zu machen. „Wenn ich hungerte“, sagt der Psalm 50, 12, „wollte ich dir nicht davon sagen; denn der Erdboden ist mein und alles, was darinnen ist.“ Wir wissen doch auch, dass Gott außer seiner Majestät nichts verlangt. Darum wollen wir uns diese törichte Einbildung aus dem Sinn schlagen, als könnten wir Gott einen Gewinn verschaffen. Lasst uns vielmehr mit David bekennen: „Ich weiß von keinem andern Gute außer dir“ (Ps. 16, 2)! Auch wenn uns Gott mit lauter Gnaden übersättigt, so können wir ihm das auf keine Weise vergelten – wie es Ps. 116, 12. 13 heißt: „Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat, die er an mir tut? Ich will den Kelch des Heils nehmen und des Herrn Namen predigen.“

Aber warum verlangt Gott denn von uns, dass wir ihm so eifrig dienen? Dass scheint er mir mit Rücksicht auf sich selbst zu tun; dabei handelt es sich aber nur um uns und unser Heil. Gott sieht nicht auf seinen eigenen Nutzen, wenn er uns Regeln für unser Wohlverhalten gibt, wenn er fordert, dass wir uns des Bösen enthalten, und dies oder das zu tun gebietet. Tun wir Gutes, so ist's zu unserm Heil; tun wir Böses, so gereicht's zu unserm Schaden. Gott bleibt immer, der er ist. Soviel an uns ist, tun wir alles, um seine Majestät zu verletzen und seine Gerechtigkeit zunichte zu machen; aber damit machen wir Gott nicht geringer; wir können ihm das Seine nicht rauben, können ihn nicht antasten oder beleidigen. Also schadet der Mensch niemandem als sich selbst, zugleich aber wendet sich der Segen, der von ihm ausgeht, auf ihn selbst zurück. Darin erblicken wir Gottes unermessliche Güte. Er ist nur auf uns und unser Heil bedacht. Wenn wir an seine unendliche Majestät denken und dabei sehen, wie Gott für unser Heil besorgt ist, soll uns das nicht zu Herzen gehen?

Dazu kommt aber noch etwas anderes: Wir können Gott nichts bringen; dennoch aber erklärt er sich uns für verpflichtet. Was wir tun, nimmt Gott an und setzt es uns auf Rechnung, gerade als ob es einen Wert danach hätte; wie er sich denn einem Hausvater vergleicht, der einen Weinberg bestellen lässt und den Wein davon empfängt, oder einen Acker, von dem er Frucht erntet. Solche Gleichnisse sind ein Beweis, dass ihm unsere Werke angenehm sind, wie gefällige, wohlriechende Opfer. Er sagt auch selbst: Wenn wir den Armen Gutes tun, so ist das, als täten wir's ihm selbst, wie unser Herr Jesus Christus selbst sagt: „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan“ (Matth 25, 40). Ist es nicht ein Wunder, dass er so freundlich zu uns ist?

Nun fährt Eliphaz fort: Was fragt der Allmächtige darnach, ob du gerecht bist? Was hat er für Gewinn davon, wenn du aufrichtig wandelst? Er meint damit nicht, Gott schlosse die Augen zu und kenne keinen Unterschied zwischen Gut und Böse, er meint nur, dass unser Handeln ihn selbst nicht berührt. Gott ist ein Brunnquell aller Gerechtigkeit und Geradheit und ein Freund des Rechten, und wenn wir recht leben, so ist das gleichsam ein Abbild Gottes. Denn das ist sicher: Wir haben das Gute nicht in uns; es ist, wie wenn die Sonne hier auf die Erde scheint, wenn sie ihre Strahlen aussendet. Das Licht, das wir hienieden sehen, kommt nicht von der Erde, sondern es ist sozusagen ein reflektiertes, zurückgestrahltes Licht. Denselben Vorgang beobachten wir, wenn wir uns in einem Spiegel beschauen: der Spiegel selbst hat kein Angesicht, aber das menschliche Angesicht zeigt sich, und der Spiegel gibt es wieder. So kommt es auch nicht von uns her, wenn wir etwas Gutes tun – denn von unserer verderbten Natur kommt nichts als Schmutz und Armseligkeit -, es kommt nicht von uns her, sondern unser Herr breitet seine Güte und Gerechtigkeit über uns aus. Wenn er uns denn diese Gnade erzeugt, indem er uns erneuert durch seinen Heiligen Geist, so dass wir heilig leben können, so sind wir wie Spiegel, in denen sein Bild sich darbietet; es ist ein Licht, das von oben kommt, aber hier auf Erden leuchtet.

Für seinen Gewinn oder Nutzen ist es Gott gleichgültig, wie die Menschen leben. Und wenn sie so schlecht leben, wie sie wollen, können sie damit Gott seiner Gerechtigkeit, die in ihm ist, berauben? Können sie seine Majestät verkleinern, sein Lob und seine Ehre zunichte machen? Können sie die Grenzen seines Königreichs einengen? Nein! So ist es gemeint, dass Gott

nichts darnach frage, wie die Menschen leben. Wir aber haben zu bedenken, ob es nicht unsere Seligkeit ist, uns nach ihm zu richten und uns im Gehorsam ihm zu unterwerfen. Und ob er gleich unser, unseres Lebens und unserer Werke nicht bedarf, trägt er doch immerfort Sorge darum, dass wir ein heiliges Leben führen. Darin können wir seine Liebe erkennen, dass er uns für würdig hält, uns mit ihm zu verbinden, und zwar so, dass, wenn wir recht leben, er davon spricht, sein Reich sei aufgerichtet; führen wir aber ein schlechtes Leben, sagt er, dass er nicht mehr herrscht. Wie? Können wir Gott daran hindern, immer und zu aller Zeit König zu sein? Nein! Warum drückt er sich denn so aus? Er will damit nur sagen, wie sehr er uns liebt – wie wir es auch Spr. 8, 31 hören, wo die Weisheit Gottes redend eingeführt wird: „Meine Lust ist bei den Menschenkindern.“ Gott will uns damit sagen: er will das Gute nicht in sich verborgen und eingeschlossen halten, sondern unter uns austeilen, dass wir daran Anteil bekommen; darum gefällt es ihm, uns zu erleuchten, damit wir nicht den unvernünftigen Tieren gleichen, sondern ihn erkennen, indem wir auf seine Gedanken eingehen und uns so in sein Königreich hinauf heben lassen. So ist es in allem: es gefällt ihm, uns seine Güter mitzuteilen und sie uns so genießen zu lassen, dass er sich mit uns verbindet und uns mit sich. In diesem Sinne also hat Gott Sorge um uns, dass ihm wohl etwas daran liegt, wie wir leben, aber nicht deshalb, weil er Nutzen oder Schaden davon hätte.

Nun fährt er fort: Fürchtet sich denn Gott vor dir, dich zu strafen oder mit dir ins Gericht zu gehen? Da wird uns noch deutlicher gesagt, dass wir mit Ausflüchten bei Gott nichts gewinnen, wie wir's bei unersgleichen machen. Wir pflegen unsern Gegnern einen Schrecken einzujagen, um ihren Händen zu entrinnen, wir zeigen ihnen die Zähne und geben ihnen zu erkennen, dass wir uns an ihnen zu rächen vermögen – und meinen, so könnten wir es doch auch mit Gott machen! Welche Torheit! Müssen wir nicht ganz von Sinnen sein, wenn wir so etwas denken? Was können wir ihm denn antun? Gott verfolgt uns nicht aus Furcht, wir möchten ihm den Fuß auf die Kehle setzen; genügt doch ein Hauch seines Mundes, um uns zu Boden zu werfen, und wer sich so gegen Gott auflehnt, der bricht sich selbst den Hals. Das ist, wie wenn einer zum Himmel hinauf fliegen wollte – er muss es doch bleiben lassen, und so maßlos er sich auch anstrengt, er wird dabei nur den Hals brechen, und es gibt einen tödlichen Sturz. So geht es auch, wenn sich die Menschen in ihrer teuflischen Anmaßung gegen Gott erheben wollen. Nein, wir müssen nicht meinen, Gott hätte Angst vor uns;

er kann über solche Vermessenheit nur lachen: „Der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer“ (Ps. 2, 4). Wenn uns also Gott vor sein Gericht fordert, so tut er das nicht deshalb, weil wir ihm schaden könnten, auch nicht, weil er für sich selbst besorgt wäre, wir könnten etwa ihm den Rang ablaufen. Nein, er will uns nur das Böse, das in uns steckt, spürbar machen, damit wir ein Mittel dagegen suchen und mit aufrichtiger Buße zu ihm kommen, um uns seinem Willen zu unterwerfen. In Gottes Strafen liegt die Sorge um der Menschen Heil, seine Züchtigungen sind eine Bekräftigung seiner Gerechtigkeit, die kein Böses ungestraft lässt; wenn er sie verdammt, so will er sie lossprechen. Dabei will er ihren Stolz zunichte machen. Zwiefach aber ist unsere Verdammnis und vergeblich unsere Entschuldigung, wenn wir ihm widerstehen und mit unserer Bosheit noch eine Halsstarrigkeit und Widerspenstigkeit verbinden, die uns unbeugsam macht, wenn er sich bemüht, uns wieder zu sich zu ziehen.

Nun fügt Eliphaz hinzu: Ist deine Bosheit denn nicht groß? Sind deine Missetaten nicht ohne Ende? Da zeigt uns der Heilige Geist durch den Mund eines unverständigen Menschen, der nicht klug genug ist, die Wahrheit auf sich selber anzuwenden, was wir zu tun haben, wenn es zur Rechenschaft vor Gott kommt. Da sollen wir wissen: In allem und jedem sind wir in seiner Schuld, während er uns nichts schuldig ist. Wenn Gott uns verurteilt und vor sein Gericht stellt, so tut er das nicht zu seinem eigenen Nutzen, sondern uns zum Heil; spricht er uns aber das Todesurteil, so tut er das, um uns nachher freizusprechen, damit wir nicht in die letzte Verdammnis fallen, die die Gottlosen am Ende erwartet.

Die Menschen sind kurzsichtig und blind, sicher nicht den hundertsten Teil ihrer Sünden nehmen sie wahr; aber Gott sieht schärfer als wir: er kennt sie. Fallen wir heute in ein Laster und wissen ganz genau, dass es ein Laster ist – morgen früh begehen wir noch eins dazu, ja, es vergeht kein Tag ohne eine große Zahl von Anstößen und Übertretungen, und darnach fangen wir wieder von neuem an, und am Ende sehen wir nicht eine oder zwei, sondern hundert und tausend Sünden. Und was soll dann werden? Sollen uns da nicht die Haare zu Berge stehen, müssen wir nicht in den Abgrund des Todes sinken?

Wir müssen uns nicht nur obenhin vor Gott als Sünder bekennen, nein, die Last der Sünden muss uns so schwer werden, dass wir sie nicht mehr tragen können. Denn nur dann wird Gott recht geehrt, wenn die Menschen mit Da-

vid von der Größe ihrer Sünden und der Menge ihrer Übertretungen reden: „Herr, sei gnädig meiner Missetat, die da groß ist“ (Ps. 25, 11), und: „Meine Sünden gehen über mein Haupt; wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden“ (Ps. 38, 5). So lautet auch Daniels Bekenntnis, der doch im Vergleich mit den andern ein Engel war: „Ich bekannte meine und meines Volkes Israel Sünde“ (Dan 9, 20). Und wie könnten wir auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade hoffen, wenn uns unsere Sünden nicht in den Staub drückten? Unser Herr Jesus Christus sagt nicht: „Kommet her zu mir, die ihr von Sünde und Schwachheit redet“, sondern: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ (Matth 11, 28), ihr alle, denen die Last der Sünden den Rücken beugt. Die ruft Christus zu sich, dass sie bei ihm Gnade und Verzeihung finden, aber nicht die, die lediglich Spott mit Gott treiben und nur ein oberflächliches Bekenntnis ablegen, das ihnen doch nicht aus dem Herzen kommt.

## Hiob 23, 8 – 12.

**8) Gehe ich nach vorne, so erscheint er mir nicht; gehe ich nach hinten, so treffe ich ihn nicht. 9) Gehe ich zur Linken, wo er sein Werk tut, so bemerke ich ihn nicht; kehre ich mich zur Rechten, so verbirgt er sich, und ich sehe ihn nicht. 10) Wie er meinen Weg kennt, so prüft er mich, und ich gehe daraus hervor wie das Gold. 11) Mein Fuß hat seinen Weg innegehalten, auf seinem Weg bin ich geblieben und nicht davon abgewichen. 12) Das Verbot seiner Lippen habe ich nicht verworfen; ich hab's verschlossen, und das Wort seines Mundes verbarg ich mehr als mein Leben.**

Damit deutet Hiob an, dass Gottes Urteile ihm unbegreiflich sind. Und wenn die Menschen durch die ganze Welt laufen, bis zu den großen Gottesgeheimnissen gelangen sie doch nie; denn die gehen weit über ihre Vernunft und Fassungskraft hinaus. Hiob meint, die Art, wie Gott mit ihm verfähre, sei so hoch und so tief, dass der menschliche Verstand sie nicht zu erfassen vermag. Das ist ein durchaus richtiger Gedanke, aber Hiob macht eine verkehrte Anwendung davon. Sein Fehler besteht darin: Weil er den Grund des göttlichen Tuns nicht einsieht, so bildet er sich ein, in Gott gebe es nur eine sozusagen „absolute Macht“, Gott handle nach seiner Willkür, ohne Regel und Ordnung, er tue, was ihm gut dünkt, wie ein Fürst, der sich nicht nach der Vernunft richten, sondern seinem Begehren folgen will. Das ist eine Gotteslästerung, aber es kommt von seinen plötzlichen Anfechtungen, und diese Worte entfahren ihm nur so, ohne dass er sich recht bedacht hätte; dabei aber unterlässt er es nicht, auszusprechen, woran er nie gezweifelt hat, nämlich dass Gott gerecht und untadelig ist. Aber in dieser schrecklichen Anfechtung kann er seine Zunge nicht im Zaum halten, ohne dass ihm einige unbedachte Worte entfahren.

Als erstes wollen wir den Gedanken Hiobs folgendes entnehmen. Wir dürfen nicht vor Gott kommen, um mit ihm Prozess zu führen; denn auch ohne langen Prozess sind wir verloren, und je mehr Verteidigungen und Entschuldigungen wir zusammensuchen, umso mehr wächst die Zahl unserer Sünden. Es gibt kein anderes Mittel als die Erkenntnis, dass wir alle vor ihm schuldig sind, und die Bitte um Vergebung und Gnade. Wir dürfen den Mund nicht auftun, um vor Gott unsere Sache zu vertreten; dieser Rechtsstreit steht uns nicht zu, dies Amt hat er unserm Herrn Jesus Christus gegeben. Wir haben also den Mund zu schließen – Jesus Christus ist unser An-



walt, er spricht für uns. So kommen wir von unserm Richter los, wie es Paulus ausdrückt: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns“ (Röm. 8, 33. 34). Da ist unsere Zuflucht, sonst wären wir verloren, sonst könnten wir nicht daran denken, Gott zu nahen; denn sein Zorn würde uns zu Boden schlagen, und das hätten wir ja auch verdient.

Häufig zwar sind uns Gottes Gerichte und Rechtsansprüche dunkel und verborgen, aber wir dürfen uns deshalb doch nicht an ihnen stoßen oder den Mund gegen sie aufreißen, als wäre kein Sinn darin; vielmehr müssen wir wissen, dass Gottes Gerechtigkeit zu hoch ist für unser grobes Verständnis, und es wäre Vermessenheit, sie mit unserm Verstand erreichen zu wollen. Gottes Urteile sind uns verborgen; soviel wir auch forschen, ergründen und ergrübeln, wir haben kein Glück damit. Aber darf man deshalb etwa sagen, Gott habe keine Regel in sich selbst? Mitnichten! Vergleichen wir ihn mit uns, welch ein Unterschied! „Soviel der Himmel höher ist als die Erde, sind meine Gedanken höher denn eure Gedanken und meine Wege denn eure Wege“ (Jes. 55, 9). Das ist so gemeint: Wir dürfen seine Barmherzigkeit nicht nach unserer Natur beurteilen. Aber es liegt darin auch der allgemeine Gedanke: Es geht wider alle Vernunft, Gott nach unserer Elle messen zu wollen. Was bleibt also übrig? Ein großes Staunen über Gottes Geheimnisse, wenn sie uns verborgen sind, ihre Anbetung und das Bekenntnis, dass alles, was Gott tut, von seiner Weisheit, Gerechtigkeit und unendlichen Güte so gefügt ist; und wer sich vermisst, daran zu zweifeln, der muss zu Schanden werden, wie es Ps. 51, 6 heißt: „Auf dass du recht behaltest.“

Darum ist das ein bemerkenswertes Wort: Gehen wir vom Ausgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, von Mitternacht gen Mittag, und laufen wir durch die ganze Welt, zu Gott kommen wir nicht. Gottes Rat ist ein so tiefer Abgrund, dass wir ihn nicht erfassen können, und Gottes Gerechtigkeit ist ohne Ende. Ach, wie schwach sind wir! Wollte einer sein ganzes Leben herumreisen, die ganze Welt lernt er doch nicht kennen. Und kämen wir zum Mittelpunkt der Erde, also zum tiefsten Abgrund, so wüssten wir von Gott damit noch nichts. Ja, auch wenn wir über die Wolken fliegen, sind wir immer noch sehr weit davon entfernt, alles zu erkennen, was in Gott ist.

Zweierlei müssen wir zu Herzen nehmen. Wenn Gott anders handelt als wir es möchten, so dürfen wir uns nicht darauf berufen, dass etwa auch die Kreaturen dies und das vermögen – es kann gar keine Rede davon sein, dass man etwa Gottes Kraft in die Naturordnung oder derartige Grenzen einschließen könnte. Wir müssen vielmehr bekennen: Seine Gerichte sind ein so tiefer Abgrund, dass wir ihn gar nicht ergründen können. Dabei aber müssen wir daran festhalten, dass Gott immer gerecht ist, wenn uns auch bedünken mag, es gehe alles verkehrt, und wir etwas an ihm auszusetzen haben in unseren törichten Einbildungen. Wir müssen demgegenüber unter allen Umständen dabei bleiben: Gott, du bist gerecht! – wie auch Jeremia sagt: „Herr, wenn ich gleich mit dir rechten wollte, so behältst du doch recht“ (Jer. 12, 1). Gewiss, auch Jeremia hat sich damit gequält, dass die Gottlosen so viel gelten und die Frommen unter die Füße getreten werden, ja, dass alles in Unordnung ist und der Stärkste immer den Sieg gewinnt, dass es weder Gerechtigkeit noch Billigkeit unter den Menschen gibt. Darüber beschwert sich Jeremia auch in seiner Erregung; er sieht die Gottlosen ungestraft ausgehen, als wäre Gott eingeschlafen und hätte sein Amt vergessen. Das war für den Propheten eine schwere Anfechtung; aber weil er wohl weiß, dass die fleischliche Vernunft die wunderbaren Gerichte Gottes nicht zu fassen vermag, schickt er seiner Klage das Wort voraus: „Herr, du bist gerecht, und deine Gerichte sind untadelig.“ Er hat also keineswegs die Absicht, sich mit Gott herumzustreiten wie mit seinesgleichen oder den guten Sinn des göttlichen Handelns anzuzweifeln. Das erlaubt sich Jeremia nicht, sondern er bricht allem, was ihm in seinen Sinn kommen könnte, die Spitze ab. So müssen wir’s auch machen; wir dürfen nicht mit Hiob denken: Den Grund deines Handelns können wir unmöglich erkennen – das ist vollkommen richtig, aber es heißt mit halbem Munde reden -, nein, wir müssen sagen: Wir können ja so hoch nicht kommen, aber wenn Gott auf eine uns unbegreifliche Weise handeln muss, dürfen wir gleichwohl nicht aufhören, ihn als gerecht anzuerkennen, ihn anzubeten und uns vor ihm zu demütigen. Und wollten wir noch so viele und schöne Worte machen, damit werden wir nichts gewinnen. Gewiss, die Menschen verfügen über eine große Gewandtheit des Denkens; aber das gibt uns kein Recht, unsere Grenzen zu überschreiten, und wer zuviel unternimmt, den muss Gott strafen. Unser Wissen kann nur Stückwerk sein; es muss uns genügen, die Dinge, die zu unserm Heil nützlich sind, bis zu einem gewissen Grade zu begreifen und im übr-

gen darauf zu warten, dass sie uns am Jüngsten Tage vollkommen offenbart werden.

Nun fügt Hiob hinzu: Wie er meinen Weg kennt, so prüft er mich, und ich gehe daraus hervor wie das Gold. Gott hat viel vor Hiob voraus. „Ich kann ihn nicht erkennen, aber er kennt mich; ich weiß seine Werke nicht, aber er urteilt über die meinen, und nicht nur über meine Werke, sondern auch über meine Gedanken; kurz, er prüft mich wie das Gold im Schmelzofen, so dass keine noch so geringe Schlacke oder Schwäche in mir ist, dass er sie nicht sähe; ich hätte also kein Recht vor ihm, wenn ich mit ihm rechten wollten.“ „Dürfen wir uns aber darüber beklagen, dass wir weniger sind als er? Darf ein Geschöpf deshalb das Maul aufreißen und sich überheben und Gott zu seinem Widerpart machen? Wenn Gott uns nicht dasselbe Vorrecht gibt, wie er es selbst hat, - dürfen wir deshalb sagen, er tue uns Unrecht? Wenn wir es nun erleben müssen, dass Gott alle unsere Wege kennt und eine Prüfung mit uns vornimmt und alle unsere bösen Begierden und Gedanken in uns ausscheidet, so soll uns das ein Unterricht in der Furcht und Demut sein, aber ja nicht ein Anreiz zu solchen Beschwerden, wie sie Hiob hier laut werden lässt. Es ist nur zu unserm Heil, wenn uns Gott auf alle Weise kurz hält; denn wenn er uns in dieser Weise prüft, tut er das etwa, weil er selbst davon Nutzen hätte? Nein, er weiß, dass es für uns gut ist, im Gehorsam geübt zu werden. Denn der Gehorsam ist das vornehmste seiner Gebote und die Mutter aller Tugenden. Darum müssen wir uns Gott in Wahrheit unterwerfen. Wenn nicht seine Majestät über uns wäre, wenn sie uns nicht zeigte, was für Leute wir sind, und wenn sie uns nicht unter seinen Füßen hielte, was würde bei unserm Stolz und unserer Vermessenheit aus uns werden?

Nun fährt Hiob mit einer kräftigen Beteuerung fort: Mein Fuß hat seinen Weg innegehalten, auf seinem Wege bin ich geblieben und nicht davon abgewichen. So konnte er wohl sprechen; denn es war wirklich so: er gehörte nicht zu den ruchlosen Verächtern Gottes. Auch David spricht so: Herr, ich habe deine Gebote von ganzem Herzen gehalten, dein Gesetz ist mir köstlicher gewesen als Gold und Silber, es ist meine ganze Lust gewesen; ich habe mich nicht in meinen schlechten Lüsten gebadet, es war meine ganze Freude, dein Gesetz zu hören (Ps. 119). Will er sich mit solchen Worten vor Gott rühmen? Keineswegs! Denn an einer andern Stelle sagt er: „So du willst, Herr, Sünde zurechnen, wer wird bestehen?“ (Ps. 130, 3) und „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte; denn vor dir ist kein Lebendiger ge-

recht“ (Ps. 143, 2). Damit nimmt also David sein Verdammungsurteil freimütig auf sich; beteuert er aber, den Geboten Gottes gefolgt zu sein, so ist das, als wollte er Gott Dank sagen für die Gnaden, die er von ihm empfangen: Herr, du hast mir soviel Gutes bewiesen, du hast mich durch deinen Heiligen Geist regiert; wenn ich deine Gebote befolgte, so kam das nicht aus meiner eigenen Neigung, sondern ich bin nur deinem Leiten gefolgt. Mit Davids Huldigung aber wächst seine zuversichtliche Hoffnung; er hat den gütigen und freundlichen Gott kennen gelernt und hat die Gewissheit, dass es ihm nimmer fehlen wird.

Wäre Hiob auch so vorgegangen, so wären seine Worte heilig und gut gewesen; nun aber möchte er mit Gott rechten und meint, wenn Gott nach der ordentlichen Regel seines Gesetzes mit ihm verführe, so hätte er keinen Anlass zu solcher Strenge. Da liegt Hiobs großer Fehler: hätte Gott ihn wegen seiner Übertretungen strafen wollen, so hätte er es wahrlich tun können – dass er es nicht tut, kommt nur von seiner laueren Güte. Hiob hätte sagen sollen: „Herr, wenn ich geplagt werde, so lässt du mich gnädig erkennen, dass das nicht meiner Sünden wegen geschieht, sondern weil es dir gefällt, mich in Geduld zu üben. Nun aber peinigst du mich bis zum äußersten, ich muss also schließen, dass du es tust nach einem geheimen und wunderbaren Rechtsurteil.“ Hätte Hiob so gesprochen, so wäre alles gut gewesen; aber er lässt sich von seinen Stimmungen hinreißen. Darum müssen wir in unseren Trübsalen Verdacht auf uns selber haben; denn wir sind so verblindet, dass wir das Gute gar nicht unterscheiden können. Nicht ein einziges Wort können wir von uns aus gegen Gott vorbringen, ohne Gottes Zorn noch mehr gegen uns zu reizen.

Ferner können wir aus diesem Spruch lernen, worin der wahrhaftige Gottesdienst besteht. Wollen wir zum vollkommenen Dienst Gotte gelangen, so müssen wir damit den Anfang machen, dass wir den uns gezeigten Weg innehalten. Gottesdienste darf man nicht nach seinem Belieben erfinden, wie es die Welt gar zu gerne tut. Als wenn Gott gar keine Gewalt über uns hätte und das Vornehmste bei seinem Dienst nicht der Gehorsam wäre! Will man Gott recht dienen, so muss man allen Einbildungen die Tür zusperren, sich dem Worte Gottes unterwerfen und es mit unserer Stelle halten: Mein Fuß hat seinen Weg innegehalten, auf seinem Wege bin ich geblieben. Hätte man diese Regel befolgt, so hätten wir heutzutage nicht soviel Streit mit den Papisten über den rechten Gottesdienst. Denn was nennt man dort Gottes-

dienst? Etwas Selbsterfundenes – Gott hat kein Wort davon gesagt! Und was nennt man dort Andacht? Das, was jedermann beliebt! Hat ein Mensch an etwas Gefallen, so redet er sich schnell ein, Gott habe auch Gefallen daran. Diese Vermessenheit hat immer in der Welt geherrscht: die Menschen wollten Meister sein und Gesetze nach ihrem Sinne machen, als müsse Gott damit zufrieden sein. Dagegen aber zeigt uns der Heilige Geist, dass wir auch nicht einen Fuß breit gehen dürfen auf einem Wege, den Gott uns nicht zeigt. Wer auf solchen Wegen umher springen möchte, würde wohl Hals und Beine brechen, aber nichts ausrichten; da kommen wir vielmehr rückwärts statt vorwärts.

Hiob hat das Verbot seiner Lippen nicht verworfen. Gottes Wort soll uns auf gutem Wege erhalten. Warteten wir auf Eingebungen vom Himmel, so würde uns der Satan in seiner List vielerlei Einbildungen in den Kopf setzen können. Aber Gott hat allen feinen Irrtümern und Lügen die Spitze abgebrochen, indem er uns die Heilige Schrift gab, und an die sollen wir uns halten. Die Gewissheit auf dem Wege Gottes zu wandeln, ist ein unschätzbare Reichtum. Das Verbot seiner Lippen habe ich verschlossen, und das Wort seines Mundes verbarg ich mehr als mein Leben. Dem Hiob ist das Wort Gottes ein Schatz gewesen, den er höher achtete als alles in der Welt. In dem Maße, wie wir unser Leben lieb haben, trachten wir auch darnach, ihm das Notwendige zukommen zu lassen. Hiob zieht das Wort Gottes seinem Leben vor; sein Leben ist ihm nicht so wichtig wie der Gehorsam gegen Gott; die Unterweisung im Worte Gottes gilt ihm mehr als die beste Speise in der Welt. Aber was soll auch werden, wenn bei allen köstlichen Leckerbissen unsere Seele Hunger leidet? Dann sind die Ochsen und Esel besser dran als wir! Aber was heißt das, dass wir das Wort Gottes verschließen müssen? Nicht: es vergraben! Denn „so man von Herzen glaubt, wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig“ (Röm. 10, 10). Das Wort Gottes muss sichtbar werden, sonst würde man denken, es sei nicht in uns drin. Aber nichtsdestoweniger müssen die guten Werke der Gläubigen aus dieser herzlichen Begierde kommen, nicht aus einer flüchtigen und unbeständigen Stimmung. Wir müssen bei diesem Wort an das Gleichnis unseres Herrn denken: „Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervor trägt“ (Matth 13, 52). Wenn wir den Schatz der Heilswahrheit in unserm Gewissen verbergen, so soll das nicht allein zu unserem Nutzen, sondern auch zur Erbauung unseres Nächsten dienen. Lasst

uns auch an das Pauluswort denken: „Die Diener sollen das Geheimnis des Glaubens in einem reinen Gewissen haben“ (1. Tim 3, 9)! Im Gewissen ist der Glaube verwahrt! Wir müssen also das Wort Gottes fleißig in unserm Herzen bewahren als einen unermesslich kostbaren Schatz.

## Hiob 27, 1 – 4.

**1) Da nahm Hiob von neuem das Wort: 2) Gott lebt, der mein Recht weggenommen hat, der Allmächtige, der meine Seele in Bitterkeit versetzt hat. 3) Solange mein Atem währt und Gottes Geist in meiner Nase ist, 4) sollen meine Lippen nichts Unrechtes reden und meine Zunge keinen Betrug vorbringen.**

Hiob hält daran fest, nicht dass sei der Grund, weshalb Gott ihn verfolge, dass er schlechter sei als die andern, sondern es liege eine verborgene und den Menschen unbekannte Ursache zugrunde und man müsse sich zu einer höheren Auffassung von Gerechtigkeit aufschwingen als der gewöhnlichen, im Gesetz geoffenbarten. Um aber seinen Worten mehr Geltung und Nachdruck zu geben, beginnt er mit einem schwurähnlichen Bekenntnis: Gott lebt, der mein Recht weggenommen hat, der Allmächtige, der meine Seele in Bitterkeit versetzt hat. „Trotz allem aber will ich nicht wanken, und wenn ich so bestimmt erklärt habe, ich sei gerecht, so geschah das nicht in Überhebung oder aus Heuchelei oder Widerspenstigkeit, auch nicht so, als wüsste ich nicht, Gott habe Macht mich also zu plagen. Aber eins ist sicher: Ich bin nicht der, den ihr aus mir machen wollt, und ich gebe niemals zu, dass Gott mich verdientermaßen so verfolge, wenn man mich nämlich mit andern vergleicht. Denn ihr vertretet eine verkehrte und schlechte Sache, wenn ihr meint, in dieser Welt und im gegenwärtigen Leben behandelte Gott die Menschen so, wie es ein jeder verdiene. Nein, Gott schiebt oft die Strafen auf, die er an den Menschen vollziehen will, so dass man nichts davon wahrnimmt bis nach ihrem Tod, und auf der andern Seite zeigt er oft eine große Strenge gegen die, die er lieb hat und die ihm treulich gedient haben.“ Wir dürfen also Gottes Gerichten nicht vorgreifen und nicht meinen, sie vollzögen sich gleich von Stund an; denn dann müsste Gott ungerecht sein. Jetzt geht alles durcheinander, und wenn es keine bessere Hoffnung gäbe, die wir für die Zukunft hoffen und erwarten, was sollte das werden? Dann wäre Gott ja mehr als blind! Wir können leicht sagen: Die Dinge gehen nicht, wie sie müssten. Deshalb ist nur zweierlei möglich: Entweder Gott weiß nicht, was er tut, oder wir müssen hoffen: er wird einmal die Welt richten. Und wenn wir in Ungewissheit bleiben und unsere Gemüter im Zweifel gehalten werden, weil die Dinge hier so durcheinander gehen, so will uns Gott üben und uns zeigen, dass jetzt Kampfzeit ist. In einer Schlacht weiß man auch nicht, wer gesiegt und wer verloren hat, solange

der Kampf noch hin und her wogt, und man ist erschrocken, aber doch beweist endlich der Sieg, wer der Gewinner ist; so muss in dieser verworrenen Welt auch alles durcheinander gehen, so dass man, menschlich gedacht, nicht sehen oder hoffen kann, Gott werde die Dinge noch einmal wieder in Ordnung bringen. Aber wir müssen darauf warten, dass er's gleichwohl tun wird, wenn das auch heute und morgen noch nicht geschieht.

Nun aber spricht Hiob ein recht befremdliches Wort: Gott hat mein Recht weggenommen. Damit meint er nicht, Gott handle an ihm wie ein Tyrann, er meint auch nicht, er sei so gerecht, dass Gott keinen Grund habe, ihn noch härter zu züchtigen; er denkt aber vielmehr an die Durchschnittsgerechtigkeit des Gesetzes und an die verdammenden Reden seiner Freunde. Diese hielten ihn ja wegen seiner Züchtigungen für einen überaus großen Sünder. Aber was noch schlimmer war, sie hielten sich an die Fluchworte, die Gott in seinem Gesetz ausspricht, und meinten, das müsse sich alles in diesem gegenwärtigen Leben erfüllen, für die Frommen und Gottesdiener gäbe es nach dem Tode keinen Lohn mehr und auch die Gottlosen erwarte keine andere Strafe als in dieser Welt. Das ist aber eine verkehrte Auslegung des Gesetzes; denn wenn unser Herr die Gottlosen mit Strafe bedroht, so schränkt er das nicht auf eine bestimmte Zeit ein. Gewiss, für gewöhnlich wird das in diesem Leben schon sichtbar, aber nicht immer; man darf daraus also keine allgemeine Regel machen, von der es keine Ausnahme gäbe – Gott lässt sich nicht zu unserm Knecht machen. Es würde uns allemal zur Verzweiflung treiben, wollten wir Gottes Gesinnung gegen uns nach seinem gegenwärtigen Verhalten bemessen. Bildeten wir uns aber ein, Gott hasse uns, weil er uns so hart hält, oh, dann könnten wir ihn ja nicht mehr anrufen und wir hätten gar keinen Trost mehr, unsere Traurigkeit zu lindern, wir wären gänzlich verloren. Nein, Gott will uns in der Geduld üben, er will unsere fleischlichen Begierden zähmen, er will uns sich völlig unterwerfen; man muss so durch diese Welt hindurch gehen, dass man lernt: unsere Ruhe und unser Erbteil sind nicht hienieden. Machen wir es anders, so bringen wir die, die leiden müssen, zur Verzweiflung, und wie könnten wir es wohl verantworten, Unschuldige zu verdammen? Lasst uns immer an das Psalmwort denken: „Wohl dem, der weislich urteilt von dem Geplagten“ (Ps. 41, 2; Grundtext). Wenn wir sehen, dass Gott einen züchtigt, so müssen wir etwas daraus lernen, müssen nicht nur an die andern dabei denken, sondern an uns. Wenn wir gottlose Leute kennen und sehen, dass Gott sie straft, so sollen wir erschrecken: Gott stellt sie uns als einen Spiegel vor



Augen und als ein lebendiges Beispiel dafür, wie es uns gehen wird, wenn wir uns nicht zu ihm bekehren. Hat aber einer gottselig gelebt und wir wissen nicht, warum er leiden muss, so sollen wir mit unserm Urteil zurückhalten und ruhig warten, bis Gott sein Vorgehen erklärt. Wir stören Gottes Werk, wenn wir uns darüber zu Richtern aufwerfen, und maßen uns damit die Autorität an, die Gott allein zukommt.

Was meint aber Hiob damit: Gott hat mein Recht weggenommen? Er meint damit nicht, Gott habe wie ein Tyrann an ihm gehandelt. Er meint auch nicht, er sei im Recht und könne seinen Prozess gewinnen und eines Freispruchs sicher sein, weil er keinen Fehler begangen habe. Nein, er meint es so: seine Trübsale glichen einer finsternen Wolke, die seine Unschuld verdunkelte, und darum seien seine Trübsale nicht Züchtigungen, wie Gott sie über die Übertreter seines Gesetzes verhängt. Die Drohungen und Fluchworte des Gesetzes gelten nicht für alle Fälle und vollziehen sich nicht immer in der gleichen Weise. Welches ist denn der Sinn solcher Drohungen? Gott will damit anzeigen, dass es ein künftiges Gericht gibt, und die Drohungen sind Hinweise auf dieses. Wenn Gott alle seine Gerichte schon hienieden vollkommen verwirklichte, dann gäbe es keine Hoffnung mehr. Wozu dann noch die Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus? Und was würde dann aus unserm Glaubensbekenntnis: Ich glaube an eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben? Unser Leben ist doch vergänglich und verweslich, es ist viel Jammer und Elend unterworfen; noch haben wir nicht die Glückseligkeit, die Gott uns verheißt; sie ist uns verborgen. Darum dürfen die Gottlosen in diesem Leben erst einen Teil ihrer Strafen erhalten, und Gott muss die Verdammnis, die sie verdient haben, bis zum Jüngsten Tag aufschieben, da Jesus Christus die Welt vollkommen richten wird. Das aber vollzieht sich dann, wenn das Wort des Jesaja sich erfüllt: „Mir sollen sich alle Knie beugen und alle Zungen schwören“ (Jes. 45, 23). Das geschieht wohl auch schon jetzt, aber nur zum Teil. Darum genügt es auch, dass er uns für jetzt nur erst einen Vorgeschmack davon gibt, dass er der Weltrichter ist. Gott „nimmt“ also den Menschen „ihr Recht weg“, wenn er sie so bestraft, als wären sie von ihm verworfen und als griffe er sie an wie seine Todfeinde. So meint es auch Hiob: sein Recht sei von ihm genommen, weil der Allmächtige seine Seele in Bitterkeit versetzt habe. Solange man nicht einsehen kann, warum Gott ihn also plagt, solange ist sein Recht gleichsam begraben, und man muss denken, er sei ein gottloser und fluchwürdiger Mensch. Aber er redet hier nach dem allgemeinen Urteil: er will nicht sa-

gen, Gottes geheimer Rat sei ungerecht, sondern man müsse sich über die finstern Wolken, die das Licht verdunkeln, hinauf schwingen, sonst könne man Hiobs Gerechtigkeit nicht erkennen.

Es gibt also zweierlei Gerechtigkeit in Gott. Die gewöhnliche ist im Gesetz enthalten. Sie besteht darin, dass er, wenn es ihm gefällt, uns beisteht in der Not und um unser Heil besorgt ist, wenn wir ihn fürchten und ihm dienen. Denn wenn wir in seinem Gehorsam wandeln und ihn als unsern Vater ansehen, so sieht er uns auch als die Seinen an. Alle Gnadengeschenke also, die die Gläubigen in dieser Welt aus der Hand Gottes empfangen, wenn sie in seiner Furcht wandeln, sind gleichsam Bestätigungen dieser ordentlichen Gerechtigkeit im Gesetz. Gewiss, verdient haben wir es nie, dass Gott uns gnädig ist; denn was wir auch tun mögen, auch wenn sein Heiliger Geist uns leitet, so sind doch alle unsere Werke ganz sicher voller Flecken, und Gott könnte sie mit gutem Recht verwerfen. Was aber unsere Person angeht, so können wir auch nicht einen einzigen guten Gedanken fassen. Auch wenn Gott uns regiert und in uns wirkt, so ist doch immer etwas an uns zu tadeln, und wir mischen etwas von unserer Schwachheit unter die Gnade des Heiligen Geistes, so dass alles, was von uns ausgeht, befleckt ist. Von Verdienst vor Gott kann also keine Rede sein; gleichwohl aber verschont er uns, weil er uns berufen hat, und vergibt uns die Fehler, die unsrer Bereitwilligkeit zum Gehorsam beigemischt sind. Ja, den Gläubigen, die ihm und seinem Willen zu folgen versuchen, vergilt er ihren Dienst auch in dieser Welt und erklärt, dass ihm ihr Eifer gefällig und angenehm ist. So offenbart Gott also seine gewöhnliche Gerechtigkeit, wenn er den Seinen Gunst erzeigt, die ihm, soviel die Schwachheit des Fleisches es zulässt, vollkommen untertan sind. Ich meine nicht eine Vollkommenheit, die ohne jeden Tadel wäre, sondern eine völlige Aufrichtigkeit, wie auch die Heilige Schrift davon redet. Wenn dagegen Gott die Hurer, Diebe und Trunkenbolde bestraft, so verfährt er da auch nach seiner gewöhnlichen Gerechtigkeit.

Daneben aber sehen wir, dass auch die Frommen geplagt werden. Wie kommt das? Was ist die Ursache? Wir wissen es nicht und können nichts Gewisses darüber sagen: Gott behält sich die Ursache vor. Das hat also nichts mit der gewöhnlichen Gerechtigkeit zu tun, und man darf daraus keine gleichmäßige Regel machen. Es kommt vor, dass Gottlose mit lachendem Mund sterben und der Tod ihnen ist wie ein Traum. Wie kommt das? Oh, da darf man Gott nicht der Ungerechtigkeit zeihen und das Maul nicht

gegen ihn aufreißen, sondern da sollen wir wissen: Es gibt eine Gerechtigkeit, die höher ist als unsere Vernunft, und deshalb muss uns die Ursache jetzt verborgen bleiben. Gleichwohl sollen wir nicht ablassen, seine geheimen Gerichte anzubeten und uns ihm zu unterwerfen in der Erwartung, dass er uns einst offenbaren wird, was er jetzt gleichsam in einem geheimen Ratschluss sich vorbehält. So „verbirgt“ Gott „das Recht“ der Menschen: er lässt es nicht deutlich in die Erscheinung treten, dass er sie als seine Kinder anerkennt und dass er ihnen ihre Sünden vergeben hat – gleichwohl ist es so, obwohl wir's nicht wahrnehmen können.

Auch dann behält sich Gott das Urteil vor, wenn er zulässt, dass die Menschen übel von uns reden. Darum steht geschrieben: „Er wird deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und dein Recht wie den Mittag“ (Psalm 37, 6). Das soll nicht heißen, diese Verheißung müsse sich in allen Fällen buchstäblich und sichtbar erfüllen. Selbst der hl. Paulus, der doch in einer engelgleichen Vollkommenheit wandelte, erklärt, wie er darunter zu leiden hat, dass er vielen Lästerungen ausgesetzt ist, nicht nur in seinem Privatleben, sondern auch in seinem Dienst, wo er doch so treu und rein die christliche Lehre vorgetragen. Nun, er beruft sich dabei auf den Tag des Herrn, der einmal aufleuchten wird. Wenn Gott also nicht sogleich zur Verteidigung der Seinen hervortritt, sondern uns der Verleumdung der Menschen überlässt, so kann man sagen: Er „nimmt das Recht weg“.

Deshalb aber sollen wir ihn nichtsdestoweniger allezeit als unsern Gott festhalten und uns demütigen unter seine Majestät, wie Hiob sagt: Gott lebt! Er verfährt also nicht wie ein störrisches Pferd, und wiewohl er zwiefache Angst aussteht, so erkennt er doch wohl, dass Gott volle Macht und Gewalt über ihn hat. Denn er würde sich nicht so ausdrücken: Gott lebt, wenn er ihm damit nicht huldigen wollte: Herr, ich bin deine arme Kreatur, aber du hast alle Macht über mich.

Hiob fährt fort: Solange mein Atem währt, sollen meine Lippen nichts Unrechtes reden und meine Zunge keinen Betrug vorbringen. Er bekennt also, dass er sein Leben nicht ohne die Gnade Gottes hat. Das hat er nicht gesagt, als er noch herrlich und in Freuden lebte, sondern als er in großer Trübsal war. Gleichwohl huldigt er ihm mit dem Bekenntnis, dass er ihm sein Leben verdankt. Sooft wir an unser Leben denken, müssen wir Hiob dies Bekenntnis nachsprechen: Aus meiner eigenen Kraft habe ich weder Odem noch Geist in mir; Gott ist es, der mir das alles gibt. Wenn Hiob hier vom Geist

Gottes redet, so ist das nicht so zu verstehen, als hätten die Menschen den Geist Gottes nach seiner eigentlichen Wesenheit in sich. Wir müssen genau auf die Redeweise der Schrift achten, damit wir nicht dem Irrtum verfallen, der Geist Gottes sei wesenhaft in uns. Denn daraus würde folgen, der Geist Gottes sei der Unwissenheit unterworfen, er sei veränderlich und beweglich, ja mit unsern Sünden und Lastern behaftet und befleckt. Gerade diese Lehre hat in der christlichen Kirche große Verwirrung angerichtet, wie denn auch der unselige Irrlehrer, der hier hingerichtet ist, die Lehre ersonnen hat, die Seelen der Menschen hätten am Wesen Gottes Anteil, und das ist eine abscheuliche und widernatürliche Behauptung. Hiob redet hier nicht vom Geist Gottes, als wäre sein Wesen in uns, sondern von dem Geist, den Gott uns einbläst durch seine Kraft. Die Sonne bleibt am Himmel, und ihre Strahlen kommen bis zu uns herab, so dass wir ihres Lichts und ihrer Wärme genießen; darf man aber deshalb sagen, wir hätten die Sonne hienieden? Sollte er von seiner unbegreiflichen Kraft nicht etwas auf uns ausgießen können, ohne dass wir indessen seines Wesens teilhaftig werden? Müssen wir aber in den Dingen des gegenwärtigen Lebens die Gnade Gottes wahrnehmen, so müssen wir umso mehr das, was zum unsterblichen Leben gehört, in ihm suchen. Dazu beruft er uns und heißt uns nach demselben trachten, bis er uns von allen Fesseln und Hemmungen des gegenwärtigen Lebens erlöst hat.

## **Hiob 27, 19 – 28, 9.**

**19) Der Reiche legt sich schlafen – und erraffet nichts; er öffnet seine Augen – und da sieht er nichts. 10) Schrecken überfällt ihn wie Wasser, und nächtlich rafft ein Wirbelwind ihn weg. 21) Der Ostwind reißt ihn fort, dass er dahin muss, und reißt ihn von seiner Stätte wie ein Wirbelwind. 22) Erbarmungslos stürzt er auf ihn herab; fliehen möchte er vor seiner Hand. 23) Mit den Händen klatscht man wider ihn und zischt ihn weg von seinem Ort. 28, 1) Das Silber hat seinen Quell und das Gold seinen Ort, wo man es läutert. 2) Das Eisen gewinnt man aus der Erde, und aus den Steinen schmelzt man das Erz. 3) Gott hat der Finsternis ein Ziel gesetzt und allem, was bis zu den Quellen des Dunkels und Todesschattens reicht. 4) Es bricht der Fluss hervor gegen den, der daran wohnt, die Wasser ergießen sich da, wo der Fuß ihrer vergisst; hoch über den Menschen steigen sie – und ziehen sich zurück. 5) Aus der Erde kommt das Brot, und unter ihr brodelt's wie Feuer. 6) Da ist ein Ort, von dem die Saphirsteine kommen und die Goldklumpen. 7) Den Pfad kennt kein Vogel, und des Habichts Auge hat ihn nicht erspäht. 8) Kein Löwenjunges hat ihn je betreten, und niemals hat ein Löwe ihn beschritten. 9) Man legt seine Hand an den Felsen und wühlt die Berge um bis auf den Grund.**

Der Reiche öffnet seine Augen und findet nichts; eine Zeitlang ist er sicher, es kann ihm ja nichts fehlen; aber am Ende hat er nichts mehr, und nichts bleibt ihm mehr zu hoffen; er wacht auf und sucht Hilfe, aber er findet keine. Kurzum, eine Zeitlang schlafen die Reichen ruhig in ihrem Überfluss, sie haben ja nie etwas von Mangel gewusst, und die Augen sind ihnen verbunden in ihrem Übermut, aber Gott kann sie schon dazu bringen, dass sie Hilfe suchen, und dann finden sie keine, und sie sehen ein, dass sie umsonst auf ihren Reichtum gehofft haben und nun zu Schanden werden. Dies Gottesgericht kann man täglich beobachten, und darum müssen wir das daraus lernen: Gott gibt uns wohl alles, was wir wünschen können, und wir brauchen nicht zu denken, wir würden irgendeinen Mangel haben; aber auf dieser Hoffnung dürfen wir ja nicht einschlafen, sondern sollen daran denken, dass unser Leben einem unbegreiflichen Wechsel unterworfen ist. Darum lasst uns wachen und beten, lasst uns nie bei dem stehen bleiben, was wir in unseren Händen haben, lasst uns wachsam sein und einsehen, dass wir in mancherlei Schicksalen Hilfe brauchen – dann lernen wir es auch, uns wie-

der zu Gott zu kehren und uns allein auf seine Vorsehung und Güte zu stützen.

Übrigens ist das nicht immer sichtbar. Darum dürfen wir keine allgemeine Regel daraus machen. Mögen auch die Reichen in ihrem Geld umkommen, mögen sie immer ein großes Gefolge um sich haben, mag ihnen auch jedermann zu Diensten stehen, kurzum, mag es ihnen auch an gar nichts fehlen, so sollen wir deshalb doch nicht denken, Gott habe seine Pflicht versäumt; nein, er behält sich das Gericht über sie vor, sonst möchten wir wohl denken, er könne in dieser Welt nicht mehr vollenden, was ihm beliebte. Die Schlechten werden dem Gericht Gottes gewiss nicht entgehen. Freilich geschieht das nicht immer sogleich. Also darf man nicht in jedem Falle nach der Auswirkung der göttlichen Gerichte suchen, als müssten sie in dieser Welt sichtbar werden; das wäre ganz verkehrt und müsste uns beunruhigen, wenn wir einmal nicht mit Augen sehen könnten, was wir uns eingebildet haben. Nein, unser Herr verschiebt seine Gerichte, wenn es ihm gut erscheint, und er macht sie hienieden nicht immer sichtbar.

Schrecken überfällt ihn wie Wasser. Hiob spricht hier vom Wasser, aber er versteht darunter so etwas wie einen plötzlichen Orkan, der bei Nacht hereinbraust. Solch ein Gottesgericht ist ebenso sichtbar wie alltäglich: Gott schickt den Bösen derartige Schrecken, dass sie gar nicht wissen, was sie machen sollen; das kommt wie ein Orkan, wie eine nächtliche Windsbraut, die kein Mensch voraussehen und vor der niemand sich schützen kann. Sonst würden ja auch die Bösen glauben, weil sie gerade nichts bedrückt, darum müsse sie Gott immer im Frieden lassen. Ja, sie versprechen sich Wunder über Wunder, wie es bei den Propheten, besonders bei Jesaja (28, 15) heißt: „Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht; wenn eine Flut daher gehet, wird sie uns nicht treffen.“ So aufgeblasen sind die Bösen in ihrer Hoffart, wenn Gott sie einmal nicht drückt, und dann kommt es zu ihrer Verstockung! Und wenn er ihnen droht, wenn er ihnen zeigt, was für ein Ende es nehmen wird mit ihrem Vorhaben, so rührt sie das nicht im Geringsten, nein, sie machen sich gar noch darüber lustig. So also ist das Wort von dem Schrecken, der sie überfällt, gemeint: es ist dasselbe wie das Wort des Paulus an die Thessalonicher (I. 5, 3): „Wenn sie werden sagen: Es ist Friede, es hat keine Fahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, und werden nicht entfliehen.“ Lasst uns also ja nicht an dem törichten Irrtum uns berauschen, als müsse Gott uns immer

in Ruhe lassen: Gott will uns klein und niedrig halten, dann wird uns der Weg zu ihm leichter, und wir lassen uns nicht so sehr durch die Eitelkeiten dieser Welt zerstreuen; es kommt dann eher zu einer völligen Hingabe an ihn. In Gott müssen wir also unsern Frieden suchen, nicht in den Gütern dieser Welt. Dann brauchen wir auch nicht zu fürchten, der Sturm würde uns unversehens hinweg reißen. Alle, die zuviel von ihrem irdischen Glück halten, bekommen die Hand Gottes zu spüren: wenn nicht in diesem Leben, so kommt es doch im Tode sicherlich zur Abrechnung, und dann gibt's kein Entrinnen mehr vor der Hand des himmlischen Richters. Also lasst uns in Furcht und Zittern wandeln! Es kommt einmal das Jüngste Gericht, das alles Verborgene an den Tag bringt. Allemal will Gott unsern Glauben prüfen, wenn er seine Hand vor uns verbirgt. Wenn aber die Schrecken Gottes, die er den Bösen und Verächtern seines Wortes schickt, nicht in die Erscheinung treten, so steht doch das eine fest: In ihrem Herzen tief drinnen fühlen sie den Schrecken doch, wie es bei Jesaja (48, 22) heißt: „Die Gottlosen haben keinen Frieden“, sie sind wie die unruhigen Meereswellen. Wir aber wollen trachten nach dem Frieden eines reinen und guten Gewissens, wollen uns stützen auf unsern Gott und ihn anrufen; schickt er uns dann Trübsal, so werden wir doch nicht völlig zu Schanden, sondern können uns immer noch an seiner Güte erquicken.

Weiter heißt es: Der Ostwind reißt ihn fort, dass er dahin muss, und reißt ihn von seiner Stätte wie ein Wirbelwind. Im jüdischen Lande war der stürmischste Wind der Ostwind. Wenn die Bösen alle Tage herrlich und in Freuden leben können, - es kommt doch einmal ein wilder Sturm, der alles in Trümmer schlägt; und wenn es auch aussieht, als säßen sie in guter Ruhe und nichts könne ihnen etwas anhaben, - eines Tages werden sie doch merken, dass das Gericht Gottes über sie kommt. Lasst uns also immer an die kommenden Gottesgerichte denken, ehe sie wirklich da sind, damit wir Geduld lernen! Auch wenn Gott uns in Ruhe lässt, wollen wir dennoch ohne Aufhören unser sündiges Wesen erforschen und daran denken, dass wir die Schläge seiner Hand wohl verdient haben. Dann lernen wir, unser Haupt zu neigen und uns fest im Zügel zu halten, dann haben wir auch nicht den Mut, Böses zu tun, dann haben wir nur den Mut, unsern Gott anzurufen und in seiner Kraft der Sünde, des Teufels und der Welt zu spotten; denn wir stehen ja unter unseres Gottes Schutz. Lasst uns nur immer in bescheidener Demut wandeln, in der Gewissheit, dass die Bösen keine Zuflucht finden; denn das Wort (Psalm 139, 7) muss sich an ihnen erfüllen: „Wo soll ich hin-

gehen vor deinem Geist, und wo soll ich hin fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Recht mich halten. “

Nun geht Hiob zu einer Erklärung so mancher Naturwunder und Geheimnisse in der Schöpfungswelt über, und er kommt zu dem Schluss, dass, auch wenn man alle verborgenen Geheimnisse begreifen würde, die Weisheit Gottes dennoch immer weit darüber hinausrage. Er vergleicht Kleinstes mit Größtem, als wollte sagen: Hier sucht man Mittel, um Gold und Silber zu finden, dort im kostbare Edelsteine zu entdecken, und schon das fällt dem Menscheng Geist schwer genug. Gewiss, man kann dabei zu seinem Ziele kommen, und doch kann man von einem Naturgeheimnis sprechen. Auch genug andere Dinge gibt's, wobei die Menschen nicht aus dem Staunen herauskommen; es kommen Flüsse von einem Ort, wo niemand sie vermutet hätte; es gibt Gewässer, die zu- und abnehmen, so dass man bald trockenen Fußes hindurch kommt, bald das Wasser wieder zurückströmt. Dem scheint freilich kein großes Geheimnis zugrunde zu liegen, denn bei Schneeschmelze wachsen die Ströme an; aber man findet auch Quellen, die heute trocken und morgen voll sprudelnden Wassers sind, so dass man nicht weiß, was man dazu sagen soll, bis man merkt: Gott will uns darin seine Kraft zeigen.

Es gibt also in der Welt und im gegenwärtigen Leben geheimnisvolle Dinge. Wohl kann der Menscheng Geist sich um ihre Erforschung mühen und irgendeinen Sinn darin finden, aber mit der Weisheit Gottes ist es ein ganz anderes Ding. Haben wir es mit seinen Gerichten zu tun, so müssen wir ja nicht meinen, wir könnten sie in unser Hirn einschließen oder je damit zu Ende kommen. Aber was uns unbekannt bleibt, das lasst uns anbeten und bekennen, dass die Majestät Gottes uns zu hoch ist; wir müssen ja nicht meinen, wir könnten sie uns unterwerfen, als könnten wir sie so bestimmen, wie es uns gut scheint. Nein, wir müssen uns mit dem zufrieden geben, was Gott uns enthüllt, und wissen, dass zwischen Gott und uns ein gar zu großer Abstand besteht und dass er uns nahe kommen muss, sonst kommen wir niemals zu ihm. Kommt er uns aber nahe, so will er nicht, dass wir jetzt erkennen, was er uns erst am Jüngsten Tage offenbaren wird. Darum brauchen wir uns nun bei all diesen hier genannten Dingen nicht lange aufzuhalten, das ist nicht nötig; denn die Absicht des Heiligen Geistes geht nicht da-



hin, uns das Kunstwerk der unterirdischen Gänge aufzuzeigen! Das wäre ja ein gar zu magerer Gewinn, wenn wir in ein paar Predigten etwas lernten, Gold- und Silberminen aufzusuchen; denn darum geht es nicht, dass wir solche Dinge suchen, und es ist auch nicht jedermanns Sache. Es muss uns genügen, zu wissen, dass Gott solche Geheimnisse in die Natur hineingelegt hat, weil er von uns verherrlicht werden will. Das ist die Hauptsache. Die unendliche Kraft und Weisheit Gottes sollen wir erkennen, selbst in den geringen Dingen dieser Welt. Das gilt mit noch mehr Recht, wenn es sich um Geheimnisse handelt, die uns fern liegen, wie Gold und Silber und ähnliche Dinge. Dabei müssen wir noch mehr in Bewegung geraten, und unser Geist muss noch mehr erwachen, um die unschätzbare Kraft unseres Gottes noch besser zu begreifen. Denn unser Herr will keineswegs, dass wir stumpf bleiben wie Holzblöcke, sondern dass wir die Werke seiner starken Hand betrachten. Es hat in der Tat seinen guten Zweck, dass sie uns bekannt werden und unsere Gedanken auf sich lenken: es soll ihm seine verdiente Ehre durch uns zuteil werden, es soll uns zur Erkenntnis kommen, was er für ein Meister ist; wir sollen es nicht machen wie die Unglücklichen, die auf dieser Erde wandeln und dabei die Werke Gottes mit Füßen treten, ohne seine Majestät zu erkennen. Solche Rohheit darf bei uns nicht aufkommen. Wenn wir aber auch so schwerfällig und stumpf sind, dass wir Gottes Majestät und Kraft in den gewöhnlichen und alltäglichen Dingen dieser Welt nicht spüren, so sollten wir doch zum mindesten bei dem, was uns fremdartig ist, in innere Bewegung geraten, und es sollte uns eine Ahnung davon aufgehen, dass es einen Gott gibt, der auf gar wunderbare Weise wirkt – sonst ist unser Undank geradezu unentschuldig. Gott will nicht, dass wir uns an den Dingen dieser Welt amüsieren; er will vielmehr, dass wir zu ihm den Weg finden und aus der Mahnung, die er uns damit gibt, unsern Gewinn ziehen.

Gott hat der Finsternis ein Ziel gesetzt. Die Finsternis deckt alles zu. Bei Tage kann man weiß und schwarz unterscheiden; wenn aber die Nacht hereingebrochen ist, so verschwinden alle Unterschiede. Aber die Finsternis ist begrenzt, Gott hat ihr ein Maß gesetzt, er gibt hernach wieder Klarheit, und die Finsternis dauert nicht ewig. Darin liegt eine gute und heilsame Lehre. Der Menscheng Geist hat wohl eine gewisse Fähigkeit, irdische Dinge zu verstehen und zu beurteilen; aber die himmlischen Dinge, das göttliche Reich, Gottes Gerichte, das alles ist für uns verborgen. Gewiss, auch in die kleinsten und geringsten Dinge können wir eindringen, wenn Gott uns die Fähigkeit dazu schenkt. Es gibt ja ungelehrte und simple Leute genug, deren Be-

greifen nicht weiter reicht als das der unvernünftigen Tiere. Solche Leute stellt uns Gott als Spiegel vor Augen, damit wir demütig werden. Woher kommt denn die Vernunft und Intelligenz, die wir besitzen? Ist das nicht ein ganz einzigartiges Gottesgeschenk? Darum sollen alle, die mit Geist und Scharfsinn begabt sind, erkennen, dass Gott sie mit solche einem Gnadengeschenk ausgezeichnet hat und dass sie ihm darum umso dankbarer sein müssen. Wenn unser Herr die einen scharfsinniger gemacht hat als die andern, dass sie mit Fleiß darauf bedacht sind, mit ihren Unternehmungen ans Ziel zu kommen, dass sie Schlüsse ziehen, überlegen, alles klüglich einrichten und sich in kurzer Zeit vieles aneignen können, während die andern schwerfällig und langsam sind, so dass man's ihnen mit harten Schlägen einhämmern muss, wenn man ihnen etwas beibringen will, - so zeigt diese Verschiedenheit mit aller Klarheit, dass alle unsere Urteilskraft und all unser Unterscheidungsvermögen eine besondere Gottesgabe sind und dass wir das nicht etwa in dem Sinne der Natur zuschreiben dürfen, dass wir nicht einsähen, dass unser Gott jedem davon so viel zuteilt, als ihm gut scheint.

Wenn an unsere Stelle übrigens zum Ausdruck kommt, der menschliche Geist sei von Natur imstande, die Dinge hier auf Erden zu erkennen, die im Bereich des gegenwärtigen Lebens liegen, so bedeutet das Wort „Natur“ nicht, dass das keine Gottesgabe sei, sondern es will uns darauf aufmerksam machen, dass diese Gabe auch den Ungläubigen und denen gegeben ist, die nicht von Gott durch seinen Heiligen Geist wiedergeboren sind, der der Geist der Kindschaft heißt, weil diese das Merkzeichen ist, das Gott seinen Kindern aufdrückt. Wenn wir also auch den Geist Gottes, der die Wiedergeburt wirkt und Pfand und Angeld der Heilshoffnung ist, nicht besitzen, so können wir gleichwohl mit Vernunft begabt sein; das haben die Ungläubigen mit den Gläubigen gemein, dass sie über irdische Dinge urteilen können. Ja, die Bösen und die Gottesverächter sind häufig noch scharfsinniger und klüger in ihren Geschäften, wie auch unser Herr Jesus Christus sagt: die Kinder der Finsternis seien klüger als die Kinder des Lichts. Die Menschen sind nicht in diese Welt gesetzt, ohne dass Gott ihnen einen Anteil an Klugheit gäbe, so dass sie also über irdische Dinge urteilen können, ja, sie können sogar Gut und Böse unterscheiden. Oder könnte man so stumpfe Menschen finden, die nicht die Räuber und Mörder verdammten? Das lehrt uns doch die Erfahrung! Irgendwelche Gesetze, irgendwelche Gesittung und Ordnung haben sie alle; sie wissen ganz gut, dass sie bei ihren irdischen Geschäften um eine gewisse Ordnung nicht herumkommen. Sie treiben al-

lerlei Künste und Handwerke, der eine ist Bäcker, der andere Bauer, der dritte Schuhmacher, der vierte Tuchmacher, und alle diese Fertigkeiten sind Gaben Gottes, gleichermaßen an die Ungläubigen wie an die Gläubigen, die Gott durch seinen Heiligen Geist erleuchtet hat; aber solche Gnadengaben sind nur für die Menschen da, weil sich das Menschengeschlecht nicht anders in seinem Bestande erhalten kann als durch solche Hilfen und Mittel.

Aber alle hoffärtigen Leute treiben Missbrauch mit diesen Begabungen; sie meinen, weil sie klug genug sind in den Dingen dieser Welt, so seien sie auch Manns genug, um über alle Geheimnisse Gottes, über die ganze Lehre des Gesetzes, der Propheten und des Evangeliums zu urteilen. Nun, Gott sucht sie mit doppelter Blindheit heim, wenn sie so töricht sind. Denn der Glaube ist ein „übernatürliches Licht“: das Urteil über Gottes Gerichte wächst nicht in uns, wir besitzen es nicht als sterbliche Menschen, sondern wir haben es nur, soweit es ihm gefällt, über die Naturanlage hinaus und etwas davon mitzuteilen. Wir sehen ja selbst, dass Gott den Stolz bestraft, der auf seine irdische Klugheit vertraut. Wie machen es die braven Weltmenschen in ihrer spitzfindigen Klugheit? Sie wollen Gott und die Welt betrügen; sie sind so schlau, dass sie meinen, es könne ihnen nichts entgehen; zudem schmieden sie wunderbare Pläne und gehen in ihren Unternehmungen weit über ihre Grenzen hinaus. Dann stürzt sie Gott von ihrem hohen Thron, und wenn es nötig ist, verblendet er sie dermaßen, dass die kleinen Kinder darüber lachen. Denn das geschieht häufig, dass die ganz Schlaunen und die sich für die Allerweisesten halten, alle Vernunft verlieren, dass sie völlig überlistet werden, wie es auch in der Schrift heißt, dass Gott die Weisen in ihrer Klugheit fängt wie in einer Falle. Wie wäre es sonst möglich, dass ein ganz vorsichtiger Mensch sich mit einemmal so überlisten lässt und in Kleinigkeiten so blind ist? Es ist, als wäre Gott nur deshalb im Himmel, um die zu verblenden, die gar zu helle Augen haben und sich auf ihre Klugheit und Weisheit verlassen. Solche Anmaßung muss er bestrafen; die Menschen haben von sich eine viel zu gute Meinung, sie rauben Gott seine Ehre, und gegen solche Frevler muss Gott doch vorgehen!

Zudem brauchen die Menschen ihre Klugheit mehr zum Bösen als zum Guten; darum muss Gott sie strafen, weil sie seine Gaben so entweihen. Denn es ist doch ein ganz besonderes Geschenk, wenn Gott uns einen scharfen und hellen Verstand gibt. Wenn wir diesen aber zu Lug und Trug missbrauchen, - hat dann Gott nicht vollkommen recht, wenn er uns darum straft?

Wir beflecken ja die Gabe, die er uns doch nicht nur zu unserm Heil, sondern auch zum gemeinen Wohl unserer Nächsten verliehen hat! Ja, wenn Gott eine solche Anmaßung bestraft, wenn sich die Leute gar zu sehr auf ihren Verstand in irdischen und niedrigen Dingen verlassen, - wie wird es dann erst gehen, wenn sie über alle Himmel hinaufsteigen und alle himmlischen Geheimnisse erforschen wollen, wenn sie Einsicht nehmen wollen in Dinge, die Gott sich vorbehalten hat, und in das, was ihm allein zusteht? Kurzum, wenn es sich um das ewige Leben handelt, so müssen wir wissen, dass das all unser Maß übersteigt und dass Gott, unser Herr, über alle natürliche Ordnung hinaus an uns wirken muss, um uns nicht allein nach unserer menschlichen Art zu erleuchten, sondern uns eine ganz neue Klarheit zu geben, die uns verborgen ist, weil sie aus dem Geist der Kindschaft hervorgeht. Und weil es sich so verhält, müssen wir doch auch endlich einsehen, wie es um den „freien Willen“ der Menschen steht und dass die Behauptung dieses freien Willens ein Wahnsinn ist. Denn wenn wir einen „freien Willen“ hätten, um nach Gottes Willen wandeln und zum ewigen Leben gelangen zu können, so müssten wir doch vor allem Glauben, Gerechtigkeit und Heiligkeit besitzen! Darum verdammt uns die Schrift als arme Blinde und erklärt: Die Menschen dürfen sich nicht so hoch erheben, zu den Geheimnissen Gottes hinaufklettern zu wollen, sondern sie müssen bekennen, dass dazu ihr Sinn und Verstand nicht ausreicht.

Das also ist die erste Lektion, die wir in der Schule Gottes lernen müssen: dass wir Toren sind, wie Paulus sagt (1. Kor 3, 18): „Welcher sich unter euch dünkt, weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, dass er möge weise sein.“ Das mag uns seltsam vorkommen, aber wir müssen es gelten lassen: wenn wir wollen, dass Gott uns unterweise, dass er als Lehrmeister gegen uns handle, so müssen wir Toren sein, müssen erkennen, dass es keinen einzigen Tropfen von Verstand und Einsicht in uns gibt. Dann lernen wir auch die rechte Demut, und Gott kann uns seine Hand reichen.

Zwei Dinge also müssen wir uns merken, wenn wir von dieser Lehre den rechten Gewinn haben wollen: zum ersten, dass wir uns nicht vermessen dürfen in unserer Torheit, mehr wissen zu wollen als uns erlaubt ist, sondern Gott bitten müssen, dass er uns in diesem Stück regiere und durch seinen Heiligen Geist erleuchte; zum zweiten, dass wir uns an sein Wort halten und uns seine Unterweisung gefallen lassen, ohne mehr wissen zu wollen, als

darin enthalten ist, und auch dass uns unser Herr in seinem Worte zeigt, was uns zusteht und uns nützlich ist zu unserm Heil.

## **Hiob 28, 20 – 28.**

**20) Woher kommt denn die Weisheit, und wo ist die Stätte des Verstandes? 21) Sie ist verborgen vor den Augen aller Lebendigen und auch verhehlt den Vögeln des Himmels. 22) Das Verderben und der Tod sprechen: Wir haben mit unsern Ohren ein Gerücht von ihr vernommen. 23) Gott kennet den Weg der Weisheit, er weiß ihren Ort. 24) Er beschauet die Enden der Welt und siehet alles, was unter dem Himmel ist. 25) Er ist es, der den Winden ihre Schwere gegeben hat und den Wassern ihr Maß, 26) der eine Bestimmung getroffen über den Regen und dem rauschenden Wetter den Weg geordnet. 27) Dort hat er sie gesehen und erkannt, er hat sie zugerichtet und geordnet. 28) Und er hat zum Menschen gesprochen: Die Furcht des Herrn ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand.**

Hiob will sagen: Die Menschen sind gar zu vermessen, wenn sie alle Geheimnisse Gottes begreifen und über nichts in Unwissenheit bleiben wollen. Unter „Weisheit“ aber versteht er das Wissen um alle Dinge und besonders um das, was Gott uns verborgen hält, bis er uns eine volle Offenbarung der Dinge schenkt, die er uns jetzt nur teilweise zumisst, in dem Maße, als er es für uns nützlich befindet. Nun gibt es in der Natur viel heimliche und verborgene Dinge; gleichwohl gelangt der Mensch zu ihrer Erkenntnis, und wir sehen auch ihre Ursachen ein, soweit Gott uns das Verständnis schenkt. Aber das geschieht nur bis zu einem gewissen Grade, und dabei müssen wir einsehen, dass unsere Vernunft und Einsicht nicht weiter reicht als zu den Dingen hier auf Erden, die das gegenwärtige Leben angehen. Wollen wir aber hinaufsteigen bis ins Himmelreich und die Dinge erforschen, die zum ewigen Leben gehören, da sind wir ohnmächtig und gänzlich blind.

Deshalb stellt Hiob die Frage: Woher kommt denn die Weisheit und wo ist die Stätte des Verstandes? Sie ist verborgen vor den Augen aller Lebendigen. Es ist wahr: Viele vermessen sich weise zu sein, und rühmen sich, sie trügen alle Weisheit in ihrem Ärmel; aber soviel ist sicher, Gott hält sie verborgen, und selbst die Verstorbenen, mögen sie auch nicht mehr in diesem sterblichen Leib eingehüllt und nicht mehr hienieden im Schlaf befangen sein, so verstehen sie doch den heimlichen Rat Gottes nicht. Wir mögen wohl umherlaufen hierhin und dorthin, wir mögen wohl versuchen, wo wir wollen, oben oder unten, niemals wird der Mensch in seiner Betriebsamkeit zur Weisheit gelangen; denn Gott hält sie in seiner Hand. Hiob will uns also

demütig machen, damit wir uns nicht für so geschickt halten, die Geheimnisse Gottes zu begreifen, sondern gern auf das Wissen verzichten, das über unser Begreifen hinausgeht. Wollen wir aber das wissen, was uns zusteht, so lasst uns Gott bitten, dass er uns durch seine Heiligen Geist enthülle; denn das ist der einzige Weg. Gott befasst in sich alle Weisheit. Das würde genugsam allein die Erschaffung der Welt beweisen, da er den Winden ihre Schwere gab und den Wassern ihr Maß. Wie nun also Gott allein alle Weisheit in sich hat und ihr Brunnenquell ist, so hat er auch verordnet, dass die Menschen nur weise sein können, indem sie ihn fürchten und ihm dienen. Der Menschen Weisheit besteht also nicht darin, dass sie in törichtem Vorwitz alles wissen wollen, sondern dass sie sich in ihren Schranken halten und erkennen: Gott dienen und sich ihm unterwerfen, das ist die wahre Weisheit. So fest muss sich der Mensch im Zügel haben, dass er vor dieser Schranke innehält. Soviel vom Wortlaut des Textes. Lasst uns nun sehen, wie wir ihn uns zunutze machen!

Die Weisheit ist verborgen vor den Augen aller Lebendigen. Darin liegt die Warnung, uns ja nicht auf unsern eigenen Verstand zu verlassen und uns nicht einen so scharfsinnigen Geist zuzuschreiben, dass wir die Ursachen der Werke Gottes verstehen könnten. In Anbetracht des Hochmuts, den wir in uns tragen, ist diese Warnung nötig genug; denn sind wir schon in den natürlichen Dingen so stolz und vermessen, so sind wir in dem, was darüber hinausgeht, noch viel maßloser. Jeder will so klug sein, dass ihm nichts verborgen sei, und dabei handelt sich's nicht einmal darum, dass einer über den andern den Sieg gewinnt, sondern wir streiten wider Gott, und das ist ein schreckliches Ding, aber wir tun es doch – so vermessen sind wir in unserm Größenwahn. Wenn sich die Menschen nicht so sehr auf ihren eigenen Verstand verließen, so brauchten wir uns nicht so viel Mühe damit zu geben, die Welt in Ordnung zu halten. Aber die Weisheit findet sich nicht bei den Menschen. Von den irdischen Dingen hier unten können wir wohl einen gewissen Begriff bekommen; an sich sind sie auch dunkel, aber Gott offenbart sie uns; das nennen wir die natürliche Erkenntnis, weil sie allen gemein ist, wenn auch nicht allen in demselben Maße. Aber handelt es sich um Erkenntnis Gottes oder seiner Gerichte, da müssen alle menschlichen Sinne blind werden, und je höher sich die Menschen erheben wollen, umso tiefer müssen sie fallen und zu Schanden werden.

Nun aber sagt Hiob: Gott hat die Weisheit gesehen und erkannt; er hat sie zugerichtet. Er stellt also einen Vergleich an zwischen Gott und uns, weil unser Stolz nicht anders als mit Gewalt niedergeschlagen und gebändigt werden kann; das kann nur geschehen, wenn wir vor Gott gestellt werden. Denn man kann uns die Schwachheit und Stumpfheit unseres Geistes noch so überzeugend nachweisen, wir geben es doch nicht zu; wir weichen immer aus und behalten im geheimen immer einen gewissen Stolz zurück. Stellt man uns aber vor Gott, dann müssen wir einsehen, dass es nichts mit uns ist und dass wir uns mit unseren Gedanken nicht selbst betrügen dürfen. Seine Weisheit aber lässt uns Gott an der Schöpfung der Welt erkennen: Haben denn die Menschen einen so scharfen Verstand, dass sie alle Geheimnisse Gottes verstehen, etwa wie er die Ordnung der Natur eingerichtet, wie er Wind und Wasser abgewogen hat und dergleichen mehr? Dinge, die man heute sieht, können freilich auch die Philosophen erklären; aber die Welterschöpfung ist etwas so Wunderbares, dass die Menschen aufs höchste darüber staunen und die grenzenlose Weisheit Gottes anbeten müssen, weil sie ihnen unbegreiflich ist. Hiob meint, dass Gott allein seine Geheimnisse kennt und keinen Ratgeber hat, wie es an andern Stellen der Schrift heißt (Jes. 40, 13; Röm. 11, 34), und dass wir uns deshalb nicht unterfangen dürfen, in seinen verborgenen Rat einzudringen oder mehr wissen zu wollen, als was uns von ihm erlaubt ist, sondern in seiner Schule nur das lernen, was er uns lehren will; darin besteht unsere ganze Weisheit.

Zwei Fehler haben die Menschen, die schwer zu bessern sind: Vermessenheit und törichte Eitelkeit.

Die Vermessenheit besteht darin, dass die Menschen immer mehr wissen wollen, als Gott ihnen verordnet hat; sie wollen ihre Weisheit Gott zum Trotz behalten, und dabei ist doch Gott der Brunnen aller Weisheit. Aber Gott lässt es nicht zu, er richtet dir einen Schlagbaum auf, die Tür ist dir verschlossen, wo willst du hineinkommen? Der zweite Fehler aber besteht in der haltlosen Eitelkeit; was den Leuten nützlich ist, das lassen sie fahren, worum sie sich alle Mühe geben sollten, darnach fragen sie nichts, und so gehen sie hin und quälen sich mit eitlen Dingen, die ihnen keinen Nutzen bringen. Es treibt uns das törichte Verlangen, solche Dinge wissen zu wollen, die uns nichts nütze sind und die uns weder im Glauben noch in der Furcht Gottes erbauen können. Wenn uns Gott also manche Dinge nicht offenbart, so geschieht das, weil er uns vor allen Dingen demütigen will.



Denn er kennt unsere Anmaßung; er weiß, es würde uns unerträglich sein, wenn wir alles wüssten, und so unwissend wir auch sind, wir wollen doch den Schein wahren, als wüssten wir alles. Gott demütigt uns, und wenn wir uns vollkommene Weisheit wünschen, so machen wir uns so lächerlich, dass wir zum Spott der Kinder werden. Ist es etwa Neid, dass Gott uns das Wissen um die verborgenen Dinge nicht gönnt? Keineswegs, sondern er will uns dadurch Demut lehren, und darin besteht das vornehmste Stück unserer Weisheit, dass wir bescheiden und nüchtern sind, ja, dass wir unsere Schwachheit fühlen und uns nicht überheben. Gott erklärt uns nur das, wovon er weiß, dass es uns gut ist. Wenn aber die Menschen alles erforschen wollen, so brechen sie den Hals, wenn sie so hoch fliegen, das heißt, wie man zu sagen pflegt, ohne Flügel fliegen wollen. Ein Wissen gibt es, darum soll sich jeder mühen: das, was uns erbauen kann in seiner Furcht. Nach Gottes Willen sollen wir aber nicht weise sein, um zu spekulieren oder in der Luft herumzuflattern, sondern um zu wissen, wie wir zu leben haben: unsere Weisheit soll verbunden sein mit dem Wissen um die richtige Gestaltung unseres Lebens. Wissen wir, dass Gott uns leiten will, so brauchen wir nicht zu befürchten, wir könnten unter seinem Geleit in die Irre geraten; aber wenn wir nach unserer Willkür vorgehen und über das, was uns Gott verborgen hat, nachgrübeln, so geraten wir in den Abgrund und werden mit Recht zu Schanden.

Um uns von diesen beiden Fehlern zu heilen, erklärt Hiob: Gott hat zum Menschen gesprochen. Das ist ein gewichtiges Wort. Gott will uns zu verstehen geben, dass die Lehre, die wir in seiner Schule erlernen sollen, dazu nütze ist, uns in einem heiligen Leben zu erbauen, damit die Menschen sich dem unterwerfen, der sie geschaffen und gebildet hat, und in seinem Gehorsam wandeln. Die Furcht Gottes ist unsere ganze Weisheit; darum hält uns der Herr zurück von dem, wonach uns immer am meisten verlangt, dem eitlen Grübeln, das uns doch zu nichts nützen kann, nur dass es uns mit einem törichten Ehrgeiz erfüllt und dem Verlangen nach einem windigen Wissen, das uns nur vermessen und uns doch nicht wirklich klüger macht.

Wir müssen nicht weise sein wollen, wie Gott weise ist. Gott hat alle Weisheit in vollkommenem Maß; je näher wir ihm kommen, desto mehr packt uns die Verwirrung. Es geht gar nicht darum, dass er uns ihm selbst an Weisheit wollte ähnlich machen, sondern dass wir uns ihm unterwerfen. Wir wissen doch, was unserm Vater Adam und unserer Mutter Eva wider-

fahren ist. Gott war nicht so knauserig, ihnen eine Weisheit vorenthalten zu wollen, von der er wusste, das sie ihnen gut wäre. Adam war nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen: alles, was ihm vonnöten war, sollte er wissen, so dass er bei bescheidenem und maßvollem Verlangen nichts weiter zu wünschen brauchte. Satan aber flüsterte ihm ins Ohr, er werde sein wie Gott und alle Dinge wissen. Adam schlägt über die Stränge wie ein wildes Pferd: ich muss alles wissen, meint er, es darf nichts mehr geben, was ich nicht wüsste. Wir sehen ja, wie fein er alles gelernt hat: denn woher der Unverstand, den wir heute in uns tragen? Es mag uns lieb oder leid sein: spricht man heute von Gott, so sind wir wie das arme unvernünftige Vieh, und all die Klarheit, die wir zu haben meinen, ist nichts als Finsternis, wie auch die Schrift sagt. Woher kommt es, dass „der natürliche Mensch nichts vernimmt vom Geiste Gottes“ (1. Kor 2, 14)? Ruft uns Gott hierhin, so laufen wir dorthin, und wir sind so träge, dass wir gar nicht zu ihm kommen mögen. Woher kommt das? Das ist der Lohn für Adams Stolz, weil es ihm nicht genug war, sich vom Geiste Gottes erleuchten zu lassen über das, was zu seinem Heile nützlich war, sondern weil er Gott gleich sein wollte. In seiner Überhebung musste er gegen die gewaltige Hand Gottes anrennen, die ihn in den schrecklichen Abgrund der Schande stürzte, in dem wir heute stecken.

Darum sagt Hiob: Gott hat zu den Menschen gesprochen. Er meint: Achtet wohl auf den Weg, der euch zur Weisheit führt: nicht über die Wolken steigen und all die Dinge erforschen wollen, die uns unbekannt bleiben sollen! So fragt man z. B. : Warum hat Gott mit der Erschaffung der Welt so lange gewartet? Warum hat er alles also geordnet? Was hat ihn bewogen, dies und das zu tun? Warum lässt er die Dinge gehen, wie sie gehen? Darin besteht eure Weisheit nicht, und wenn ihr auf diese Art weise sein wollt, werdet ihr bloß in die Irre geraten und aus diesem Irrgarten nie herauskommen, ihr werdet von Gott weg geraten und in Schmach und Schande bleiben. Seid zufrieden mit dem, was ich euch zeige und lehre! Ich allein weiß, was euch nützlich ist: mich fürchten und ehren! In diesem Kreise haltet euch und strebet nicht darüber hinaus!

Was bedeutet es aber, dass Gott zum Menschen gesprochen hat: Die Furcht des Herrn ist Weisheit? Das hat er gesagt und mit der Tat bewiesen, als er sein Gesetz bekannt gab, als er es durch seine Propheten und endlich durch das Evangelium auslegte. Aber wie groß ist Gottes Güte, indem er uns zu

unserm Heil diese Weisheit mitteilt, wie sehr wir ihrer auch von Natur beraubt sind! Nun erweist uns Gott die Ehre und Gnade, dass er uns seine Weisheit, einen verborgenen, unermesslichen Schatz darbietet. Wir haben keinen Zugang dazu, aber Gott bietet sie uns an, so dass wir gar nicht weit umherzulaufen brauchen, um sie zu suchen. Wir müssen uns nur von unserm Gott belehren lassen, so tut der Schatz sich uns auf.

So lasst uns denn zusehen, dass wir in der gottgewollten Unwissenheit bleiben; denn er allein weiß, was uns dienlich und nützlich ist. Es muss uns genügen, in seiner Schule zu lernen, was er uns lehren will. Endlich aber müssen wir seinen Willen so begreifen, wie er in der Heiligen Schrift enthalten ist. Dabei dürfen wir nicht so undankbar sein, die Wohltat, die Gott uns erzeigen will und anbietet, zu verwerfen, sondern müssen uns Mühe geben, uns von allen schlechten Begehungen zu reinigen und uns so von unserm Gott unterweisen zu lassen, dass uns seine Unterweisung zur Erbauung dient, dass wir mehr und mehr Gewinn davon haben und begehren, die ganze Lebenszeit darin gestärkt zu werden.

## Hiob 28, 28

### 28) Gott fürchten, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand.

Scheinbar fasst Hiob die menschliche Weisheit zu eng, wenn er sie völlig in die Furcht einschließt; denn Gott lehrt doch auch noch andere Dinge in seinem Wort. Nun besteht aber unsere Weisheit darin, dass wir Gott zuhören, wenn er redet, und uns nicht mutwillig taub machen, sondern Augen und Ohren offen halten, wenn er uns seinen Willen zeigt und zu uns spricht, wie es Deut 4, 6 heißt: „Das wird eure Weisheit und Verstand sein bei allen Völkern, wenn sie hören werden alle diese Gebote, dass sie müssen sagen: Ei, welch weise und verständige Leute sind das und ein herrliches Volk!“ Man müsste also vielmehr sagen: Der Menschen Weisheit besteht nicht darin, alles zu erforschen, was ihnen gut dünkt, sondern zu dem Wort zu kommen, bei dem Gott sie festhalten will, und sich dem völlig zu unterwerfen, ohne seine Grenzen zu überschreiten. Das drückt Hiob so aus: Gott fürchten, das ist Weisheit. Damit will er uns nicht etwa vom Glauben und dem, was damit zusammenhängt, abziehen, nämlich von dem Wissen um unseres Gottes unbegrenzte Güte, auf die wir uns stützen in der Gewissheit, dass er uns gnädig ist, indem er uns unsere Sünden im Namen unseres Herrn Jesus Christus vergibt, ja, dass er uns zu seinen Kindern angenommen hat und uns als seine Kinder lieb haben will, um bis ans Ende für unser Heil zu sorgen. Wenn Hiob hier von der „Furcht“ Gottes redet, so schließt er damit den Glauben nicht aus, sondern er will nur in Kürze sagen: Weise sein heißt nicht grübeln! So viele quälen sich damit und wollen dies und das wissen und wissen doch nicht warum und kommen zu nichts Festem. Sie haben keinen Nutzen davon und werden auch nicht besser davon. Es genügt nicht, dass man sich mit Wind und törichter Begierde speist; davon wird man nur aufgeblasen, wie Paulus sagt (1. Kor 8, 1): „Das Wissen bläst auf.“ So sieht die Eitelkeit der Menschen aus!

Demgegenüber sagt Hiob: Wenn wir weise sind im Sinne unseres Herrn, so werden wir im guten Sinne erbaut, um in der Furcht Gottes zu wandeln. Darum heißt auch Sprüche 1, 7 und 9, 10 die Furcht Gottes „der Weisheit Anfang“ und „der Anfang der Erkenntnis“. Einige verstehen das im Sinne eines ABC, weil man damit anfangen muss, wie man denn ein Kind nicht gleich auf den ersten Anhieb in die höchsten und tiefsten Wissenschaften einführt, sondern ihm erst die Anfangsgründe beibringen muss. Wer das

Wort Salomos so versteht, gründet sich dabei auf das, was wir 1. Joh. 4, 18 hören: „Die völlige Liebe treibt die Furcht aus.“ Aber Johannes redet hier von der Furcht der Ungläubigen, wenn sie vor Gott fliehen und vor seiner Majestät erzittern, weil sie nicht wissen, wo sie hin sollen. Alle, die nichts davon wissen, dass sich Gott mit uns in unserm Herrn Jesus Christus hat versöhnen wollen und dass an seiner immerwährenden Liebe gegen seine Kinder nicht zu zweifeln ist, alle, die davon nichts geschmeckt haben, sie alle erschrecken und entsetzen sich, wenn man mit ihnen von Gott spricht; sie machen es wie ein armer Verbrecher, der die Flucht ergreift und am liebsten die Gerechtigkeit ganz aufgehoben wüsste. Sind wir aber von der Barmherzigkeit Gottes überzeugt, so zieht uns ihre Süßigkeit in seine Gemeinschaft hinein, und wir kommen mit aufgehobener Haupt. Nicht als wären wir immer voll Ehrerbietung und Demut, aber wir sind doch gewiss, Gott angenehm zu sein, wissen also nichts mehr von dem Zweifel und der Unruhe, womit die Ungläubigen sich quälen. Diese Furcht meint Johannes. Wenn aber in den Sprüchen die Furcht Gottes der Anfang der Weisheit ist, so soll das heißen, die Furcht Gottes sei das Hauptstück der Weisheit. Das stimmt mit dem Sinn des Hiobwortes überein. So meint es auch Salomo Spr. 24, 27: „Die Furcht des Herrn ist eine Quelle des Lebens, dass man meide die Stricke des Todes.“ Er würde sie so nicht nennen, wenn wir uns nicht ganz und gar daran halten müssten und wenn sie nicht unsere vollkommene Glückseligkeit wäre.

Wir müssen also allen unsern Fleiß anwenden und unsern Sinn richten auf das, was in der Heiligen Schrift enthalten ist, weil nichts darin steht, was uns nicht von Nutzen wäre. Es ist unmöglich, dass wir Gott fürchten und uns seinem Dienst ergeben, wenn wir nicht seine Güte erkannt haben. So heißt es Ps. 130, 7: „Herr, bei dir ist die Vergebung, dass man dich fürchte.“ Auf die Furcht Gottes können wir uns nicht gründen, ehe wir genug von seiner Barmherzigkeit kennen, um freimütig zu ihm zu kommen und ihn zu suchen. Solange wir vor Gott fliehen, gehen wir ihm scheu aus dem Wege und lehnen uns infolgedessen gegen ihn auf. Einen rechten Geschmack von dieser Güte aber bekommen die Menschen nicht eher, als bis sie sich durch die Schrift haben unterweisen lassen. Da aber ist auch diese Furcht. Darunter versteht die Schrift nicht einen Knechtsdienst, den die Menschen gleichsam unter Zwang Gott leisten; sondern diese Furcht bringt es mit sich, dass wir uns der Leitung der Hand Gottes völlig ergeben, dass wir vor allem seine Güte und Barmherzigkeit kennen und ihm eine Ehrerbietung zollen, die

uns wahrhaftig mit ihm verbindet. Wenn er von der Ehre redet, die ihm gebührt, so spricht er nicht allein von seiner Majestät, er nennt sich nicht allein unsern Meister und Herrn, sondern er nennt sich zugleich auch unseren Vater. Denn durch seinen Propheten Maleachi ruft er aus: „Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo fürchtet man mich?“ (Mal 1, 6). Weil wir ihn als Vater und Herrn kennen sollen, darum sollen wir ihn lieben, doch mit Ehrerbietung, so dass wir in unserm ganzen Leben kein anderes Verlangen haben und nach nichts anderem trachten, als ihm zu gehorchen.

Jetzt sehen wir es also: Hiob ist weit davon entfernt, hier den Glauben verwerfen zu wollen, er führt uns vielmehr zu ihm hin. Denn an diesem Ende haben auch wir anzufangen, wenn wir in der Furcht Gottes wandeln wollen. Darum macht es auch Paulus, als er von der Weisheit redet, zum Gegenstand seines Gebets: „Der Gott unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Herrlichkeit, gebe euch erleuchtete Augen eures Verständnisses, dass ihr erkennen möget, welche da sei die Hoffnung eurer Berufung und welcher sei der Reichtum seines herrlichen Erbes bei seinen Heiligen, und welche da sei die überschwängliche Kraft an uns, die wir glauben nach der Wirkung seiner mächtigen Stärke, welche er gewirkt hat in Christus, da er ihn von den Toten auferweckt hat“ (Eph. 1, 17-20). Und ähnlich sagt er (Eph. 3, 18. 19): „Auf dass ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe; auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis übertrifft, auf dass ihr erfüllet werdet mit allerlei Gottesfülle.“ Als wollte er sagen: Wir mögen uns nach allen Seiten ausrecken, wir mögen steigen, so hoch wir wollen, höher können wir doch niemals kommen als zum Verständnis der Liebe unseres Herrn Jesus Christus; wir mögen in die Tiefe steigen, so tief wir wollen, so geht doch all unser Wissen darin auf, dass wir verstehen, wie Gott sich unsern Vater und Heiland nennt, wie er uns in der Person seines Sohnes angenommen hat und dass er uns hat wollen teilhaftig machen seiner Güte und Barmherzigkeit, in der unser Heil besteht. Um also Gott fürchten zu können, müssen wir seiner Güte gewiss sein. Hier aber will Hiob mit einem Wort all die törichten Spitzfindigkeiten verurteilen, zu denen die Menschen kommen, wenn sie keine Neigung und keinen Eifer haben, sich auf die Furcht Gottes zu gründen.

Wir müssen aber die Heilige Schrift nicht nur benutzen, sondern ihr auch die Ehre geben, die ihr zukommt. Es gibt heute Schwärmer genug, die das Wort Gottes verachten, weil sie meinen, es enthalte nur einfältige Dinge für das gemeine Volk und wenn sie selbst sich mit der Schrift abgaben, so vermisten sie in ihr den genügenden Scharfsinn. Nun, unser Herr bezahlt sie, wie sie's verdienen; denn wenn man einmal untersucht, was an ihnen selber ist, so findet man: sie sind doppelt blind, und unser Herr beraubt sie des allgemeinen Menschenverstandes, so dass sie dümmer sind als die ungelehrtesten und ungebildetsten Leute in der Welt. Das ist der Lohn des Stolzes bei allen, die nach dem Worte Gottes nichts fragen. Gewiss, auf den ersten Blick sehen wir da eine große Einfalt; denn unser Herr redet nicht in hochtrabenden Worten, er passt sich vielmehr den Großen und den Kleinen an, aber gleichwohl tut das der Majestät der Heiligen Schrift keinen Abbruch. Soll denn Gottes Güte seine Herrlichkeit verdunkeln? Soll sie uns daran hindern, demütig gegen ihn zu sein und ihm die Ehre zu geben, die ihm gebührt? Im Gegenteil! Denn weshalb redet unser Herr so einfältig in der Schrift? Nur aus unendlicher Güte: er sieht, dass wir einen schwerfälligen Geist haben; darum stammelt er, wenn er mit uns redet. Wir finden also in der Schrift eine grobe Sprache, aber gerade darin zeigt sich Gottes Majestät; da bedarf es keiner fleischlichen und irdischen Mittel, um Gott besonderen Glanz zu verleihen, sondern wir sind überzeugt, dass es Gott ist, der da seinen Arm ausreckt; das müssen wir fühlen und aussprechen. Es kann gar nicht in Frage kommen, dass diese Einfalt der Heiligen Schrift zu ihrer Verachtung führen müsste, wie es denn wirkliche Leute von so stinkender Hofart gibt, dass sie sich nichts aus ihr machen. Nein, sie soll uns gewiss machen, dass Gott nicht anderswoher Hilfe entlehnen wollen und dass sich gerade darin seine Kraft augenscheinlich zeigt, damit wir uns umso mehr bewogen fühlen, ihm unsere Huldigung darzubieten und uns ihm ganz und gar zu unterwerfen.

Wie aber Gold und Silber im Schmelzofen oder am Probierstein geprüft werden, so gibt es auch dafür, ob wir von der Heiligen Schrift wirklich Gewinn haben, einen Beweis: er besteht darin, ob wir auf die Furcht Gottes gegründet sind. Gewiss, wir gehen zur Predigt, wir lesen auch, wenn wir Gelegenheit dazu haben, die Heilige Schrift. Das ist eine heilige und gute Gewohnheit, und wollte Gott, wir täten darin noch unvergleichlich viel mehr, als wir tun; daneben aber müssen wir auch wissen, ob wir unsere Zeit wirklich richtig angewandt haben oder nicht. Das aber ist nicht der Fall, wenn

wir gut über die Schrift plaudern können und auf jede Frage gleich die aller-  
schönste Antwort haben, wenn wir alle Einwände geschickt widerlegen  
können und wenn wir uns auf eine richtige Auslegung der Schriftstellen  
verstehen. Gewiss, das sind alles notwendige Dinge, aber das ist noch nicht  
alles. Gewinn haben wir nur dann von der Predigt und von dem Worte Got-  
tes gehabt, wenn unser Leben davon Zeugnis gibt, dass wir Gott fürchten.  
Das ist ein Beweis dafür, dass wir in seiner Schule recht gelernt haben, dass  
er uns ein guter und treuer Lehrmeister gewesen ist und wir unsrerseits un-  
sere Zeit nicht vergeudet haben. Kurz, wenn die Schrift uns ein gutes und  
deutliches Merkzeichen geben will, um die Gläubigen von den Verächtern  
Gottes zu unterscheiden, so spricht sie: „Rühmet den Herrn, die ihr ihn  
fürchtet!“ (Ps. 22, 24); „Die den Herrn fürchten, hoffen auf den Herrn“ (Ps.  
115, 11); „Es sagen nun, die den Herrn fürchten: Seine Güte wäret ewig-  
lich“ (Ps. 118, 4). Das ist der Unterschied zwischen der Herde Gottes und  
den wilden Tieren, die keine Schranken kennen!

Kommen wir also zur Predigt oder nehmen die Bibel in die Hand, so will  
uns Gott nicht aufblasen mit eitlem Wahn, er will uns auch nicht die Ohren  
krauen, wenn sie uns jucken, kurz, er will nicht unsere Neugier stillen, son-  
dern er will damit einen Grund legen, worauf wir ihn fürchten, ehren und  
ihm dienen sollen. Sind wir erst dazu gelangt, so fahren wir auch nicht län-  
ger in der Schrift hin und her. Denn woher kommt der Fehler, dass sich die  
Menschen nicht dazu bequemen können, zu lernen, was ihnen nützlich ist,  
sondern dass jeder sich irgendetwas Besonderes ausheckt? Woher kommen  
soviel Irrlehren und Ketzereien, so viele falsche und verrückte Meinungen?  
Das kommt daher, dass wir nicht erkennen, wohin uns Gott durch sein Wort  
leiten will; es kommt auch daher, dass man die Furcht Gottes hinter sich  
wirft und meint, die Heilige Schrift sei zu einem ganz andern Zweck ge-  
geben. Nur ein Mittel gibt es, wodurch Gott uns zu sich ziehen will: seine  
Furcht und seine Liebe. Gewiss, es gibt genug flatterhafte Menschen, die  
von der Gnade unseres Herrn Jesus Christus und von der Gerechtigkeit, die  
uns in ihm geschenkt ist, genug zu reden wissen, sie können auch über den  
Glauben schwatzen; aber sie haben noch keine Ahnung davon, was das  
heißt, ihn von Gott zu haben, es sei denn, dass sie einmal von Gott gepackt  
werden und so wirklich zu ihm kommen, und zwar mit der Furcht, von der  
hier die Rede ist. Gott hat uns doch so teuer erkaufte – wie kann man es da  
noch verantworten, nur sich selbst und seinen Lüsten zu leben? Er hat uns  
doch zu seinem Eigentum erworben – ist das nicht Grund genug für einen



jeden, sich ihm zu ergeben als sein wahres Besitztum und Erbe? Er sammelt uns als seine Hausgenossen – sollten wir ihm da nicht gehorsam sein?

Auch soll die Furcht Gottes uns lehren, das Böse zu meiden. Wer sich Gott unterwerfen und sein Leben nach seinem Willen einrichten will, der muss gegen das Böse kämpfen; wir sind ja alle von Natur dazu geneigt und wissen uns von viel Versuchungen umgeben, dazu von manchem andern, was uns von Gott abwenden will, so dass wir wohl vonnöten haben, den Anfechtungen unseres Fleisches zu widerstehen. In der Furcht Gottes zunehmen aber können wir erst dann, wenn wir uns selber absagen. Denn was ist unsere Natur anders als ein Meer und Abgrund alles Bösen? Darum müssen wir in der Furcht Gottes wandeln und je länger je mehr zunehmen in seiner Schule, so dass er uns als seine Schüler anerkennen kann und wir den Beweis liefern, dass wir ihm dienen wollen, damit er uns für seine Kinder erklären und sich uns als Vater erzeigen kann.

## **Hiob 29, 1 – 5.**

**1) Da nahm Hiob aufs neue das Wort und sprach: 2) O wäre ich doch wie in der vergangenen Zeit, in den Tagen, da Gott mich behütete, 3) als seine Leuchte über meinem Haupte schien und ich beim Dunkel wandelte in seinem Licht, 4) wie ich war in den Tagen meiner Reife, da Gottes Rat in meiner Hütte war, 5) da der Allmächtige mit mir war und meine Knechte um mich her!**

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als traure Hiob der vergangenen Zeit nach, ja, als ärgere er sich darüber, dass Gott ihm sein Los so ganz verändert habe – vorher habe er ihm lauter Glück beschert, und jetzt lauter Plage; aber so meint er es nicht. Denn er spricht ja zu denen, die mit seiner Not das ganz verkehrte Urteil verbinden, als wäre er von Gott verworfen. Ihnen will er beweisen, dass das ein ganz verkehrtes Urteil ist, weil sie nur auf den gegenwärtigen Schein sehen und darüber nicht hinauskommen. Hiob meint: Wenn sie überhaupt über ihn ein Urteil abgeben wollen, so sollen sie vielmehr auf die Zeit seines Glückes blicken. Er murt nicht, er beklagt sich nicht, weil er sich seiner Güter beraubt sieht, die ihm Gott gegeben hatte; seine Worte sind vielmehr eine Anklage gegen seine Widersacher: Ihr Urteil über ihn ist falsch, weil sie nur auf den Wechsel seines Loses sehen und ihn deshalb für einen ganz verdammten Menschen halten, aber nicht daran denken, dass sie ihn zuvor in großen Ehren gehalten haben als einen vortrefflichen und auserlesenen Mann.

So sollen auch wir an unser Glück zurückdenken, wenn uns Gott Trübsal schickt. Das soll nicht unsre Traurigkeit mehren oder uns ungeduldig machen, nein, dies Erinnern soll uns die Trübsal, die wir leiden, versüßen: Gott hat uns doch seine Güte schmecken lassen, - das genügt, um uns zu trösten. Darin liegt eine für uns sehr nötige Mahnung: Wenn uns die Not zu einem unerträglichen Druck wird, dann sollen wir gedenken, dass Gott uns doch nicht immer so gedrückt hat, sondern dass er unsere Schwachheit angesehen und sie getragen und uns dadurch seine Liebe bezeugt hat; dann schöpfen wir wieder Hoffnung und haben keinen Zweifel mehr: Er will uns in der Geduld üben, will unsere Not heilen und uns daraus erretten. So müssen wir diesen Text auf unsere Trübsale anwenden.

Hiobs Widersacher sind blind, sie fällen ein ganz törichtes Urteil, weil sie an dem haften bleiben, was vor Augen ist. Denn weil Hiob in die äußerste

Not geraten war, so schien es ihnen, Gott habe ihn verworfen und man müsse ihn für einen Verfluchten halten. Aber so muss man nicht vorgehen. Man muss mit seinem Urteil zurückhalten und Mitleid haben mit denen, die leiden müssen. Wenn ein Mensch von Gottes Hand geschlagen wird, sollen wir erst einmal zusehen, was er für ein Leben geführt hat. Vielleicht ist er ein ganz böser und verruchter Mensch gewesen; dann zeigt uns der Herr mit aller Klarheit, dass seine Drohungen keine leeren Worte sind; wir sollen da durch anderer Leute Schaden klug werden, wie man zu sagen pflegt, und unsern Wandel führen in Furcht. Es hat oft den Anschein, als achte Gott nicht auf die Dinge hier unten, sondern ließe alles durcheinander gehen; aber wenn Gott seine Gerichte vollstreckt, so soll uns das ja zur Gerechtigkeit unterweisen, wie es beim Propheten Jesaja heißt (26, 9): „Wo dein Recht im Lande gehet, so lernen die Bewohner des Erdbodens Gerechtigkeit.“ Oh, man darf mit Gott nicht scherzen“ Eine Zeitlang hält er sich verborgen, endlich aber ruft er die zur Rechenschaft, die da meinten, sie wären entwischt, und von denen man auch selber meinte, sie würden ungestraft bleiben.

Sehen wir aber einen rechtschaffenen Menschen in Trübsal geraten, so dass es uns scheint, Gott habe ihn vergessen, ja, er verfolge ihn mit seinem Zorn, was sollen wir dazu sagen? Wir sollen mit unserm Urteil zurückhalten; denn das wäre doch eine gar zu große Leichtfertigkeit, wollten wir über unbekannte und verborgene Dinge urteilen! Demütigen will uns der Herr, er will das Bekenntnis von uns hören, dass er gerecht ist, obwohl wir die Ursache seines Handelns nicht sehen und kennen. So müssten auch Hiobs Freunde urteilen; stattdessen verdammen sie ihn zu Unrecht. In sein ganzes Leben haben sie hineingesehen wie in einen Spiegel der Heiligkeit und aller Vollkommenheit; nun sie ihn aber also geschlagen sehen, dass Gott ihn scheinbar völlig in den Abgrund gestoßen hat, da müssten sie denken: „Wir wissen nicht, was wir sagen sollen, wir sind in diesem Falle wie blind; dieser Mensch hat ein heiliges Leben geführt, wie kann Gott ihn denn so hart behandeln? Wir wissen's nicht. Darum sollen wir ihn vielmehr preisen und die Augen schließen, bis Gott uns zeigt, warum er so handelt.“

Das müssen wir auf uns selber anwenden. Denn, wie Christus sagt, „so man das tut am grünen Holz, was will am dürrer werden?“ (Luk 23, 31). Vergleichen wir also die, die wir als fromme und gottesfürchtige Leute kennen, mit uns – und wir werden finden, dass an uns sehr große Mängel sind, so

dass wir sagen müssen: „Ach, ich sehe wohl, Gott hat Geduld mit mir, er hat Mitleid mit meiner Schwachheit, wenn er so gelinde mit mir umgeht; denn ich bin schlechter als jener. Ich sehe, mein Wandel lässt sich mit dem seinen gar nicht vergleichen; nichtsdestoweniger plagt ihn Gott, und ich lebe in Ruhe und Frieden! Kommt es daher, dass ich es wert bin? Keineswegs, sondern mein Gott weiß, ich bin so schwach, dass ich die Trübsale nicht tragen könnte, darum verschont er mich, und deshalb muss ich alles seiner Güte zuschreiben. Werde ich aber gezüchtigt und muss Trübsal leiden, so muss ich doch ohne Unterlass Gott anrufen, weil ich weiß, dass alles zu meinem Heil geschieht, und wenn ich erst nur seine Drohungen höre, so soll mich das zum Ertragen des Leids zurüsten.“ Gefällt es ihm dann, uns mit seinen Ruten anzutasten, so wird uns das nicht mehr befremden und überraschen, weil wir uns ja von langer Hand darauf gerüstet haben.

Was Hiob hier zu seinen Anklägern sagt, ist sicherlich zur allgemeinen Unterweisung der Kinder Gottes aufgeschrieben. Über die Züchtigungen, mit denen die Menschen heimgesucht werden, muss man nicht vorschnell urteilen. Gewiss sind Züchtigungen im allgemeinen ein Zeugnis von Gottes strafender Gerechtigkeit über unsere Sünden, denn wären wir völlig rein und unschuldig, so würde Gott uns sicherlich anders behandeln, als er es tut. Wenn wir also die Menschen so elend und mannigfach gequält sehen, so sind das Früchte ihrer Sünden, im allgemeinen wie im einzelnen Falle. Indessen darf man nicht alles mit einer Elle messen. Denn es gibt mancherlei Ursachen, weshalb Gott die Trübsale in die Welt schickt. Denn weil Gott die Dinge auf mancherlei Weise sieht, so dürfen wir nicht alles ineinander wickeln, sondern müssen vorsichtig sein, unsern Verstand im Zügel halten und genau mit Maßstab und Zirkel vorgehen. Wir sollen eines jeden Lebensführung bedenken, und wenn dann die, die unter Verachtung Gottes und seines Wortes ein zuchtloses Leben geführt haben, in Trübsal geraten, dann dürfen wir den Schluss daraus ziehen, Gott wolle uns durch sie eine Lehre geben, und es sollen uns die Augen dafür aufgehen, dass auch unsere Sünden am letzten Ende einmal vor dem himmlischen Richter zur Abrechnung kommen. Sehen wir aber nicht ein, warum Gott diesen oder jenen plagt, sondern meinen, das Gegenteil sei richtig, so sollen wir sagen: „Herr, du bist gerecht, es sei, wie es wolle; wir aber sind blind, und unser Fleisch reizt uns, gegen dich zu murren. Aber wir wollen nicht mit dir rechten, sondern ruhig und geduldig warten, bis du uns Aufschluss gibst über das, was jetzt verborgen ist.“ Schenkt Gott uns aber Glück und Wohlfahrt, so wollen

wir uns nicht in vermessenem Stolz überheben, sondern merken, dass er uns Zeit lässt, um uns auf die künftigen Trübsale zu rüsten; denn wir dürfen wissen, er hat Mitleid mit uns und wird uns nicht mit harter Strenge behandeln. Sehen wir aber, dass Gott sich um die Gottlosen nicht kümmert, dass er ihnen den Zügel schießen lässt und sie nicht gleich zu Boden stürzt, so sollen wir nicht meinen, sie wären um so viel besser dran, und ihnen ihr Glück nicht missgönnen, wie es Ps. 37, 1 heißt: „Erzürne dich nicht über die Bösen!“ – Nun zu den einzelnen Worten Hiobs.

O wäre ich doch in der vergangenen Zeit, da Gott mich behütete! Er meint also, jetzt habe ihn Gott verlassen. Wenn die Gläubigen sich beklagen, Gott habe sie verlassen, so meinen sie das nicht so, als sei das wirklich der Fall, sondern es ist in uns zweierlei Empfinden: das eine das natürliche, das andere das des Glaubens. Der natürliche Sinn sieht auf das, was man fühlt, sieht und betastet. Wenn uns nun Gott in der äußersten Not stecken lässt, dass wir nicht wissen, wo es hinaus soll, so hat es wohl den Anschein, als breitete sich eine große, dicke Wolke zwischen ihm und uns, ja, als ständen wir nicht mehr in seiner Hand und Hut. Dabei aber verheißt uns Gott: Gerade wenn ihr mich ferne wähnet, so bin ich euch nahe, und gerade wenn ihr meint, ich hätte die Augen geschlossen, dann sollt ihr denken: Hat Gott so gesprochen, so wollen wir uns an seine Verheißung klammern. Es ist also ein doppeltes Empfinden in uns. Widerfährt uns ein Unglück, so kann es nicht anders sein, als dass wir denken: Gott hat uns den Rücken gekehrt – das entspricht unserm natürlichem Empfinden. Dann aber müssen wir alsbald unsere Zuflucht nehmen zu den Verheißungen Gottes, der zu uns spricht: „Rufe mich an in der Not!“ (Ps. 50, 15). Diese Einladung ist ein Zeichen, dass wir in seinem Schutz und Schirm sind.

Da sieht man nun, wie der Glaube das natürliche Empfinden verdrängen muss, damit wir mitten in all unserm Jammer doch Frieden haben. In diesem Sinne meint es auch Hiob: Wo sind die Zeiten, da mich Gott behütete? Gott hatte ihm doch tatsächlich und absichtlich bewiesen, dass er ihn behütete! Die Menschen mag es wohl bedünken, und er selbst mag es nach seinem natürlichem Sinne so empfinden, als habe ihn Gott jetzt verlassen, wiewohl er dem in Kraft des Glaubens entgegentritt und also gegen die Anfechtung streitet.

Geht es uns aber wohl, so dürfen wir das nicht Glück nennen – wie denn die boshafte Menschen mit diesem Ausdruck Gott seine Ehre stehlen und rau-

ben -, sondern wir müssen es so bezeichnen: Gott behütet uns. Wie kommt es denn, dass es uns wohl geht? Gott hat Erbarmen mit uns, er ist unser Schirmherr. Zur Vorsehung Gottes müssen wir allezeit unsere Zuflucht nehmen und ihm das Lob spenden für all die Wohltaten, die er an uns tut, auch in diesem vergänglichen armen Leben.

Hiob fährt fort: als seine Leuchte über meinem Haupte schien und ich beim Dunkel wandelte in seinem Licht. Von göttlicher Erleuchtung spricht man bisweilen, wenn er uns durch sein Wort unterweist; darum wird es auch eine Leuchte genannt (Ps. 119, 105). Aber an unserer Stelle hat das Wort einen andern Sinn: Hiob denkt an den Trost, den Gott ihm bescherte in seinen Trübsalen, und an den guten und erwünschten Ausgang, den er ihm bescherte. Was ist also die Leuchte Gottes? Es ist Gottes Beistand in guten Tagen. So sehen wir ja auch die Trübsal in der Schrift mit der Finsternis verglichen. Geht aber Gott lieblich mit uns um, so ist das, als wenn die Sonne schiene. Sonniges Wetter macht die Leute froh, während die Nacht uns schwermütig macht, und wenn das Wetter umschlägt und Regen kommt, so sind wir wie geschlagen, und jeder verkriecht sich in seinen Winkel. Sooft uns etwas Gutes widerfährt, sollen wir wissen, dass Gott uns erleuchtet und uns ein gütiges Angesicht zeigt: wir sollen ihn als Vater erkennen und preisen.

Wie ich war in den Tagen meiner Reife. Das Wort, das Hiob hier braucht, bedeutet eigentlich den Herbst, aber gleichnisweise wird es auch im Sinne von Jugend gebraucht, und zwar von der Zeit, da der Mensch in seiner Lebensreife und auf der Höhe seiner Kraft steht. Warum wird dies Lebensalter mit dem Herbst verglichen? Weil der Mensch dann seine Früchte bringt. Da Gottes Rat in meiner Hütte war: als ich die Vorsehung Gottes über meiner Hütte hatte, als er mir seine Gemeinschaft schenkte, als ich seine Güte und Nähe fühlte und er mich gleichsam auf seinem Schoße trug. Ist wohl je ein geschaffenes Wesen so geplagt worden wie Hiob? Trotzdem wendet er sich zu Gott und gibt ihm die Ehre: Gott ist es, der seine Leuchte über mir angezündet hat, er hat mich geleitet, er ist mir nahe gewesen. Ist das nicht ein zweifaches und dreifaches Verdammungsurteil über die, die nicht so hart geschlagen sind und gleichwohl Gott vergessen und seine Wohltaten in sich hineinschlingen, ohne ihm dafür zu huldigen?

## **Hiob 30, 19 – 21.**

**19) Er hat mich auf die Erde geworfen, und ich bin wie Staub und Asche. 20) Schreie ich zu dir, so erhörst du mich nicht; harre ich auf dich, so kümmerst du dich nicht um mich. 21) Du hast dich mir in einen Grausamen verwandelt und bist mir zuwider mit der Stärke deiner Hand.**

Hiob ist völlig darnieder geworfen, so dass kein Tröpflein Lebenshoffnung mehr in ihm ist. Man konnte wohl sagen: Mit dem ist's zu Ende, über den herrscht nur noch der Tod! Seine Kraft ist hin, er ist wie ein Leichnam, ja ein halb verwester Leichnam. In seiner äußersten Not sah er kein Zeichen des Lebens mehr, man konnte nur noch den Stab über ihn brechen, ja, das war schon geschehen. Unser Vertrauen soll also nicht an irdischen Dingen haften, sondern mitten im Tode müssen wir auf Gott hoffen, und wenn es scheinbar mit uns vorbei ist, so müssen wir nichtsdestoweniger das von Gott verheißene Leben ergreifen und festhalten.

Die Kraft Gottes aber ist nicht abhängig von menschlichen Mitteln, überhaupt nicht von dieser Welt, sondern er wirkt auf eine uns unbegreifliche und verborgene Weise. Unser Glaube darf nicht eingeschlossen sein in unsere Wahrnehmungen, er muss sich allein auf die Kraft Gottes gründen. Diese Gotteskraft ist unermesslich, und man darf sie nicht abmessen oder regulieren nach den Mitteln dieser Welt oder nach dem Sichtbaren: Gott kann wirken auf eine uns völlig unbekannte Art. Darum muss unser Glaube auch weit über die irdischen Grenzen hinausgreifen.

So ist die Kraft, mit der Gott für unsere Seligkeit wirkt, nicht eingeschlossen in irdischen Grenzen, so dass wir sagen müssten: Gott wird's so und so machen, weil die Naturordnung so und so ist, weil wir etwas davon zu sehen meinen und weil dies Mittel und diese Hilfe da ist. Das hieße, ihm schweres Unrecht tun; denn alles, was in Gott ist, ist unendlich. Man darf also Gottes Macht nicht in unsere Einbildungen und Gedanken einspannen. Wie Gottes Güte unendlich und abgrundtief ist, so ist es auch seine Weisheit, ebenso seine Gerechtigkeit, und dasselbe müssen wir von seiner Kraft sagen. Wollen wir aber diese Gewalt und Kraft begreifen, ach, würden wir sie wohl wirklich in unser Hirn einschließen können? Das ist unmöglich! Wenn Gott uns retten will, so geht das nicht auf eine gewöhnliche Weise zu, sondern er wirkt durch Wunder an uns, so dass er uns vom Tode aufer-

weckt. Deshalb legt er sich auch das Amt bei, die Menschen ins Grab zu führen und wieder heraus (Deut. 32, 39). Und in einem Psalm heißt es: „Bei unserm Gott stehen die Ausgänge des Todes“ (Ps. 68, 21; Grundtext). Es heißt: „bei unserm Gott“, damit die Gläubigen merken, dass Gott ihnen nahe ist und dass er sie durch die Erfahrung fühlen lässt, was da gesagt ist, nämlich dass er die Ausgänge des Todes hat. Und welches sind diese „Ausgänge“? Wenn der Tod seine Herrschaft über uns ausgeübt hat und wir allem Anschein nach in einen Abgrund versenkt sind, in dem es gar keine Lebenshoffnung mehr gibt, so kann unser Herr uns wohl lebendig machen, und zwar auf eine uns unbekannt und wunderbare Weise, die die Menschen nicht begreifen können, bis sie in der Wirklichkeit sichtbar wird. Darum wurde auch dem Ezechiel das Gesicht zuteil, wonach auf ein Wort des göttlichen Mundes die vorher verdorrten und wesenlosen Gebeine herzukommen, und die Adern fügen sich wieder zusammen, der Geist kommt wieder, die Kraft kommt wieder, und es stehen lebendige Menschen da. So müssen wir uns auch auf die unermessliche Kraft Gottes gründen, und wenn es sich darum handelt, dass wir auf ihn trauen sollen, so müssen wir nicht kommen und disputieren: „Kann Gott das auch? Ist das auch wohl wahrscheinlich? Können wir auch wohl dazu mithelfen?“ Nein, das können wir nicht! Aber Gott weiß, wie er es machen soll. Lasst uns deshalb auf ihn harren! Nun aber muss unser Glaube die Macht Gottes umfassen; Gottes Macht ist nicht nach Menschenmaß bemessen und nicht an menschliche Mittel gebunden; darum muss sich auch unser Glaube in die Höhe und Tiefe erstrecken, er muss unbegrenzt sein. Gewiss, er wird niemals so vollkommen sein, wie er sein müsste, wir werden immer nur einen kleinen Glauben haben; aber gleichwohl müssen wir dahin arbeiten. Und wenn auch unser Glaube immer nur schwach und begrenzt sein wird, so haben wir doch nach diesem Ziel zu streben, dass wir uns auf unsern Gott stützen und von ihm das Heil erwarten. Und welcher Art soll dies Warten sein? Müssen wir an diesen irdischen Dingen haften? O nein, ein jeder treibe sich zu dem Gebet: Herr, du bist allmächtig, darum wirst du uns retten nach deiner Kraft, die uns jetzt noch unbekannt ist. Und es kann uns eine Stärkung sein, dass Gott uns in Hiob seine Kraft so herrlich bezeugt hat.

Nun aber wendet sich Hiob an Gott: Schreie ich zu dir, so erhörst du mich nicht. Das ist die schwerste Anfechtung, die es gibt. Denn wenn uns Unglück begegnet, so merken wir: Eben mit der Bestimmung hat Gott uns in die Welt gesetzt, dass wir mannigfach versucht und von mancherlei Trüb-



salen heimgesucht würden; er wollte uns zeigen, dass es nichts ist mit diesem gebrechlichen Leben. Das alles schreiben wir der Schwachheit unserer Natur zu. Nehmen wir aber unsere Zuflucht zu Gott und spüren gleichwohl keine Erleichterung von ihm, und er verbirgt sich uns, und es will uns bedünken, alles Beten bedeute nur verlorene Zeit – ja, dann sind wir in äußerster Not. Die vornehmste Arznei, die Gott uns gibt, ist die Erlaubnis: Wenn ihr in Verzweiflung geratet und seid wie tot, so kommt zu mir, und ihr sollt merken: Ich habe Kraft, euch lebendig zu machen; ich richte wieder auf die Gefallenen, ich wecke die Toten wieder auf, ich führe aus dem Grabe heraus, die darin verscharrt, ja so tief versenkt waren, dass es aussah, als sollten sie es niemals wieder verlassen. Ja, so freundlich ist Gott gegen uns, dass er uns verspricht, er wolle unsere Bitten niemals ablehnen. Nun kommen wir und suchen ihn – und er entzieht sich uns und hat scheinbar taube Ohren! Ja, das ist eine Anfechtung, die uns tödlich werden kann.

Diese Anfechtung hat auch Hiob an den Rand der Hölle gebracht; denn seine Not bestand nicht in einer gewöhnlichen Züchtigung, sondern nach allem Augenschein hatte ihn Gott so völlig verlassen, dass er daraus den Schluss ziehen konnte: Ich habe meinen Gott umsonst gedient; ich habe gehofft, er solle mir helfen und mein Heiland sein – ich bin betrogen! Gewiss, Gott sagt deutlich, die Seinen sollten Trübsal leiden, aber er lockt sie doch zu sich: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen“ (Ps. 50, 15)! Durch seine Kraft sollen wir auch im Tode Lebenshoffnung haben; denn siehe, da ist Gott! Er tut uns die Tür auf mit seinem Wort: „Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen“ (Ps. 145, 18). Suche ich dich aber jetzt, sagt Hiob, so finde ich dich nicht; rufe ich zu dir, so antwortest du mir nicht; ich klopfe an, aber die Tür bleibt mir verschlossen!

Wie kann er wohl so reden? Hat Gott etwa seine Verheißung nicht erfüllt, die er allen Gläubigen gibt, er wolle ihnen nahe sein, wenn sie ihn suchten? Wohl waren damals diese Sprüche noch nicht geschrieben; aber Gott hat es niemals unterlassen, sich der Seinen zu erbarmen; nachher aber hat er das in die Bibel schreiben lassen, damit jeder wisse, was er für ein Gott ist und wie er sich allezeit zu erkennen gegeben. Wäre nun Hiobs Gebet verlorene Mühe gewesen, so wäre die Verheißung falsch, dass er nahe sein wolle allen, die ihn mit Ernst anrufen, dass alles bewilligt wird, was wir im Namen

unseres Herrn Jesus Christus ihn bitten, ja, dass er uns gar helfen will, ehe wir noch den Mund auf tun.

Nun hat Hiob zwar damals nichts davon gemerkt, dass Gott ihm helfen wollte; aber am Ende hat er's doch empfunden, und Gott hat es ihn erfahren und spüren lassen. Wir müssen Gottes Hilfe nicht nach ihrem augenblicklichen Eintreffen beurteilen – das hieße, sie in einen zu engen Rahmen spannen -, sondern den Ausgang abwarten. Hat unser Gott die Ohren nicht offen gehabt, als wir zu ihm schrieen, so wird doch der Ausgang unserer Trübsal allezeit glücklich sein, wofern wir nur ihn anrufen ohne Unterlass. Es komme, was da wolle, wir dürfen nur nicht meinen, Gott wolle uns nicht hören, wenn wir ihn anrufen. Wir sehen doch, wie es dem Hiob ergangen ist. Wenn es 1. Sam 8, 18 heißt: „Wenn ihr dann schreien werdet, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören“, so ist das eine Drohung nur für die Ungläubigen. Denn wenn wir in Glauben und Hoffnung rufen, so wird sich die genannte Verheißung an uns unfehlbar erfüllen. Aber weil die Ungläubigen bei ihrem Rufen nichts tun als heulen und wimmern, weil sie keinen Glauben zu Gott haben und, obwohl sie wissen, dass sie ohne ihn rettungslos verloren sind, doch nicht an ihn denken, darum werden sie auch nicht erhört. Dem Hiob ist die Anfechtung widerfahren, dass er gerufen hat und ist nicht erhört worden. Daraus können wir den Schluss ziehen: Wenn Gott uns scheinbar nicht hört, so bedeutet das nicht, dass er unser Gebet verwirft und sich nicht darum kümmert, sondern er stellt sich nur so, damit wir unablässig beten und nicht müde werden.

Aber auch wenn Gott scheinbar unsere Gebete nicht hört, so zeigt er uns dennoch, dass er sie wohl vernommen hat. Hiob beklagt sich, Gott habe sein Schreien nicht gehört; aber er wäre ja längst im Abgrund versunken, wenn Gott seine Klagen wirklich nicht gehört hätte – Hiob hat es nur nicht gemerkt. Unser Herr arbeitet oft an uns, ohne dass wir mit unserer Vernunft etwas davon merken, dass er uns hilft. Wir sind zu stumpf und verständnislos; aber mit der Zeit lässt Gott uns doch erkennen, dass er uns dennoch immer nahe war und im Stillen allezeit seine Kraft in uns hat hineinträufeln lassen. Wir müssen uns also diese Anfechtungen zur Prüfung dienen lassen: wenn wir in unserer Not Gott suchen und doch keine Linderung spüren, ja vielmehr die Not nur schlimmer wird und es den Anschein hat, Gott wolle uns das Kreuz nur immer schwerer machen, je mehr wir ihn suchen, so sollen wir darum ja nicht verzweifeln, sondern warten in Geduld. Die Gnade,

die Gott damals dem Hiob erwiesen, die er seiner Zeit dem David erzeugte und allen andern Gläubigen, die ist auch heute nicht geringer geworden. So haben wir unsern Kampf zu führen, bis wir vollkommenen Sieg über die Anfechtung haben, die von allen die schwerste ist: nicht erhört zu werden, wenn wir Gott anrufen.

Noch schlimmer ist es, wenn Hiob nun spricht: Du hast dich mir in einen Grausamen verwandelt und bist mir zuwider mit der Stärke deiner Hand. Es ist ihm also nicht allein keine Erlösung oder Erleichterung von seiner Not zuteil geworden, sondern das Feuer facht sich scheinbar nur noch heller an, und die Abgründe sperren ihren Rachen nur noch weiter auf, kurz, über der Anrufung Gottes verschlimmert sich seine Lage noch, gerade als ob er Gott bäte, ihn noch weiter zu strafen. Das ist die schwerste Anfechtung, wenn es den Anschein hat, als wenn wir Gott durch unser Gebet nur noch mehr reizten, als wollte er jetzt das Schwert ziehen und uns völlig den Garaus machen. Was ist da zu tun? Da müssen wir von Hiob lernen. Es soll uns nicht befremden, wenn Gott auf diese Weise unsern Glauben erproben will; nein, in dem Maße, wie sich das Unglück mehrt, wird er uns auch zu Hilfe kommen und nicht zulassen, dass wir erliegen. Seine Hand wird uns allezeit stützen, und das in einer uns unbekanntem Art. Aber Geduld muss beim Glauben sein, wie der Apostel sagt: „Wir begehren aber, dass ein jeglicher denselben Fleiß beweise, die Hoffnung festzuhalten bis ans Ende, dass ihr nicht träge werdet, sondern Nachfolger derer, die durch Glauben und Geduld ererben die Verheißungen“ (Hebr 6, 11. 12), und: „Geduld ist euch Not, auf dass ihr den Willen Gottes tut und die Verheißung empfanget; werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat“ (Hebr 10, 36. 35). Wir müssen in mancherlei Kämpfen geübt werden, ehe wir zum Triumph gelangen; denn dieses Leben ist uns zum Kampf verordnet.

Wenn aber Hiob klagt: Du hast dich mir verwandelt in einen Grausamen, so will er damit Gott nicht etwa der Ungerechtigkeit zeihen, sondern er will nur seiner großen Not Ausdruck geben. Wenn wir etwa unsere Trübsal eine Grausamkeit oder übermäßige Strenge nennen, so ist damit nicht gemeint, dass wir Gott verdammen wollten. Die Gläubigen fühlen unter dem Druck der Hand Gottes eine so schreckliche Angst, dass sie sie gar nicht aussprechen können. Nicht ohne Grund bedient sich David bei der Klage über seine Trübsale einer Fülle von Gleichnissen: „Das Wasser geht mir bis an die Seele, ich versinke in tiefem Schlamm, da kein Grund ist, ich bin im tiefen

Wasser, und die Flut will mich ersäufen; ich habe mich müde geschrieen, mein Hals ist heiser; das Gesicht vergeht mir, dass ich so lange muss harren auf meinen Gott“ (Ps. 69, 2-4). „Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennt; mein Herz ist in meinem Leibe wie geschmolzenes Wachs. Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen, du legest mich in des Todes Staub“ (Ps. 22, 15. 16). „Meine Gestalt ist verfallen vor Trauern, dazu meine Seele und mein Leib; denn mein Leben hat abgenommen vor Betrübniß und meine Zeit vor Seufzen; meine Kraft ist verfallen vor meiner Missetat, und meine Gebeine sind verschmachtet“ (Ps. 31, 10. 11). Es die schlimmste Not, wenn wir fühlen: Gott ist uns zuwider. Und je mehr wir ihn fürchten, desto größer wird unsere Qual. Denn die Ungläubigen, die Gottesverächter und Weltmenschen sind stumpf und gefühllos. Die Gläubigen aber wissen, dass all ihr Heil in der Gnade Gottes besteht, und damit trösten sie sich mitten in ihrer Bedrängnis; wenn sie aber meinen, Gott sei ihr Feind und habe sie verworfen, auch wenn es ihnen noch so gut geht, so befällt sie eine solche Angst, dass sie nicht aus noch ein wissen. Deshalb sagt auch der König Hiskia: „Gott zerbrach mir alle meine Gebeine wie ein Löwe“ (Jes. 38, 13). Will Hiskia sich damit über Gott beschweren oder mit ihm rechten? Keineswegs. Er will nur den Schrecken ausdrücken, der die Gläubigen quält, wenn sie den Zorn Gottes fühlen und ihre Sünden erkennen und Gott als ihren Richter. So will auch Hiob, indem er sich beklagt, Gott habe sich mit Grausamkeit gegen ihn gewandt, damit nicht sagen, Gott habe ihn wie ein Tyrann behandelt oder er sei ungerecht, sondern er bringt damit nur seinen heftigen Schmerz zum Ausdruck.

Wenn Gott sich als unser Widersacher erzeigt und uns, anstatt uns in seine Huld und unverdiente Liebe aufzunehmen, nur Anzeichen seines Fluches spüren lässt, so ist das eine unerträgliche Qual. So muss sich denn jeder auf den Schlag vorbereiten, damit wir, wenn er kommt, gerüstet sind und nicht in äußerste Verzweiflung fallen, sondern mitten im Abgrund etwas von Gottes Trost schmecken. Wir dürfen uns also ja nicht wünschen, immer frei von aller Angst zu bleiben; denn ohne Angst leben nur die Ungläubigen und verruchten Gottesverächter. Nein, es ist uns gut, aus dieser Gefühllosigkeit aufgeweckt zu werden und den Zorn Gottes zu fühlen; unser Wandel wird dann viel sorgfältiger, und wir lernen uns demütigen. Und nun noch eins: So vollkommen können wir Gott nie gehorchen, so völlig nie unsere Stimmungen beherrschen, dass nicht immer noch viel zuviel Widerspenstigkeit

übrig bliebe: Selbst Hiob war nicht so ehrerbietig, wie er hätte sein müssen, sonder ist gleichsam Hals über Kopf in diese Anfechtung hineingeraten, doch hat er ihr mit großem Ernst widerstanden. Darum müssen wir uns selbst in Zucht nehmen; und wenn wir auch noch so tapfer gestritten haben, uns selbst zu bezwingen, so ist gleichwohl immer noch viel Unvollkommenheit da, und Gott findet immer Ursache genug, uns zu verdammen, wo er nicht in seiner unaussprechlichen Güte mit uns Geduld trägt.

## Hiob 32, 1- 3.

**1) Da nahmen die drei Männer davon Abstand, noch länger mit Hiob zu reden, weil er sich in sich selbst für gerecht hielt. 2) Elihu, aber, Baracheels Sohn, von Bus, aus dem Geschlecht Rams, ward zornig auf Hiob und sehr entrüstet, weil er sich für gerechter hielt als Gott. 3) Aber auch auf seine drei Freunde wurde er zornig, weil sie keine Antwort fanden und dennoch Hiob verdamnten.**

Nicht unbegründet ist Elihus Zorn über Hiob und seine Freunde: Hiob hatte zwar wohl eine gute und verständige Klage vorzubringen, aber er war über seine Grenzen maßlos hinausgegangen, während die anderen sich in Gegensatz zu Gott setzten, so gute Gründe sie auch anführen konnten – und der Sache taten sie damit einen schlechten Dienst. Nun wollen die drei Freunde nicht länger mit Hiob disputieren, weil er sich in sich selbst für gerecht hielt. Nun, so hoch hat Hiob seine Gerechtigkeit doch nicht eingeschätzt, dass er gemeint hätte, es sei an ihm überhaupt nichts zu tadeln. Im Gegenteil, er bekennt sich als einen armen Sünder; aber er wollte sich nur nicht nach dem Belieben derer, die so verkehrt über seine Trübsal urteilten, ins Unrecht setzen lassen. Darum meinten sie, er mache sich selbst gerecht, obwohl er gar nicht daran dachte. Das Sprichwort hat recht: Blinder Eifer schadet nur; und wenn ein Richter übereilt urteilt, so kann nichts anderes als ein törichter und leichtfertiger Spruch zustande kommen. Wir müssen immer mit unserm Urteil zurückhalten, bis uns die Wahrheit völlig bekannt ist. Und wenn uns die Leute böswillig verdammen, ohne Grund dazu zu haben, so sollen wir uns nicht allzu sehr entrüsten; denn Hiob, dem vortrefflichen Diener Gottes, ist es auch so ergangen. Wir wollen ruhig unsern Weg weitergehen und der Wahrheit, von der wir überzeugt sind, beständig anhängen. Aber auch Kinder Gottes lassen sich leicht vom Zorn übermannen und halten sich nicht genug im Zaum. Da müssen wir an uns halten; sonst kommt zu dem Eigensinn auch noch die Leichtfertigkeit. Gewiss, wer sich weit vorwagt, ist in der Regel auch eigensinnig; aber wenn wir gefehlt haben, müssen wir nicht auch noch eigensinnig dabei beharren, sondern uns beherrschen und zurückhalten.

Was nun den Elihu anlangt, so ist es nicht bedeutungslos, dass die Schrift auch über seine Herkunft berichtet. Er stammte aus Bus. Es ist also auch in der alten Zeit bei allen Irrtümern, in die die Völker verstrickt waren, doch noch ein gutes Samenkorn von Religion bei ihnen verblieben. Nach der

Sintflut hat die Welt sich alsbald aufgelehnt und jeder sich der Lüge und dem Verderben zugewandt, obwohl ein schreckliches Strafgericht Gottes ergangen war. Dennoch sind nicht alle abtrünnig geworden, nicht alle haben die wahre Religion verlassen. Wir sehen an Elihu, dass noch gute und heilige Lehre vorhanden war. Es sollte den Ungläubigen alle Entschuldigung genommen werden, und keiner sollte sich auf seine Unwissenheit berufen können. Die Menschen lassen sich sonst nicht so leicht betrügen; handelt es sich aber um den Dienst Gottes, so machen sie die Augen zu und löschen alles Licht aus, dann wollen sie nur noch betrogen sein.

Propheten Gottes waren diese Frommen, von denen wir hier hören, nicht; aber die Lehre, die von ihnen ausgegangen ist, hatte eine Majestät an sich, die der Prophetie gleichkommt. Die Anwendung auf Hiobs Person war verkehrt, gleichwohl verfügten sie über einen trefflichen Geist, und ihre Lehre muss angenommen werden, als käme sie aus der Schule des Heiligen Geistes. Bei aller ihrer Vortrefflichkeit aber bleibt bestehen, dass sie im Gesetze Gottes nicht unterwiesen und von Gottes Kirche getrennt waren. Wir haben es also mit Leuten zu tun, die keine Schrift hatten; sie hatten überhaupt nichts anderes als die Lehre, die Noah und seine Kinder nach der Sintflut verkündigt hatten; aber Gott hatte ihnen einen Erkenntnis gegeben, die wohl zur Erbauung des gemeinen Volkes dienen konnte. Darum hat die Welt sich auch nicht mit Unwissenheit entschuldigen können.

Wenn man jedoch sagt, Gott habe die Menschen zu dieser Zeit im Verderben wandeln lassen, so soll das heißen: Er hat nicht ihnen allen die Gnade bewiesen, ihnen die besondere Wahrheit zu geben, die er seiner Kirche und seinem Volke vorbehalten hat. Aber das dient nicht zu ihrer Entschuldigung. Gott also die Menschen in der Irre laufen lassen, und sie sind alle ins Verderben geraten; gleichwohl ist doch ein Same in ihren Herzen geblieben, und sie haben die Wahrheit gekannt. Sie konnten nicht sagen: Wir wissen nicht, was Gott ist, wir haben keine Religion gehabt – niemand konnte sich ihrer ganz entschlagen –; denn das ist in ihr Gewissen eingegraben geblieben, dass die Welt nicht von selbst entstanden ist und dass es eine himmlische Majestät gibt, der man sich unterwerfen muss. Paulus redet ausdrücklich von dem Zeugnis, das Gott den Kreaturen eingepägt hat: „Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man es wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt“ (Röm. 1, 20). Die Ordnung der Welt ist ja wie ein Buch, das uns lehrt und

das uns zu Gott führen soll. Doch müssen wir das Wort Röm. 2, 14. 15 hinzunehmen: „So die Heiden, die das Gesetz nicht haben, doch von Natur tun des Gesetzes Werk, sind dieselben, dieweil sie das Gesetz nicht haben, sich selber ein Gesetz, als die da beweisen, des Gesetzes Werk sei geschrieben in ihren Herzen.“ Gott hat uns in unserm Gewissen eine Gewissheit gegeben, die uns jede Unklarheit über Gut und Böse unmöglich macht. Gewiss, nicht jeder hat das, was hier von den Freunden Hiobs berichtet wird; aber das ist sicher: Man findet in der ganzen Welt keinen so rohen und barbarischen Menschen, der nicht irgendein Nagen des Gewissens in sich spürte, der nicht wüsste, dass es irgendeinen Gott gibt, und der nicht so viel Unterscheidungsvermögen hätte, dass er das Böse verdammt und das Gute lobte. Es gibt also gleichsam Fußstapfen, die Gott im Herzen auch der Unwissendsten zurückgelassen hat, damit die Menschen sich nicht hinter einer Entschuldigung verstecken können, sondern in dem Prozess verurteilt werden, der sich in der Verborgenheit ihres Innern abspielt. Wenn aber die Erkenntnis Gottes so hell in der Welt leuchtete, dass alle davon erleuchtet werden konnten, - wie ist es dann möglich, dass sie sich einem so groben und plumpen Unverstand ergeben konnten, dass sie Holz und Stein, Sonne und Mond anbeteten und sich fratzenhafte Götzenbilder daraus machten und nicht mehr wussten, was es um den lebendigen Gott sei? Das ist ja gerade, wie wenn ein Mensch am hellen Mittag mutwillig anrennt oder ein Trunkener umherirrt, obschon er den rechten Weg vor Augen sieht! Also nicht durch Einfältigkeit sind die Menschen in die Irre geraten, sondern in offener Bosheit haben sie Gott getrotzt. Es ist so, wie Johannes sagt: „Das Licht scheint in der Finsternis“ (Joh. 1, 5). Die Menschen hätten unmöglich in eine so plumpe und ungeheuerliche Abgötterei hineingeraten können, wenn sie sich nicht mutwillig hineingestürzt hätten. Deshalb lasst uns umso vorsichtiger wandeln, solange uns das Licht noch scheint! Wir haben Jesus Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, der leuchtet über uns. Lasst uns ja nicht die Augen zumachen, sondern wandeln, solange der Tag noch währt!

Elihu ward zornig auf Hiob. Er wird nicht wegen eines übermäßigen, leidenschaftlichen Zornes getadelt, sondern es ist ein guter und löblicher Unwille; denn er geht aus Elihus Eifer um die Wahrheit Gottes hervor, als er sah, dass Hiob sich für gerechter hielt als Gott. Hiobs Freunde stritten wider ihn, weil er ein gottloser Mensch wäre. Hiob bestreitet das, und er hat auch vollkommen Recht; aber er geht zu weit, und wenn seine Sache auch gut ist,



so führt er sie doch nicht richtig. Elihu denkt also daran, dass Hiob sich zu ungeduldigem Murren hat verleiten lassen, und insofern hat er eben gerechter sein wollen als Gott. Gewiss, das war nicht seine Absicht; er hätte hundertmal lieber gewollt, die Erde hätte ihn verschlungen oder er wäre nie geboren, als dass er eine solche Gotteslästerung auch nur in seinen Gedanken hätte begehen sollen. Wie kann denn aber gesagt werden, er habe sich für gerechter gehalten als Gott? Nun, wir können Gott manchmal lästern, ohne daran überhaupt zu denken. Wieso denn? Indem wir mit ihm rechten! Wenn wir nicht alles gut finden, was er tut, besonders wenn er uns betrübt, so ist es sicher, dass wir gerechter sein wollen als Gott. Gewiss, wir sagen das nicht, wir sind uns dessen nicht einmal bewusst, aber in der Tat ist es so. Das genügt zu unserer Verdammnis: wir geben der Gerechtigkeit Gottes nicht die Ehre, dass wir sie wirklich anerkennen. Hiob weiß, dass Gott gerecht ist, er erkennt es auch ohne Heuchelei an. Er bekennt sich als armen Sünder, er gibt zu, dass er auf tausend nicht eins antworten könnte. Er will sich also keineswegs über Gott stellen, ja nicht einmal ihm gleichstellen. Dabei aber sagt er: Ich muss mich wundern, dass Gott mich so plagt – was ist denn an mir zu tadeln? Und weiter: Ich bin eine arme schwache Kreatur – ist es denn wirklich nötig, dass Gott seinen starken Arm gegen mich ausstreckt? Warum tötet er mich denn nicht auf den ersten Streich? So lässt er sich gehen in Murren und Trotz, und damit erklärt er sich für gerechter als Gott. Das ist ein Beispiel dafür, wie oft wir in unsern Stimmungen Gott lästern, ohne es zu wissen, und das muss uns vorsichtig machen, damit wir uns in unserer inneren Erregung nicht gehen lassen.

Nein, wir sollen Gott preisen in allem, was er tut, und auch wenn uns seine Hand zu hart dünkt, sollen wir doch allezeit bekennen: Herr, wenn ich in einen Prozess mit dir eintrete, so ist meine Sache verloren, das weiß ich wohl. So spricht auch Jeremia und zeigt uns damit den Weg, was wir zu tun haben: „Herr, wenn ich gleich mit dir rechten wollte, so behältst du doch recht“ (Jer. 12, 1); ich wollte gerne in einen Wortstreit mit dir eintreten, und wenn ich sehe, dass alles so verworren durcheinander geht, so wollte ich gern untersuchen, warum du so handelst. Das möchte ich gern; aber, Herr, ehe du mir das gestattest, muss ich schon bekennen: Du bist gerecht, du hast in allem recht, und von dir kann nichts kommen, was nicht alles Lobes wert wäre.

Was lehrt uns aber diese Stelle über den Zorn? Zunächst das, dass man nicht jede Art Zorn verurteilen darf; wenn ein Mensch in Zorn gerät, so darf man ihm das nicht in allen Fällen als Fehler anrechnen. Es gibt Verächter Gottes, die sagen: „Ach, muss man sich denn gleich so entrüsten? Muss man sich gleich so erzürnen? Kann man denn nicht etwas sanfter vorgehen?“ Sie lästern Gott, sie trotzen Gott, sie wollen alle gute Lehre umstürzen, sie wollen alles so in Verwirrung bringen, dass man nicht mehr weiß, was Gott ist, sie wollen die Wahrheit ganz und gar begraben. Und wenn ihnen das gelungen ist, möchten sie am liebsten, man schwiege still dazu oder man gäbe ihnen recht und erzählte nur noch Fabeln auf der Kanzel und hielte keine Strafreden mehr. „Das geht doch ganz gut“, meinen sie, „kann man denn nicht predigen, ohne in Zorn zu geraten?“ Aber ist es wirklich möglich, dass wir da ruhig zusehen, dass eine sterbliche und armselige Kreatur sich so gegen die Majestät Gottes auflehnt, um alle gute Lehre mit Füßen zu treten? Kann man da wirklich geduldig zusehen? Wenn wir das täten, so zeigten wir nur, dass uns jeder Eifer um Gott fehlt; es heißt doch Psalm 69, 10: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen“! Wenn uns ein Wurm am Herzen nagt, so sollte uns das nicht so erregen, wie wenn man Gott solche Schmach antut und seine Wahrheit in Lüge verkehrt. Zu den Sünden darf man nicht schweigen. Aber einen Unterschied muss man machen zwischen dem Eifer um Gott und dem fleischlichen Zorn, von dem sich die Menschen um ihre eigenen Angelegenheiten entflammen lassen. An unserer Stelle heißt es, Elihu sei im Zorn entbrannt und habe sich grimmig entrüstet, und doch wird ihm das als Tugend angerechnet; denn es ist der Heilige Geist, der aus ihm redet. Wenn es einem Menschen weh tut, dass man Gott beleidigt und die Wahrheit zerstört wird, so fließt dieser Zorn aus einer guten Quelle. Damit geben wir zu erkennen, dass wir Gottes Kinder sind; denn besser können wir das gar nicht beweisen. Aber auch dabei sollen wir das Maß halten und nicht unsere unbeherrschten Leidenschaften unter den Eifer um Gott mischen, und wenn wir auch die Fehler hassen und verfluchen, sollen wir uns gleichwohl bemühen, die Personen zum Heil zu führen. Gewiss, in der Wirklichkeit ist das sehr schwer, aber Gott wird es uns gelingen lassen, wenn wir uns nur von seinem Geiste leiten lassen und ihm alle Gewalt über uns geben.

Wir müssen viel eifriger sein, als wir bisher waren, und wenn wir zürnen, so sollen wir zürnen über unsere Sünden und besonders, wenn Gott schwer beleidigt wird. Dann haben wir einen Zorn, der Gott gefällt. Weil man aber

leicht von dieser Linie abweichen kann, darum dürfen wir unsern Leidenschaften nicht den Zügel schießen lassen, sondern müssen Gott bitten, er wolle uns durch seinen Geist regieren, dass unser Eifer rein und lauter sei.

## Hiob 33, 8 – 13.

**8) Elihu sprach: Du hast geredet vor meinen Ohren, und ich habe die Stimmen deiner Reden gehört: 9) „Ich bin rein und ohne Sünde; ich bin rein, und ist keine Ungerechtigkeit in mir; 10) er aber findet Anlass wider mich, er achtet mich für seinen Feind; 11) er legt meine Füße in den Stock, er achtet auf alle meine Wege.“ 12) Darin hast du nicht recht; ich gebe dir zur Antwort: Gott ist größer als du! 13) Warum streitest du mit ihm? Denn er wird dir nicht auf alle deine Worte antworten.**

Elihu macht dem Hiob Vorwürfe; wir haben zu prüfen, ob er ihm mit Recht oder mit Unrecht vorhält, er habe sich gerecht machen wollen. Scheinbar hat er Hiobs Reden falsch verstanden oder ihnen böswillig einen andern Sinn unterlegt. Hiob hat sich doch niemals eine derartige Vollkommenheit beilegen wollen, dass überhaupt keine Sünde in ihm wäre, im Gegenteil. So sieht es aus, als habe Elihu die Reden, die er angehört, verfälscht und in ihr Gegenteil verdreht. Aber Gott tadelt den Elihu nicht, auch bekennt dieser, er wolle Hiob nicht angreifen wie die andern; so nimmt er denn Hiobs Worte so, wie er sie verstanden hat, nämlich: Hiob wolle im Blick auf die gegenwärtige Trübsal sagen: Es ist wahr, ich bin ein Sünder, und ich kann nicht leugnen, ich habe vor Gott viele Fehler begangen; aber in einem Punkt habe ich recht: Gott handelt mit mir nach seiner „absoluten Macht“; denn ich sehe keinen Grund, weshalb er mich so quält – die Trübsal ist zu schwer! Im Allgemeinen also will Hiob sich nicht gerecht machen; was aber die Ursache seine Trübsal anbelangt, da weiß er sich gerecht.

Gleichwohl tut ihm Elihu scheinbar doch Unrecht. In der Tat wollte Gott Hiob nicht seiner Sünden wegen strafen, obschon er es mit Recht hätte tun können, sondern er wollte nur seine Geduld erproben, und das hat Hiob auch richtig erkannt; denn er hat sich in Gottes Rat und Willen geschickt. Aber darauf ist zu sagen: Haben wir die Trübsale als eine Prüfung unseres Gehorsams angenommen und wissen, dass Gott uns nur straft, weil er unsere Begierden abtöten will, so müssen wir gleichwohl noch einer andern Erwägung Raum geben: wenn Gott wollte, so könnte er wohl etwas finden, weshalb er uns strafen möchte. Gewiss, Gott schont unser und will nicht seine ganze Strenge über unsere Sünden ergehen lassen, aber er könnte es doch tun und hätte immer Grund genug dazu. Warum tut er es denn nicht?

Weil er so gütig ist; wenn er uns züchtigt, so tut er es zu einem andern Zweck.

Wenn aber Gott uns keine Erklärung darüber gibt, weshalb er uns betrübt, so müssen wir unser Haupt neigen, bis er uns näher zu sich heranzieht und uns spüren lässt, weshalb er so mit uns gehandelt hat. Darum müssen wir mit unserm Urteil zurückhalten und nicht unsern Stimmungen nachgeben. In diesen beiden Stücken hat Hiob gefehlt. Als einen Sünder erkannte er sich wohl, doch hat er Gott nicht gebührende Ehre gegeben. Er hat nicht genug darüber nachgedacht, dass Gott ihn, wenn er gewollt hätte, noch viel strenger hätte strafen können, und das gerade um seiner Sünden willen. Zudem sieht es aus, als wolle er Gott der Tyrannei anklagen, wenigstens war er in Versuchung, es zu tun. Darin hat Hiob gefehlt, und darum sagt Elihu nicht ohne Grund zu ihm: Du willst dich gerecht machen, als wärest du rein und ohne Sünde und Schuld; von dieser Verfehlung aber kann dich niemand freisprechen.

Wenn uns also Gott um unserer Sünden willen straft, so müssen wir zuallererst unsere Schuld auf uns nehmen. Das ist das Beste, was wir tun können; denn wollen wir vor Gott gerecht werden, so müssen wir nur auf unser Leben achten und einsehen, dass wir der Rutenstreiche Gottes wert sind. Wenn aber Gott noch einen andern Zweck dabei verfolgt, wenn er uns noch viel härter bestraft als die frechen Verächter seiner Majestät, so tut er das nicht von wegen unserer Sünden. Weshalb denn? Er will uns auf die Probe stellen, er will wissen, ob wir ganz sein eigen sind; denn was wissen wir davon, ob wir wirklich ihm zu dienen bereit sind, solange die Dinge nach unserm Wunsch gehen? Müssen wir aber unserm Willen absagen, unsern natürlichen Sinn gefangen nehmen und gegen unsere Begierden streiten, so ist das erst eine rechte Probe darauf, ob wir Gott wirklich dienen.

Nun fährt Elihu fort: Darin hast du nicht recht; ich gebe dir zur Antwort: Gott ist größer als du. Scheinbar ist diese Antwort viel zu belanglos, um Hiob überführen und den vorliegenden Streit schlichten zu können. Denn wer wüsste das nicht, dass Gott größer ist als die Menschen? Es gibt ja wohl verrückte Leute, die Gott zu trotzen wagen; aber dabei bleiben sie doch immer davon überzeugt, dass Gott größer ist. Elihu sagt also eigentlich nichts Neues. Anscheinend knüpft er an die Worte Hiobs an: „Gott ist nur streng gegen mich, weil er die Macht dazu hat; er ist groß, und ich kann nichts gegen ihn machen; er ist mein Schöpfer und ich nur ein armes, irdenes Gefäß

in lauter Gebrechlichkeit. “ Man konnte den Eindruck gewinnen, als wollte Hiob damit Gott einfach eine „absolute Gewalt“ zuschreiben, wie wenn Gott einfach nach seinem Recht gegen die Menschen vorgehe, ohne billige Ursache. Wir müssen Elihus Spruch jedoch anders verstehen, als die Worte lauten; denn von der Größe Gottes kann man nur reden, indem man alles, was in ihm ist, zusammenfasst. Gottes Kräfte und Eigenschaften darf man nicht voneinander trennen; denn sie machen sein eigentliches Wesen aus. Menschen haben wohl Eigenschaften, die man unberücksichtigt lassen könnte, aber bei Gott ist das anders. Reden wir von seiner Macht, Gerechtigkeit, Weisheit oder Güte, so reden wir von ihm selbst. Das sind unzertrennliche Dinge, die von seinem Wesen nicht gelöst werden können; denn sie sind derart miteinander verbunden, dass eines nicht von dem andern zu trennen ist. Ist Gott allmächtig? Gewiss, aber er ist auch gut! Seine Macht tut seiner Güte und Gerechtigkeit keinen Abbruch. Wenn also Elihu sagt, Gott sei größer als der Mensch, so versteht er unter „Größe“ nicht allein seine Macht, sondern er meint, es sei mit dieser Größe und Kraft auch eine unendliche Gerechtigkeit und Weisheit verbunden und es sei überhaupt alles in ihm unendlich. Und was sind wir erst im Vergleich mit ihm? Das ist der natürliche Sinn dieses Wortes.

Warum murren wir in der Trübsal? Warum können wir es nicht leiden, dass Gott uns nach seinem Willen behandelt? Warum meinen wir immer, es sei genug oder es sei zu viel? Weil wir nicht an Gottes Größe denken und ihn, soviel wir nur können, seiner Majestät berauben! Das ist ja zum Entsetzen, aber es begegnet uns oft genug, und wir tun es ganz gedankenlos. Wenn Gott uns nur erlauben wollte, einmal ganz vertraulich mit ihm zu reden, dann wollten wir ihm schon bald beweisen, dass die Dinge anders gehen müssten! Kurzum, alle Dinge werden durch Gottes Vorsehung gelenkt, wir aber meinen, es müsse alles genau umgekehrt geschehen. Und das heißt doch, sich in einen Prozess mit Gott einlassen, das heißt ihn seiner Größe berauben und ihm sein Recht aus der Hand reißen. Sooft wir in unserer Trübsal gar zu missmutig werden und möchten, die Sachen gingen anders, und können´s nicht leiden, dass Gott uns nach seinem Gefallen regiert, so ist das genau dasselbe, als wollten wir ihn zu unsersgleichen und zu unserm Gesellen machen, wenn wir ihn erst seines Rechtes beraubt und ihm keine Herrschaft mehr über uns gestatten wollen. Das mag wohl nicht gerade unsere bewusste Absicht sein, aber sicher ist es unsere Schuld. Um so mehr müssen wir seufzen und in uns gehen, wenn wir solchen Hochmut in uns

entdecken, der Gott nicht die Ehre geben will um alles, was er uns auferlegt. Das Bekenntnis, das er allmächtig ist und die Welt erschaffen und deshalb alle Dinge als Regent in seiner Hand hat, wird uns gar nicht sauer, aber dies Bekenntnis schwebt vollständig in der Luft, und wenn wir nicht darüber hinauskommen, so nützt es uns gar nichts.

Was müssen wir denn tun? Wir müssen uns sagen: Er hat alle Gewalt, mit uns zu machen, was ihm gut dünkt, und nicht allein mit uns, sondern mit allen seinen Kreaturen; das heißt: sich mit Ernst und ohne Heuchelei zur Allmacht Gottes bekennen. Aber erst dann bringen es die Menschen fertig, sich in den Gehorsam gegen Gott zu schicken und ihm die gebührende Ehre zu geben, wenn sie wissen, was es um sie selber und was es um Gott ist. Wenn wir bei diesem Vergleich entdecken, dass wir gar nichts sind, Gott aber unendlich groß ist und eine unendliche Herrlichkeit besitzt, dann drängen wir uns nicht mehr wie die störrischen Pferde, sondern dann erkennen wir Gottes unendliche Größe an und geben zu, dass wir nichts sind.

Das drückt Elihu noch deutlicher in den Worten aus: Gott wird dir nicht auf alle deine Worte antworten. Wir können jetzt nicht alles begreifen, weil Gott uns nicht alles offenbaren will. Wenn Gott sich uns nur stückweise offenbaren will, so heißt das nicht, er wolle uns im unklaren über das lassen, was uns gut und heilsam ist, nein, es bedeutet: er kennt das geringe Maß unserer Fassungskraft. Gott offenbart uns von seinem Willen, soviel wir tragen können, aber er behält sich selber vor, was wir nicht zu begreifen vermögen, weil es unsere Fassungskraft übersteigt. Wenn wir diese Lektion lernen, so haben wir für einen Tag genug gelernt! Gott hat es übernommen, das Lehramt an uns auszuüben, deshalb brauchen wir nur unablässig zuzuhören; erzeugt er uns die Gnade, unser Lehrmeister zu sein, so müssen wir zum mindesten seine Schüler sein und fleißig aufmerken auf das, was er uns sagt. Aber eben als unser Lehrmeister will er uns nicht alles das offenbaren, worüber wir uns Gedanken machen oder was wir gerne wissen möchten. Er weiß, was zu unserer Erbauung dient und was uns nützlich ist.

Wir müssen also die Ohren offen halten für alles, was Gott uns mitteilen will, damit wir's, wenn Gott uns die Ehre zu geben geruht, uns zu unterweisen, nicht machen wie das Vieh, sondern aus seinem Unterricht unsern Nutzen ziehen.

Aber nicht alles will Gott uns schon jetzt enthüllen. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; - - - jetzt erkenne ich´s stückweise,“ sagt Paulus (1. Kor 13, 12), aber der Tag der vollkommenen Offenbarung ist uns noch nicht angebrochen. Wohl heißt das Evangelium ein volles Mittaglicht, aber es ist nach unserer Fassungskraft bemessen. Gott gibt uns darin genugsame Erleuchtung, er zeigt uns sein Angesicht in unserm Herrn Jesus Christus, und wenn wir´s anschauen, werden wir in sein Bild verklärt; aber was uns für den Jüngsten Tag bestimmt ist, das sehen wir heute noch nicht, wir müssen noch täglich im Glauben wachsen. Es liegt im Wesen des Glaubens, dass diese Dinge uns jetzt noch verborgen sind, wie die Schrift sagt: „Je nachdem Gott ausgeteilt hat das Maß des Glaubens“ (Röm. 12, 3). Wenn wir ein „Maß“ haben, so ist das eben noch keine Vollkommenheit. Sind wir aber so töricht, alles wissen zu wollen, so ist das eine unsinnige Weisheit, und es wäre uns besser, wir wüssten überhaupt nichts.

Das bedeutet aber nicht, dass Gott zu knauserig wäre, uns noch mehr von seinem Willen zu offenbaren, nein, er weiß, was uns zuträglich ist; seine Unterweisung soll eben zu unserer Erbauung dienen. Worin besteht das „Maß des Glaubens“? Was ist es mit der Lehre der Heiligen Schrift? Das ist die Richtschnur, die uns Gott zu unserm Heil gegeben hat, und haben die Menschen das, was in der Schrift steht und was Tag für Tag in den Predigten ausgelegt wird, verstanden, so dürfen sie sich nicht beklagen, sie hätten noch nichts gelernt; denn alles, was uns gut und heilsam ist, darin hat Gott uns unterwiesen. Gott lehrt uns, wie wir unser Vertrauen auf ihn setzen, wie wir leben und ihn anrufen sollen; das muss uns genügen. Gott weiß, was unser Verstand fassen kann, auch ist das, was er uns erklärt, keineswegs zu dunkel, wenn wir ihm nur die Ehre antun, es in aller Demut hinzunehmen, und nicht so unsinnig und vermessen sind, das, was er uns jetzt verbirgt, auch noch wissen zu wollen, und nicht etwa ihm seine Gerechtigkeit absprechen, weil er uns über das „Warum“ nicht aufklärt. Wir wollen uns begnügen mit dem, worüber er uns Aufschluss gibt, und in Geduld den großen Tag erwarten, da die Dinge uns von Angesicht zu Angesicht und in aller Vollkommenheit offenbart werden.



## Hiob 33, 14 – 17

**14) Gott redet ein- oder zweimal, ohne dass man ihn versteht, 15) im Traum, im Gesicht der Nacht, wenn der Schlaf die Leute erfasst und sie ruhen auf ihrem Lager. 16) Alsdann öffnet er den Menschen die Ohren und versiegelt ihnen seine Züchtigung, 17) auf dass er den Menschen von seinem Werk abziehe und die Hoffart der Menschen verberge.**

Viele seiner Worte, deren Sinn uns unbekannt ist, erklärt uns Gott mit der Tat, und auch wenn er gleichsam von Mund zu Mund redet, wird er manchmal nicht verstanden, wenn es sich nämlich um Dinge handelt, die wir jetzt noch nicht begreifen und die bis zum Jüngsten Tag für uns wie begraben liegen. Nicht über alle seine Gedanken gibt Gott uns Rechenschaft; er nimmt sich die Freiheit, zu reden und zu sagen, was er will, auch einmal so zu reden, dass die Menschen es nicht gründlich verstehen können. Gottes geheime Gerichte sind ein schrecklicher Abgrund: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege“ (Röm. 11, 33)! Der Gedanke an die Majestät Gottes soll uns zur Anbetung hinreißen und uns vor der Vermessenheit bewahren, alles, was in Gott ist, erkennen und begreifen zu wollen. Wo sollte das hinaus? Wir kriechen ja nur auf der Erde umher und wissen doch, dass Gott viel höher als der Himmel ist. Wir müssen also seine himmlischen Gerichte anbeten: er hat allezeit Macht und Autorität, zu reden und auszusprechen, was er will, allem Widerspruch zum Trotz, ja, auch wenn er ein- oder zweimal seinen Willen und Wohlgefallen ausspricht, so begreift man doch nichts davon; denn die Menschen sind zu ungeschickt, um ein Wort von dem, was Gott in seinem Rat beschlossen hat, zu verstehen. Alle Tage sehen wir dieselbe Sache, und doch kommt sie uns immer wieder neu und fremd vor, ja, noch nach einem Jahre, selbst nach zehn Jahren sind wir blind: wir haben oft genug etwas gesehen, aber die Ursache bleibt uns verborgen. Das bestätigt uns genugsam die Erfahrung.

Es ist hier nur von Gerichten die Rede, die Gott uns verborgen halten will, weil uns eine vollkommene Einsicht darin heute noch nichts nützen würde. Es heißt Psalm 62, 12. 13: „Gott hat ein Wort geredet, das habe ich etliche Male gehört: dass Gott allein mächtig ist, und du, Herr, bist gnädig.“ Da handelt es sich also nicht um die wunderbaren Gerichte Gottes, sondern um seine Macht, damit wir ihn fürchten und nach seinem Willen leben, und um seine Barmherzigkeit, damit wir uns an ihr trösten und erfreuen. Was sollen wir denn anders täglich im Worte Gottes lernen als das, dass er unser Meis-

ter ist und dass wir nicht nach unserem Gefallen leben dürfen, sondern, dass Gott unser Herr ist und sein Gesetz uns ein Zügel sein soll zu unserer Unterweisung? So redet denn der Spruch Davids nicht von den uns unbekanntem und verborgenen Dingen, sondern von dem, was Gott uns erklären und lehren will. „Einmal hat Gott geredet“, hat uns seinen Willen derart offenbart, dass es keinen Zweifel und keinen Widerspruch mehr gibt. „Das habe ich etliche Male gehört“, sagt David. Es genügt also nicht, Gott nur so obenhin zu hören, sondern man muss das Gesagte ohne Unterlass durchdenken; und wenn er auch nur einmal redete, so dürfen wir doch seine Lehre nicht zerrinnen lassen, sondern müssen sie uns immer wieder ins Gedächtnis rufen und zu Herzen nehmen, und das, weil wir ein so schwaches Gedächtnis haben, jeden Morgen und jeden Abend.

Elihu fährt fort: Wenn der Schlaf die Leute erfasst und sie ruhen auf ihrem Lager, alsdann öffnet Gott den Menschen die Ohren und versiegelt ihnen seine Züchtigung. Wenn die Menschen in ihrer Hartnäckigkeit die einfache Lehre und Unterweisung Gottes nicht annehmen, so muss er sie schlagen und mit Ruten bändigen und sie so zur Unterweisung in der Wahrheit vorbereiten. Elihu aber redet aus der Zeit heraus, in der er lebte. Er gehörte nicht dem Volke an, das Gott erwählt hatte, um ihm sein Gesetz mitzuteilen. Mit der Kirche Gottes hatte er keine Verbindung, und was er an Erkenntnis hatte, war ihm auf außergewöhnliche Art zuteil geworden, so wie es Gott gefiel, sie ihm einzugeben. Darum sagt er, Gott gebe den Menschen die Erkenntnis im Traum ein, wenn sie schlafen; dann kommt Gott und zieht sie gleichsam am Ohr, um sie merken zu lassen, dass er an sie denkt. Gewiss, uns gegenüber bedient sich Gott einer trefflichen Art von Eingebung: wir hören sein Wort zu unserer Unterweisung, wir haben die heilige Schrift, die wir lesen können, unablässig ermahnt uns Gott und weckt unser Gewissen auf; das sind lauter Anrufe, wodurch er uns zu sich ruft, wenn wir uns verlaufen haben. Denn die Menschen pflegen diese Erkenntnis in sich zu vergraben und möchten Gott am liebsten ganz vergessen; darum rührt Gott unser Innerstes an. Er kommt zu uns in Nachtgesichten; sie sind freilich nicht so beschaffen, wie sie Elihu, Hiob, Eliphaz und den übrigen zuteil wurden; aber dafür haben wir eine Hilfe, die sie entbehren mussten, nämlich das gepredigte Gotteswort, das wir hören dürfen. Gott offenbart sich uns, weil wir sein Gesetz, seine Propheten, sein Evangelium in Händen haben, weil unsere Ohren immerwährend widerklingen von der Lehre, die er uns predigen lässt. Deshalb brauchen wir keinen Unterricht wie die, die weder Schrift

noch Predigt haben, gleichwohl aber sehen wir, wie sich Gott bisweilen auch dieser Art von Unterweisung bedient.

Wenn uns aber Gott nicht solche Gesichte zuteil werden lässt, wie die Väter sie hatten, so sollen wir deshalb nicht unzufrieden sein und murren; denn das wäre doch ein himmelschreiender Undank, wo er sich doch uns auf eine ganz andere Weise hat mitteilen wollen, die für uns viel passender ist. Es gibt vorwitzige Leute genug, die fragen: Warum erscheint uns Gott nicht vom Himmel her, wie er's in vergangenen Zeiten getan? Warum ist seine Ankündigung nicht in Erfüllung gegangen: „Ist jemand unter euch ein Prophet des Herrn, dem will ich mich kundmachen in einem Gesicht oder will mit ihm reden in einem Traum“ (Num. 12, 6)? Das kommt daher, dass wir heute eine vollkommene Offenbarung seines Willens haben! Wäre es nicht gänzlich überflüssig, uns auch noch in Gesichtern zu erscheinen wie vorzeiten, da er uns doch ein ganz anderes Mittel geschenkt hat und wir in seinem Wort eine ausreichende und vollkommene Unterweisung besitzen? Wohl können uns die Gesichte der vergangenen Zeit eine Glaubensstärkung sein, weil sie aus derselben Quelle fließen, im Übrigen aber müssen wir in der Einfalt wandeln, die Gott allezeit von uns verlangt.

Gott hat uns sein geschriebenes Wort gegeben und dazu Menschen, die es uns auslegen; zudem aber rührt er uns in seiner Güte noch weiter an und gibt uns Gewissensregungen und Eingebungen, ja, er arbeitet an unserem Herzen durch den Heiligen Geist. Solche Sorge trägt er um uns, so freundlich will er uns auf allerlei Weise zu sich locken!

Wenn Elihu aber fortfährt: Gott versiegelt den Menschen seine Züchtigung, so meint er damit: Gott muss mit Faustschlägen zu uns reden. Wenn seine Freundlichkeit nichts ausrichtet, so muss er uns härter anfassen, wenn er uns bändigen will. Bleiben wir aber trotzdem in unserer alten Hartnäckigkeit, so muss er seine gewaltige Hand erheben und sich auf uns stürzen, muss uns schlagen, wie man mit dem Hammer auf den Amboß schlägt, wenn er sieht, dass sein Wort nicht in unsere Ohren dringt.

Alsdann öffnet er den Menschen die Ohren. Bisweilen öffnet er uns die Ohren, um uns mit Gewalt darauf zu stoßen, dass er es ist, der da redet, und doch bleiben wir halsstarrig. Aber er hat auch noch eine andere Art, uns die Ohren zu öffnen, und das ist die bessere: er weicht unsere Herzen auf und macht uns willig, sein Wort anzunehmen, er weckt in uns den Eifer, uns sei-

ner Wahrheit gänzlich zu ergeben. Nun ist es jedoch nicht so, dass alle ohne Unterschied sich ihm gelehrig zeigen und alle zum Gehorsam gegen ihn geneigt sind. Mitnichten, sondern es ist hier sowohl von den Verworfenen wie von den Kindern Gottes die Rede. Denn auch die Verworfenen haben in gewissem Sinne offene Ohren, so dass sie wohl oder übel fühlen müssen, dass Gott zu ihnen redet; weil sie diesen Gedanken aber sofort wieder verwerfen und unter die Füße treten, darum bleiben sie allezeit taub. Die Gläubigen aber nehmen sich das Gehörte zu Herzen und lassen sich's zum Besten dienen.

Elihu fährt fort: Gott versiegelt den Menschen seine Züchtigung. Damit will er sagen: Wenn die Menschen die Lehre verwerfen oder verachten, so dienen die Züchtigungen dazu, sie zu beglaubigen. Das ist aber nur möglich, wenn Unterweisung und Züchtigung miteinander verbunden sind. Denn wenn Gott nur immer schlägt, ohne dass er seinen Willen zu erkennen gäbe, was sollte daraus werden? Darum muss er, indem er uns schlägt, uns auch gleichzeitig unterweisen. Wenn ein Vater sein Kind nur immer schlägt, es an den Haaren zieht und mit Füßen tritt, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, so wird das Kind ganz verschüchtert, es weiß nicht, was der Vater will und wo sein Zorn herkommt. Sagt aber der Vater zu ihm: Du böser Junge, was hast du gemacht? – und züchtigt er es dann, so merkt das Kind, dass die Unterweisung des Vaters ihm heilsam ist; und weil es nicht gehorsam war, wie es sollte, so sieht es seinen Fehler ein und denkt: Mein Vater will mir die Lehre, die er mir gegeben, „versiegeln“, weil ich sein bloßes Wort nicht angenommen habe. So macht es Gott mit den Menschen, und wenn er nicht allen die Gnade erweist, ihnen seine Wahrheit predigen zu lassen, so gibt er ihnen doch Gewissensbisse; denn es gibt keinen, der nicht das Zeugnis seines Gewissens in sich trüge, wie es Paulus Röm. 2, 15 ausführt und wie es uns die natürliche Erfahrung genugsam bestätigt.

Gottes Züchtigungen sind Siegel, die er seinen Ermahnungen anhängt. Solange ein Brief nicht versiegelt ist, schenkt man ihm keinen Glauben, weil er nicht echt ist. Hängt aber das Siegel daran, so ist ein Zweifel an seiner Echtheit nicht möglich, und er ist eine feierliche Urkunde, die man annehmen muss. So macht es Gott auch: er versiegelt seine Lehre mit unsern Trübsalen. Wenn Gott so freundlich mit uns redet, in dem Gesetz wie in den Propheten und besonders durch den Mund Jesu Christi, und wenn man dann sieht, wie hart und widerspenstig wir dagegen sind und wie wir nichts be-

greifen wollen – brauchen wir uns dann noch zu wundern, wenn uns Gott mit harten Streichen schlägt und uns so zu sich treibt? Lasst uns Gottes Züchtigungen mit sanftmütigem Herzen annehmen; er plagt uns nicht umsonst! Lasst uns nur darauf achten, ob seine Lehre bei uns so kräftig ist, wie sich's gebührt, und ob wir unserm Hirten so gelehrig und sanftmütig wie Lämmer und Schafe gefolgt sind. Ach, wir wollten am liebsten sein Wort austilgen, oder wir haben taube Ohren dafür, oder wenn es zu einem Ohre eingegangen ist, so geht's zum andern wieder heraus. Nehmen wir aber das Wort so übel auf, so muss es Gott durch Trübsale versiegeln!

Das tut er aber nicht nur, um sein Wort groß zu machen, damit er seine rechte Majestät habe, sondern um zugleich das Heil der Menschen zu befördern: auf dass er den Menschen von seinem Werk abziehe und die Hoffart der Menschen verberge. Dieser Zweck soll uns der Zucker sein, die Bitterkeit der Trübsale zu versüßen. Sooft Gott uns straft, ist das ein Zeichen seines Zornes, durch das wir voll Angst werden müssen; aber Gott lindert das alles, indem er uns den Zweck zeigt, den er dabei im Auge hat. Er will uns „von unserm Werk abziehen“, nicht von allem, was die Menschen unternehmen, wohl aber von allem leichtfertigen und vermessenen Werk. Denn zur Arbeit hat uns Gott geschaffen. Er will nicht, dass wir müßige Leute oder Nichtstuer sind. Nein, es soll jeder fleißig sein in dem, was er vermag. Wir sollen darauf achten, wie wir Gott und unserm Nächsten dienen können, und unsere Fähigkeiten nach besten Kräften anwenden. Wenn Gott uns aber den Zügel schießen lässt, was möchten wir da nicht alles machen! Nichts ist uns zu schwer, Himmel und Erde möchten wir bewegen. Heute sehen wir die Fürsten Dinge tun, als wollten sie gleichsam achtzehn neue Welten schaffen; aber dieselbe Hoffart wie bei den Großen zeigt sich immer auch bei den Kleinen. Darum muss uns Gott durch Trübsale von unsern hochfliegenden Plänen abbringen. Er will die Hoffart der Menschen verbergen. Alle unsere Anschläge haben also ihre Wurzel in der Hoffart. Kennen die Menschen sich selbst, sie würden bald zahm sein; sie meinen, alles zu können, und wissen doch nicht, dass sie dazu geboren und erschaffen sind, um Gott zu gehorchen. Darum muss Gott die Hoffart verbergen – nicht als ob es genug wäre, sie zu begraben, so dass man sie nicht mehr sieht, nein, Elihu braucht dasselbe Bild, wie wir es oft anwenden, wenn wir sagen: Geh, verbirg dich, du nichtsnutziger Mensch! Dann wagt er nicht mehr sich sehen zu lassen, sondern er muss nach Hause gehen, um sich dort zu vergraben, und mit seinem Prahlen ist es vorbei. Darum sollen wir lebenslang keinen an-

dem Wunsch haben, als uns als seine rechten Kinder gegen ihn zu verhalten und uns gänzlich seinem Gehorsam und seinem Dienst zu ergeben.

## Hiob 33, 23 – 26.

**23) Da kommt nun ein wohlberedter Bote, einer unter tausend, der dem Menschen sein Recht erklärt, 24) nämlich dass Gott ihm gnädig sei und sage: „Erlöse ihn, damit er nicht hinunterfahre in die Grube! Ich habe eine Versöhnung erfunden. “ 25) Dann wird sein Fleisch wieder frischer als das eines Kindes, und er wird wiederum zu den Tagen seiner Jugend kommen. 26) Er wird Gott bitten; der wird ihn stillen und sein Angesicht in Freuden ansehen, und seine Gerechtigkeit wird dem Menschen wiedergegeben werden.**

Wenn Gott den Betrübten seine Güte und Gnade zu erkennen geben will, so bedient er sich seines Wortes. Das ist das Mittel, durch das er die Verstoßenen wieder belebt: er schickt ihnen einen Boten, einen unter tausend, der dem Menschen sein Recht erklärt. Er bringt die Botschaft, dass Gott den Sünder gerecht macht und zu Gnaden annimmt. So werden wir wieder aufgerichtet, nachdem wir wie tot waren; es ist, als wenn er uns die Hand reichte und uns aus dem Grabe zöge. Was wollen wir mehr? Das Zeugnis von Gottes Güte gibt dem Menschen neue Kraft. Denn unser Herr hat dem Evangelium die Eigenschaft verliehen, dass es uns beim Anhören seiner Verheißungen froh macht, indem es uns versichert, dass er uns dazu einlädt. Gewiss, das ist für den Menschen schwer; denn im Kampf gegen die Anfechtungen unseres Fleisches haben wir den schwersten Streit gegen den Unglauben zu führen, und besonders unter dem Druck der Trübsal kommen wir so in die Finsternis, dass die Traurigkeit uns die Augen blind macht. Und wenn uns auch die Verheißungen vor Augen gestellt werden, so können wir sie uns doch nicht zunutze machen; es ist uns, als stände immer eine Scheidewand dazwischen und die Verheißungen gingen uns nichts an. Gewiss, wir leugnen Gottes Verheißungen nicht, aber wir kommen aus dem Zweifel nicht heraus und denken: Ich höre die Verheißung wohl, und sie ist so schön, dass sie eine tote Welt lebendig machen müsste, aber ich werde meine Verzagtheit nicht los, weil ich nicht verstehen kann, dass die wirklich mir gelten sollte. Deshalb soll uns dies Wort wichtig werden, dass Gott uns einen Menschen schickt, der uns seiner Güte gewiss macht; es ist, als reichte er uns die Hand und sagte: Bis jetzt habe ich dich geplagt, aber so streng ich dich auch behandelt habe, ich habe es nicht getan als Richter, der deine Missetaten strafen wollte nach Recht und Verdienst, sondern als dein Arzt. Wohl hast du das nicht sogleich gefühlt, darum habe ich die Wunde aus-

brennen müssen, aber damit habe ich für dein Heil gesorgt – wenn du meine Güte nur erkennen wolltest! Wenn uns Gott also das Buch der Schrift in die Hand gibt und wir darin eine Verheißung seiner Barmherzigkeit finden, und wenn er uns dann noch einen Menschen schickt, der uns bezeugt, dass Gott uns unsere Sünden vergeben will, so dürfen wir allemal gewiss sein: Wie es auch kommen mag, mein Gott hat Mitleid mit mir, er zeigt es mir, indem er mir dies Zeugnis sendet, besonders aber, indem er mir die Wohltat tut, dass mir das Evangelium verkündigt wird. Denn das ist der Nutzen der Verkündigung: Wir werden auf Erden los gesprochen und damit auch im Himmel. Das ist Gottes vornehmster Zweck bei der Darreichung seines Wortes: Weil wir alle gefangen und unter ewiger Verdammnis verhaftet sind, sollen die verordneten Diener des Worts uns lossprechen, das heißt: sie sollen Zeugen der Vergebung sein, um uns ihrer gewiss zu machen. Sünden vergeben ist eigentlich Gottes Amt und steht nicht den Menschen zu, aber unser Herr Jesus will Kraft und Wirkung dieser Verkündigung dadurch zum Ausdruck bringen, dass er erklärt: Da werden uns die Sünden vergeben, und zwar durch sterbliche Menschen. Darum sagt Paulus ausdrücklich: „Uns hat Gott das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt“ (2. Kor 5, 18). Gehören wir also einer christlichen Gemeinde an, wo das Evangelium rein und lauter verkündigt wird, so sollen wir wissen: Gott hat die Schlüssel des Himmelreiches denen in Verwahr gegeben, die das Wort verkündigen. Warum? Weil die Pforte des Heils uns offen stehen soll! Gott hat ihnen Vollmacht gegeben, unsere Bande zu zerbrechen, wie es im Propheten Jesaja geweissagt ist: „Er hat mich gesandt, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, dass ihnen geöffnet werde“ (Jes. 61, 1). Und nicht nur in seiner Person hat Christus diese Verheißung erfüllt, sondern er tut es noch alle Tage durch seine Diener. Gewiss, von der Sündenknechtschaft und der natürlichen, ewigen Verdammnis hat uns Jesus Christus selbst entbunden, aber jenen Auftrag hat er allen Hirten der Kirche anvertraut.

Elihu aber redet ausdrücklich vom Recht. Die uns trösten sollen, sollen uns nicht etwa mit schönen Worten glauben machen, wir seien gerecht; sie sollen uns nicht unsere Tugenden und Verdienste predigen. Nein, das „Recht“, wovon hier die Rede ist, besteht darin, dass Gott sich mit uns versöhnt, und zwar indem er uns unsere Sünden nicht zurechnet. Gerecht sind wir also nicht in uns selbst, nicht unserer Tugenden wegen, sondern weil es Gott gefällt, uns zu vergeben. Das ist ein wichtiger Punkt. Denn wenn die Welt Gerechtigkeit sucht, so tut sie das, um Gott ihre Verdienste zu bringen, und sie



bildet sich ein, dass sie ihm trotz ihrer Fehler eine Genugtuung leisten kann. So denken alle, ja, mit diesem Irrtum täuschen sich die Leute. So wollen sie Gott in Fesseln legen, er soll keinen Vorrang vor ihnen haben. Ihr Recht suchen sie in ihren Verdiensten. Gott macht es aber ganz anders, wenn er uns eine Gerechtigkeit geben will, mit der wir vor ihm bestehen können. Er deckt unsere Sünden zu, er sieht uns als gerecht an und erkennt uns als Gerechte an. Worauf stützt sich denn unsere Gerechtigkeit? Auf unseres Gottes unverdiente Barmherzigkeit, weil er unsere Sünden austilgt und uns unsere Übertretungen nicht zurechnet, nachdem er unsere Flecken durch das Blut seines Sohnes abgewaschen und uns von der Verdammnis des Todes erlöst hat durch die Bezahlung, die unser Herr Jesus Christus am Kreuz geleistet hat. Das ist das Recht, das uns die Boten Gottes verkünden: unsere Rechtfertigung! Nicht ohne Grund verwendet die Heilige Schrift den Ausdruck „Rechtfertigung“. Sie könnte ja einfach sagen – und sie tut es oft –, dass wir Gnade finden, wenn Gott uns vergibt; aber der Heilige Geist begnügt sich nicht mit diesem Ausdruck; denn solange wir Sünder sind, muss Gott uns hassen, er ist ja der Brunnquell der Gerechtigkeit, und er hat nichts mit Ungerechtigkeit zu tun. Darum hat Gott Abscheu vor uns und muss uns verwerfen, solange wir Sünder sind, kurzum, wir haben keinen Zugang zu ihm, solange wir nicht gerecht und rein sind. Wie aber werden wir solche Gerechte? Gott sieht unsere Sünden nicht an; denn er legt sie ins Grab, er verbirgt sie und wäscht sie uns ab. Unsere Sünden werden also in dem Tod und Leiden unseres Herrn Jesus Christus ausgelöscht, und zwar so, dass wir für gerecht gelten und Gott keine Ungerechtigkeit mehr an uns findet, wenn er uns in dieser Weise im Namen seines Sohnes annimmt. Das ist gemeint, wenn Elihu vom Recht redet.

Nun wird ausdrücklich gesagt, solch ein Bote sei einer unter tausend; das soll den Wert dieser Botschaft erhöhen, die wir sonst nicht sehr hoch zu achten pflegen und die doch das Mittel unserer Versöhnung ist. Das ist aber nun nichts Alltägliches! Man findet nicht immer einen, den Gott uns als Zeugen unseres Heils sendet und damit zum Vermittler unserer Versöhnung. Darum sagt auch der Prophet Jesaja: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen“ (Jes. 52, 7). Unter den Füßen versteht der Prophet die kommende Zeit und unsere Gegenwart, als wollte er sagen: Wüsste die Welt, was das für eine Wohltat ist, wenn Gott ihr seine Barmherzigkeit verkündet, sie würde die Boten des Evangeliums lieben und preisen, und sie würde erkennen, dass Gott ihnen einen Schatz anvertraut

hat, der alle Schätze, die wir uns wünschen könnten, übersteigt. Paulus zitiert diesen Spruch Röm. 10, 15, um damit anzuzeigen, dass es seine außerordentliche Gottesgabe ist, wenn Gott uns das Evangelium predigen lässt. Wir müssen also nicht meinen, das komme von den Menschen her, sondern gewiss sein, dass Gott uns sucht, wenn uns das Evangelium gepredigt wird.

Nicht allen gibt Gott diese Gnade und dies Vorrecht. Gerade die Länder, die wir hoch preisen und die auch nach dem Urteil der Welt höher als unser Land zu rühmen sind, haben gleichwohl diese Heilsbotschaft nicht. Man gehe durch die ganze Welt und suche all die berühmten Nationen, die in der Vergangenheit lebten, Griechenland, wo alle Wissenschaften der Welt beisammen waren, Italien, Frankreich, Spanien – was findet man dort anders als eine Wüste? Die, die dort Botschafter des Heils sein sollten, sind gänzlich stumm, ja, was noch schlimmer ist, man hört dort die großen Hunde bellen und Gott lästern und sieht die armen Seelen ins Verderben geführt, eine Beute des Satans. Wir aber haben in unserm Lande die Verheißungen Gottes, und sie werden uns verkündigt, um uns zum Heil zu führen.

Trübsale sind uns eine heilsame Medizin, das sieht man aber erst an ihrem Ausgang. Nun wird uns der Ausgang an unserer Stelle gezeigt: Wie es auch kommen mag, Gott versichert uns, dass er uns gnädig sein will, auch wenn er noch so hart mit uns ist. Das Leben unserer Seele besteht also im Worte Gottes, wenn es ihm gefällt, uns Zeugnis zu geben von seiner Barmherzigkeit gegen uns. Den Dienern des Evangeliums hat Gott die Schlüssel des Himmelreiches gegeben; sie sollen die Sünden vergeben, nicht in eigener Vollmacht, sondern um die armen Sünder ihres Heils umso gewisser zu machen.

Deshalb heißt es auch ausdrücklich: Dass Gott ihm gnädig sei, indem er ihm einen guten und treuen Lehrer sendet und den von ihm verordneten Dienern das Amt verleiht, die arme, verlorene Kreatur zu erkaufen und zu erlösen.

Damit führt uns der Heilige Geist zu der Quelle der Gnade, die Gott uns schenkt: er schreibt die Vergebung der Sünden der lautereren und gnadenreichen Güte Gottes zu. Nicht immer aber lässt Gott uns seine Güte fühlen; obwohl er uns lieb hat, haben wir doch nicht immer die Empfindung davon, weil uns das alles verborgen ist; sein Angesicht ist uns dunkel, wir können es nicht anschauen. Bisweilen sind die Gläubigen verzagt; sie suchen Gott

und finden ihn nicht – nicht weil er sie vergessen und verworfen hätte, sondern weil er sie seine Liebe zu der Zeit nicht fühlen lassen will. Darum sagt Elihu ausdrücklich, Gott sei uns barmherzig, wenn er uns durch sein Wort die Vergebung unserer Sünden bezeugt – nicht als wäre er es zuvor nicht gewesen, sondern weil wir alsdann eine gewisse Erfahrung davon haben und gleichsam in den Besitz seiner Güte eintreten, die uns eine Zeitlang unbekannt war.

Auch das müssen wir beachten: Heilshoffnung gibt es für uns nur in der Vergebung unserer Sünden. Solange uns unsere Sünden zugerechnet werden, muss Gott uns hassen; sind wir aber mit ihm versöhnt, so steht uns die Tür des Paradieses offen, Gott macht uns zu seinen Kindern, und das himmlische Erbe liegt für uns bereit. Und alles das hängt davon ab, dass wir gute und getreue Lehrer haben, die uns das Evangelium verkünden. Sooft wir also in der Schrift lesen oder in die Predigt kommen, und es wird uns eine Verheißung von der Güte Gottes vorgehalten, gibt uns Gott ein Zeugnis seiner Liebe, damit wir vom Tode, in den wir versunken waren, frei werden. Und wenn wir da auch nur einen sterblichen Menschen reden hören, und wenn auch seine Stimme nur ist wie ein schnell verwehender Klang in der Luft, so müssen wir doch daran festhalten: Gott gibt dieser Verkündigung ausreichende Wirkung, um uns aus unserer Verdammnis und unserer Sünden knechtschaft zu befreien: wir werden von den Banden des Satans gelöst, Gott spricht uns frei, und wir fühlen die Wahrheit des Wortes: „Was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein“ (Matth 18, 18).

Nun sehen wir auch, welche Wichtigkeit das Wort des Elihu besitzt: Erlöse den Sünder! Denn es ist, als erschallte die Stimme Gottes aus dem Himmel, wenn er denen, die zu uns reden, den ausdrücklichen Befehl erteilt, uns aus dem Abgrund des Todes herauszuziehen und in das Paradies einzuführen. So spricht auch Jakobus, und zwar sogar zu Leuten ohne Amt: „Wer den Sünder bekehrt hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen“ (Jak 5, 20). Wenn das von allen gilt, die die Verirrten wieder auf den rechten Weg bringen, wie viel mehr von denen, die das besondere Siegel haben, das Jesus seinem Worte gegeben hat, wenn er uns durch die Hirten der Kirche gepredigt wird, nämlich, dass ihr Amt besteht in der Vergebung und Verzeihung der Sünden.

Das geschieht aber allein deshalb, weil Gott es so verordnet hat. Der Papst freilich behauptet, er und seine Priesterschaft hätten die Schlüssel des Him-

melreichs, ihnen stehe es zu, Sünden zu vergeben; denn sie binden die Vergebung der Sünden an ihre Beichte. Aber wo hat Gott jemals erklärt, dass man alle seine geheimen Sünden in das Ohr eines Menschen bekennen müsse, um Gnade zu erlangen? Gott erklärt, wenn der Sünder seufze, so wolle er ihn in Gnaden anschauen. Wie kann da ein sterblicher Mensch sich vermessen, den Leuten ein Gesetz aufzulegen und die Pforten des Paradieses zuzuschließen, wenn er dies Gesetz nicht beachte? Heißt das nicht ausdrücklich, sich Gottes Macht anmaßen? Gott wird sich seiner erbarmen. Dies alles kann nur von oben kommen, Gott allein kann hier in seiner gnadenreichen Güte handeln, wie er auch durch seinen Propheten Jesaja bezeugt: „Ich, ich tilge deine Übertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht“ (Jes. 43, 25). Solch eine Wohltat kann nur von ihm ausgehen, keine Kreatur kann sie uns geben.

Damit er nicht hinunterfahre in die Grube. Solange wir Trübsal leiden, sind wir von Todesfinsternis bedeckt, scheinbar ist kein Ausgang da, und doch erhält uns Gott in dieser Zeit im Verborgenen, und wenn wir auch nichts davon spüren, dass er uns stützt, so ist es doch so, dass er uns diese Gnade erweist. Wenn es aber auch der Glaube ist, mit dem wir anfangen, seine Güte zu ergreifen, so ist das doch nicht so gemeint, als dürften wir unser Heil auf den Glauben selbst gründen, nein, da müssen wir höher steigen: „Wie er uns denn erwählt hat durch Christus, ehe der Welt Grund gelegt war“ (Eph. 1, 4); vor unserer Geburt hat er uns erwählt und uns dementsprechend ohne Aufhören seine Güte erzeugt. Also Gott erwählt uns durch seine Güte auf heimliche Weise, die unserm natürlichen Verstande unbegreiflich ist. Wenn es ihm dann gefällt, uns seine Güte zu zeigen – und das tut er in der Verkündigung des Evangeliums -, dann zeigt er uns, dass er uns aus dem Grabe befreien will. Schmecken wir also die Verheißungen des Evangeliums, so begreifen wir unsere Befreiung und Errettung, allerdings nicht sofort in vollkommenem Maße, aber Gott gibt uns doch einen geringen Geschmack davon und stärkt uns je mehr und mehr darin, bis wir die Pforte des Paradieses weit offen sehen und aus dem Grab erlöst sind.

Dann wir sein Fleisch wieder frischer als das eines Kindes. Zur rechten Freude kommt man nicht, indem man Gott zu vergessen sucht und nach wertlosen, armseligen Eitelkeiten trachtet, sondern nur, indem wir der Güte Gottes gewiss werden. Die Menschen befürchten, der Gedanke an Gott könnte sie schwermütig machen; auch manche so genannte Christen mei-

nen, wenn sie sich freuen wollten, so müssten sie alle Gedanken an Gott möglichst weit verbannen, ja, ihm geradezu trotzig entgegentreten. Sie können sich nur freuen, wenn sie Böses tun. So ist der Mensch, und wir sind von derselben Krankheit angesteckt; aber unsere Freude ist erst dann von oben gesegnet, wenn wir der Vergebung unserer Sünden gewiss sind. Einen gnädigen Gott haben und ihn anrufen dürfen – das ist die rechte Freude, die Gott gefällt, eine dauernde Freude, und sie führt uns zum Heil. Solange wir aber nicht wissen, wie wir mit Gott daran sind, solange wir nicht nach Veröhnung mit ihm trachten, sondern lieber in unserm Schmutz stecken bleiben, fordert jedes Verlangen nach Freude die Vergeltung Gottes gegen uns heraus, es facht den Zorn Gottes nur immer heller an und versenkt uns immer tiefer ins Verderben. Wollen wir wieder zur Freude kommen, so müssen wir dessen gewiss werden, dass Gott uns gnädig ist. Wenn deshalb die Heilige Schrift uns froh und glücklich machen will, so führt sie uns immer dahin, dass sie uns die Gnade Gottes vorhält: Sehet, euer Gott ist euch gnädig, darum freuet euch! Seht, hier ist euer Erlöser, der euch sucht, um euch mit Gott, seinem Vater, zu verbinden; darum freuet euch, seid zufrieden und habt Ruhe in eurem Gewissen! In Betrübnis und Unruhe müssen wir sein, solange wir nicht wissen, wie wir mit Gott daran sind. Wollen wir Frieden haben, so dürfen wir unsere Sünden nicht vergraben, sondern müssen immer irgendeine Verheißung Gottes im Herzen haben, die uns tröstet. Und wenn wir sehen, dass Gott uns zum Heil beruft, oh, dann dürfen wir froh sein! Dann sind alle unsere Freuden gesegnet, wenn wir etwas davon schmecken, dass Gott unser Vater ist – das heiligt alle unsere Freuden. Sonst gibt es nichts, das uns fröhlich machen könnte.

Nur muss uns die Gnade Gottes genügen, auch wenn der Freude mancherlei Traurigkeit beigemischt ist. Er schickt uns nie eine vollkommene Freude, so dass wir sozusagen aus vollem Halse lachen könnten. Haben wir aber das Vorrecht, Gott anrufen zu dürfen, und die Gewissheit, dass uns die Pforte offen steht und dass wir im Namen unseres Herrn Jesus Christus einen offenen Zugang haben werden – haben wir diese Freudigkeit, nur weil sein heiliger Mund uns im Evangelium das Zeugnis seiner Liebe gibt, so muss uns das vollkommen genügen, auch wenn wir allerlei Traurigkeit und Not haben. Ja, das alles müssen wir weit überwinden, selbst unserer Trübsal dürfen wir uns rühmen, weil „die Liebe Gottes ausgegossen ist in unsere Herzen durch den Heiligen Geist“ (Röm. 5, 3-5). Gott will unser Vater und Heiland sein und hat es uns nicht mit Worten allein, sondern mit der Tat bewie-

sen in seinem eingeborenen Sohn; denn „er hat seiner nicht verschonet, sondern ihn für uns alle dahingegeben“. Und ob wir gleich alles Leid der Welt fühlten, so haben wir doch ohne Unterlass eine Freude, die das alles übersteigt und überwindet, wenn unser Herr uns mit seiner Güte tröstet. Das meint Paulus mit dem Wort: „Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus“ (Phil 4, 7). Mit diesem Frieden meint Paulus die Freude, die uns durch die Vergebung der Sünden geschenkt wird. Höher als alle Vernunft ist dieser Friede, weil er in unserm Herzen den Sieg behält. Es muss uns genug sein, wenn unser Herr uns erleuchtet, wie es Psalm 4, 7. 8 lautet: „Herr, erhebe über uns das Licht deines Antlitzes! Du erfreuest mein Herz, ob jene gleich viel Wein und Korn haben.“ Fleischliche Menschen begehren nichts als irdische Dinge und freuen sich, wenn sie eine gute Ernte und vollauf zu essen und zu trinken haben, aber aller Überfluss der Welt bringt ihnen keine rechte Freude. Sie mögen noch so fröhlich und lustig sein – unsere Freude geht weit über alles das hinaus, was Weltmenschen sich wünschen.

## **Hiob 33, 29 – 33.**

**29) Siehe, alles das tut Gott zwei- oder dreimal mit dem Menschen, 30) um seine Seele aus dem Grabe zu ziehen und sie mit dem Licht des Lebens zu erleuchten. 31) Merke auf, Hiob, höre mir zu! Schweig still und lass mich reden! 32) Denn ich möchte dir dein Recht geben. 33) Wo nicht, so höre mir zu, schweig still, und ich will dich Weisheit lehren.**

Wenn uns Gott die Rechtfertigung schenkt, so tut er das nicht mit einmal, sondern er lässt es uns immer wieder sagen; denn so gute Schüler sind wir nicht, dass wir gleich am ersten Tage schon alles wüssten. Darum muss Gott immer wieder das böse Wesen in uns töten, um uns zu sich zu ziehen, uns zu demütigen und uns zu trösten. Wenn das einmal geschieht, so haben wir's bald wieder vergessen und kehren zu unserm alten Wesen zurück, oder es wirkt doch nicht so gründlich, dass wir nun wandeln könnten, wie sich's gebührt. Das will uns Elihu oder vielmehr der Heilige Geist lehren.

Darauf müssen wir wohl Acht haben; denn im Papsttum hat man die gnadenweise Gerechtigkeit, durch die Gott uns selig macht, so gut wie begraben. Es hat allerdings auch etliche besonnenere Leute gegeben; aber sie haben diese Wahrheit dermaßen verdunkelt und verwickelt, dass sie bloß gesagt haben, Gott mache uns gerecht in seiner Güte, aber das geschehe nur einmal; seien wir mit ihm versöhnt, so müssten wir uns nun Verdienste erwerben und uns so im Besitz der Gnade erhalten, die wir empfangen haben. Das bringt aber den Menschen völlig in die Verzweiflung; denn wenn uns unser Herr nur für einen Tag die Hand reicht und nichts anderes tut, als dass er uns auf den guten Weg stellt, ach, wie sollen wir da bei der Schwachheit unseres Fleisches wohl bis ans Ende beharren? Da würde uns auch die Gnade nichts nützen, wenn er sie nicht bis ans Ende fortsetzte und nicht immer wieder aufs Neue anfinge, wie das doch vonnöten ist.

Wir sehen doch auch, wie üppig unser Fleisch ist; ja, selbst wenn wir für eine Zeitlang völlig gebändigt und scheinbar wohl imstande sind, das Joch zu tragen, und nur Gott zu gehorchen begehren, so merken wir doch mit Schrecken, wie schnell das mit einem Mal anders sein kann, wie sich verborgener Widerstand erhebt und der Satan, der über alle Verführungskünste verfügt, mit einem Mal vor uns steht, um uns mit seiner Arglist zu verführen. Was sollte wohl daraus werden, wenn Gott nur ein einziges Mal seine bessernde Hand an uns legte und uns darnach so ließe, wie wir sind? Wenn er uns nur

einen Tag lang tröstete und wir darnach zusehen müssten, wie wir uns den empfangenen Trost zunutze machten? Da würde uns sicherlich alles unter den Händen zerrinnen. Es ist also nötig genug, dass Gott immer wieder von Neuem anfängt, weil wir doch immer wieder in unsern mutwilligen Leichtsinne verfallen und Gottes Rutenschläge uns nicht so nahe gehen, dass wir sie so im Gedächtnis behielten, wie wir müssten. Auch in unserm Gebet sind wir ja nicht inbrünstig genug, sondern schweifen in unserer haltlosen Art immer hin und her. Statt in ihm unser Heil zu suchen, lassen wir uns hierhin und dorthin treiben, und unser Gemüt ist nicht gesammelt genug, um ernsthaft am Gebet anzuhalten. Mit dem Worte dreimal aber meint Elihu nach dem Sprachgebrauch der Heiligen Schrift soviel wie vielmals; er will nicht etwa eine bestimmte Zahl angeben, sondern vielmehr sagen: Es ist uns heilsam, dass Gott uns also plagt; denn wir sind viel zu wankelmütig und unverständig; Gott muss sich also immer wieder zu uns kehren, sonst nützt uns das, was er an uns getan hat, nichts. Das macht auch die strengen Züchtigungen, die wir von Gottes Hand erleiden, gelinder; denn es ist ja gar nicht anders möglich, als dass wir, soviel wir nur können, vor ihnen fliehen, weil sie doch unserer Natur stracks zuwiderlaufen. Ob uns auch die Trübsale auf den ersten Blick gar bitter vorkommen, müssen wir sie doch aus Gottes Hand hinnehmen. Es sind ja doch Zeugnisse seiner Liebe, er schickt sie, weil er Sorge um uns trägt und um unser Heil bemüht ist. Das muss alles Murren in uns stillen und uns vor Ungeduld bewahren, wenn Gott uns züchtigt. Warum? Weil es uns so heilsam ist! Denn es ist nicht genug damit, dass wir wissen: Die Trübsale sollen uns zur Arznei dienen – nein, wir müssen auch auf die Art der Krankheit achten, dann werden wir die Arznei umso höher schätzen. Schon wenn ein Mensch von einer kleinen und alltäglichen Krankheit geheilt ist, wird er das Heilmittel, das man ihm gegeben hat, zu schätzen wissen. Aber wenn er hoffnungslos erkrankt ist und man ihn schon für tot hält, und er kommt dann doch noch mit dem Leben davon, so wird er seine Medizin umso höher schätzen.

So sind auch die Worte Elihus zu verstehen. Er meint nicht nur, Gott heile unsere Fehler, wenn er uns züchtigt, sondern er will sagen: Gott zieht uns aus dem Grabe und macht uns wieder lebendig. Es ist mit uns zu Ende, und wir sind hoffnungslos verloren, wenn Gott uns nicht mit Gewalt zu sich reißt. Von den Toten weckt Gott uns auf, darum können wir seine Güte, die er uns gerade in seinen Züchtigungen erweist, gar nicht hoch genug preisen. Endlich ist es beachtenswert, dass Elihu das Grab im Vergleich stellt zu



dem Licht des Lebens. Was bedeutet es, dass Gott uns aus dem Tode zieht, und wozu stellt er uns in das Licht des Lebens? Das eine ist der Übel größtes, das andere der Güter höchstes! Lässt Gott uns unsern Lüsten und Begierden nachgeben, dann kommt das einem Eilen zum Grabe gleich, dann sinken wir ganz und gar in ein Verderben, aus dem wir nie wieder heraus können. So geht es dem Menschen, wenn Gott ihm den Zügel locker lässt. Ja, wir haben wohl Grund, uns zu missfallen, wenn wir an die Verderbnis denken, die in uns steckt. Gewiss, es wird jedermann sagen: Das möchte ich gern, zu Gott kommen und zur Seligkeit gelangen! Aber was tun wir in Wirklichkeit? Achten wir doch einmal auf unser Leben, unsere Gedanken, unsere Werke – laufen wir nicht wie besessen geradeswegs in unser Verderben hinein? Ohne Unterlass fordern wir Gottes Zorn heraus, und wir meinen, wir könnten unsere Bosheit gar nicht schnell genug bis auf den Grund ausschöpfen. Allem Bösen sind wir von Natur ergeben, als wollten wir mit Wissen und Willen zugrunde gehen. Darum müssen wir einen Abscheu vor uns bekommen und uns in Gottes Regiment schicken, weil wir uns selbst ja nur jämmerlich und unselig zu leiten wissen. Darum müssen wir alle die törichten und vermessenen Behauptungen der Welt fahren lassen, als könne sich ein jeder mit seinem „freien Willen“ schon selber helfen. Nein, im Gegenteil, mit Gewalt bekämpft Gott in uns die verfluchte Neigung, mehr können zu wollen, als uns zusteht.

Wohin aber beruft uns Gott, wenn er uns aus dem Grabe zum Licht des Lebens führt? Nicht in eine Art Zwischenzustand, als wollte er sagen: Ihr seid nicht gänzlich tot, ihr seid nur schwach und schlaff – nein, er beruft uns zum Licht des Lebens, also zu einer Erneuerung, durch die wir in ein unvergängliches und himmlisches Leben wiedergeboren werden. Nicht allein vom Tode erlöst uns Gott, sondern er führt uns in sein ewiges Reich. Und wenn wir auch hienieden zwischen vielerlei Verderbnis wandeln, die uns ganz und gar umgibt, ja in uns wohnt und in unserm Fleisch und Bein steckt, so will Gott uns doch leiten und regieren, bis wir in sein Königreich kommen. Dieser Vergleich zwischen dem Grab und dem Licht des Lebens soll uns als die unendliche Gnade unseres Gottes nur noch mehr bekräftigen, damit wir sie umso eifriger suchen und auf dem rechten Wege weiterkommen, ja, damit wir uns weiter unterweisen lassen und Gott bitten, er wolle weiter an uns arbeiten.

Wir dürfen aber auch den Mut nicht sinken lassen, wenn wir immer wieder zurückfallen und anscheinend nur rückwärtsgehen, wenn Schwachheit und Unglauben wieder anfangen und wir mit Finsternis bedeckt sind: Siehe, alles das tut Gott zwei- oder dreimal mit dem Menschen. Sind wir in Gemeinschaft mit Gott und haben eine gewisse Hoffnung des Heils, und wir kommen dann bisweilen noch in Angst und Bekümmernis, als bräche ein Wetter über uns herein, so dürfen wir deshalb doch nicht aufhören, unser Vertrauen auf ihn zu setzen. Er wird sein Werk in uns immer wieder von neuem anfangen. Nicht als dürften wir deshalb die Zügel schleifen lassen, nein, davor mögen wir uns wohl hüten. Aber wir müssen tun, was uns bei Jesaja gesagt ist: „Stärket die müden Hände und erquickt die strauchelnden Knie!“ (Jes. 35, 3). Wenn ein Mensch stark genug ist, um Gott zu trotzen und seine Gnade in den Wind zu schlagen, so muss er Gottes Gericht zu fühlen bekommen und bis ins Mark zerschlagen werden. Sind wir aber schwach, dass uns die Knie zittern und wir keine Kraft mehr haben, so ist es die Eigenart des Evangeliums, dass es uns wieder stärkt, wie Jesaja allen denen, die das Amt der Unterweisung in der Kirche haben, gebietet, die schwachen Gemüter zu befestigen und die zitternden Knie zu stärken. Das wendet der Apostel auf jeden Gläubigen an; er erklärt, dass jeder in diesem Falle sein eigener Lehrer sein muss (Hebr 12, 12. 13).

Elihu fährt fort: Schweig still, Hiob, und lass mich reden; denn ich möchte dir dein Recht geben. Er meint: Ich möchte nur, dass du los gesprochen würdest. Hast du gute, triftige Gründe zu deiner Verteidigung, so bringe sie vor; wenn nicht, so halte deinen Mund! Wir haben zu schweigen und nichts dawider zu sagen, wenn man uns die Wahrheit Gottes vorhält. Wir sind ja allezeit zum Widersprechen geneigt, wir sind nicht demütig genug. Hält man uns etwas Gutes und Heiliges vor, so sind wir nicht bescheiden genug, um es anzunehmen; denn wir sind stolz, dass wir uns nichts anderem als unserm eigenen Willen unterwerfen wollen. So ist der Mensch: Er bäumt sich auf gegen Gott und schlägt immer gegen sein Wort aus wie ein störrisches Pferd, Auch Jakobus ermahnt uns: „Nehmet das Wort an mit Sanftmut, das in euch gepflanzt ist!“ (Jak 1, 21). Wollen wir vom Worte Gottes Gewinn haben, so müssen wir sanftmütigen Geistes sein; wenn Gott redet, müssen wir schweigen. Unsere ganze Weisheit besteht darin, dass wir uns Gott gelehrig erzeugen und uns gänzlich dem unterwerfen, was uns in seinem Namen und mit seiner Autorität vorgehalten wird. Insonderheit aber müssen

wir stillschweigen, wenn man uns von der Gerechtigkeit Gottes sagt und wir um unsere Sünden gestraft werden.

Wir betrügen uns so leicht; es ist uns unmöglich, Gott so zu preisen, dass wir dabei in uns selbst völlig zu Schanden werden. „Gewiss“, sagen wir, „vollkommen gerecht bin ich nicht, aber ganz arm bin ich doch auch nicht!“ Die Menschen wollen immer etwas für sich behalten, sie bringen es nicht fertig, Gott alle Ehre zu geben. Darum bekommen wir es auch nicht fertig, die Lehre von der unverdienten Rechtfertigung anzunehmen, so, wie sie wirklich lautet. Elihu möchte, dass Hiob freigesprochen würde, er ist also nicht verärgert oder streitsüchtig, nein, er will, Hiob bekäme sein Recht, und weil er es sich selbst nicht schaffen kann, möchte er ihn demütig vor Gott machen. Er redet hier als ein Werkzeug des Heiligen Geistes, darum sollen wir aus seinen Worten etwas lernen: Sooft Gott in der Heiligen Schrift seinen Donner über uns erschallen lässt, tut er es nicht, um uns zu Schanden zu machen oder uns zu nehmen, was uns zusteht, als gönnte er es uns nicht oder als hätten wir etwas Lobenswertes an uns. Denn davon hätte er doch keinen Schaden; würde Gott etwa dadurch verkleinert, wenn wir unsererseits wirklich etwas Gutes besäßen? Nein, aber uns ist es nötig, dass wir völlig zu Boden geschlagen werden; denn das Gute, das er uns anbietet, können wir nur annehmen, wenn wir aller Vermessenheit und Eitelkeit abgesagt haben.

Was meint aber Elihu mit dem Stillschweigen? Wir dürfen Gott nicht widersprechen; ihm geht der Gehorsam über alles. Und das ist am Glauben die Hauptsache: die friedsame Unterwerfung unter Gott. Unsere vermessene Art muss völlig in den Tod gegeben werden, und alle Weisheit müssen wir von Gott begehren.

## **Hiob 34, 10 – 15.**

**10) Das sei ferne, dass in Gott Ungerechtigkeit sei oder Unbilligkeit in dem Allmächtigen. 11) Denn er vergilt dem Menschen nach seinem Werk und lässt jeden ernten nach seinen Wegen. 12) Gott verdammt niemand ohne Grund, und der Allmächtige kehrt das Recht nicht um. 13) Wer regiert die Erde außer ihm? Oder wen hat er über die Welt gesetzt? Oder wer hat sie gebaut? 14) Wenn er sein Herz zu ihm wendet und seinen Hauch und Odem zurücknimmt, 15) alsdann wird alles Fleisch miteinander vergehen, und der Mensch wird wieder zu Staub werden.**

Das ist der Hauptinhalt der ganzen Elihurede: In Gott ist keine Ungerechtigkeit: wir sollen Gott ehren als den Gerechten. Das scheint selbstverständlich, und auf den ersten Blick wird das auch niemand leugnen wollen, aber dennoch findet man unter hundert kaum einen einzigen, der Gottes Gerechtigkeit gebührend anerkennt, ja, selbst die Gläubigen lassen's daran fehlen. Was werden aber dann die Gottlosen machen, die gar nicht daran gewöhnt sind, Gott zu ehren? Wer wirklich bekennt, dass Gott gerecht ist, der hätte genug gelernt für hundert und tausend Jahre, wenn er so lange lebte in dieser Welt. Wie können wir denn erkennen, dass Gott gerecht ist? Nur so, dass sein schlichter Wille uns als einzige Begründung genügt und wir fest davon überzeugt sind, dass alles, was Gott tut, gut und recht ist, wenn wir auch jetzt den Grund noch nicht einsehen. Denn wenn einer von Gottes Gerechtigkeit nur so viel bekennen wollte, als davon in sein Hirn eingeht, was sollte dabei herauskommen? Wäre dann Gott nicht unser Knecht? Nein, es muss bei uns ganz feststehen: Gott ist gerecht! Sein Wille ist die Richtschnur aller Gerechtigkeit, und alles, was von ihm kommt, müssen wir anbeten, mag es uns noch so befremdlich und verkehrt vorkommen. Da soll uns eine heilige Furcht bewahren, und weil Gott der Brunnquell aller Gerechtigkeit ist, darum müssen wir alles, was er tut, für gut befinden. Und wenn alles unsern Wünschen entgegengeht, so sollen wir die Augen schließen und mit aller Entschlossenheit sagen: Herr, du bist gerecht, und mit dieser Gerechtigkeit will ich mich zufrieden geben, bis du mich eintreten lässt in dein Heiligtum und ich sehe, warum du so mit den Menschen umgehst.

Womit beweist Elihu denn, dass in Gott keine Ungerechtigkeit sein kann? Er vergilt dem Menschen nach seinem Werk und lässt jeden ernten nach sei-

nen Wegen. Wir müssen also nicht nur wissen, dass Gott an sich gerecht ist; seine Gerechtigkeit ist ja auch nicht in sein Wesen eingeschlossen, so dass sie uns unbekannt bliebe, sondern sie erstreckt sich über alles und muss vor allen Dingen an uns selbst erkennbar sein. Wollen wir nun wissen, wieso Gott gerecht ist? Wir mögen blicken, wohin wir wollen, überall schauen wir seine Gerechtigkeit: die Welt regiert er so gerecht und billig, dass nichts dawider zu sagen ist. Und wenn Gott uns alle vor sein Angesicht ruft, so kann keiner sich beklagen, nein, wir müssen alle bekennen: Gott hat uns getragen in seiner unendlichen Güte, und mit billiger Strenge hat er uns bestraft. Das ganze Weltall regiert er in Gerechtigkeit; alles, was wir sehen, beweist sie, weil es von ihm kommt. Die Sünden, die die Menschen begehen, verstehe ich nicht, aber das verstehe ich, dass Gott in seinem höchsten Rat alles so regiert, wie es gut ist. Deshalb braucht ein jeder nur sich selbst zu prüfen, so weiß er, dass es keinen Deckmantel gibt, unter dem man mit Gott rechten könnte; niemand kann ihn der Grausamkeit zeihen, niemand kann sagen, Gott habe ihn unbillig behandelt, sondern wir müssen in seiner Regierung und Führung seine Gerechtigkeit anerkennen. Und wenn wir so klug sind, unsere Fehler zu erkennen, so hört von selbst alles Widersprechen gegen Gott auf, und jeder wird in Demut sprechen: Herr, du bist immer so mit mir verfahren, dass ich deine Gerechtigkeit erkennen und preisen muss! Aber trotzdem möchten wir immer unsere Sünden verkleinern und zudecken, ob sie gleich bekannt genug sind. Hat uns nun die Heuchelei in unsern Sünden eingeschläfert, so ist kein weiter Schritt mehr bis zur Auflehnung gegen Gott. Dagegen aber gibt es kein besseres Mittel als die Anerkennung der Gerechtigkeit Gottes, und so kommt Gott zu seiner gebührenden Ehre. Dann machen wir zuerst einmal uns selber den Prozess und sind unsere eigenen Ankläger und Richter zugleich. Und dann erkennen wir leicht, dass Gott gerecht ist, dann wissen wir genau: Er hat uns nicht schlecht behandelt, er hat uns kein Unrecht getan.

Gott vergilt dem Menschen nach seinem Werk und lässt jeden ernten nach seinen Wegen. Er tut keinem Unrecht. Es kommt vor – und zwar alle Tage –, dass Gott eine Zeitlang die Gottlosen duldet; er tut, als sähe er sie nicht. Das ist auch der Grund, weshalb die Gottlosen sich verstocken und immer frecher werden. So meint es auch Elihu nicht, dass Gott die Übeltaten sofort bestraft; nein, wenn Gott den Gottlosen lange Zeit gelassen hat, so zeigt er ihnen, dass er auf ihre Buße wartet, dass er ihre Missetaten nicht vergessen, sondern alle in sein Buch eingeschrieben hat. So „häufen sie sich selbst den

Zorn auf den Tag des Zorns“ (Röm. 2, 5). Diese Frist also kommt ihnen teuer genug zu stehen, wenn sie Gottes Geduld also missbraucht haben. Was würde geschehen, wenn Gott die Sünden gleichmäßig strafte? Wir würden gar nicht mehr auf einen andern Gerichtstag warten; denn dann wäre ja alle Erfüllung in dieser Welt da. Und wo bliebe der Glaubensartikel von unserer Auferstehung und dem Gericht unseres Herrn Jesus Christus? Dann gäbe es keinen Lohn mehr für die Frommen und keine Angst mehr für die Gottlosen! Darum wird in der Schrift auch deutlich gesagt: „Er wird geben einem jeglichen nach seinen Werken“ (Röm. 2, 6). Und wann? Nun, am Jüngsten Tage. Das deckt sich mit dem Wort des Elihu: Gott vergilt. Unser Glaube nur muss sich üben im geduldigen Warten auf das, was wir noch nicht sehen. Es ist genug, dass Gott uns einige Anzeichen seiner Gerechtigkeit gibt, dass er uns an auffallenden Beispielen zeigt, wie er noch auf die Menschen achtet, um sie in ihren Sünden zu bestrafen.

Elihu will auch nicht sagen, dass Gott denen, die er straft, keine Güte mehr erzeuge. Gott will nur unsere Sünden nicht nach gleichem Maßstab strafen; denn was würde dabei herauskommen? Dann würde er uns nicht Krankheiten, Armut und dergleichen schicken, sondern uns sogleich in den Abgrund werfen und sein Wetter über uns einschlagen lassen, dann würde er nicht einfach irgendeine schreckliche Strafe über uns verhängen, sondern dann müsste er seine ganze gewaltige Majestät aufbieten, um uns zu verderben in Wetter und Abgrund. Nein, Gott lässt den Sündern noch Frist zur Buße. Nicht als käme das nun auch allen wirklich zugute; denn die Gottlosen sind bereits verdammt, sie sind unverbesserlich, und Gott macht ihnen nicht allein den Prozess, sondern stellt ihnen ihr Urteil sogar schriftlich zu, es braucht nur noch vollstreckt zu werden, und das geschieht, wann Gott will.

Bei seinem Vergelten aber behält Gott sich vor, denen, auf die sich sein Wohlgefallen richtet, zu vergeben, wenn er sie wieder zu sich bringen will. Seine Auserwählten straft Gott nicht. Es gefällt ihm, sie zu Gnaden anzunehmen und in seiner unverdienten Güte mit sich zu versöhnen; damit aber begräbt er ihre Sünden und „geht nicht mit ihnen ins Gericht“ (Ps. 143, 2). Gott hat also die Freiheit, unsere Sünden zu tilgen, ohne sie zu strafen, und das tut seiner Gerechtigkeit nicht den geringsten Abbruch. Wieso? Wenn Gott uns unsere Fehler vergeben will, so will er trotzdem dem Bösen in uns nicht Nahrung geben, sondern er rührt unsere Herzen an und zeigt uns das Böse mit warnender Hand; er lässt es uns merken, wie sehr wir ihn betrübt

haben, und bringt uns innerlich dazu, Abscheu vor unsern Sünden zu empfinden und über sie zu seufzen. Wenn so die Buße uns berührt, dann sind wir Richter über unsere Fehler und verdammen sie, und auf diese Weise vollzieht Gott sein Amt. Denn es ist viel besser, wenn der Mensch sich selbst verdammt, als wenn er von Gott verdammt würde und dabei mit den Zähnen knirschte und unverbesserlich und halsstarrig bliebe in seiner Bosheit. Wenn uns also Gott in der Buße zu sich zieht, so vergisst er dabei seines Amtes nicht; denn er vergibt uns unsere Sünden nicht, um uns damit zu schmeicheln und zu streicheln, im Gegenteil, das Vergeben soll doppelte Strafe sein: auf der einen Seite soll man die begangenen Sünden fühlen, auf der andern soll die aufleuchtende Barmherzigkeit Gottes uns unsere Armseeligkeit aufdecken, bis er uns davon befreit. Wenn Gott also seinen Auserwählten ihre Sünden vergibt, so bricht er damit von seiner Gerechtigkeit nichts ab, sondern es bleibt immer der Spruch wahr: Gott vergilt dem Menschen nach seinem Werk und lässt jeden ernten nach seinen Wegen. Wollen wir also Gott in seiner Gerechtigkeit verherrlichen, so müssen wir auch in unserer Trübsal davon überzeugt sein, dass wir nichts mit Unrecht leiden, dass er uns auch in seiner Strafe noch schont und dass auch seiner harten Strenge immer noch Güte beigemischt ist. Dabei bleibt er allezeit gerecht.

Gott verdammt niemand ohne Grund, und der Allmächtige kehrt das Recht nicht um. Die Leute können nicht sagen, Gott tue ihnen Unrecht und wolle sie nur glauben machen, sie hätten gefehlt. Vor dem irdischen Gericht unterdrückt man wohl einmal einen armen Unschuldigen: man hält ihm eine ganz geringfügige und harmlose Sache vor, aber er muss es sich gefallen lassen, und der beste Mensch von der Welt muss sich von falschen Zeugen ins Unrecht setzen lassen; da kommen also unbillige und unbegründete Bestrafungen vor. Aber etwas ganz anderes ist es mit Gottes Gerechtigkeit: er braucht keine Gründe anzugeben, er braucht nicht große Register aufzuschlagen, um Beweise beizubringen, er braucht sich nicht zu entschuldigen, wenn die Menschen ihn verleumden; denn ein jeder trägt seinen Prozess geschrieben und versiegelt bei sich. Wir bedürfen keines andern Richters als unseres eigenen Gewissens, und wenn einer von diesem Richter jetzt auch nichts weiß, wo wird Gott ihn wohl aufwecken, es sei ihm lieb oder leid; und wir mögen uns noch so lange selbst betrügen, endlich müssen wir doch dahin kommen, dass wir uns davon überzeugen müssen, Gott habe guten Grund zu seiner Strafe gehabt.

Deshalb fügt Elihu auch hinzu: Der Allmächtige kehrt das Recht nicht um. Denn wenn wir nichts mehr zu sagen wissen, so greifen wir zu der Ausflucht: Gott ist allmächtig, er tut, was ihn gut dünkt, und weil wir ihm nicht widerstehen können, darum geht denn alles quer und verkehrt. Und wenn wir's nicht ausdrücklich sagen, so gehen doch unsere verkehrten Gedanken dahin, wir könnten ihn unter Berufung auf seine Allmacht und unsere Arm-seligkeit glauben machen, er plage uns zu sehr. Aber er kehrt das Recht nicht um! Auch bei seinem Strafen trägt er die Menschen noch in Geduld, wie ihnen das gut und heilsam ist, und wenn er noch mehr Grund hätte, sie zu schonen, so täte er es gewiss, denn er weiß ja, was ihnen frommt. Kurzum, wir müssen lernen, uns selber zu verdammen und einzusehen: Gott ist gerecht in seiner Strafe und zerstört nichts, was etwas in uns Gutes wäre; haben wir eine gute Sache, so ist sie bei ihm in guten Händen, er braucht weder Staatsanwalt noch Advokat; denn er führt unsere Sache selbst, er steht für uns ein und hat nur den einen Wunsch, uns freizusprechen. Verdammt er uns aber, so müssen wir uns das gefallen lassen und uns sagen: Wir haben's wohl verschuldet und verdient. Gewiss, das kann man im Allgemeinen leicht sagen, aber es muss sich auch jeder für sich, für seine Person, gesagt sein lassen, besonders wenn Gottes Ruten uns schlagen. Woher das Übel auch kommen mag, wir müssen einsehen: Gottes Hand ist es, die uns heimsucht. Und er hat guten Grund dazu; denn wir sind arme Sünder, ja, wir sind schlimme Rebellen, und wir dürfen unsere Sünden nur ja nicht verkleinern wollen, um sagen zu können: Gottes Strafen gehen über's Maß hinaus. Nein, auch wenn er noch viel härter strafe, selbst bis zu unserer völligen Vernichtung, so müssten wir doch bekennen: Es ist nicht zu viel, so groß ist der Berg unserer Sünden.

Nun fährt Elihu fort: Wer regiert die Erde außer ihm? Oder wen hat er über die Welt gesetzt? Gott regiert die Welt allein, er hat keinen Gesellen. Er ist ja der Schöpfer, und als solcher hat er die Welt nicht ein für allemal fertig gemacht, sondern er hat alles noch in seiner Hand, er leitet und regiert seine Kreaturen noch bis auf diesen Tag, und nichts geschieht ohne seinen Willen. Scheinbar kann man damit allerdings nicht Gottes Gerechtigkeit verteidigen; denn es handelt sich hier nicht um seine Allmacht. Es gibt ja manche, die sich auf Gottes Allmacht berufen, um seine Gerechtigkeit zu bestreiten. Demgegenüber sagt Elihu: Gott regiert die Welt allein! Damit beweist er, dass Gott gerecht ist. Gewiss, bisweilen können auch wohl die Gottlosen in der Welt regieren. Könige und Fürsten, Gewalthaber und Obrigkeiten gelan-



gen wohl manchmal durch allerlei teuflische Mittel zu ihrem Amt, und so kommt es denn, dass die Gottlosen regieren. Aber bei Gott ist das nicht so. Er ist von Natur der oberste Gewalthaber der Welt, und das steht ihm zu; er hat sich nicht um sein Amt bewerben brauchen, er ist nicht in Wirtshäusern durch allerlei listige Ränke gewählt, nicht durch Menschengunst ist er in sein Amt berufen, er hat es auch nicht durch Erbschaft angetreten! Er hat das Weltregiment von Natur, und deshalb sind hier zwei Dinge nicht zu trennen: sein unsterbliches Wesen und seine Regierungsautorität. So meint es auch Abraham (Gen 18, 25): „Das sei ferne von dir, der du aller Welt Richter bist!“ Das meint er nicht so, als wollte Gott damit ermahnen, er solle vorsichtig sein, so wie wir etwa sterbliche Menschen ermahnen. Mose kann zu den Richtern sprechen: „Richtet recht zwischen jedermann und seinem Bruder“ (Deut 1, 16), und ebenso Josaphat: „Sehet zu, was ihr tut! denn ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn (so nach dem Grundtext: „in des Herrn Namen“ oder „für den Herrn“), und er ist mit euch im Gericht“ (2. Chron. 19, 6): ihr seid Gottes Stellvertreter! Abraham meint nun also: Gott kann sich nicht so verwandeln, dass er nicht allezeit gerecht wäre, wie er ja auch allezeit Gott ist. Gott ist nichts so eigen wie die Gerechtigkeit, und wenn wir ihn der Ungerechtigkeit zeihen, so vernichten wir sein Wesen. Als Gott ist er nicht ein Götze, ein totes, müßiges Ding, sondern als Gott regiert er die Welt, um seiner höchsten Majestät willen muss er Richter sein, und als Richter ist er untadelig gerecht.

Weltschöpfung und Weltregierung gehören untrennbar zusammen. Wenn wir meinen, Gott regiere nicht alles, sondern einiges geschehe zufällig, so machen wir den Zufall zu einer Göttin, die einen Teil der Welt erschaffen habe, und so käme das Lob der Schöpfung nicht Gott alleine zu. Auch das ist eine fluchwürdige Gotteslästerung, wenn wir denken, der Satan vermöge etwas ohne Gottes Erlaubnis; denn damit schreiben wir ihm ja einen Teil der Weltschöpfung zu. Nein, es besteht ein unzerreißbares Band zwischen diesen beiden Dingen: Gott hat alles gemacht, und er regiert auch alles. Deshalb sagt Elihu auch ausdrücklich: Wer hat die Welt gebaut? Meinen wir denn, er würde sich jetzt einen Gesellen berufen, der ihm bei der Regierung seiner Kreaturen helfen müsste? Gewiss, Gott bedient sich mancher Mittel untergeordneter Art, um die Welt zu regieren. aber das verhindert seine Autorität nicht, und er tut es nicht, um einen Gesellen zu haben, nein, er behält immer die Oberherrschaft. Was sind die großen Könige anders als Gottes Hände? Er bedient sich ihrer nach seinem Gutdünken, wie er denn durch Je-

saja dem stolzen Sanherib, der alles durch seine Geschicklichkeit meinte ausgerichtet zu haben, den Vorwurf macht: „Mag sich auch eine Art rühmen wider den, so damit hauet? Oder eine Säge trotzen wider den, so sie zeucht? Als ob die Rute schwänge den, der sie hebt; als ob der Stecken hübe den, der kein Holz ist!“ (Jes. 10, 15). Ein Mensch kann sich nicht allein mit seinen Händen und Armen behelfen, er muss auch andere Dinge gebrauchen, die nicht zu seinem Wesen gehören. Ist aber in den sterblichen Kreaturen eine Kraft, die sie nicht von dem lebendigen Gott hätten? Haben sie nicht alles von ihm? Ohne Verbindung mit Gott sind wir nichts, in ihm leben, weben und sind wir ja!

Nun aber müssen wir über Gottes Vorsehung nachdenken. Er trägt Sorge um die Welt, er wacht über alle Kreaturen. Doch nicht so, als sähe er nur voraus, was kommen wird, wie etliche unnüchterne Menschen meinen: erst sähe Gott die Dinge hienieden von weitem kommen, und dann erst kümmerer er sich hinterher darum. Nein, es ist mehr dahinter: es kann nichts geschehen, als was er bestimmt hat, sein Wille ist aller Dinge Richtschnur. Stößt uns ein Unglück zu, so liegt die erste Ursache in seinem Willen. Hiob hat nicht an die Räuber gedacht, die ihn ausgeplündert hatten, sondern er hat gesagt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen“ (1, 21). Gewiss ist der Teufel die Veranlassung dazu gewesen, Hiob aber weiß: Gott hat die Welt gebaut, er wacht auch allezeit über sie, um sie zu regieren, sie steht unter seiner Leitung. Auch wenn die Gottlosen hienieden das Regiment haben, so ist das nur ein Stück der Gerechtigkeit Gottes. Warum gehen die Dinge hier so verwirrt durcheinander? Gott sieht, dass wir es nicht wert sind, von ihm regiert zu werden, darum lässt er dem Satan den Zügel locker. Alle Ungerechtigkeiten hier auf Erden sind ebenso viele Gottesgeißeln um unserer Sünden willen. Wenn Fürsten und Richter auf Erden als gottlose Buben handeln, so will Gott damit in unsern Augen seiner eigenen Gerechtigkeit den höchsten Glanz verleihen und will sie uns gerade darin erkennen lassen, dass er uns plagt und damit unsere Sünden straft; er will uns damit zu verstehen geben: Wir sind es nicht wert, dass er zu uns kommt, deshalb muss er weit von uns abrücken, und wenn wir in unserer Vermessenheit sein Joch abgeworfen haben, so sind wir zu wilden Tieren geworden und haben's verdient, dass der Teufel über uns herrscht und mit ihm die Gottlosen, die seine Stellvertreter sind und die er erweckt hat. In allen Dingen steht Gott die Ehre zu, wie verworren es auch in dieser Welt hergehen mag, und wir müssen immer daran festhalten: Als der allmächtige Gott kann er nichts Un-

rechtes tun; ist er Gott, so ist er auch gerecht; denn seine Gerechtigkeit und seine Macht sind nicht voneinander zu trennen.

Noch eins fügt Elihu hinzu: Wenn Gott sein Herz zu ihm wendet und seinen Hauch und Odem zurücknimmt, alsdann wird alles Fleisch miteinander vergehen, und der Mensch wird wieder zu Staub werden. In diesen Worten fasst er Gottes Macht mit seiner Güte zusammen. Wenn wir uns durch Gottes Hand regieren lassen, so können wir ganz gut merken, dass Gott gut und barmherzig gegen uns ist, weil wir nicht jeden Augenblick zugrunde gehen. Denn es bedürfte nur eines einzigen Blickes von Gott, und wir lägen im Staube, und es wäre mit uns vorbei. Was sagt Jesaja von der Menschen Kraft? „Das Gras verdorret, die Blume verwelkt, denn des Herrn Geist bläst darein“ (Jes. 40, 7)! Und ebenso heißt es im Liede Moses: „Gleichwie ein Gras, das bald welk wird“ (Ps. 90, 5). Da liegt freilich ein anderes Bild vor, aber es kommt auf dasselbe hinaus: „Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub“ (Psalm 104, 29). Und das entspricht dem Worte des Paulus: „In ihm leben, weben und sind wir“ (Apg. 17, 28). Die Kreaturen bleiben nur so lange in ihrem Bestand und Wesen, wie es Gott gefällt, sie darin zu erhalten; nimmt er seine Kraft wieder an sich, so wird alles wieder zu nichts. Also es bleibt dabei: Gottes Macht ist derart mit seiner Güte verbunden, dass wir uns sagen müssen: Niemals behandelt uns Gott so streng, dass er uns dabei nicht Schonung angedeihen lässt, sonst würden wir jeden Augenblick umkommen, er brauchte nur seinen Odem von uns zu nehmen. Denn wir können uns doch nicht selbst bewahren! Wer bringt aber unsern Gott dahin, uns zu erhalten? Oder sind wir es etwa wert, all das Gute zu genießen, das er an uns tut? Nichts von alledem! Und welche Verpflichtung sollte er gegen uns haben? Und was ist es mit unserer Macht? Was haben wir für Mittel? Man muss also den Schluss ziehen: Aus keinem andern Grunde erhält Gott die Welt als nur deshalb, weil er gut ist und weil er der Brunnquell aller Güte ist; uns so viel Gutes zu tun, wie wir 's täglich von seiner Hand empfangen, dazu bewegt ihn nichts anderes, als dass es ihm gefällt, uns seine Güte und Barmherzigkeit erfahren und fühlen zu lassen. Schon das Leben, das wir haben, ist uns ein ausreichendes Zeugnis davon, wie gütig und gnädig Gott zu uns ist. Wieso? Wir haben unser Leben nur in ihm und durch ihn; nähme er seinen Odem zurück, wir würden sofort umkommen und zu Asche werden. Nun ist aber das Leben ein kostbares Ding, mag es sonst aussehen, wie es will. Allezeit sind die Menschen Gott Dank schuldig, wie er sie auch behandeln und führen mag. Gott tut al-

les nach Gewicht und Maß, er ist gerecht und gut in allen seinen Werken,  
diesem Bekenntnis müssen wir treu bleiben.

## **Hiob 37, 14 – 20.**

**14) Merke auf diese Dinge, Hiob! Steh still und betrachte Gottes Wunder! 15) Weißt du, wie ihnen Gott ein Gesetz aufgelegt hat und wie er die Klarheit seiner Wolke leuchten lässt? 16) Kennst du den Abstand der Wolken und die Wunder dessen, der vollkommen an Wissen ist? 17) Weißt du, wie es kommt, dass deine Kleider warm werden, wenn der Wind von Mittag weht? 18) Warst du bei ihm, den Himmel auszubreiten, der fest steht wie ein Spiegel aus Metall? 19) Zeige uns, was wir ihm sagen sollen; denn nichts kann man ihm richtig sagen um der Finsternis willen. 20) Wenn du redest, wer wird's ihm erzählen? Und wenn's ihm einer sagt, wird er nicht verschlungen werden?**

Wenn wir wüssten, wie wunderbar Gottes Werke sind, so würde sich jeder die größte Mühe geben, sie zu betrachten, selbst bei seinem noch so schwachen und geringen Verständnis. Aber was geschieht? Wir halten uns für klug genug, um in einem Augenblick alles zu erfassen, was da zu sehen ist; dabei aber schätzen wir Gottes Werke längst nicht so, wie sie es verdienen, es sind uns alltägliche und alt gewohnte Dinge, und wir gehen gedankenlos daran vorüber. Darum mögen wir wohl auf unsern Text achten.

Elihu sagt einmal: Betrachte Gottes Wunder! Und sodann: Steh still! Denn unser Verstand ist viel zu blöde, um auf den ersten Blick die Dinge richtig zu erkennen. Darum wird uns ausdrücklich befohlen: Merke auf diese Dinge! Denn die Augen bleiben uns verschlossen, bis wir in die Schule Gottes kommen.

Sooft es sich um die Erkenntnis der Werke Gottes handelt, müssen wir unsere Sinne zu ihrer Anbetung erheben, oder vielmehr zur Anbetung der unendlichen Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit Gottes, die in ihnen in die Erscheinung treten. Wer ohne Ehrerbietung an die Werke Gottes herantritt, der ist undankbar und schändet das Heilige. Doch müssen wir uns nicht für so klug halten, als könnten wir alles in einem Augenblick erkennen. Haben wir eine Zeitlang in der Welt gelebt und sind gleichsam noch Lehrlinge, so sollen wir den Mut nicht sinken lassen, wenn wir noch nicht alles so begreifen, wie es zu wünschen wäre, sondern unser Bemühen fortsetzen; denn es ist schon viel, wenn wir zeitlebens an den Wundern lernen, die in den Werken Gottes enthalten sind. Gewiss, wir müssen immer weiterkommen, und wenn uns gesagt wird: Stehet still! so ist das nicht so gemeint, als müssten wir uns

müßigen Spekulationen hingeben; denn der Gedanke an Gott darf uns nicht hindern an seinem Dienst. Im Gegenteil, je mehr einer sich der Betrachtung der Werke Gottes ergibt, umso mehr soll ihm das ein Anreiz sein, die Pflicht des Gehorsams zu erfüllen, ja, gerade das soll ihn immer weitertreiben. Eben die, die in Betrachtung der Werke Gottes versunken stehen bleiben, die treten einen Schritt zurück, um besser springen zu können. Denn dieses Betrachten bewahrt uns davor, mit unsern Gedanken hin und her zu schweifen. Wer immer in Unruhe hin und her rennt, wird Arm und Bein brechen, aber kaum weiterkommen, weil er den geraden Weg nicht innehält. Wir müssen bei den Werken Gottes stillstehen und uns in Schranken halten, damit wir uns nicht ins Maßlose verlieren. Dabei aber haben wir uns um die Erfüllung des Willens Gottes zu bemühen; denn das ist unser Ziel.

Weil wir aber von Natur weder Klugheit noch Verstand besitzen, sind wir darauf angewiesen, auf Gott zu lauschen; denn es ist sein Amt, uns auf das aufmerksam zu machen, was wir an seinen Werken zu betrachten haben, um Gewinn daraus zu ziehen. Nun haben zwar die Heiden über die Geheimnisse der Natur gelehrte Disputationen gehalten, und es ist ihnen gleichsam nichts verborgen geblieben; aber das geschah nur zu ihrem Vergnügen und hat sie nicht zu Gott geführt. Nein, solche Art Weisheit ist nur ein verworrener Abgrund. Denn was ist das für ein Undank, wenn die Menschen bei all ihrem sorgsamem Durchforschen der Werke Gottes an den Schöpfer überhaupt nicht denken und nichts nach ihm fragen? Auch ihnen hat Gott Verstand gegeben, aber weil sie die Stimme Gottes nicht gehört und sein Wort nicht gehabt haben, um sich auf den rechten Weg führen zu lassen, darum sind sie auf dem Wege zusammengebrochen. Denn die Hauptsache wäre doch gewesen, sich Gott zu unterwerfen und seine Herrlichkeit zu betrachten, die aus allen seinen Werken herausleuchtet – das aber haben sie nicht getan. Wenn wir diese großen Philosophen reden hören, sie hätten alles das erkannt, was doch unbegreiflich ist, so sind sie uns nur ein Spiegel der Blindheit, bis sie Gott in seine Schule nimmt. Sind wir etwa klüger als sie? Keineswegs, aber das sehen wir deutlich, dass sie von Gott keine Ahnung haben.

Nun fährt Elihu fort: Weißt du, wie ihnen Gott ein Gesetz aufgelegt hat? Auch die Heiden, die noch etwas guten Samen der Religion behalten haben, haben wohl gewusst, dass Gott die Welt erschaffen hat, aber sie haben nichts begriffen von seiner Vorsehung, die alle Dinge erhält, so dass jetzt al-

les, was durch seine Kraft erschaffen ist, durch seine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit seinen Bestand hat. Das haben die Heiden nicht erkannt. Darum lasst uns an dem festhalten, was unsere Stelle sagt; es stimmt überein mit dem Wort unseres Herrn Jesus Christus: „Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch“ (Joh. 5, 17).

So sammeln sich denn auch nicht die Wolken von ungefähr in der Luft, auch bringt sie die Erden nicht hervor, sondern Gott ist es, der alles leitet, der auch dem Sonnenschein und Regen Gesetz und Ordnung gibt. Auch diese Kreaturen werden im geheimen bewegt von dem, der alles regiert und über allem ist. Alles wird nach Gottes Willen regiert, aber in uns sitzt der grobe Unverstand. Wenn deshalb die Dinge das Maß unseres Verständnisses übersteigen, so dürfen wir nicht meinen, das sei nicht der Rede wert, sondern müssen aufmerken. Gott wird uns zeigen, was uns verborgen und unbekannt ist; wir haben nicht nach unserm Verstande darüber zu urteilen; denn unser Verstand ist ein schrecklicher Wirrwarr, wenn er sich Gott uns seinem Wort nicht unterwerfen kann.

Können wir aber über die sichtbaren Dinge dieser Welt nicht urteilen, ohne dass uns Gott durch seinen Heiligen Geist erleuchtet und uns durch sein Wort leitet, wie wird es dann erst mit dem ewigen Himmelreich Gottes werden, das doch unvergleichlich höher ist als alles, wovon wir hier reden!

Wir sind nicht imstande, über das zu urteilen, was diese Welt angeht, die doch sichtbar und vergänglich ist – wie sollte dann unser Urteil heranreichen an das geistliche Reich Gottes? Müssen wir da nicht zu Schanden werden? Wir müssen also auf alle Weise lernen, demütig und bescheiden zu werden. Und wollen wir zunehmen im Verständnis der Dinge, die unsere Seligkeit angehen, so müssen wir vor allem daran denken: Wir sind nicht fähig, etwas zu wissen, was uns nicht Gott gelehrt hat; darum müssen wir uns ihm ergeben und uns von seinem Worte leiten lassen.

Dabei redet Elihu von dem, was man sehen kann und dessen Ursache uns gleichwohl unbegreiflich ist. Gewiss, man kann wohl dies und das darüber sagen, aber am Ende kommt alles darauf hinaus: Die Wunder Gottes sind viel zu hoch für uns. Weißt du, wie es kommt, dass deine Kleider warm werden, wenn der Wind vom Mittag weht? Warst du bei Gott, den Himmel auszubreiten, der fest steht wie ein Spiegel aus Metall? Kannst du die unermessliche Gotteskraft begreifen, die in allen diesen Dingen sichtbar wird?

Gewiss, Kälte und Hitze haben ihre natürlichen Ursachen, aber deshalb können wir doch nicht sagen, dass wir begriffen, was es für eine Bewandnis damit habe. Endlich steht man doch immer wieder vor der verborgenen Gotteskraft. Was ist es doch für eine Hoffart, sich so frech an Gott heranzumachen und mit ihm disputieren zu wollen! Man will Gott eine Lektion aufgeben, wie einem Schulkind, hat tausend Entschuldigungen und Ausflüchte gegen ihn; was er tut, darüber murrte man und lässt sich merken, dass man recht unzufrieden mit ihm ist – was für eine Vermessenheit! Was für ein teuflischer Stolz!

Sooft wir dem natürlichen Geschehen etwas von Gottes Gedanken und der Art seines Wirkens erkennen, sooft wir seine Gerechtigkeit, Kraft und Weisheit wahrnehmen, müssen wir daraus den Schluss ziehen: Wir begreifen noch lange nicht alles, ja nicht den hundertsten Teil; es ist schon viel, wenn wir eine schwache Ahnung davon haben und auch nur soviel davon schmecken, wie man mit der äußersten Zungenspitze lecken kann; aber selbst das wird uns nur dann zuteil, wenn es uns von oben geschenkt wird. Und dabei dient alles, was wir an Erkenntnis haben, doch nur dazu, uns die Stumpfheit unseres Begriffsvermögens spüren zu lassen! So werden wir demütig vor Gott; wenn wir erst unser Unvermögen kennen, dann verlangen wir auch nach Unterricht und immer größerer Einsicht. Dabei aber lässt uns unermüdlich der Betrachtung der Werke Gottes unser Bemühen zuwenden; auch schon das Geringste, was wir davon lernen und schmecken, bedeutet für uns einen ganz unermesslichen Schatz; denn wenn wir dieser Betrachtung unser ganzes Leben widmen, so ist es schon viel, wenn wir bis zur Mitte des Weges gelangt sind, ehe Gott uns gänzlich zu sich versammelt. Das gilt von der Hitze, von der unser Text redet, es gilt auch von dem Kunstwerk, das wir am Himmel sehen, der einem metallischen Spiegel gleicht und dennoch bis in die Unendlichkeit sich dehnt – o was muss das für ein wunderbarer Werkmeister sein!

Sodann heißt es weiter: Zeige uns, was wir ihm sagen sollen; denn nichts kann man ihm richtig sagen um der Finsternis willen. Elihu spottet über Hiob, aber dieser Spott trifft uns alle: Wer sich untersteht, Gott dreinzureden und den Mund wider ihn aufzureißen, der muss uns erst zeigen, wie man mit Gott reden soll und was man ihm denn vorbringen kann, wenn man ihm beweisen möchte, dass an ihm und seinen Werken etwas auszusetzen ist. Es ist, als wollte der Heilige Geist sagen: Es wird doch wohl keiner unter euch



so übermütig und vermessen sein, an den Werken Gottes etwas verbessern zu wollen! Wie vermessen doch alle Menschen sind! Keinem kann Gott es recht machen, und wenn wir nur könnten, wir wollten schon jeder sein Teil dazu tun! „Warum ist dies gerade so gemacht!“ Kurzum, es gäbe ein schreckliches Durcheinander, wollte Gott auf unsere Wünsche hören und sich ihnen anbequemen. Aber das kommt nur von unserm teuflischen Hochmut her, dass wir so weise sein wollen, als könnten wir an dem, was Gott tut, herumnörgeln. Das ist die Hoffart, über die der Heilige Geist spottet: Wenn sich denn jeder wirklich für einen solchen Meister hält, dann zeigt uns doch, wie man mit Gott reden muss! Und wenn ihr zu ihm kommt und sagt ihm: Siehe, ich möchte dies und das gern so haben – nun, dann müsst ihr doch einen Grund vorbringen! Und was wird das für ein Grund sein, den ihr Gott vorbringen könntet? Ja, wenn die Menschen mit Gott und seinen Werken unzufrieden sind, so verrennen sie sich in immer törichtere Gedanken. Wie können wir uns denn überhaupt die Freiheit nehmen, so trotzig gegen ihn aufzutreten, immer mit unsern Widersprüchen und Einwendungen zu kommen und alles besser wissen zu wollen? Den Mut können wir doch nur haben, wenn wir gar nicht an seine Majestät denken! Denn bei jedem Gedanken daran müssten wir doch zittern und beben. Ja, es geschieht nicht ohne Grund, dass der Heilige Geist uns vor Gott stellt: Nun heraus mit der Sprache und knurre nicht immer nur hinter seinem Rücken! Du machst es immer wie ein armer Tropf mit einem verständigen und angesehenen Manne, mit dessen Tun er nicht zufrieden ist: er findet allerlei an ihm auszusetzen, aber er wagt es ihm nicht ins Gesicht zu sagen, er knurrt und murr immer vor sich hin und schimpft über ihn, ohne dass er's hört, und wenn er dann bei seinesgleichen ist, dann speit er alle seine Gedanken aus. Geradeso machen wir's mit Gott: so viel Mut haben wir nicht, dass wir in seiner Gegenwart das Maul wider ihn aufzureißen wagten – davor schaudert doch schon natürliches Empfinden zurück, uns gegen unsern Schöpfer aufzulehnen -, dabei aber sind wir unverschämt genug, im geheimen gegen ihn zu murren und zu knurren und dies und das an ihm auszusetzen! Nein, sooft wir in Versuchung kommen, an Gottes Handeln Kritik zu üben, wollen wir an dies Wort des Elihu denken: Zeige uns, was wir ihm sagen sollen! Was sollen wir ihm denn sagen? An welchem Ende sollen wir anfangen? Dann werden wir schon den Mund halten, dann werden wir unsere törichten Gedanken schon für uns behalten.

Und nun wird uns noch deutlicher gesagt, was für Dummköpfe wir sind: Nichts kann man ihm richtig sagen um der Finsternis willen! So völlig sind wir eingehüllt in lauter Dunkelheit, dass wir nicht die Hand vor Augen sehen können. „Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann“ (1. Tim 6, 16). Ein sterblicher Mensch kann nur sehen, wenn die Sonne scheint; wenn ein Mensch am hellen Mittag einhergeht, so kann er seinen Weg wohl sehen; wenn er etwas unternehmen will, so zeigt ihm das Mittagslicht Weg und Richtung an, und wenn er seine Äcker besichtigen will, so braucht er nur seine Augen aufzumachen. Davon aber ist Gott nicht abhängig: er wohnt in einem so großen, unendlichen Licht, dass ihm nichts verborgen ist; alles liegt vor seinen Augen offen, bei ihm ist keine Vergangenheit noch Zukunft, er dringt in die tiefsten Abgründe ein. Und da wollten wir ihm eine Lektion aufgeben, die wir mitten in der Finsternis wohnen? Das wäre gerade, als wenn einer in einem dunklen Keller eingesperrt wäre, wo er keinen Schimmer von Licht sieht, und er wollte dann zu einem andern sagen: Du machst alles verkehrt! Kann auch ein Blinder einem andern den Weg zeigen und ihm sagen: Du bist auf ganz verkehrtem Wege, du siehst gar nicht, was du tust!? Vergleichen wir uns einmal mit Gott, dann ist es doch ganz sicher: Die Blinden sind wir; er aber sieht nicht, wie Menschen sehen, er sieht wahrlich besser als wir! Ist es dann aber nicht der ungeheuerliche Wahnsinn, wenn wir uns unterstehen, ihm zu widersprechen und zu meinen, wir wüssten alles besser? Das ist hier gemeint mit der „Finsternis“.

Was ist das aber für eine unendliche Güte von unserm Gott, dass er uns mitten in der Finsternis durch sein Wort erleuchtet! Wir haben ja kein volles und ganzes Verständnis davon, wie er die Welt erschaffen hat, verstehen auch nicht, wie er bis auf den heutigen Tag noch wirkt; aber soviel uns heilsam ist, lässt er uns in seine Gedanken hineinschauen. Darum heißt es auch von der Weisheit Gottes: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege“ (Spr. 8, 22); die Weisheit hat ihm Gesellschaft geleistet, als er die Welt aufbaute, da er die Berge hoch und die Täler niedrig machte, da er die Ordnung aufrichtete, die wir noch heute wahrnehmen. Aber daneben heißt es auch von der Weisheit: „Ich war der Werkmeister bei ihm und hatte meine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit und spielte auf seinem Erdboden, und meine Lust ist bei den Menschenkindern“ (Spr. 8, 30. 31). Wenn also die Weisheit Gottes, die doch an sich unbegreiflich ist, bekennt, es sei ihr Vergnügen und ihre Lust, bei uns zu wohnen und ganz freundlich mit

uns umzugehen, ist das nicht Trost genug für uns, und müssen wir dann nicht wacker sein, immer tiefer einzudringen in das, was Gott uns offenbart, natürlich immer in der Nüchternheit und Bescheidenheit, die nichts mehr wissen will, als was er uns lehrt, und immer nur ihn verherrlichen und ihm das Lob spenden möchte, das ihm zukommt?

Endlich aber heißt es: Wenn du redest, wer wird's ihm erzählen? Und wenns ihm einer sagt, wird er nicht verschlungen werden? Alle unsere frechen und leichtfertigen Reden gegen Gott, all die vermessenen Gedanken, die wir in unserm Hirn ausbrüten, sind wie ein Murmeln im Winkel; Gott aber gibt sich gar nicht die Mühe, auf unsere Reden zu hören. Nein, damit haben wir bei Gott kein Glück, denn wer wird's ihm erzählen? Es ist, wie ein Bettler über einen großen König spricht: Der König sollte besser aufpassen, er müsste es so und so machen! Ja, mein lieber Freund, da musst du dir einen Boten suchen, der ihm deinen guten Rat übermittelt! Ja, wenn ein armer Bettler so über seinen König spräche, so würde jedermann sich über ihn lustig machen! Aber vielmehr Grund hätten wir, über unsere eigene Torheit lustig zu machen, wenn wir uns unterfangen, so leichtfertig über Gott und seine Werke zu reden!

Wir sitzen hier unten auf der Erde und machen großes Geschwätz, aber dabei sind wir wie die Frösche; die können auch mächtig quaken in ihren Sümpfen und Löchern, aber wir gehen vorüber, und niemand regt sich darüber auf. Gerade so ist es mit den Reden, die die Menschen halten – es ist keine Vernunft darin. Sie können nur stammeln und schwatzen, und dabei meinen sie noch, Gott werde dazu schweigen und werde alles tun, wie sie es begehren. Nein, sooft wir das Maul wider Gott aufreißen, haben wir kein Glück damit, alle unsere Reden verfliegen in der Luft und verschwinden wie Rauch. Dabei aber fallen unsere Worte nicht einfach auf die Erde, sondern werden zu unserer schrecklichen Schande und großen Schmach ins Register eingetragen. Wenn nun unsere Hoffart so groß ist, dass wir wider Gott zu murren wagen, so kommen alle solche Gotteslästerungen auf unsere Rechnung und bleiben nicht ungestraft. Nein, wir mögen unsere Zunge auch so wetzen, bis sie sticht und in die Luft schneidet, Gott bleibt genau, wie er ist, und er braucht sich überhaupt nicht die Mühe zu machen, uns darauf zu antworten oder gar vor uns zu entschuldigen – das ist vollkommen überflüssig! Wollen wir mit Gott reden, so muss das mit solcher Ehrerbietung geschehen, dass unser Reden auf das Lob Gottes ausgerichtet ist

und dass Gott es annehmen kann. Das wird uns aber nur gelingen, wenn er unsere Zungen gereinigt hat und wir nichts aussprechen, als was aus seinem Wort hervorgeht und was wir in seiner Schule gelernt haben.

Elihu schließt mit den Worten: Und wenn´s ihm einer sagt, wird er nicht verschlungen werden? Das ist also das schmäbliche Los derer, die sich unterstehen, sich gegen Gott aufzulehnen und an seinen Werken etwas aussetzen finden: sie werden verschlungen. Schon vor seiner Majestät müssen alle Kreaturen erzittern – wie wird´s ihnen erst gehen, wenn sie offen Rebellion machen? Vor einem einzigen Blick unseres Gottes zerschmelzen Berge und Felsen, das Meer gerät in Bewegung, und die Erde versinkt in den Abgrund, wenn es ihm gefällt. Und dabei findet sich doch bei allen diesen Kreaturen nicht die geringste Widerspenstigkeit. Aber der Mensch, der nichts ist als eine Handvoll Asche, der will wider seinen Schöpfer streiten – und dabei am Leben bleiben! Die ganze Welt ist unter Gottes Hand, und sie geht dennoch unter, und das arme Würmlein Mensch will Gott schweigen gebieten? Und nicht das allein, nein, er will Gott sogar seine Ehre rauben; Gott soll nicht mehr als gerecht und weise gelten, wie es ihm doch zusteht! Ach, müssen wir denn nicht mehr als blind sein, wenn wir es wagen, mit solcher Frechheit gegen ihn aufzutreten? Lassen wir so unser Gegacker gegen Gott laut werden, so rennen wir in unser Verderben und legen es darauf an, verschlungen zu werden.

Möchten wir unter der Hand und Hut unseres Gottes bleiben, dann müssen wir uns unter ihn demütig beugen, damit er sich uns offenbare und uns danach die Gnade verleihe, allezeit einen bescheidenen Wandel zu führen und immer daran zu denken, dass wir ihm Ehre schuldig sind. Sind wir ihm aber Ehre schuldig, so müssen wir uns ihm auch völlig unterwerfen. Dann können wir uns auch zu unserm Gott nahen, ohne das schreckliche Feuer seines Zornes fürchten zu müssen; dann wird er uns eine Erquickung sein, und seine Gnade erhält uns. Ja, kommen wir zu ihm in aller Demut, ohne uns zu weit vorzuwagen im Fragen nach ihm und seinen Werken, dann wird es uns gelingen. So müssen wir uns denn genügen lassen an seinem Wort. Ihm steht es zu, uns die Hand zu reichen, uns aber, zu gehen, wie er uns führt.

## **Hiob 38, 1 – 4.**

**1) Da nahm Gott das Wort aus einem Wetter und sprach: 2) Wer ist es, der den Rat verdunkelt mit Worten voller Unverstand? 3) Gürtle deine Lenden wie ein Held! Gib mir Bescheid auf das, was ich dich frage! 4) Wo warest du, als ich die Erde gründete? Sag an, wenn du Verstand hast!**

Elihu hat feierlich betont, er sei auch nur ein sterblicher Mensch, wie Hiob: er will ihm keinen Grund zu der Klage geben, er sei von einer gar zu großen Höhe herab behandelt worden. Damit gibt er ihm also zu erkennen, dass Gott ihn durch Vernunft und Güte gewinnen wollte. Geradeso hält er's mit uns, denn er will uns schonen; darum lässt er uns sein Wort predigen durch Menschen wie wir, damit wir mit größerer Unbekümmertheit zu ihm kommen können, um zu hören, was er uns vortragen lässt: die Lehre wird uns geradezu vorgekaut. Es ist lauter Barmherzigkeit gegen uns, wenn Gott Menschen zu Dienern seines Wortes verordnet, die uns in seinem Namen und mit seiner Autorität belehren sollen; denn er weiß, wo unsere Grenzen liegen: je schwächer wir sind, desto mehr würde uns seine Majestät verschlingen, und wir würden ganz in den Abgrund versinken vor seiner Herrlichkeit. Deshalb lässt Gott sich zu unserer Kleinheit und Beschränktheit herab, indem er uns durch Menschen belehren lässt. Dabei aber müssen wir innerlich angepackt werden, wenn wir ihm mit der Ehrerbietung begegnen sollen, die ihm gebührt; denn sonst würden wir seine Güte missbrauchen, und wenn er sich so nahe zu uns hält, möchten wir uns schließlich wohl gar zu seinen Genossen machen.

Als Gott sieht, dass Hiob durch die Reden Elihus noch nicht gedemütigt ist, lässt er ihn seine Majestät spüren in einem Wettersturm. Hiob soll erschrecken und sich dazu bequemen, seine Fehler einzusehen. So passt Gott sich auf alle Weise uns an, um uns zu gewinnen. Auf der einen Seite steigt er zu uns herab. Warum das? Weil er sieht: wir sind viel zu grob und stumpf, um uns zu ihm erheben zu können. Weil wir aber eine maßlose Hoffart in unserem Kopf haben, muss er sich uns auf der anderen Seite auch zu fühlen geben, wie er ist; sonst lernen wir es nicht, ihn zu fürchten und sein Wort mit aller Demut und Sorgfalt zu hören. Das müssen wir wohl beachten; denn darin sehen wir die Liebe, die er zu uns hegt, und die Sorge, die er um unser Heil trägt. Denn es kann ja nur aus Sorge um uns geschehen, dass er sich dergestalt sozusagen verwandelt, dass er sich nicht damit zufrieden gibt,

immer auf gleiche Weise mit uns zu reden, sondern eben völlig verschiedenartig: wenn er sieht, dass es uns gut und heilsam ist, so stammelt er mit uns; sieht er aber, dass diese Güte uns dahin bringen könnte, dass wir sie verachten, so erhebt er sich und verherrlicht sich so, wie es ihm gebührt, sonst lernen wir uns selbst nicht kennen und unterwerfen uns ihm nicht von ganzer Seele. Umso mehr muss es uns ein Anliegen sein, uns durch sein Wort unterweisen zu lassen, weil es ja unserm Verständnis angepasst ist und Gott nichts vergessen hat, was zu unserm Heil erforderlich und nützlich war. Wir dürfen dann auch nicht mehr die armselige Entschuldigung vorbringen wollen, das Wort Gottes sei zu hoch oder zu dunkel für uns, oder es sei zu abschreckend oder zu schlicht und einfältig. Denn wenn wir alles wohl berechnen und überschlagen, so ist die Sache so: Unser Herr stellt uns in seinem Wort eine Majestät vor Augen, die alle Kreaturen in zitternde Angst versetzt, daneben aber auch eine Einfalt, die selbst den Ungebildeten und Unwissendsten fasslich ist; dabei ist sein Wort so klar und durchsichtig, dass wir es in uns aufnehmen können, ohne auf der hohen Schule studiert zu haben, wenn wir nur gelehrig sind; denn nicht ohne Grund nennt sich Gott einen Lehrmeister der Geringen und Kleinen: „Das Zeugnis des Herrn ist gewiss und macht die Unverständigen weise“ (Ps. 19, 8); „Du hast es den Unmündigen offenbart“ (Matth 11, 25). Wenn also Gott durch den Mund der Menschen zu uns redet, so geschieht das, damit wir umso freimütiger zu ihm nahen und seine Gedanken umso ruhiger aufnehmen, ohne uns gar zu sehr darüber zu entsetzen. Aber wir machen uns hart gegen den Sporn und geben ihm die Ehre nicht, die ihm gebührt, darum gibt er sich uns dann auch so zu spüren, wie er ist, und erhebt sich in seiner Majestät, damit das uns dazu bringt, ihm Huldigung zu erweisen.

Der Text sagt ausdrücklich: Gott nahm das Wort aus einem Wetter. Es ist ihm also nicht genug, ihm irgendein anderes Zeichen seiner Gegenwart zu geben, sondern er kommt im Wettersturm. Wir finden öfter in der Schrift, dass Gott sich eines Unwetters bedient, wenn er mit seinen Gläubigen sprechen will. Hier aber tut er es, weil Hiob noch nicht genug zerschlagen war, so dass er eben mit furchtbarer Gewalt auftreten musste. Deshalb lässt er es donnern und entfesselt den Wettersturm, damit Hiob lernt, mit was für einem Herrn er es zu tun hat. Es wird wohl im Allgemeinen gesagt, Gott wohne gleichsam in einer dunklen Wolke; auch heißt es, er sei mit Klarheit umgeben; und doch können wir nicht zu ihm kommen, sondern wenn wir Gott anschauen wollen, so werden unsere Sinne geblendet, und wir haben

nur dichte Finsternis vor uns. So wird also von Gottes Herrlichkeit im Allgemeinen gesprochen, damit wir uns nicht vermessen, seine unbegreiflichen Ratschlüsse so ungebührlicher Weise zu durchforschen. Aber noch aus einem andern Grunde muss sich uns Gott als den schrecklichen zeigen, nämlich um unserer Widerspenstigkeit willen. Gewiss, er wollte nichts lieber, als uns mit Freundlichkeit zu sich ziehen, und das tut er auch; wenn die Menschen bereit sind, sich ihm zu unterwerfen, so lockt er sie mit einer einzigartigen Güte. Merkt er aber irgendwelche Hartnäckigkeit, so muss er uns zuerst einmal demütigen; denn was hätte er sonst mit allen seinen Worten für einen Erfolg? Sein Wort würden wir verachten, oder es würde uns doch nicht zu Herzen gehen!

Deshalb lässt er auch bei der Verkündigung seines Gesetzes den Donner rollen und die Trompeten erschallen, so dass alles erzittert und alles Volk dermaßen erschrickt, dass es zu Mose sagt: „Lass Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben!“ (Ex 20, 19). Weshalb hat Gott die Erde so erschüttert und mit so furchtbarer Stimme gesprochen? Wollte er das Volk weit von sich wegtreiben, damit es ihn nicht mehr hören konnte? Nein, das sollte nur Vorbereitung sein, er wollte das hochmütige Volk erst klein machen; denn ohne diese göttlichen Zeichen hätte es Gott oder seinem Wort nie gehorcht und nie die Autorität des Redenden anerkannt. Es ist also auch nicht überflüssig, dass Gott mit Hiob aus dem Wetter redet. Aber haben wir es dann nicht erst recht nötig, dass unser Herr uns seine Majestät fühlen lässt und wir davon recht im Tiefsten ergriffen werden? Gewiss, Gott lässt keinen Wettersturm kommen, wenn wir merken sollen, dass er es ist, der mit uns redet; aber er muss uns auf andere Weise zubereiten, dass wir zu ihm kommen. Der eine hat allerlei Unruhe und Anfechtungen in seinem Gewissen, der andere wird mit Krankheit heimgesucht, der dritte hat anderes Unge- mach – wenn wir nur merken, dass Gott es ist, der uns zu sich ruft; denn freiwillig kommen wir ja doch nicht! Sieht Gott in uns solch eine Widerspenstigkeit, so muss er mit uns aus dem Wetter reden, sonst hören wir ihn nicht. Es ist eine sonderliche Wohltat, wenn Gott uns also aufweckt und mit seiner Donnerstimme zu uns redet, dass sie in unsere Herzen eingehe und uns verwunde. Das ist ein besonderes Vorrecht, das nicht allen zuteil wird. Wenn er über die Ungläubigen blitzt und donnert, so ist es zu spät; denn da besteht keine Hoffnung mehr, dass sie zu ihm zurückkehren; er fordert sie vor seinen Richterstuhl, damit sie ihr Todesurteil hören. Umso mehr müssen wir es mit Sanftmut als eine Hilfe annehmen, die Gott uns gibt, wenn er mit

einem Wetter über uns kommt, um die Widerspenstigkeit unseres Fleisches zu brechen, also wenn er uns seine Majestät zu fühlen gibt.

Weiter heißt es: Wer ist es, der den Rat verdunkelt mit Worten voller Unverstand? Gürtel deine Lenden wie ein Held! Gib mir Bescheid auf das, was ich dich frage! Gott greift zum Spott, weil Hiob so trotzig aufgetreten ist und meint, seine Sache durch Rede und Gegenrede gewinnen zu können. Darum spricht er: Wer bist du? Wenn die Schrift uns zeigt, wer wir sind, so will sie uns ganz und gar zunichte machen. Gewiss, die Menschen pflegen sich immer hoch einzuschätzen und reden sich selber vor, sie seien wer weiß was wert. Ja, sich selber rühmen, das können sie, Gott aber sieht an ihnen nichts als Schmutz und Unflat; er verwirft sie so völlig, dass er nur noch Abscheu vor ihnen hat. Sind wir so töricht und vermessen, dass wir uns selber preisen und uns allerlei Tugend und Weisheit einbilden? Dann bedarf es, um uns zu Schanden zu machen, nur des einen Wortes: Wer bist du denn, Mensch? Gürtel deine Lenden wie ein Held! Sei so tüchtig wie du willst, lüge dir vor, du seiest wie ein Riese, wohl gewappnet und gerüstet vom Scheitel bis zu den Fußsohlen – was gewinnst du damit? Du elende Kreatur, wenn ich dir entgengetrete, meinst du, du würdest bestehen? Große und Kleine werden zu Schanden; Gott fasst sie alle wie in ein Bündel zusammen, indem er spricht: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen“ (1. Kor 1, 19); ihre Kraft ist nichts als Schwachheit, ihre Gerechtigkeit nichts als Schmutz und Unflat. Auch Paulus weist uns ab und sagt: „Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst?“ (Röm. 9, 20). Zuerst lässt er all die Einwürfe zu Worte kommen, mit denen die Menschen sich einen schönen Anstrich geben und gegen Gott streiten wollen: Wie kann Gott die verderben, die er selbst geschaffen hat? Wie kann er ohne Grund den einen vom andern unterscheiden und den einen zur Seligkeit berufen und den andern verwerfen? Wie kann er das tun? In solchen Gegenreden gefallen sich die Menschen wohl; Paulus aber spricht: Lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst? Wird also jemand mit Hoffart angefochten, so denke er bei sich: Ach, wer bist du? Ja, wenn wir wenigstens nur gegen unseresgleichen stritten! Aber wir sind so kühn, dass wir in die Geheimnisse Gottes eindringen, wir lassen unsern Einbildungen den Zügel locker und träumen von unnützen Dingen und reden wider Gott und seine Ehre! Wenn wir das tun, so sollen wir daran denken: Ach, wer bin ich denn? Wenn jeder an seine Brust schlägt und seine Schwachheit ansieht und zu dem Ergebnis kommt, dass er ganz und gar



nichts ist, dann werden wir von selber klein, dann hört all das Geschwätz von selber auf.

Weiter: Hiob verdunkelt den Rat mit Worten voller Unverstand. Haben wir also mit den verborgenen Geheimnissen Gottes zu tun, so mögen wir wohl darauf achten, dass wir dabei die gebührende Bescheidenheit und Ehrerbietung walten lassen; denn mit dem Ausdruck Rat meint Gott die hohen Dinge, von denen Hiob geredet hat. Über allerlei gleichgültigen Plunder mögen wir ruhig disputieren und noch so törichtes Zeug reden; dann sind zwar unsere Reden eitel und unnütz, aber es ist doch wenigstens keine Gotteslästerung dabei, und der Name Gottes wird nicht entheiligt. Aber wenn wir es mit der Lehre des Heils zu tun haben und mit den Werken Gottes und wenn wir von seiner Vorsehung und seinem Willen sprechen, dann ziemt es sich nicht, so töricht davon zu reden; denn wir verwickeln und verwirren dann Gottes klaren Rat in unser unverständiges Geschwätz.

Das macht Gott auch dem Hiob zum Vorwurf: er hat gar zu übereilt von den Dingen geredet, die über seine Fassungskraft hinausgehen. Gewiss, er hatte treffliche Gaben, aber er hätte sich im Gefühl seiner Schwachheit demütigen müssen, und als er mit seiner Weisheit am Ende war und nicht mehr wusste, was er von den Gerichten Gottes denken sollte, da hätte er stillstehen, hätte die Stumpfheit seines Verstandes einsehen und als sterblicher Mensch sagen müssen: Ach, in mir ist lauter Unwissenheit und Torheit! Dabei hätte er auch an die unermessliche Majestät Gottes denken müssen und an seinen unbegreiflichen Rat, dann wäre er schon klein geworden. Aber er hat weder das eine noch das andere getan; so ist er denn zwar nicht vom rechten Wege abgeirrt, sondern hat immer das richtige Ziel im Auge gehabt, aber er wird doch durch den Mund Gottes gestraft. An Gottes große, hohe Geheimnisse und sein himmlisches Königreich darf man nicht anders als mit Ehrerbietung denken.

Gott hat uns seinen Rat in der Schrift geoffenbart, und groß und klein müssen ihn in Demut anbeten. Sooft wir von Gott und seinen Werken reden, haben wir es mit einer Lehre von seinem Rat zu tun, und zwar einer hohen Lehre. Was jedoch wir vorbringen und mit unserm Verstande fassen können, was ist das? Das sind Worte ohne Sinn! Wenn die Menschen sich auf die Waage legen, so bewahrheitet sich das Psalmwort (62, 10): „Sie wiegen weniger denn nichts, soviel ihrer ist.“ Finden wir aber im Worte Gottes nicht das, was wir gern wissen wollten, so müssen wir uns sagen: Wir sol-

len eben unwissend bleiben; ja, wir sollen den Mund geschlossen halten; denn sobald wir nur ein Wort sagen möchten, würde keine Weisheit darin sein, es wäre alles lauter Lüge. Das ist die Anklage, die Gott gegen Hiob vorbringt. Dazu fügt er noch das Wort: Gib mir Bescheid auf das, was ich dich frage! Das ist ein neuer Spott über die kindische Vermessenheit der Menschen, die sich für so scharfsinnig halten, dass sie mit Gott meinen disputieren und rechten zu können. Gewiss, es ist wahr: ihr seid – wenigstens wie ihr meint – sehr klug, wenn ihr redet und ich euch reden lasse; aber nun muss ich auch einmal an die Reihe kommen und ein wenig mit euch reden – und nun antwortet ihr mir einmal, dann werdet ihr wohl sehen, woran es euch mangelt! Woher kommt es denn, dass die Menschen so leichtfertig und so töricht gegen Gott auftreten? Sie nehmen sich die Freiheit zu reden und wollen von ihrem Platz nicht herunter; es dünkt sie, Gott habe, ihnen nichts zu erwidern. Hier gibt uns Gott eine Arznei, um diese törichte Leichtfertigkeit in uns zu dämpfen: wir müssen nur an die Fragen denken, die er uns stellen kann. Wenn Gott erst anfängt, uns zu fragen, ach, was sollen wir antworten? Wenn wir daran dächten, so würden wir uns schon stillhalten. Wie kommt es aber, dass wir unsern Mund immer offen haben und immer über unbekannte Dinge schwätzen? Wir bedenken nicht, dass es viel mehr unsere Pflicht ist, Gott Antwort zu geben, als immer zuerst das Wort zu nehmen. Denn heißt das nicht die Ordnung der Natur umkehren, wenn der sterbliche Mensch, der doch nichts ist, seinem Schöpfer vorgreift und ihn zuhören lässt und zum Stillschweigen verurteilt? Wohin soll das führen? Und doch tun wir das, wenn wir gegen Gott murren, wenn wir sein Wort in Stücke reißen und so leichtfertig mit unsern Worten herausplatzen und sagen: Ich meine es so, ich sehe die Sache so an! Wir denken, Gott solle schweigen und auf uns hören – ist das nicht der reine Wahnsinn? Lasst uns nur nicht meinen, wir dürften es uns herausnehmen, Gott zu antworten! Wenn er uns den Mund verschlossen hat und selbst anfängt zu reden, dann werden wir ganz zu Schanden. Wir müssen uns von ihm unterweisen lassen; hat er uns in die Lehre genommen, dann lässt er uns seine Klarheit schauen mitten in der Finsternis dieser Welt.

Wo warest du, als ich die Erde gründete? Sag an, wenn du Verstand hast! Du arme Kreatur, woran wagst du dich? Da müsstest du ja meinesgleichen sein, müsstest ebensoviel Verstand haben wie ich! Aber wie weit bist du davon entfernt! Haben wir aber in diesen sichtbaren Dingen nicht Verstand genug, um sie zu begreifen, wie wird es dann erst mit den heimlichen und

verborgenen Ratschlüssen Gottes sein, da er doch in seinem Himmel verordnet und beschließt, was ihm gefällt? Wenn wir denn nun den Sinn dieser Dinge nicht verstehen, dürfen wir dann so vermessen sein, mit unserer Phantasie darüber ein Urteil zu bilden, weil der Verstand nicht ausreicht? Wo warst du, als ich die Erde gründete? Es ist, als wollte Gott sagen: Wenn ich eine sterbliche und vergängliche Kreatur wäre, so täte man mir doch die Ehre an, mein Werk zu betrachten und zu sagen: Was ist das für ein trefflicher und wohlunterrichteter Meister! Er ist sehr erfahren, sein Werk redet für ihn. Ja, wenn ein Handwerker auch nur ein mittelmäßiges Werk hergestellt hat, so wird man nicht wagen, etwas daran zu tadeln, zum mindesten werden es die nicht tun, die in diesem Handwerk nicht erfahren sind. Und ich, spricht Gott, habe solche treffliches Werk gemacht, habe Himmel, Erde und Meer geschaffen und in eine schöne Ordnung gebracht, die jedermann mit Augen sehen kann – und gleichwohl kommt man und will mich tadeln? Wo soll das hinaus? Was bleibt von allen Werken der Menschen, wenn man sie mit meinen Gotteswerken vergleicht? Lassen sie sich überhaupt vergleichen? Mit unbegreiflicher Kraft und Weisheit habe ich gearbeitet, und ich sollte nicht hoch über dem Urteil der Menschen stehen? Jedermann untersteht sich zu fragen: „Warum dies? Warum das? Es wäre viel besser gewesen, dies so zu machen!“ Was für eine Anmaßung! Sterbliche Kreaturen zieht man mir vor, dem lebendigen Gott, dem Allmächtigen und Allweisen! Ist das nicht ein ganz unerträglicher Undank? Hat ein sterblicher Mensch ein Werk gemacht, so tut man ihm doch so viel Ehre an, dass man nur mit großer Bescheidenheit sein Urteil darüber abgibt – und ich, der ich die Welt gebaut habe, habe ich nicht hundertmal mehr Ehre verdient?

Warum stellt uns Gott die Erde als einen Spiegel vor Augen? Wir sollen seine Herrlichkeit und Weisheit, seine Kraft und unbegrenzte Macht darin anschauen; an seiner Hand will er uns leiten zur Betrachtung seiner vielen großen und herrlichen Werke, damit wir in Entzückung und Bewunderung geraten, ja uns demütigen unter seine unbegreifliche Größe und sie anbeten. Gott schmückt sich mit solcher Pracht, dass es keinem Menschen mehr in den Sinn kommen kann, ihm dreinreden oder ihn verbessern zu wollen, als hätte er einen Fehler gemacht. Wer kann seine unermessliche Hoheit begreifen? Wir brauchen nur die Augen aufzutun, so werden wir ganz beschämt. Betrachten wir die Erde, so ist sie uns wie eine Mutter, die uns nährt und erhält, und dabei begreifen wir noch nicht einmal, wie das zugeht. Wir sehen

wohl, wie sie gepflügt wird, und können auch davon reden, aber gleichwohl muss uns das mit dem höchsten Entzücken erfüllen.

Haben wir aber schon an der Erde, die wir mit unsern Füßen treten, einen Spiegel von Gottes Kraft und unbegreiflicher Weisheit, wie wird es erst sein, wenn wir den Himmel betrachten, der so unendlich hoch über uns hinausreicht und zu dem wir doch nie gelangen können! Dürfen wir da wohl gegen Gott unsern Mund auftun und sprechen: Warum handelst du so, warum lässest du so etwas zu? Ach, wer sind denn wir? Nein, die rechte Betrachtung der Erde muss uns den Dienst tun, dass wir unserm Geist einen Zügel anlegen, damit wir ja nicht daran denken, uns über alle Himmel zu erheben, sondern unserm Gott in allem, was er zu tun geruht, die Ehre geben und wissen, dass er der souveräne Gott ist, ein Gott vollkommener und unbegrenzter Herrlichkeit, und dass seine Kraft und wunderbare Macht verbunden ist mit einer grenzenlosen Gerechtigkeit und Weisheit, so dass wir nicht in Versuchung kommen, etwas an ihm tadeln zu wollen.

## **Hiob 39, 36 – 40, 3.**

**36) Hiob antwortete dem Herrn also: 37) Ich bin eines geringen Standes, was soll ich dir antworten? Ich will meine Hand auf meinen Mund legen. 38) Einmal habe ich geredet und will nicht mehr antworten, ja, wohl zweimal, aber ich will's nicht mehr tun. 40, 1) Und der Herr redete aus dem Wetter zu Hiob also: 2) Güрте deine Lenden wie ein Held! Frage mich, so will ich dich lehren. 3) Willst du mein Urteil zunichte machen? Willst du mich verdammen, um selbst gerecht zu sein?**

Wir haben gehört, dass Gott aus dem Wetter geredet hat, um Hiob zu rechter Demut zu bringen, und er hat es nicht umsonst so gemacht. Hiob ist so demütig geworden wie ein Lamm und hat gar nicht mehr darnach verlangt, sich zu verantworten. Zuvor hat er Gott widersprochen, hat ihm den Krieg erklärt und sich auf sein Recht versteift. Nun ist von dem allem nicht mehr die Rede, er wagt kein Wort mehr zu sagen, und soviel er sich auch noch zu reden vorgenommen, jetzt lässt er's ganz und gar fallen. Ja, wenn Gott im Wetter einher fährt, so geschieht es uns zum Heil, so hart wir das auf den ersten Blick wohl finden mögen. Gott muss in Schrecken setzen; denn wir ergeben uns nicht leicht zum Gehorsam, wie ein störrisches Pferd; darum muss eine starke Gewalt die Hoffart, die wir von Natur in uns tragen, zerbrechen. Wenn aber Gott so aus dem Sturmwind redet, so haben wir keinerlei Entschuldigung, wenn wir Hiobs Beispiel nicht folgen und unsere Armut nicht erkennen und stille werden. Lasst uns die Schläge Gottes in Geduld hinnehmen – Gott will uns dadurch zum Gehorsam bringen, und weil er uns aus wilden Tieren zu Schafen und Lämmern macht, so sollen wir uns über solche vorbeugenden Maßnahmen Gottes nicht ärgern, sondern mit Hiob sprechen: Ich bin geringen Standes.

Wenn wir an die törichte Vermessenheit denken, die den Menschen eigen ist, so müssen wir feststellen: Hiob hat viel gelernt, er hat gute Fortschritte gemacht. Wenn uns jemand fragt, woher wir kommen, so müssen wir zugeben: Wir sind arme Kreaturen, wir stammen aus der Erde, wir sind so gebrechlich, dass es zum Erbarmen ist, so viel Schwachheit ist in uns. Das bekennen wir wohl mit dem Munde, aber dabei hört der Selbstruhm doch nicht auf; wir vergessen, woher wir stammen und wohin wir wieder zurückkehren müssen und wie es heute mit uns steht. Wenn einer so weit kommt, dass er wirklich und ungeheuchelt einsieht: er ist nichts, und es ist kein Grund, sich zu überheben, - dann ist das eine große Weisheit. Aber so weit

kommen wir erst dann, wenn wir von der Majestät und Herrlichkeit Gottes gepackt werden. Denn solange einer auf den andern sieht, rühmt sich auch immer einer über den andern: Bin ich nicht ebensoviel wie dieser und jener? Menschen, die sich miteinander vergleichen, werden blind und halten sich allezeit für etwas Besonderes. Kommen wir aber vor Gott und sehen wir ihn, wie er ist, so muss alle unsere Vermessenheit vergehen, verschwinden und zunichte werden. Darum muss es unser Wunsch werden, Gott möge uns seine Herrlichkeit zu erkennen geben, damit wir merken, wie arm wir sind, und so klein werden, dass niemand sich mehr mit seinen törichten Eindrücken betrügt. Deshalb sprach auch Abraham, als Gott ihm erschien: „Herr, ich bin nur Erde und Asche“ (Gen 18, 27). Wer in der reinen Lehre des Evangeliums unterwiesen ist, der sollte so weise geworden sein, dass er von sich gar nichts mehr hält. Der Glaube bringt den Menschen zur Demut. Offenbart Gott an uns seine Güte, so tut er das deshalb, weil wir völlig unter dem Fluche stehen und verloren und verdammt wären, wenn es ihm nicht gefiele, uns mit seiner Barmherzigkeit zu Hilfe zu kommen. Das Evangelium macht bescheiden!

Ich will meine Hand auf meinen Mund legen. Wenn der Mensch so verständig wäre, dass er gar nicht in Versuchung käme, übel zu reden, so brauchte er seine Hand nicht auf den Mund zu legen; er würde sich selbst bezwingen und bedürfte keines andern Zwanges. Aber unsere törichten Lüste und Begierden reizen uns allezeit zu unreifem, übereiltem Reden. Die Hand auf den Mund zu legen, das ist eine schwere Zumutung – wir neigen immer zum Gegenteil. Aber es genügt, dem Widerstand zu leisten. Auch wenn wir alle Anfechtungen überwinden, so sind wir deshalb doch keineswegs tadellos; denn auch unsere bloßen Gedanken sind schlecht und fehlerhaft vor Gott. Aber wenn das Böse uns nicht gefällt und wir es zu unterdrücken versuchen, so nimmt Gott uns an in seiner grenzenlosen Güte. Umso entschiedener aber müssen wir böse Worte meiden und uns hüten vor Lästerungen und Murren gegen Gott.

Einmal habe ich geredet und will nun nicht mehr antworten, ja, wohl zweimal, aber ich will's nicht mehr tun. Manche Menschen lassen sich, wenn sie sich erst weit von Gott entfernt haben, überhaupt nicht wieder zurückbringen, sie lassen sich immer weiter treiben, wie verwegene Spieler. Haben wir Gott lange Zeit hindurch beleidigt, so haben wir freilich immer Gelegenheit, uns zu bekehren; aber dabei dürfen wir uns nicht in Sicherheit wiegen.

Mit Hiob stand es scheinbar ganz gut: er hatte nicht nur einen, nein, er hatte viele Gründe, um seine Sache zu verteidigen; an Worten und Beweismitteln fehlte es ihm nicht, so dass scheinbar seine Sache ganz gut stand. Er war auch seiner Sache ganz gewiss und überzeugt, er werde den Sieg gewinnen. Jetzt aber verzichtet er auf alle seine Einreden und all den guten Schein, den er sich vor Gott gegeben. So müssen auch wir dahin kommen, dass wir „auf tausend nicht eins antworten können“. Alles Murren und alle Widerworte müssen verstummen, ob es uns gleich dünkt, wir hätten hundert schöne und triftige Einreden vorzubringen.

Gürte deine Lenden wie ein Held! Wie kann Gott denn noch so hart mit ihm reden, wie kann er ihn dann noch so herausfordern und seiner Anmaßung spotten, da er doch schon völlig zerschlagen ist? Nun, auch wenn wir schon ganz demütig sind, so ist doch noch ein heimlicher Stolz in uns verborgen, der Gott allein bekannt ist und von dem er uns reinigen muss. Gewiss, es war durchaus ehrlich gemeint, wenn Hiob von seiner Armseligkeit und Nichtswürdigkeit sprach, es war ihm wirklich so ums Herz. Aber er musste zu noch besserer Selbsterkenntnis kommen, er musste Gott allein die Ehre geben und ihm allen Ruhm zuschreiben. Niemand kann auf einmal von allem Stolz gereinigt werden, jeder hat noch irgendeinen Schlupfwinkel, und Gott sieht immer noch einen geheimen Schaden, den er bessern muss. Wenn er uns züchtigt und wir mit einem Worte bekannt haben, dass uns damit Recht geschieht und dass wir's mit unsern Sünden wohl verdient haben, so befremdet es uns, wenn er dennoch mit seiner Strenge nicht nachlässt: „Ich erkenne und bekenne doch meine Sünden“, sagen wir, „ich gebe doch mir selbst unrecht; ist das noch nicht genug? Was will er denn noch mehr von mir?“ Nun, Hiob hat nicht nur bekannt, dass er ein nichtswürdiger Mensch sei, sondern es war auch sein heiliger Ernst, und er redete Gott nicht mehr drein. Er war schon mit Schrecken erfüllt durch die Herrlichkeit Gottes, die ihm erschienen war; gleichwohl aber musste Gott in einem neuen Wetter kommen und im Sturmwind mit ihm reden, um ihn noch mehr zu erschüttern. Und wenn wir schon keinen einzigen Fehler hätten, so weißt doch Gott ganz gut, dass wir heute oder morgen fallen können; deshalb gibt er uns ein Mittel, das unserer Krankheit vorbeugen soll: er züchtigt uns. Darum sollen wir Gottes Schläge geduldig hinnehmen; denn auf diese Weise sucht und befördert er unser Heil. Wenn die Menschen ihre Demut sehen lassen, so geschieht das nur zum Spott; in Wirklichkeit sind sie überzeugt von ihrer hohen Würdigkeit. Haben wir aber alle unsere Kräfte geprüft und ernsthaft

bedacht, was in uns ist, so wissen wir am Ende, dass wir nichts sind und dass wir gar keinen Grund haben, zu den Waffen zu greifen und unsere Rüstung anzulegen, um wider Gott zu streiten. Unser Herr nimmt uns von dem, was wir haben, nichts weg, um irgendwelchen Vorteil über uns zu gewinnen; denn wir haben ja nichts, womit wir uns gegen ihn stark machen könnten.

Weiter sagt Gott: Willst du mein Urteil zunichte machen? Willst du mich verdammen, um selbst gerecht zu sein? Hier stellt sich Gott, als wollte er mit Hiob darum rechten, wer von beiden die gerechteste Sache habe. Nicht als hätte Hiob daran gedacht, Gott so schändlich zu lästern; er wäre lieber tausendmal gestorben, als dass er solch einen fluchwürdigen Gedanken hätte aufkommen lassen, er wolle Gott verdammen; aber gleichwohl: Wenn ein Mensch erst anfängt, sich selbst rechtfertigen zu wollen, so muss er Gott verdammen; denn er will doch seine gerechte Sache behaupten, darum muss er Gottes Gericht umstoßen. Gott kann nicht gerecht sein, er kann nicht Richter sein, ehe wir als verdammungswürdige Sünder dastehen. Solange die Menschen noch irgendwelche Gerechtigkeit in sich haben, wie kann Gott da ihr Richter sein? Nun aber verdammt er uns allzumal. Gibt es in uns noch Gerechtigkeit, so tut er uns Unrecht. Darum müssen wir einsehen, dass in uns nichts als Ungerechtigkeit ist, und kein Tropfen Gutes, das Lob verdiente, sondern nichts als Unreinigkeit und Gift. Ehe wir nicht dahin kommen, kann Gott nicht Richter der Welt sein. Wer so seine Sache führen will, dass er sich und andere glauben macht, er sei rein und ohne Schuld, der stößt, so viel in seinen Kräften steht, Gottes Gerichtsurteile um und zieht ihn der Grausamkeit. Es heißt Röm. 3, 19: „Auf dass aller Mund verstopft werde und alle Welt Gott schuldig sei.“ Tun wir aber unsern Mund auf, um dreist unsere Sache vor ihm zu vertreten, so gibt es in Gott keine Gerechtigkeit mehr, sie liegt vielmehr ganz am Boden.

Nicht ohne Grund ist also zu Hiob gesagt, er habe Gottes Gerechtigkeit umstoßen und ihn verdammen wollen, um sich zu rechtfertigen. Was bedeutet denn unser Murren, wenn Gott uns irgendwie züchtigt? Das ist kein unbilliger Vorwurf, dass wir uns unterfingen, die Gerechtigkeit Gottes umzustößen, damit er nicht mehr der Richter der Welt sei. Ihn verdammen wir, indem wir unsere Gerechtigkeit aufrichten wollen. Wir mögen uns wohl im Zaum halten, sooft wir mit Gott rechten wollen und meinen, wir hätten eine



gute Sache! Sind wir erst so weit, so stecken wir in einem tiefen Abgrund,  
aus dem wir nicht wieder herauskommen.

## **Hiob 40, 20 – 41, 2.**

**20) Kannst du an der Angel ziehen das Krokodil und seine Zunge fassen mit der Leine? 21) Kannst du die Angelschnur in seine Nase legen und mit einem Stachel ihm die Backen durchbohren? 22) Meinst du, es werde dir viel Flehens machen oder dir sanfte Worte sprechen? 23) Meinst du, es werde ein Bündnis mit dir schließen, dass du es für immer zum Sklaven hast? 24) Kannst du dein Spiel mit ihm treiben wie mit einem Vogel oder für deine Mädchen es anbinden? 25) Meinst du, die Gefährten würden einen Schmaus von ihm machen und die Händler es unter sich zerteilen? 26) Kannst du das Netz füllen mit seiner Haut und die Fischreusen mit seinem Kopf? 27) Leg doch die Hand an es – an den Strauß wirst du denken, und du versuchst es nicht zum zweiten Mal. 28) Sieh, die Hoffnung, es zu fangen, ist vergeblich, bei seinem Anblick schon fällt sie dahin. 41, 1) Es aufzuwecken ist keiner kühn genug – wer ist denn, der vor mir bestehen könnte? 2) Wer gibt mir etwas zuvor, dass ich ihm vergelten müsste? Mein ist alles, was unterm Himmel ist.**

Um seine Kraft und Herrlichkeit zu zeigen, führt Gott mehrere Tiere der Erde vor, darunter das Nilpferd und das Krokodil<sup>1</sup>. Er meint: Wenn die Menschen das Wesen Gottes nicht anschauen können, so brauchen sie doch, um seine Majestät wahrzunehmen, nur die Tiere anzusehen, die er geschaffen hat, besonders solche, die uns mit ihrem Anblick erschrecken sollen, damit Gott um so mehr von uns geehrt werde. Wenn wir nun aber vor einem Tiere zittern, wie dürften wir dann so kühn sein, um gegen Gott aufzutreten und mit ihm zu rechten, wenn er uns züchtigt, gegen ihn murren, wenn er uns demütigen will? Dürfen wir dann so töricht sein, uns gegen seine Gerechtigkeit aufzulehnen und auch nur in einem Stück ihm widersprechen, ja seine Herrlichkeit schwächen und schmälern zu wollen? Welch ein Wahnsinn, sich an Gott heranzumachen zu wollen, wo man doch bange sein muss vor den unvernünftigen Tieren!

Gott will uns lehren, dass uns das Krokodil weit überlegen ist und deshalb unser Stolz sich gar lächerlich ausnimmt, besonders wenn wir so tollkühn sind, uns gegen ihn zu erheben, um ihm zu nehmen, was ihm gebührt, und ihn seiner Gerechtigkeit zu berauben. Dabei müssen wir zu Schanden werden, und Gott braucht gar nicht erst vom Himmel herabzusteigen, um sich

in seiner Majestät zu zeigen: er hat genug an den Tieren, um seine Ehre zu wahren. Gott triumphiert zu Wasser und zu Lande, damit die Menschen es lernen, dass sie zu Schanden werden müssen, wenn sie sich in ihrem Stolz gegen ihn auflehnen. Er bedarf keiner andern Richter, um uns zu verdammen, als der unvernünftigen Tiere. Dahin weist uns Gott um unserer verkehrten Art willen, weil unsere Natur ganz boshaft und zum Argen geneigt ist, so dass wir gar nicht zur Vernunft zu bringen sind. Wir sind so verstockt, dass wir immer Ausflüchte suchen und vor Gottes Gericht, soweit wir können, fliehen. Deshalb muss Gott solche Verstocktheit mit Gewalt zerbrechen, um uns sich untertänig zu machen. Wir können schon zufrieden sein, dass Gott uns zu solchen Tieren in die Schule schickt, damit wir bei ihnen Demut lernen. Wir hätten's wohl verdient, dass uns die Krokodile verschlängen oder das Meer die ganze Erde überschwemmte! Und das geschähe ja auch, hätte uns Gott nicht aus Gnaden einen Wohnplatz übrig gelassen und uns verschont aus unaussprechlicher Güte, so sehr wir es auch verdienten, jeden Augenblick in den Abgrund gestoßen zu werden. Aber wir können zufrieden sein, dass uns Gott in die Schule nimmt zu Wasser und zu Lande und dass alles uns zum Besten dienen muss, wenn wir uns nicht in Trägheit, Unwissenheit und Bosheit von ihm abwenden.

Nun aber erklärt Gott, in welcher Absicht er hier das Krokodil erwähnt: Wer ist denn, der vor mir bestehen könnte? „Wenn die Menschen nicht einmal den Mut haben, ein Krokodil aufzuwecken oder in seine Nähe zu kommen, wer kann dann vor mir bestehen?“ Alles umfasst Gott mit seiner Herrlichkeit, und er umfasst es so, als wenn es nichts wäre; wenn wir denn schon vor einem einfachen Tiere bange sind, sollten wir dann nicht erst recht vor ihm erschrecken? Das bekräftigt er mit dem Wort: Mein ist alles, was unter dem Himmel ist. Es könnte jemand sagen: Ja, ein Krokodil ist ein furchtbares Tier, aber so ist doch Gott nicht! Darauf antwortet Gott: Was ist ein Krokodil anders als ein Wurfspieß, von meiner Hand geworfen, oder ein Schleuderstein? Den Krokodilen und andern Ungeheuern hat Gott eine Spur seiner Stärke aufgeprägt, damit man weiß: Sie kommen von ihm her, und er bedient sich ihrer, wie er will. Weil denn alle Dinge in seiner Hand sind, so haben wir wohl allen Grund, vor ihm zu erzittern. Gewiss, unser Herr will uns nicht weit von sich fortjagen. Aber soviel ist sicher: Erst müssen wir einmal vor ihm erschrecken und ihm die gebührende Ehre erweisen. Dann ruft und lockt er uns zu sich, dass wir bei ihm Freude und Erquickung finden; aber wir können uns nicht zu ihm nahen, ehe wir nicht völlig niederge-

schlagen sind. Darum muss ein Schrecken vorhergehen, der uns so erschüttert, dass wir nicht bestehen können, sondern spüren: Es ist aus mit uns, und wir sind verloren, wenn Gott seine Macht gegen uns braucht. Gewiss, wenn wir Gott als unseren Vater erkennen, dann schwindet aller Schrecken. Aber er muss uns zuvor gänzlich niederwerfen, um uns hernach wieder aufzurichten. Wenn wir jedoch bleiben wollen, was wir sind, wenn wir uns gar groß und tüchtig dünken, so kommen wir nie ans Ziel, sondern gehen ganz und gar zugrunde.

Das Wort „bestehen“ zeigt an, dass der Mensch nimmermehr eine gute Sache haben kann, solange er sich für gerecht und weise hält, sondern dass er zuvor völlig zu Schanden werden und einsehen muss, dass Gott alle Gewalt, Macht und Gerechtigkeit hat. Gott will freilich nicht allein, dass wir „bestehen“, sondern er hebt uns, nachdem er uns zuvor niedergeschlagen hat, über alle Himmel empor – jetzt allerdings noch nicht dem Leibe nach. Wissen wir, dass niemand vor Gott bestehen kann, dass auch an uns nichts ist als Unflat und Ungerechtigkeit, ja dass auch das scheinbar Gute nichts ist denn Eitelkeit, alsdann wird uns Gott erheben, und wir können aus lauter Gnade alles von ihm erlangen. Das ist der Hauptgrundsatz unseres Glaubens, dass alles Fleisch vor ihm schweigen und alles Grünende an uns bald verwelken muss. Gott braucht uns nur anzublasen, so sind wir dahin, matt und kraftlos, und all unsere Gerechtigkeit ist lauter Fluch. So muss die Gnade bekannt werden, die in unserm Herrn Jesus Christus offenbart ist; zu der sollen wir unsere Zuflucht nehmen, sollen auf keinen andern Anfang, kein anderes Ende unseres Glaubens warten, als auf das, das Gott uns aus Gnaden zu geben beschlossen hat, ohne dass er uns zu irgendetwas verpflichtet wäre oder wir ihm von dem Unrigen etwas bringen könnten.

Darum wird ausdrücklich hinzugefügt: Wer gibt mir etwas zuvor, dass ich ihm vergelten müsste? Wenn wir mit ihm rechten wollten, so müsste er uns doch etwas schuldig sein, er müsste eine Verpflichtung uns gegenüber haben und wir gegen ihn einen Rechtsanspruch. Wo ist aber ein Mensch, der gegen Gott einen Anspruch erheben oder behaupten könnte, Gott sei ihm verpflichtet? Im Gegenteil, wir haben alles von ihm, er ist uns nichts schuldig, und gleichwohl sind wir so vermessen, dass wir uns wider ihn aufzulehnen wagen. Unter die Hand Gottes müssen wir uns demütigen und bekennen, dass er weise, gerecht und allmächtig ist in allen seinen Taten, wie es Paulus Röm. 11, 35 bezeugt: „Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, dass

ihm werde wieder vergolten?“ Dies Wort hat Paulus nicht unmittelbar der Schrift entnommen, aber es gibt unsern Textgedanken wieder. Denn er handelt hier von Gottes Gnadenwahl: Gott erwählt, die er will, zu Erben des ewigen Lebens, und er verwirft auch, die er will. Warum geschieht das so? Das brauchen wir nicht zu wissen, haben auch nicht weiter darnach zu forschen: sein Wille ist der einzige Grund dafür, das muss uns genügen, er tut nichts Unrechtes. Aber soviel ist sicher: Die Geheimnisse seines Ratschlusses sind uns verborgen und unbegreiflich, und seine Wege sind uns unbekannt. Nun wird nichts dem Menschen so schwer, als dieser Lehre gegenüber stille zu bleiben. So groß ist der Menschen Stolz, dass sie sich in diesen Gedanken gar nicht schicken können; darum beruft sich Paulus auf das Wort: „Wer hat ihm etwas zuvor gegeben?“ Ihr tretet so verwegen auf, ihr redet soviel von eurer Kraft und Macht – dann hättet ihr doch Gott belehren sollen, was er zu tun habe, und er hätte nichts tun dürfen, ihr hättet’s ihm denn gewiesen! Stünde es so, dann wäre er euch verpflichtet gewesen!

Weil nun der heilige Apostel Paulus also davon redet und wir verstehen, was er mit dieser Lehre von der ewigen Gnadenwahl Gottes eigentlich will, so haben wir daran festzuhalten: Es ist eine der vornehmsten Grundlagen unseres Glaubens, dass Gott nichts von uns empfangen hat; wir können nicht beweisen, dass er etwas von uns erhalten habe. Er will alle Ehre haben, und wir dürfen nicht denken, er sei geringer als wir oder er wäre uns irgendwie verpflichtet. Es kommt nur alles darauf an, dass wir von dieser Lehre die rechte Anwendung machen: besonders wenn unser Fleisch uns reizt zu Vermessenheit und Stolz, muss diese Lehre der Zügel sein, den wir uns anlegen. „An wen wagst du dich heran?“ müssen wir uns dann fragen. „Willst du wirklich Gott vor Gericht stellen und ihm den Prozess machen, so musst du schon gewichtige Gründe haben, um gegen ihn aufzutreten. Und was kannst du in Wirklichkeit vorbringen? An dir hast du doch nichts als Jammer und Fluch! Wäre es da nicht richtiger, du unterwürfest dich ihm in allem Gehorsam und aller Demut?“

Unsere Stelle schlägt alle menschliche Weisheit und Gerechtigkeit zu Boden. Denn es sind zwei Dinge, die uns aufsässig machen wider Gott. Das eine ist der Dünkel, wir wären gar weise. Nein, das müssen wir lernen, dass wir gar nicht weise sind, müssen nüchtern und demütig werden, müssen uns damit begnügen, dass wir von seinen Werken nur soviel erkennen, als er uns davon offenbart, und nicht begehren, über das, was uns die Heilige Schrift

zeigt, hinauszukommen. Dann wird uns allezeit der Heilige Geist regieren. Es muss uns genügen, was zu unserer Erbauung im Glauben und in der Furcht Gottes dient! Gern müssen wir uns gefallen lassen, Gottes Schüler zu sein, weil er uns die Ehre antut, uns mit seinem Munde und dem Heiligen Geiste zu belehren. Bei dem zweiten aber handelt sich's um unsere „Gerechtigkeit“, die wir gegen Gott ins Feld führen. Wir müssen uns aber davon überzeugen lassen, dass wir keinerlei Würdigkeit besitzen und auch mit all unserer Mühe Gott nichts bringen können: wir stehen unter dem Verdammungsspruch. Aber das allerschlimmste ist doch, dass die Menschen sich nicht nur keine Mühe geben, Gutes zu tun, sondern dass sie alle ihre Kraft und all ihr Vermögen auf das Böse verwenden, solange Gott ihnen nicht eine Wiedergeburt geschenkt hat. Wir haben also keinerlei Verdienst noch Würdigkeit, wir sind auf der ganzen Front geschlagen.

Übrigens ist es unnötig, auch nicht erbaulich, uns bei jedem Wort dieser langen Beschreibung des Krokodils aufzuhalten, und doch ist nichts Überflüssiges dabei. Wir sind viel zu oberflächlich in der Betrachtung der Zeugnisse Gottes von seiner Majestät, die er uns vor Augen stellt. Wären wir verständig genug, um zu sehen, was Gott uns zeigt, so würden wir seine Güte und Kraft genugsam an uns spüren und brauchten weiter nichts zu suchen. „In ihm leben, weben und sind wir“ (Apg. 17, 28), das müsste vollkommen genügen, um uns zu überführen. Wir brauchen nicht einmal die Augen aufzumachen: Gott lässt es uns mit Händen greifen, dass er in uns wohnt, und er gibt sich uns so deutlich zu erkennen, dass wir ihm unsere Huldigung darbringen müssen. Aber wir sind so lässig. Es bedürfte sozusagen nur des Nagels am kleinen Finger, um uns im Gehorsam Gottes zu erhalten, wenn wir klug und bescheiden wären. Aber wir achten nicht auf die großen und herrlichen Wunderwerke Gottes – daher diese lange Beschreibung von lauter unvernünftigen Tieren. Und wenn man sich nicht einmal an ein Krokodil wagen kann, wie darf man dann so vermessen sein, sich an den lebendigen Gott zu wagen und ihm den Krieg zu erklären! Wird uns sein Angesicht nicht viel schrecklicher sein als das eines Krokodils?

## Hiob 42, 1-5.

**1) Hiob antwortete dem Herrn also: 2) Ich weiß, dass du alles vermagst und dass keiner deiner Gedanken gehindert werden kann. 3) Wer ist es, der den Rat verdunkelt ohne Weisheit? Ich habe geredet, aber ohne Verständnis; die Dinge sind mir zu wunderbar, ich habe sie nicht verstanden. 4) So höre nun, ich will reden; ich will dich fragen, damit du mich belehrst. 5) Ich hatte mit meinem Ohr von dir gehört, jetzt hat mein Auge dich gesehen.**

Wir haben schon zuvor davon gehört, was Gott mit seiner Vermahnung bei Hiob erreicht hat; jetzt, da sich Hiob erneut darüber ausspricht, sehen wir noch deutlicher, was für einen Gewinn ihm seine Strafe gebracht hat. Reue hat er schon vorher gefühlt, jetzt aber ist er noch viel tiefer im Innersten bewegt. Die Buße ist nicht mit einem Schlage fertig, nein, Gott muss uns erst abhobeln, und dann kann er uns glatt schleifen. Wenn man etwas aus Holz oder Stein herstellen will, so muss man lange daran arbeiten. So muss auch Gott anhaltend an uns schaffen, sonst kommt es nur zu einem geringen Anfang der Buße, und der würde schnell wieder verschwinden, oder es würde nur ein rohes, unvollkommenes Ding daraus. Darum müssen wir's geduldig leiden, wenn Gott sich, hat er uns einmal gezüchtigt, nicht mit einem Ruten-schlag zufrieden gibt, sondern seine Ruten verdoppelt. Das ist uns heilsam und gut. Wir wollen also der Lehre, die wir gehört, nicht überdrüssig werden, sondern mehr und mehr darin zu wachsen suchen; denn die ganze Lebenszeit hindurch gilt es, zu Gott zu nahen und sich befestigen zu lassen in seiner Furcht und Liebe. Sonst sind wir leichtfertig und kehren wieder zu unserer natürlichen Art zurück, und wenn wir uns auch für bekehrt halten, es ist doch nichts damit, es ist nur ein Rauch, der alsbald verschwindet.

Auch darin müssen wir dem Beispiel Hiobs folgen: Haben wir heute unsere Fehler eingesehen, so müssen wir uns morgen Mühe geben, sie noch besser zu erkennen und uns in unserem Herzen noch mehr dadurch verwunden zu lassen. Täglich mehr muss die Buße den Sieg gewinnen, und wenn sie ganz ehrlich ist, so müssen wir's doppelt ernst damit nehmen.

Ich weiß, sagt Hiob nun, dass du alles vermagst und dass keiner deiner Gedanken gehindert werden kann. Das erklärt man wohl so: Ich weiß, dass du alles in deiner Hand hast und dass dir nichts verborgen ist: du weißt und erkennst alle Dinge. Aber dem Wortlaut des Textes entspricht mehr die andere Auslegung: Alles, was du geordnet und befohlen, ja auch nur gedacht hast,

das muss alsbald geschehen; du brauchst dir gar keine Mühe zu geben, als könnte jemand dich behindern oder als könnte dir etwas misslingen. Es ist also einfach von der unendlichen Macht Gottes die Rede: Er vermag alles. Wieso? Er kann alles, was er in seinem Rat beschlossen hat, auch ausführen, ohne dass ihn jemand daran zu hindern vermag. Scheinbar sagt Hiob nicht alles, was er sagen müsste. Denn das hat er doch schon vorher gesagt, dass Gott die Welt regiert; aber gleichwohl murrte er wider ihn! Scheinbar also hat Hiob keinen Fortschritt gemacht; denn er kommt immer wieder darauf zurück: Gott vermag zwar alles, aber dabei geht er doch gegen seine armen Kreaturen bisweilen viel zu streng vor! Aber es ist zu beachten: Seine Erkenntnis Gottes ist jetzt anderer Art als zuvor. Er demütigt sich unter seine gewaltige Hand; er weiß, dass ein sterblicher Mensch Gott nicht widersprechen darf. Erst wenn wir Gottes Macht erkannt haben und uns gänzlich vor ihm demütigen und bekennen, dass er mit vollem Rechte über uns die Herrschaft führt, ja, dass er alle Autorität über uns hat, und wir ihm gehorsam werden nicht aus Zwang, sondern mit sanftmütigem Geist – so ist das ein wahres Bekenntnis zu Gottes Allmacht. Aber wenn wir über ihn herrschen wollen, ja ihn nach unseren Gelüsten behandeln wollen und wünschen, dass er uns gehorche und tue, was wir uns in den Kopf gesetzt haben – ach, das ist ein schlechtes Bekenntnis zu seiner Allmacht. Denn wir möchten dann am liebsten seine Geschäftsteilhaber sein, ja, ihn noch um einen Grad überragen. Es gebührt uns nicht, gegen ihn zu murren, wenn er uns züchtigt; und wenn es uns auch schwer und sauer ankommt, so müssen wir doch zu dem Bekenntnis gelangen: Gott ist gerecht, darum macht er keinen Fehler; uns geziemt es, ihm willfährig zu sein und uns gefangen zu geben, damit er mit uns umgehe nach seinem Gefallen.

Noch eine weitere Beschreibung gibt Hiob von Gottes Macht: er redet von Gottes Gedanken. Die Macht Gottes richtet sich nicht nach unseren Träumen, damit hat sie nichts gemein. Denn zwei Dinge können nicht voneinander getrennt werden: Gottes Macht und Gottes Wille. Gott ist allmächtig, aber soll er etwa seine Allmacht richten nach den Lustgebilden unseres Gehirns? O nein! Es muss alles erfüllt werden, was er in seinem Rat geordnet hat. Wenn wir diese beiden Dinge doch nur vereinigen wollten: Gottes Rat und Gottes Macht! Deshalb sagt Hiob: Keiner kann deine Gedanken hindern: er verwirklicht sie alle. Nicht das geschieht, was die Menschen erkennen und beschließen möchten, sondern was Gott anordnet und was er für gut befindet. Darin besteht seine Allmacht, dass er alles tut, was er be-



geschlossen hat. Von uns borgt er keinen Rat, denn er ist der Brunnquell aller Weisheit; darum steht es ihm zu, anzuordnen, was gut ist. Alles ist derart in seiner Hand, dass nichts ihn hindern kann an der Erfüllung alles dessen, was er angeordnet hat.

Wenn man ohne Sinn und Verstand von der Allmacht Gottes schwatzt, so kommen ganz ungereimte Dinge dabei heraus: Warum tut Gott dies und das nicht, so fragt man, wenn er doch allmächtig ist? Aber heißt das nicht mit Gott sein Spiel treiben? Ihm steht es doch zu, alles anzuordnen, ihm steht es auch zu, seine Gedanken zu verwirklichen! Dabei denken die Menschen, die so sprechen, selbst nicht daran, ihm wirklich alle Kraft zuzutrauen, wenn sie einmal ihre Hoffnung auf ihn setzen sollen. Denn gerade dann sollten wir von der Allmacht Gottes den rechten Gebrauch machen: es ist überhaupt kein „Muss“, dass er uns seine Verheißung hält, sondern weil unser Heil in seiner Hand steht, darum sind wir sicher, dass uns nichts Böses geschehen kann. Hat er uns unter seinem Schutz, so gewinnen wir auch ganz gewiss den Sieg über alle Feinde. Über die Allmacht Gottes muss man denken gemäß dem Worte Christi: „Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen; der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn alles“ (Joh. 10, 28. 29). Warum stellt uns Jesus Christus die unüberwindliche Macht seines Vaters vor Augen? Damit wir ruhig und ohne Sorge um unsere Rettung sind, mag auch der Teufel gegen uns ins Werk setzen, was er will; denn Gott ist allmächtig. Daran sieht man, dass man Gottes Macht mit seinem gnädigen Willen, den er uns in seinem Wort geoffenbart hat, verbinden muss.

Aber Gott kann es nicht leiden, dass die Menschen nach ihren Gelüsten mit seiner Allmacht spielen wie mit einem Ball. Was unser Heil und unsere Seligkeit betrifft, so hat er uns seinen Willen deutlich ausgesprochen: Er will uns bis ans Ende erhalten, will uns in allen Nöten beistehen, will uns aufrichten, wenn wir niedergeschlagen sind, und unserer Schwachheit zu Hilfe kommen. Nun, dann dürfen wir auch nicht daran zweifeln, dass er seine Hand immer ausgestreckt hat, um uns sein Wort zu halten. In dieser Weise also gehören Gottes Hand und Mund zusammen: Zuerst kommt sein Mund, also sein Rat, sein Wort, und dann führt seine Hand aus, was er verordnet hat. Einmal also müssen wir uns völlig den Anordnungen Gottes unterwerfen; denn sein Rat ist gut; sodann aber wissen wir auch: Ihm allein gebührt das Regiment, und es gehört sich, dass alle Kreaturen sich von ihm leiten

lassen und nicht sich selbst die Freiheit nehmen, sich zu regieren, sondern sich ihm in allen Dingen völlig unterwerfen. Wenn wir diesen Gedanken festhalten, so haben wir in unserm Leben viel gewonnen.

Nun fährt Hiob fort: Wer ist es der den Rat verdunkelt ohne Weisheit? Er hat ja ehemals schon Meister sein wollen, ehe er noch in die Schule ging; jetzt aber weiß er, dass aller Rat und alle Weisheit Gott allein zusteht. Er verbirgt allerdings seinen Rat, aber er weiß, warum, er hat gute Gründe dafür. Wollen wir aber den Rat Gottes weiter aufdecken, als uns erlaubt ist, so verwirren wir ihn nur immer mehr. Wo wir es so machen, geschieht es ohne Weisheit: indem wir weise sein wollen, beweisen wir nur umso mehr unsere Torheit. Wenn Gott sieht, dass sein Rat unserem Verstande zu hoch ist, so behält er sich vor, ihn uns zu verhüllen und nicht zu offenbaren. Was uns gut und heilsam ist, das offenbart er uns, aber manche dunklen und verborgenen Dinge muss er sich vorbehalten; denn wir sind viel zu schwach, um so hoch zu steigen. So verdunkelt Gott seinen Rat, aber er tut es mit Weisheit; denn ihm selbst ist nichts unbewusst. Es ist nicht so, dass er uns nicht zeigen könnte, weshalb er dies und jenes tut, nein, wir sind nur zu ungeschickt, um zu fassen, was uns jetzt unbegreiflich ist. Wollen wir aber mehr wissen, als uns gestattet ist, so können wir natürlich allerlei spitzfindige Reden über manche Dinge halten, aber am Ende werden wir mit all unserm klugen Geschwätz doch zuschanden. Weil der sterbliche Mensch sich stark macht, weise zu sein, ohne Gottes Wort dabei zu folgen, so zeigt er damit nur, dass er eitel und sein Verstand leichtfertig ist und dass er bloß lügen kann. Wollen wir eine reine und klare Einsicht gewinnen in Gottes Werke, so müssen wir bei ihm in die Schule gehen, müssen seiner Rede zuhören und behalten, was er uns sagt, und vor allen Dingen nüchtern genug sein, um nicht mehr wissen zu wollen, als er uns offenbart. Dann können wir richtig über die Dinge reden, dann werden unsere Worte auch unserm Nächsten zur Erbauung dienen und zur Stärkung im Guten. Wenn wir jedoch die uns gesteckten Grenzen überschreiten, so kommt nur Eitelkeit und Lüge dabei heraus.

Deshalb fügt Hiob hinzu: Ich habe geredet, aber ohne Verständnis; die Dinge sind mir zu wunderbar, ich habe sie nicht verstanden. Gott gab Hiob seine Hand zu fühlen; aber Hiob konnte nicht begreifen, weshalb er so gezüglicht werden musste; darum geriet er in so schwere Anfechtungen. „Weshalb muss gerade ich so maßlos geplagt werden?“ fragte er; „ist es Gott noch

nicht genug, mich einfach umzubringen? Ich wollte, er hätte ein Ende mit mir gemacht, nun lässt er mich langsam verschmachten; er weiß doch, dass ich nur ein schwacher Mensch bin, eine armselige Kreatur, weshalb lässt er mich denn so lange in dieser Qual? Wäre ich der schlechteste Mensch in der Welt, so könnte er mich nicht schlimmer behandeln; aber er weiß doch, dass ich ihm treulich und aufrichtig gedient, er weiß doch, dass ich nicht so geliebt habe, dass die Menschen mich so verwerfen dürften!“ Das waren Hiobs Gedanken und Vorwürfe. Wie konnte er da hineingeraten? Er hat sich eben in den Rat Gottes viel zu tief hineingewagt.

Um nun diesen Fehler wiedergutzumachen, sagt er, die Dinge seien ihm zu hoch und wunderbar gewesen. Wenn wir zu Gott kommen und von seinen Werken reden wollen, so sollen wir immer davon ausgehen, dass solche Geheimnisse über unsern schwachen Verstand weit hinausgehen. Das gilt nicht allein von Gottes Vorsehung im Allgemeinen, sondern auch von allem, was seine geistliche Königsherrschaft angeht. Wir wissen ganz gut, dass Gott alles regiert; aber wenn wir uns sagen müssen, dass auch die scheinbar verworrenen Dinge durch Gottes heimlichen Rat regiert werden, dass er den Zügel in der Hand behält und sie zu dem von ihm gewollten Ziele führt, dann wissen wir nicht mehr, wie wir dran sind. Dann gilt es, mit Ehrfurcht zu erkennen, dass hier Geheimnisse vorliegen, die uns zu hoch sind, und über den uns unbekanntem Dingen Gott anzubeten, bis er uns offenbart, was uns heute noch verborgen ist. Nun gibt es heute törichte und unverständige Leute, die sagen: „Wenn Gott alles regiert, so folgt daraus, dass die Menschen nicht mehr sündigen oder dass ihre Sünden ihnen wenigstens nicht mehr dürfen angerechnet werden.“ Solche Gotteslästerungen muss man hören! Diese Toren haben es noch nicht gelernt, dass die Lehre von Gottes Vorsehung und Weltregierung ihnen viel zu hoch ist. Sie lassen Gott nichts, sie wollen alles nach ihrem eigenen Sinne ordnen. Wo aber kommen sie dann hin? Von Gottes Weltregierung kann man nur mit Ehrerbietung reden. Diese Dinge gleichen einem tiefen Abgrund; den kann man nicht mit unserm Maß ergründen, man kann Gott nur in Einfalt anbeten und darf nicht zuviel wissen wollen.

Zum andern aber sollen wir wissen: Alles, was zum geistlichen Königreich Gottes gehört, ist uns viel zu hoch. So sagt der hl. Paulus (1. Kor 2, 14): „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes“, und es steht auch geschrieben, dass die Gaben, die Gott droben seinen Auserwählten be-

reitet hat, so herrlich sind, dass sie „kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat“ (1. Kor 2, 9). Darum lasst uns Gott bitten, er wolle uns erleuchten durch seinen Heiligen Geist und uns durch die Kraft des Glaubens über alle Himmel erheben, weil unser natürlicher Verstand niemals dahin kommen kann; wenn wir das haben, dann haben wir auch die Bescheidenheit, die uns das Maß unseres Glaubens nicht überschreiten lässt.

Hiob gibt sich selbst die Schuld: Ich habe geredet, aber ohne Verständnis. Er zieht sich der Leichtfertigkeit. Auch wir wollen uns nicht schämen, unsere Torheit zu bekennen, wenn wir unsern Unverstand bewiesen haben. Wir wollen mit Hiob unsern angeborenen Stolz und unsere maßlose Hoffart aufgeben. Erst glauben, dann reden – so lehrt es uns diese Stelle! Glauben können wir erst, wenn Gott uns gelehrt hat; unser Glaube muss auf Gottes Wort gegründet und die Heilige Schrift unsere ganze Weisheit sein. Haben wir das eingesehen, dann können wir auch reden, sogar von den Dingen, die über unser Verständnis hinausgehen: Gott erklärt sie uns im Glauben. Es ist ja nicht genug, dass wir unsere Fehler einsehen, wir müssen uns nach Hiobs Beispiel auch nach dem Heilmittel umsehen: So höre nun, ich will reden; ich will dich fragen, damit du mich belehrst. Hiob tritt in seine Schranken zurück; er hat sich benommen wie ein wild gewordenes Pferd, er hat sich nicht in seinen Grenzen gehalten. Darum begnügt er sich nicht mit dem Bekenntnis seiner Übertretung, um dann doch wieder aufs neue Böses zu tun, sondern er spricht: Herr, ich bin ein törichter und vermessener Mensch und habe mich viel zu weit verirrt; so frage du mich denn und belehre du mich in deiner Schule, ich möchte nur noch einfach das reden, was du mich lehrst, und nicht mehr mit Dingen herausfahren, von denen ich nichts verstehe.

Hiob spricht: So höre nun, ich will reden! Man muss auf zweierlei Weise mit Gott reden. Man kann Gott herausfordern, kann ihm seine Fragen stellen und seine Einreden machen und sich dabei noch für sehr weise halten – das ist eine üble Art zu reden, und wir mögen uns wohl davor hüten. Lieber sollten wir uns die Zunge aus dem Munde reißen lassen. Aber nicht nur unsere Zunge müssen wir im Zaum halten, sondern auch das vorwitzige Mehrwissen-Wollen. Von dem Verlangen freilich, immer mehr wissen und gegen Gott streiten zu wollen, werden wir nie ganz frei werden; aber wir müssen dagegen ankämpfen, um es unter die Füße zu bekommen. Zu solcher Nüchternheit müssen alle Gläubigen durch das Evangelium sich bringen lassen,

damit sie Gott ganz einfältig die Ehre geben und ihr Nichtwissen bekennen. Aber es gibt auch noch eine andere Art, mit Gott zu reden, die ist gut und heilig, und die müssen wir fleißig üben: sie besteht darin, dass wir Gott um Unterweisung bitten. Manche wollen freiwillig in ihrem Unverstand stecken bleiben, und wenn man sie zur Wahrheit führen will, so wollen sie nicht. Sie verstocken sich in ihrer Unwissenheit und werden immer stumpfer. Reden müssen wir, müssen Gott fragen, ihn bitten um Unterweisung! Zuvor aber müssen wir bekennen, dass wir nichts wissen. Dann erst dürfen wir Gott bitten, er wolle uns offenbaren, was uns zu wissen gut ist. Dabei möchten wir am liebsten Gott immer noch mehr fragen, als nötig ist. Honig gibt wohl einen süßen Geschmack, aber oft genug müssen wir sehen, wie einer, der zuviel davon isst, geradezu daran zerplatzt. So ist es auch, wenn wir nach zuviel Weisheit verlangen: sie wird dann bitter in unserm Munde. Anfangs lassen wir uns täuschen, weil die Sache uns so schön dünkt und es aussieht, als könnten wir so wirklich zur Erkenntnis gelangen. Gewiss, aber lasst uns bedenken, wie es unserm Vater Adam ergangen ist! Er wollte über die Gott gegebene Gabe hinaus unterscheiden, was gut und böse sei; darüber stürzte er in den Abgrund, in dem wir noch heute stecken. Wir dürfen nicht zuviel Ruhm begehren; denn am Ende ist es uns kein Ruhm, sondern es geht uns nach dem Worte Salomos: „Wer zuviel Honig isset, das ist nicht gut, und wer schwere Dinge forschet, dem wird's zu schwer“ (Spr. 25, 27).

Wollen wir aber zu Gott kommen und von ihm belehrt werden, so müssen wir auch wirklich von ihm lernen wollen. Der Anfang alles Lernens aber ist die Erkenntnis, dass er der Herr ist, und ihm müssen wir die Wahl dessen, was er uns lehren will, überlassen. Würde es einem Knaben, der eben in die Schule kommt, wohl anstehen, wollte er sich die Lehrbücher nach seinem Gefallen auswählen und dies und das lernen wollen, noch ehe er das ABC gelernt hat? So dürfen wir auch Gott nicht zwingen wollen, uns zu lehren, was wir zu lernen uns in den Kopf gesetzt haben, sondern es ist genug, wenn er uns lehrt, was uns von Nutzen ist, und das kann er wohl unterscheiden.

Deshalb schließt Hiob mit den Worten: Ich hatte mit meinem Ohr von dir gehört, jetzt hat mein Auge dich gesehen. Hiob stellt hier einen Vergleich an zwischen seiner vormaligen Gotteserkenntnis und der Offenbarung, in der Gott sich ihm so zu erkennen gab, dass er darüber zuschanden wurde und von einer solchen Angst erschüttert ward, dass ihm nichts blieb, als

Gott die Ehre zu geben – wie er denn auch wirklich tut. Gewiss, es muss uns genügen, dass wir von Gott reden hören; denn daraus geht die Erkenntnis hervor. „Der Glaube kommt aus dem Hören“, sagt Paulus (Röm. 10, 17). Nun bringt uns aber der Glaube „Weisheit bei den Vollkommenen“, wie es 1. Kor 2, 6 heißt. Was können wir uns auch mehr wünschen, als zu wissen, dass wir Gottes Kinder sind? Das aber erkennen wir im Glauben! „Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“ (1. Kor 2, 10); denn er wohnt in uns und gibt uns Zeugnis von dem, was in unseren fleischlichen Sinn nicht eingeht. Darum führt uns der Glaube, der aus dem Hören kommt, zu einer wahrhaft vollkommenen Weisheit, und deshalb mögen wir uns wohl genügen lassen, dass wir Gott reden gehört haben. Hiob aber meint hier, seine bisherige Erkenntnis sei derart gewesen, wie wenn einer von etwas reden hört, was er nicht gesehen hat. Sehen wir's aber mit Augen, so wird die Gewissheit noch größer! Damit will Hiob die Lehre, die wir in der Predigt zu unserer Unterweisung hören, nicht verwerfen; aber er weist darauf hin, dass die Lehre, die wir nur mit dem äußeren Ohr aufgenommen haben, so lange ein totes Ding ist, bis sich Gott uns so deutlich offenbart, als sähen wir ihn mit Augen. Und wie geschieht das? Das geschieht alle Tage, wenn das Evangelium gepredigt wird! Denn Gott muss auf zweierlei Weise zu uns sprechen. Einmal redet er mit uns durch einen Menschen, der zum Diener bestellt ist, um uns zu unterweisen; außerdem aber redet er mit uns durch die Kraft seines Heiligen Geistes, wenn wir im innersten Herzen so getroffen sind, dass die Verkündigung uns „durchs Herz geht“ und Nutzen bei uns schafft. Ohne das verschwindet auch die Stimme wieder, sie verhallt wie ein verwehender Ton. Manche hören das Evangelium täglich, aber sie werden nur verstockter dadurch. So ist es auch Jesaja 6, 9. 10 gemeint: „Gehe hin und sprich zu diesem Volk: Höret und verstehtet's nicht! Verstocke das Herz dieses Volkes und lass ihre Ohren hart sein und blende ihre Augen, dass sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen!“ Wenn Gott nicht Hand anlegt durch seine Gnade, so bleiben die Menschen allezeit in ihrer Verstockung. Wenn deshalb Gott mit uns redet, so muss er sich uns zu erkennen geben, dann sehen wir ihn. Und wie sehen wir ihn? Nicht mit den leiblichen Augen, sondern wir bekommen ein derartiges Gefühl für seine Majestät, dass wir es lernen, ihm Ehre zu geben und uns ganz und gar in seine Hände zu befehlen, damit er allein Gewalt und Herrschaft über uns bekommt.

## **Hiob 42, 6 – 8.**

**6) Darum bin ich erschrocken und tue Buße in Staub und Asche. 7) Da nun der Herr diese Worte mit Hiob geredet hatte, sprach er zu Eliphas von Theman: Mein Zorn ist gegen dich entflammt und über deine zwei Gesellen; denn ihr habt nicht recht geredet vor mir, wie mein Knecht Hiob. 8) So nehmet nun sieben Ochsen und sieben Widder und gehet hin zu meinem Knecht Hiob und bringet Opfer für euch dar. Hiob aber, mein Knecht, wird für euch bitten, und ich will sein Angesicht ansehen, damit euch eure Torheit nicht zugerechnet werde. Denn ihr habt nicht recht vor mir geredet, wie mein Knecht Hiob.**

Hiob erklärt sich willig und bereit, sich Gott zu ergeben wie ein armer Missetäter: Ich tue Buße in Staub und Asche. Staub und Asche sind nur ein äußerliches Zeichen, aber nicht die Hauptsache an der Buße. Ja, das Zeichen ist gar nicht immer erforderlich, es bedeutet nur das öffentliche Eingeständnis einer besonders großen Missetat. Alle Gläubigen sollen die ganze Lebenszeit hindurch Buße tun und sich selbst missfallen. Denn es vergeht kein Tag, an dem wir nicht zahllose Fehler begehen, ohne dass wir es merken, ja sogar, wenn wir etwas Gutes zu tun meinen. Wenn wir uns nur gründlich erforschen, so finden wir, wie sehr wir der Einkehr in uns selbst bedürfen. Immer haben wir Anlass zum Seufzen, auch wenn wir kein öffentliches Sündenbekenntnis ablegen. Deshalb gibt es auch wohl eine rechte Buße ohne das äußere Zeichen; aber wenn es sich um eine besonders große Übertretung handelt und der Zorn Gottes gegen uns offenbar wird, dann sollen wir nicht nur seufzen und innerlich an uns Missfallen haben, sondern das auch – schon zur Erbauung unseres Nächsten – äußerlich in Erscheinung treten lassen. Hat einer ein Ärgernis angerichtet und sieht er, dass der Name Gottes dadurch gelästert wird, und Gott bringt seine Schande an den Tag, so muss er nicht nur im Inneren sich selbst hassen, sondern das auch vor den Leuten sichtbar machen. Die Demut muss verbunden sein mit einem Zeugnis und Siegel der wahren Buße, das sie bestätigt. Das gilt nicht nur von dem Einzelnen, sondern auch von einem ganzen Volke, und die Kirche hat es immer so gehalten. Vor allen Dingen also muss das Herz verwundet sein; es muss uns mit Grauen erfüllen, dass wir den Zorn Gottes herausgefordert haben, und wir müssen uns vor uns selber schämen. Das ist die Traurigkeit, von der Paulus spricht (2. Kor 7, 10): „Sie wirkt zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereut.“ Und deshalb heißt es auch beim Propheten Joel (2, 13):

„Zerreiet eure Herzen und nicht eure Kleider!“ Das hat auch Hiob sagen wollen: es reut ihn, dass er unbedacht geredet hat; aber seine Sünde ist nicht etwa klein oder leicht, sondern sie ist so ungeheuer groß, dass er bereit ist, sich als einen armen Missetäter hinzustellen, der eine todeswrdige Sünde begangen hat und nun alle seine Hoffnung und Zuflucht nimmt zu der laute- ren Barmherzigkeit Gottes; ja, er will auch gern vor den Menschen ein sol- ches Bekenntnis ablegen, damit die, die an ihm Anstoß genommen, wieder durch ihn erbaut werden, und jeder soll erkennen, dass er nichts anderes verlangt, als sich zu demütigen unter Gottes Hand.

Nun wendet sich Gott an Eliphas von Theman. Gott hat den Hiob getadelt, jetzt tadelt er seine Freunde noch viel schärfer. Jetzt lobt er Hiob, die andern aber verwirft er ganz und gar. Aber wir haben auf die Reihenfolge zu ach- ten: Erst nachdem Gott diese Worte mit Hiob geredet hat, wendet er sich ge- gen die, die ihn ungerecht verdammt haben. Obschon Gott also die Seinen mit väterlicher Güte züchtigt, übt er an ihnen doch sein Gericht, wie es Jer. 25, 29 heißt: „Siehe, in der Stadt, die nach meinem Namen genannt ist, fan- ge ich an zu plagen“, und 1. Petr 4, 17: „Es ist Zeit, dass anfangs das Ge- richt an dem Hause Gottes.“ Wenn Gott sein Gericht übt, so fängt er nicht bei den Ungläubigen an; die lässt er gehen und schont ihrer, als hätte er ihre Fehler vergessen – nicht als hätte er sie nicht genau aufgezeichnet oder als wollte er mit ihnen nicht abrechnen, aber er lässt die Ungerechtigkeit derer, die er nicht lieb hat, ausreifen, ja überreif werden. Mittlerweile züchtigt er die, die er zu seinen Kindern angenommen hat; er lässt sie seine Strenge spüren, aber die Fremden haben gute Ruhe und leben herrlich und in Freu- den.

Das ist eine heilsame Lehre. Denn das sehen wir alle Tage, dass die Glubi- gen es viel bler haben als die Verächter Gottes. Es sieht aus, als wären die Gläubigen ganz von Gott verstoßen; sie schleppen sich nur so hin wie fl- gellahme Vögel, sie liegen wie in den letzten Zügen, die Gottlosen aber tra- gen ihren Kamm hoch, sie sind vergnügt und guter Dinge, ja, sie machen sich sogar über Gott lustig. Das könnte einen wohl irremachen, wenn man nicht wüsste, dass das Gericht anfangen muss am Hause Gottes, wie es auch beim Propheten Jesaja heißt (10, 12): „Wenn aber der Herr all sein Werk ausgerichtet hat auf dem Berge Zion und zu Jerusalem, will ich heimsuchen die Frucht des Hochmuts des Königs zu Assyrien.“ Die seiner Kirche ange- hören, das sind ihm die Liebsten; die liegen ihm am meisten am Herzen, sie



muss er drum auch am ersten heimsuchen und von ihren Fehlern reinigen und erneuern, dass sie wieder zu ihm kommen, und das nicht nur für einen Tag, sondern bis er sein Werk ganz vollendet hat. Dann aber liegt eine schreckliche Vergeltung bereit für die, die seine Geduld missbraucht und sich verstockt haben, solange er sie mit Nachsicht trug, wie uns denn der Apostel Petrus mahnt: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames ... So aber das Gericht zuerst an uns anfängt, was will's für ein Ende werden mit denen, die dem Evangelium Gottes nicht glauben? Darum, die da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen als dem treuen Schöpfer in guten Werken“ (1. Petr 4, 12. 17. 19). Denn was soll einmal aus denen werden, die Gott völlig verworfen hat, wenn er schon uns so durchs Siebtuch schütteln und auf die Probe stellen muss? Lasst uns darin Gottes Güte erkennen, wie wir es auch bei dem Propheten hören (Jer. 24, 3. 8; 29, 17): die, auf die Gott lange wartet, vergleicht er mit Früchten, die bis zuletzt aufgespart bleiben, bis sie überreif sind, während die, die man schon zeitig pflückt, zwar verzehrt werden, aber das ist ihnen eine Ehre, ob man sie gleich abpflückt.

Also nichts als unser Heil hat Gott im Auge, wenn er uns an erster Stelle züchtigt, während die Ungläubigen es gut haben. Gewiss, wir können nicht sagen, Eliphaz und seine Gefährten seien gänzlich verworfen gewesen – im Gegenteil, Gott hat sie angenommen. Gleichwohl aber mussten sie eine Zeitlang fern von Gott leben, und Hiob musste für sie Fürbitte einlegen, sonst hätten sie weder Gnade noch Verzeihung erlangt. Hiob war ein Hausgenosse der Gemeinde, die anderen aber waren für eine Weile ausgeschlossen, bis Gott sie wieder mit sich versöhnte. Nun wurde Hiob gestraft, den andern aber sagte Gott kein Wort. Je mehr Gott uns lieb hat, umso mehr eilt er, uns zu züchtigen. Sieht er, dass wir gefehlt und den Weg des Heils verlassen haben, so wacht er über uns, um uns nur schnell wieder zu sich zurückzubringen.

Nun stellt Gott zwischen Hiob und seinen Freunden einen Vergleich an: Hiob hat recht geredet vor Gott. Wie kann das sein? Gott hat ihn doch als einen unwissenden, vermessenen und ungeduldigen Menschen verdammt; wie kann er da recht geredet haben? Nun, Hiob hatte eine gute Sache, nur hat er sie schlecht geführt; in der Art, wie er seine Sache verteidigt, hat er gefehlt, gleichwohl war seine Sache gut. Hiobs Freunde aber bringen aller-

lei schöne Gedanken vor, denen man gute Lehren entnehmen kann, aber im Grunde taugte ihre Sache nichts. Sie brachten einen allgemeinen Gedanken vor, der doch in diesem Falle verkehrt war: Hiob, sagten sie, werde von Rechts wegen für seine Missetaten gestraft, und man müsse ihn für einen schlechten und fluchwürdigen Menschen halten, weil Gott ihn so strenge behandle. Auch darin hatten sie Unrecht, dass sie meinten, Gott behandle die Menschen in dieser Welt, wie sie es verdient hätten. Das heißt doch die Hoffnung des ewigen Lebens wegnehmen und alle Gnade Gottes in dies vergängliche und zerbrechliche Leben einschließen! Dann aber wird alles verkehrt.

Hiob hat recht geredet und seine Freunde nicht. Wenn einer fromm ist und Gott fürchtet, so hat Gott Gefallen daran, auch wenn er sonst noch grobe Fehler und Gebrechen an sich hat. Wenn aber einer keine rechte Wurzel der Gottesfurcht in seinem Herzen hat, so mag man gleich einige Tugenden an ihm erblicken, die von den Leuten gepriesen werden, aber das alles hat gar keinen Wert; wenn auch die Leute ihn in Ehren halten, Gott kann kein Gefallen an ihm haben. Das ist Hiobs Fehler, dass er nicht in seiner Geduld beharrt, indem er ja töricht und unziemlich redet. Aber nichtsdestoweniger streckt er sich doch immerfort nach seinem Ziel; er weicht wohl einmal einen Schritt ab, aber wendet sich doch nicht gänzlich von Gott weg. Gott ist und bleibt sein Ziel, und dem strebt er zu, obgleich nicht immer ganz auf dem rechten Wege. Er gleicht dem Schützen, der nach der Scheibe schießt: wenn er auch nicht immer ins Schwarze trifft, so sieht man doch, dass er darnach zielt. Darum gibt Gott dem Hiob auch das Zeugnis, er habe recht geredet.

Haben wir ein reines und heiliges Verlangen, das Gute zu tun, so mögen wir dabei noch schwach und in viele Fehler verstrickt sein, ja auch straucheln und gar fallen und Gottes Verwerfung verdient haben – dennoch trägt uns Gott in Geduld und sieht nicht an unsere Schwächen und Mängel, geschweige denn, dass er sie ohne Vergebung verdammt. Darum sagt auch die Schrift, dass die, die Gott und seinem Gesetze ernstlich dienen wollen, „gerecht“ sind, wie denn Zacharias und Elisabeth gerecht sind vor Gott. Gerecht? Wo ist denn ein Gerechter? „Da ist keiner, der Gutes tue ... sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer“ (Ps. 14, 1. 3)! Müssen wir uns da nicht alle als arme Sünder bekennen und den Mund schließen? Ja, freilich. Aber den Zacharias und die

Elisabeth hat Gott nicht nur unter die Leitung seines Heiligen Geistes genommen, nein, darüber hinaus lässt er sich auch ihren Wunsch, Gutes zu tun, wohl gefallen, als wenn in unsern unvollkommenen Wünschen lauter Vollkommenheit wäre. Ihr Gehorsam ist wohl nicht, wie er sein sollte, aber nichtsdestoweniger nimmt Gott ihn an, weil er denen, die ihm von Herzen zu dienen begehren, alle ihre Unvollkommenheiten nicht anrechnet; deshalb nimmt er sie als Gerechte an. Ob wir also gleich noch Mängel an uns haben, so will Gott sie doch vergessen; sie sollen durch seine Barmherzigkeit begraben sein, so dass er uns als Gerechte annimmt, wenn nur unser Herz darauf gerichtet ist, ihn zu ehren und uns in seinen Gehorsam völlig zu ergeben.

Wenn aber Gott uns züchtigt, so dürfen wir uns nicht gegen ihn erbittern lassen, sondern müssen vielmehr bedenken, dass wir in den Tod gegeben werden müssen; denn wir hängen noch viel zu sehr an der Welt und dächten sonst gar nicht mehr an das himmlische Leben. Wenn alles nach unsern Wünschen ginge, was sollte dann aus uns werden?

Endlich verweist Gott den Eliphas und seine Gefährten an Hiob: Hiob, mein Knecht, wird für euch bitten, und ich will sein Angesicht ansehen. Gott will sie also doch nicht gänzlich von sich stoßen; sie sollen nicht ohne alle Gnade und Verzeihung bleiben. Es gibt also zwei Arten von Verdammnis, die Gott über die Menschen ausspricht, und die erste zerfällt wiederum in zwei Teile. Im Allgemeinen verdammt uns Gott entweder, um uns los zu sprechen, wenn er uns gedemütigt sieht, oder um uns ganz und gar zu vertilgen, so wie er es mit den Ungläubigen macht. Außerdem aber gibt es zwei Arten von Verdammnis, die uns heilsam sind. Die erste geht die Gläubigen an: Sie werden alle Tage gezüchtigt; denn obgleich uns Gott in seinem Hause behält und wir mit ihm versöhnt sind, haben wir es doch noch nötig, verdammt zu werden, und er muss uns mehr und mehr im Herzen dazu bringen, dass wir uns vor uns selber schämen, über unsere Fehler seufzen, sie hassen und nach der Arznei verlangen, damit wir desto mehr die Barmherzigkeit preisen, die er uns erweist, indem er uns die Sünden vergibt und uns zu Gnaden annimmt. Das ist die Verdammnis, die er über die Auserwählten ergehen lässt, auch nachdem sie mit ihm versöhnt und bereits Schafe seiner Herde sind.

Nun gibt es aber noch eine zweite Verdammnis, die uns heilsam ist: Sie betrifft die, die noch gleichsam ferne sind von der Kirche Gottes und keine

Gemeinschaft mit ihr haben. So hat er den Paulus verdammt zu der Zeit, als er noch ein Verfolger war. An der Person des Paulus können wir besser sehen, was ich meine; denn wenn man zwei Personen heranzieht, ist die Sache nicht so leicht zu begreifen. Paulus war so verkehrt, dass man hätte meinen können, er sei hoffnungslos verloren; gleichwohl aber gehörte er zu Gottes auserwählten Kindern. Schon von Mutterleib an war er zum Apostel ausgesondert; trotzdem aber gehörte er scheinbar nicht zu Gottes Kirche, vielmehr war er ihr Todfeind. Da verdammt ihn Gott: er schlägt ihn nieder und zerbricht seinen Stolz, mit dem er zuvor behaftet war, so dass er daliegt wie ein armer Sklave. Das war für ihn eine sehr schwere Last, es war ihm wie eine Verdammnis, aber sie diente zu seinem Heil. Sein Stolz musste eben zerbrechen und mit Gewalt niedergeschlagen werden. Das ist also eine heilsame Verdammnis, aber es ist die eines Menschen, der weit in die Gottesferne geraten und scheinbar hoffnungslos verloren war. Ist nun Paulus nur einmal verdammt gewesen? Nein, Gott hat ihn zwar zu seiner Herde gebracht, dort ist er ein Schäflein, ja alsbald ein Hirt geworden – und dennoch musste er noch einmal verdammt werden! Gott schlägt ihn ins Angesicht; er lässt es zu, dass der Satan ihn mit Fäusten schlägt zu seiner Schande, auf dass er sich der großen Offenbarungen, die ihm zuteil geworden, nicht überhebe; das sollte ihm ein Gegengift sein, um ihn vor der Hoffart zu bewahren (2. Kor 12, 7). So sehen wir an Paulus, dass es zwei Arten von Verdammnis gibt, die uns zum Heile dienen.

Dasselbe sehen wir an unsrer Stelle: auch die Freunde Hiobs werden verdammt zu ihrem Heil. Denn Gott tut ihnen die Türe auf und zeigt ihnen, dass sie bestimmt auf Gnade rechnen können, wenn sie mit rechter Buße wieder zu ihm kommen. Aber nichtsdestoweniger stößt er sie noch zurück, er erzeigt sich ihnen nicht so freundlich wie dem Hiob und eröffnet ihnen keinen Zugang zu sich, es sei denn, dass Hiob für sie bittet. Da haben wir also zwei verschiedene Beispiele der Barmherzigkeit Gottes. Gott handelt mit den Menschen auf recht mannigfache Weise, aber in jedem Falle will er denen, die er nicht gänzlich verstoßen hat, zu ihrem Heile verhelfen. Deshalb haben wir alle seine Züchtigungen mit Geduld hinzunehmen, und wenngleich er scheinbar mit uns nicht wie mit Kindern, sondern wie mit Fremden umgeht, so sollen wir doch allezeit hoffen, er werde sich unser am Ende erbarmen und die Verdammnis, die wir eine Zeitlang haben aushalten müssen, uns endlich zum Heil und Segen wenden.

Hiob Freunde müssen Opfer bringen. Zu keiner Zeit hat Gott die Menschen in seine Barmherzigkeit aufnehmen wollen, ohne dass sie Opfer bringen mussten. Darin liegt ein Hinweis darauf, dass wir zur Vergebung unserer Sünden zu dem Opfer unsere Zuflucht nehmen müssen, das einmal am Kreuz zu unserer Erlösung gebracht ist. Denn solange Jesus Christus nicht der Mittler zwischen Gott und uns ist, bleiben wir verflucht, verdammt und hoffnungslos verloren. Ja, Gott ist ein Feind der Sünden, wie er der Brunnquell aller Gerechtigkeit ist. Nun aber wohnt die Sünde in uns; darum muss uns Gott öffentlich den Krieg erklären, und sein Zorn muss auf uns ruhen und ewig da ruhen bleiben. Ihm zu entrinnen aber gibt es kein anderes Mittel, als dass wir unsere Zuflucht nehmen zu diesem Opfer, durch das wir einmal mit Gott versöhnt sind. Umso unentschuldbarer sind wir heute, nachdem Jesus Christus sein Leiden und Sterben vollbracht hat, wenn wir doch noch meinen, durch ein anderes Mittel vor Gott los gesprochen zu werden, als durch diese Reinigung, wodurch allein wir von der Verdammnis des Todes frei werden können. Suchen wir Barmherzigkeit zu erlangen – und anders können wir ja Gott nicht nahen –, so müssen wir allezeit im Gedächtnis behalten das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesus Christus, der unser Erlösungs- und Versöhnungsopfer ist. Dann aber sollen wir mit Gewissheit ohne allen Zweifel daran festhalten: Unser Herr, der sich gnädig erzeigt hat über die, die zur Zeit des Gesetzes ihn beleidigt haben, ja, der sein Erbarmen sogar auf die erstreckt hat, die gar nicht seinem Volke angehörten, der wird auch uns heute zu Gnaden annehmen; denn jetzt ist ja das Evangelium bekannt gemacht in aller Welt, und steht keine Wand mehr dazwischen, die die einen von den andern trennte. Nehmen wir unsere Zuflucht zu Gott durch dies Opfer, so sollen wir nicht daran zweifeln: Er kommt uns mit seiner Gnade entgegen, und wir dürfen unseres Heils ganz gewiss sein.

Endlich aber heißt: Hiob mein Knecht, soll für euch bitten, und ich will sein Angesicht ansehen. Ohne Zweifel ist also nicht allein das Opfer, sondern auch Hiobs Person ein Hinweis darauf, dass die Menschen irgendeinen Mittler nötig haben, der ihnen einen Zugang zu Gott schenkt und sie Gnade finden lässt. Im Gesetz war der Hohepriester dazu bestimmt, allein im Namen des ganzen Volkes in das Allerheiligste einzutreten, während die andern von ferne stehen und einsehen mussten, dass sie nicht würdig waren, in die Gegenwart Gottes zu gelangen. Damit sollte gleichnisweise dargestellt werden, dass ohne einen Mittler, der in unserm Namen vor Gott tritt,

niemand von uns beten darf und dass wir billig und mit gutem Recht verworfen und ausgeschlossen sind. Hier handelt Hiob an der Stelle und im Amt des Hohenpriesters, indem er für seine Freunde fürbittend eintritt. Denn das hat er sich nicht selber angemaßt, es wäre sonst eine viel zu große Vermessenheit für ihn gewesen. Er musst vielmehr für sich selbst um Gnade bitten und konnte selbst nicht ohne Mittler und Fürsprecher vor Gott treten; wie hätte er denn für die andern Gnade erlangen können, wenn ihm nicht Gott diesen Auftrag erteilt hätte? In diesem Falle ist also Hiob von Gott zum Hohenpriester bestellt; und das konnte auch nicht anders sein, wie denn der Apostel sagt (Hebr 5, 4): „Niemand nimmt sich selbst die Ehre, sondern er wird berufen von Gott.“ Jesus Christus selbst, obwohl das Haupt der Menschen und Engel, der Herr der Kirche und mit der Herrlichkeit seines Vaters angetan, hat sich dennoch nicht selbst eingeschlichen, sondern ist berufen mit einem feierlichen Eid dessen, der da gesagt hat: „Der Herr hat geschworen, und es wird ihn nicht gereuen: Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedeks“ (Ps. 110, 4).

Wenn also Hiob hier als Hoherpriester vorgestellt ist, so ist das geschehen, damit wir uns, wenn wir Vergebung unserer Sünden haben müssen, nicht vordrängen, ohne einen besseren Mittler zu haben; es soll uns vielmehr gezeigt werden: Jesus Christus hat dies Amt, uns Zugang zu Gott zu schenken und uns die Türe zu öffnen, um uns Gott, seinem Vater, darzustellen, damit wir bei ihm Erhörung finden und der Thron seiner Majestät uns nicht schrecklich, sondern tröstlich sei. Wenn wir gesündigt haben, soll nicht jedermann nur so ohne weiteres zum Thron des Himmels laufen, sondern wir müssen dahin kommen durch den Mittler, der uns verordnet ist. Dann sind wir gewiss: Gott wird uns nicht verwerfen; denn wir haben seine Verheißung, und die kann nicht trügen. Treten wir aber aufs Geratewohl vor ihn, so wird's uns nicht gelingen.

## **Hiob 42, 9 – 17.**

**9) Da kamen Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von Naema und taten, wie der Herr ihnen befohlen hatte, und der Herr nahm das Angesicht Hiobs an. 10) Und der Herr wendete Hiobs Gefängnis, da er für seine Freunde bat, und er segnete den letzten Stand Hiobs mehr als den ersten. 11) Und es kamen zu ihm alle seine Brüder und alle seine Schwestern und alle, die ihn vordem gekannt hatten, und aßen mit ihm in seinem Hause und hatten Mitleid mit ihm und trösteten ihn über allem Unheil, das der Herr über ihn hatte kommen lassen, und er empfing von einem jeden unter ihnen ein Stück Silber und von einem jeden ein goldenes Schmuckstück. 12) Und der Herr segnete den letzten Stand Hiobs mehr als den ersten, so dass er vierzehntausend Schafe bekam und sechstausend Kamele und tausend Joch Ochsen und tausend Eselinnen. 13) Er bekam auch sieben Söhne und drei Töchter, 14) und die erste nannte er Jemima, die zweite Kezia und die dritte Keren-Hapuch. 15) Und es wurden nicht so schöne Weiber gefunden in allen Landen wie Hiobs Töchter, und ihr Vater gab ihnen Erbteil unter ihren Brüdern. 16) Und Hiob lebte darnach noch hundertvierzig Jahre und sah Kinder und Kindeskinde bis ins vierte Glied, 17) dann starb er alt und lebenssatt.**

Da sieht man doch, wie die Menschen sich ändern, wenn Gott ernstlich mit ihnen redet, wenn er sie nicht allein mit dem äußeren Ohr seine Stimme hören lässt, sondern so, dass sie sie mit dem Herzen aufnehmen. Zuvor hielten Hiobs Freunde ihn für einen ganz verworfenen Menschen, sie fällten ihr Urteil, ohne irgendeine Entschuldigung gelten zu lassen, sie schalten ihn tapfer aus, als wäre er ein armer Erdenwurm, ja noch etwas viel Verächtlicheres. Jetzt aber kommen sie wie Bettler; den Stolz, der sie zuvor blendete, hat Gott ihnen abgenommen. Ja, Gott muss uns in seine Schule nehmen und lehren; denn von dem törichtem Hochmut, mit dem wir aufgeblasen sind, kann kein Mensch in der Welt uns heilen, bis das Gott Hand anlegt. Hiobs Freunde aber haben nicht allein ganz vergessen, wie stolz sie vordem waren, sie legen ihre Buße auch an den Tag, indem sie Gott gehorsam sind, wie denn die rechte Frucht die gute Wurzel sichtbar werden lässt, die sonst im Herzen verborgen bliebe: diese Frucht aber ist der ernsthafte Gehorsam gegen Gott. Darum heißt es auch Apg. 2, 37: „Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir tun?“ Zuerst donnert Petrus über die, die zuvor Verächter un-

seres Herrn Jesus Christus waren, dann wurden sie im Herzen verwundet und fühlten den Schlag, so dass sie sagten: Was sollen wir tun? Damit zeigten sie sich vor Gott erbötig, alles zu tun, was er ihnen befehlen würde. Solch eine Frucht der Buße sehen wir auch hier.

Und der Herr nahm das Angesicht Hiobs an und wendete sein Gefängnis, da er für seine Freunde bat. Gott hat „Hiobs Angesicht“ erhört und sich seine Fürbitte gefallen lassen, indem er ihn zum Priester verordnet. Aber haben wir denn nicht eine viel bessere Zuversicht, indem unser ewiger Hoherpriester und Fürsprecher, der ins himmlische Heiligtum eingegangen ist, Jesus Christus, nimmermehr zurückgewiesen werden wird, und ebenso wenig wir, wenn wir durch ihn zu Gott, dem Vater, kommen und allezeit dem Wege und der Anleitung folgen, die er uns gegeben hat? Hiob war in seinem Unglück nahe daran, Gott zu lästern; wohl hat er schließlich die Geduld bewahrt, aber er ist doch in seiner hitzigen, unbedachten Art gegen Gott zu Felde gezogen und hat ihn damit schwer gekränkt. Gleichwohl trägt Gott ihm die Fürbitte auf, und darum wird er auch erhört, nicht allein für seine eigene Person, sondern auch für die Fremden und die, die vordem seine Feinde gewesen waren und sich in Gegensatz gegen Gott gesetzt hatten. Sie hatten ja alle seine Worte verdreht und die Hoffnung des ewigen Lebens zerstört; gleichwohl aber findet Hiobs Fürbitte Gnade. Wenn nun Gott diese Fürbitte annimmt, die doch nur ein geringer und dunkler Schatten war, wie wird es dann erst jetzt gehen, da er uns seinen einzigen Sohn zum Hohenpriester verordnet und ihm nicht Böcke, Schafe und Widder, sondern sich selbst mit Leib und Seele zu opfern befohlen hat?

Die böse Welt ist mit einem Mittler nicht zufrieden. Die Papisten suchen sich Heilige als Schutzherren und Fürsprecher. Und warum? Sie wollen Jesus Christus diese Ehre nicht geben, dass sie sich durch sein Leiden und Sterben losgekauft erklärten. Wohl nennen sie ihn Gottessohn und Erlöser, aber sie wollen ihn nicht als ihren Fürsprecher anerkennen, nehmen auch ihre Zuflucht nicht zu ihm. Sie wissen nicht, wie sie ihn anrufen sollen; das ist ihnen ein unbekanntes Ding. Und tun denn wir unsere Pflicht, wie sich's gebührt? Recht unterrichtet sind wir doch! Sooft wir zu Gott beten, muss uns das ewige Opfer, das uns die ewige Erlösung gebracht, vor die Augen und ins Gedächtnis kommen. Aber daran denken wir nur so obenhin. Es ist uns genugsam eingepägt, dass Jesus Christus unser Fürsprecher ist, und doch können wir zwischen Gott und unserm Herrn Jesus Christus nicht un-



terscheiden, und wenn wir den Vater im Namen Jesu Christi anrufen, so wissen wir gar nicht, ob es einen Anwalt gibt, der für uns eintritt. Aber wir brauchen uns gar nicht zu wundern, wenn unser Herr häufig den Menschen die Augen verblendet, dass sie den richtigen Weg verlassen, den er ihnen in seinem Wort gezeigt; denn in ihrer Bosheit wenden sie sich selber davon ab und verschließen sich selbst die Tür, so dass sie keinen Gebetszugang zu Gott haben; wir wissen ja: Es gibt keine andere Tür, wenn wir nicht unsern Herrn Jesus Christus zum Anwalt haben. Wir sehen doch, dass Gott die Menschen durch Opfer erhört hat; die Priester im Gesetz sind doch nicht vergebens in das Heiligtum eingegangen, das von Menschenhänden gemacht und darum vergänglich war, und haben das Blut eines unvernünftigen Tieres geopfert. Umso mehr dürfen wir gewiss sein: Unser Herr Jesus Christus wird machen, dass wir einen gnädigen, gütigen Gott finden, und da werden wir zu Gnaden angenommen, wenn unser Gebet auf sein Opfer gegründet ist und wir wissen, dass es sein Amt ist, unser Fürsprecher zu sein und uns Erhörung beim Vater zu erwirken.

Nun aber heißt es: Der Herr wendete Hiobs Gefängnis. Die Angst, die ihn umklammerte, wurde von ihm genommen, Gott hatte Mitleid mit seinem Knecht. Ausdrücklich wird gesagt, das sei geschehen, weil Hiob für seine Freunde bat, also für die, die ihn verfolgt hatten. Lieben wir unsere Feinde und sind auf ihr Heil bedacht, so kommt das uns zugute, und Gott lässt den Segen wieder auf uns zurückkommen. Manchmal fürchten wir, wir wären zu freundlich und gelinde, wenn man uns gekränkt hat, und halten es viel zu oft mit dem teuflischen Sprichwort: Wer sich zum Schaf macht, den frisst der Wolf. Darum sind wir so hitzig darauf erpicht, uns zu rächen, wenn man uns kränkt oder Unrecht tut; es dünkt uns, es bringe uns nur Schande, wenn wir verzeihen, und wir ermutigten unsere Feinde damit nur zu neuer Kränkung. Solche verkehrten Gedanken müssen wir fahren lassen, weil uns doch Gott in seinen Schutz genommen und uns einen guten Hirten gegeben hat, Jesus Christus, der uns zugesagt hat, uns zu bewahren. Bitten wir jedoch für die, die uns quälen, so wird dieser Segen wieder auf uns kommen. Gott lässt es ihnen zugute kommen, dass wir für sie gebeten, und so werden sie, die früher Feinde waren, unsere Brüder; bleiben sie aber in ihrer Bosheit verstockt, so lässt doch Gott ganz gewiss alle unsere Fürbitten uns zugute kommen.

Darum heißt es ausdrücklich: Der Herr nahm das Angesicht Hiobs an, weil er für seine Freunde gebeten. Da müssen wir an das Wort des Apostels Jakobus denken: „Die Geduld Hiobs habt ihr gehört, und das Ende des Herrn habt ihr gesehen“, das Ende, das Gott ihm geschenkt (Jak 5, 11). Damit will er uns lehren: Die Anfechtungen, die Gott seinen Kindern auferlegt, sind zeitlich, ihr Ausgang aber ist selig, und es ist besser, eine Zeitlang angefochten zu sein, als allezeit herrlich und in Freuden leben. Denn wenn Gott uns gar zu sehr verschonte, so wäre keiner unter uns, der in dieser Welt nicht einschliefe; wir wüssten gar nicht mehr, was es heißt, Gott zu gehorchen; die Begierden unseres Fleisches würden wilden Pferden gleich, und wir dächten nur an dies vergängliche Leben.

Wenn also Gott seine Gläubigen mit Plagen heimsucht, so tut er das nicht, um sie bis aufs äußerste zu bedrücken, denn er weiß, wie viel sie tragen können, wie der hl. Paulus sagt: „Gott ist getreu, der euch nicht lässt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, dass die Versuchung so ein Ende gewinne, dass ihr's könnet ertragen“ (1. Kor 10, 13). Zudem aber lehrt er uns auch, dass wir uns gern von seinen Ruten schlagen lassen sollen, wie David sagt: „Ehe ich gedemütigt ward, irrte ich; nun aber halte ich dein Wort“ (Ps. 119, 67). So können wir uns allezeit unseres Elends und unserer Züchtigungen rühmen.

Das sollen wir aus dieser Stelle lernen; denn nicht um Hiobs willen steht es geschrieben, dass Gott seinen letzten Stand mehr segnete als den ersten, dass er ihm doppelt soviel Güter und Reichtümer gab als vorher – und sie waren doch zuvor schon groß genug – und dass er ihm Söhne und Töchter schenkte und er in die Länge leben durfte und schauen Kinder und Kindeskinde bis ins vierte Glied, nachdem er sie doch alle hatte hergeben müssen. Gewiss hat der Heilige Geist an der Person Hiobs ein Denkzeichen der Gnade Gottes aufrichten wollen, aber das sollte nicht in erster Linie zu seiner Unterweisung dienen, sondern zu der unsrigen. Darum hält uns Jakobus nicht ohne Grund diesen Spiegel vor; er will sagen: Meine Lieben, Geduld ist schwer zu lernen, wenn die Menschen gequält werden, denn das geht gegen ihre Natur; aber am Ende wendet es Gott ihnen zum Heil, und sie erkennen, dass es ihnen viel besser war, solche Züchtigung zu erleiden, als zu sehr auf den Händen getragen und verzärtelt zu werden.

Wir müssen also an Hiobs Geschichte sonderlich das Ende bedenken. Dann können wir daraus den Trost schöpfen, dass die Trübsal der Kinder Gottes

zeitlich und vergänglich ist, ja, sie dient ihnen als Arznei, und der Ausgang ist allezeit selig: in jedem Fall haben sie Anlass, Gott zu preisen, nicht nur wenn er sie erlöst, sondern auch insofern er die Begierden in ihnen ertötet. Und eine weitere Bestätigung dieser Lehre haben sie darin, dass sie unserm Herrn Jesus, dem lebendigen Vorbild der Gläubigen und Gotteskinder, gleich gestaltet werden, wie Paulus (Röm. 8, 29) sagt: „Welche er zuvor ersehen hat, die hat er auch verordnet, dass sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf dass derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern.“ Wenn wir allein das Kreuz Jesu Christi anschauen, so ist es durch Gottes Mund verflucht, wir sehen darin nichts als Schmach und Schrecken, kurz, es sieht aus, als hätte der Abgrund der Hölle sich aufgetan, um Jesus zu verschlingen. Schauen wir aber seine Auferstehung mit seinem Tode zusammen, dann haben wir nur Freude, dann lindert sich all unsere Traurigkeit, und wir brauchen auch unsere eigene Züchtigung nicht allzu sehr zu betrauern. Das hat sich deutlich an unserm Herrn Jesus Christus erfüllt, damit wir wissen: Es ist nicht nur um einer Person willen geschrieben, sondern der Sohn Gottes will uns seines Lebens teilhaftig machen, wenn wir mit ihm gestorben sind, und er will uns an seiner Herrlichkeit Anteil geben, wenn wir alle Schmach und alles Elend tragen, das Gott nach seinem Rat uns auf die Schultern legt, wie auch Paulus an einer andern Stelle sagt: „Dulden wir, so werden wir mitherrschen“ (2. Tim 2, 12).

Wir sehen jetzt, warum uns da vorgehalten wird: Wir sollen durchaus nicht überrascht sein, wenn Gott uns plagt, und wir dürfen uns nicht einer Traurigkeit ergeben, die uns das Herz zusammenschnürt und uns so gefangen nimmt, dass wir keinen Trost mehr schöpfen können, sondern sollen stets auf den Ausgang sehen, den Gott seinen Kindern verheißen hat. So hat er's mit der Tat bewiesen an Hiob, an David und andern, vor allem aber an unserm Herrn Jesus Christus, der aller Gläubigen rechter und oberster Schutzherr ist. Gewiss, es geschieht nicht immer, dass Gott den Betrübten seine Gnaden verdoppelt; es wird nicht immer sichtbar, dass sie doppelt so reich werden, als sie vorher waren. Das sieht man nicht in allen Fällen; denn Gott behandelt auch nicht den einen wie den andern; er weiß, was jedem heilsam ist, und wir müssen bereit sein, das Teil, das er uns zuweist, hinzunehmen; denn Gott handelt wie ein Hausvater, der wohl weiß, was den Seinen dienlich ist. Aber dem sei, wie ihm wolle: wir dürfen unserer Geschichte die allgemeine Lehre entnehmen, dass Gott nicht nur, wenn es Zeit ist, unsern Trübsalen ein Ende macht, sondern dass er uns alles zum Besten wendet

und wir es spüren, dass er uns während der ganzen Trübsalszeit nicht vergessen hat, sondern hat sich uns immer als Vater erzeigt, weil er nicht will, dass wir in dieser Welt sicher einschlafen.

Was den zeitlichen Segen angeht, so lasst uns den hinnehmen, so wie Gott ihn schickt, dabei aber vor allen Dingen beachten: Wenn wir nichts anderes hätten, als dass wir der Güte unseres Gottes versichert sind und dass er uns immer mehr seine Hilfe beweisen will, indem er unsern Glauben in der Trübsal übt – wäre das nicht viel? Wenn wir nichts anderes hätten als die Hilfe, die Gott uns erweist, wenn er durch seinen Heiligen Geist an uns arbeitet, damit wir nicht erliegen, und wenn endlich durch diese Erfahrung klar wird, dass Gott immer zu unserer Hilfe bereit ist – wenn wir auch nur das hätten, wäre das nicht ein ganz unschätzbare Gewinn? Aber wir haben noch mehr davon: Gott lässt uns unsere Schwachheit sehen, die uns sonst unbekannt bliebe, und das treibt uns immer mehr, ihn anzurufen. Außerdem werden wir in der Trübsal daran gewöhnt, nach dem himmlischen Leben zu verlangen; denn wer nur in der Freude dieser Welt lebt, wendet sich von Gott ab. Wenn aber Gott uns niederschlägt und so tief demütigt, dass wir nicht aus noch ein wissen, so tut er das, damit wir umso mehr schmecken von dem geistlichen Heil, das uns bereitet ist. Wenn wir also nichts anderes hätten, müssten wir dann nicht sagen: Was von Hiob geschrieben ist, ist an uns in Erfüllung gegangen, und so ist er uns ein treffliches Beispiel!? Deshalb wollen wir Gott mit uns handeln und von seinen Gnadengaben uns austeilen lassen, je nachdem er für gut befindet. Aber es gehe, wie es will – der Ausgang unserer Trübsale wird immer selig sein. Ja, wenn wir nichts anderes hätten, als dass wir zur Herrlichkeit unseres Herrn Jesus Christus geführt werden und dass wir beim Abscheiden aus dieser Welt in die Gemeinschaft des Sohnes Gottes und seiner Engel eingehen, müssen wir dann nicht unsere Trübsal segnen? Und wenn es uns auch nach dem Fleische sauer ankommt, haben wir dann nicht allen Grund zu immerwährender Freude und zum Dank gegen unsern Gott, vornehmlich wenn er uns erlöst von allem Elend des gegenwärtigen Lebens?

Ich will nun nicht alles einzelne auslegen, will auch nicht darüber reden, dass „nicht so schöne Weiber gefunden wurden in allen Landen wie Hiobs Töchter.“ Denn die Schrift will nur im Allgemeinen sagen, dass es ihm Gott nach Art der Welt hat wohl ergehen lassen, so dass wir's mit Augen sehen können: Gott war ihm wohlgesinnt, ja über den gewöhnlichen Lauf

der Dinge hinaus. Es soll uns nicht befremden, dass Gott zu jener Zeit seine Liebe zu seinen Gläubigen durch irdisches und vergängliches Glück hat beweisen wollen; denn es gab damals noch keine so deutliche Offenbarung vom himmlischen Leben wie heute im Evangelium. Noch war Jesus Christus nicht geoffenbart, der zu uns herabgestiegen ist, um uns zum Himmel hinaufzuziehen, der sich mit unserm Fleisch bekleidet hat, um uns zu zeigen, dass Gott in uns wohnt und uns mit seiner Herrlichkeit und Unsterblichkeit vereinigt hat. Das alles gab es damals noch nicht, deshalb musste er damals seine Gläubigen in etwa wie kleine Kinder behandeln. Darum wird von den alten Vätern in der Schrift ausdrücklich erzählt, Gott habe sie gesegnet mit Kindern, Vieh, Geld und dergleichen, ja besonders mit langem Leben. Mit solchen Mitteln mussten sie sich behelfen und warten auf die Offenbarung des himmlischen Lebens, wie denn unser Herr Jesus uns die Pforte des Paradieses aufgetan hat bei seiner Ankunft, um uns mit sich dort hinaufzuführen. Lässt uns also Gott gegenwärtig nicht nach der Art der Welt glücklich sein, so soll uns das nicht verdrießen, denn wir haben's darum nicht schlechter als die alten Väter; wir haben einen viel besseren Lohn, und das soll uns trösten.

Als Beispiel soll uns nur dienen, was vom langen Leben gesagt ist. Gott hat in seinem Gesetz das lange Leben, das er seinen Gläubigen geben wollte, sehr hoch geschätzt, gleichwohl aber hat es Ungläubige und völlig Verworfenen gegeben, die lange gelebt haben. Wir haben also darauf keinen besonderen Wert zu legen, weil diese Wohltat den Feinden Gottes und seinen Gläubigen gemein ist; langes Leben ist nicht das höchste Gut, ist nicht das wahre und vollkommene Glück – weit gefehlt! Aber man muss auch bedenken: Die alten Väter wussten noch nicht so genau wie wir, dass Gott ihnen ihr Erbteil im Himmel bereitet hatte. Gewiss, einen Geschmack davon hatten sie auch, und unser Glaube ist derselbe wie der ihre, aber gleichwohl sahen sie noch lange nicht so klar wie wir, die wir die Offenbarung in unserm Herrn Jesus Christus haben. Darum musste ihnen Gott ein langes Leben schenken, damit die lang dauernde Erfahrung in dieser Welt sie im Glauben wachsen ließe. So hat auch Hiob ein langes Leben gehabt. Heutzutage ist unser Leben kürzer; denn uns ist Jesus Christus erschienen und hat uns gelehrt, dass wir Fremdlinge in dieser Welt sind, um zu dem Erbgut zu eilen, das uns durch sein Blut erworben ist. Das war damals nur als ein Schatten da, deshalb musste es mit sichtbaren Wohltaten bezeugt werden; jetzt aber haben wir das Wesen selbst. Schatten und Vorbilder gibt's nicht mehr, wir

haben jetzt die Sache selbst in unserm Herrn Jesus Christus. Darum müssen wir zufrieden sein mit dem, was Gott uns gibt, und uns allezeit in seine Leitung ergeben.

Schließlich müssen wir auf eins noch achten: Wir müssen „lebenssatt“ sein, wenn es Gott gefällt, uns aus dieser Welt abzurufen. Gewiss, wenn die Schrift von Hiob und Abraham sagt, sie seien gestorben „alt und lebenssatt“, so denkt sie dabei an den leiblichen Segen. Aber dem sei, wie ihm wolle: weder Hiob noch Abraham und ihresgleichen wären jemals „lebenssatt“ gewesen in der Welt, hätten sie sich nicht nach einem besseren und herrlicheren Ziele ausgestreckt. Darum musste ihnen Gott ein langes Leben schenken, damit sie mehr Erfahrung von seiner Güte bekämen, was für uns heute nicht so nötig ist, da wir ja eine viel deutlichere Anschauung von der väterlichen Liebe Gottes haben. So müssen wir des Lebens satt und zum Sterben bereit sein, wenn der gute Wille Gottes es fordert; dann müssen wir mit fröhlichem Mute hinübergehen und nicht mit Zähneknirschen, wie es die Ungläubigen tun. Denn wenn sie auch hunderttausend Jahre gelebt hätten, so wollten sie doch noch länger hier unten bleiben: sie haben keine andere Hoffnung als die des gegenwärtigen Lebens, und sie meinen, es entgehe ihnen alles, wenn sie sterben müssen; darum sind sie auch nie bereit, diese Welt zu verlassen. Dagegen die alten Väter haben die richtige Mitte innegehalten: sie haben ihren Glauben gestärkt, wenn ihnen Gott langes Leben schenkte, dabei aber haben sie sich bereitgehalten, abzuschneiden, wenn Gott sie zu sich rief.

Was sollen wir denn heute tun? Wir haben heute kein längeres Leben nötig, um unseres Gottes väterliche Freundlichkeit kennen zu lernen; und wenn wir nur drei Tage in dieser Welt zu leben hätten, so wäre das lange genug, um Gottes Güte und Barmherzigkeit zu schmecken und unsern Glauben zu stärken. Unser Herr Jesus Christus ist ja gestorben und auferstanden, darum brauchen wir nicht lange Zeit in dieser Welt zu sein, um zu erkennen, dass Gott unser Vater ist und wir unseres Heils gewiss sein dürfen. Sobald uns also Gott die Wahrheit seines Evangeliums zu erkennen gibt, sollen wir bereit zum Sterben sein; denn wir wissen ja doch, dass er uns zu seinen Kindern angenommen hat und sich als unser Vater erzeigen wird im Leben und im Sterben. So sind wir allezeit „lebenssatt“, weil Gott uns in unserm Herrn Jesus Christus ein so herrliches Unterpfand seiner Liebe gegeben hat, dass wir gar keine bessere Bestätigung mehr verlangen können und darum auch

kein längeres Leben zu wünschen brauchen. Lasst uns nur täglich bitten, er wolle in dieser Welt durch seinen Heiligen Geist uns leiten und alsdann zu sich ziehen; dann dürfen wir dorthin kommen lebenssatt, weil er uns hier genährt und erhalten und gelehrt hat, dass unser wahres, seliges Leben uns da droben bereitet ist.

## Quellen:

Sämtliche Texte sind der [Glaubensstimme](#) entnommen. Hier sind zumeist auch die Quellangaben zu finden.

-----

Die Bücher der Glaubensstimme werden kostenlos herausgegeben und dürfen kostenlos weitergegeben werden.

Diese Bücher sind nicht für den Verkauf, sondern für die kostenlose Weitergabe gedacht. Es kommt jedoch immer wieder zu Fragen, ob und wie man die Arbeit der Glaubensstimme finanziell unterstützen kann. Glücklicherweise bin ich in der Situation, dass ich durch meine Arbeit finanziell unabhängig bin. Daher bitte ich darum, Spenden an die **Deutsche Missionsgesellschaft** zu senden. Wenn Ihr mir noch einen persönlichen Gefallen tun wollt, schreibt als Verwendungszweck „Arbeit Gerald Haupt“ dabei – Gerald ist ein Schulkamerad von mir gewesen und arbeitet als Missionar in Spanien.

Spendenkonto: **IBAN:** DE02 6729 2200 0000 2692 04,  
**BIC:** GENODE61WIE

Alternativ bitte ich darum, **die Arbeit der Landeskirchlichen Gemeinschaft Schlossplatz 9 in Schwetzingen zu unterstützen.** Die Landeskirchliche Gemeinschaft „Schlossplatz 9 in Schwetzingen ist eine evangelische Gemeinde und gehört zum Südwestdeutschen Gemeinschaftsverband e. V. (SGV) mit Sitz in Neustadt/Weinstraße. Der SGV ist ein freies Werk innerhalb der Evangelischen Landeskirche. Ich gehöre dieser Gemeinschaft nicht selber an, und es gibt auch keinen Zusammenhang zwischen der Gemeinde und der Glaubensstimme, doch weiß ich mich ihr im selben Glauben verbunden.

LANDESKIRCHLICHE GEMEINSCHAFT „SCHLOSSPLATZ 9“ 68723  
SCHWETZINGEN

Gemeinschaftspastor: M. Störmer, Mannheimer Str. 76,  
68723 Schwetzingen,

IBAN: DE62 5206 0410 0007 0022 89  
Evangelische Bank eG, Kassel

Andreas Janssen  
Im Kreuzgewann 4  
69181 Leimen

Natürlich suche ich immer noch Leute, die Zeit und Lust haben, mitzuarbeiten - wer also Interesse hat, melde sich bitte. Meine Email-Adresse ist: [webmaster@glaubensstimme.de](mailto:webmaster@glaubensstimme.de). Insbesondere suche ich Leute, die Texte abschreiben möchten, bestehende Texte korrigieren oder sprachlich überarbeiten möchten oder die Programmierkenntnisse haben und das Design der Glaubensstimme verschönern können.



# Endnoten

# Anmerkungen

[←1]

Calvin übersetzt: Elefant und Walfisch.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Vorbemerkungen zum Buch Hiob.	2
Hiob 1, 1.	5
Hiob 1, 2-5	15
Hiob 1, 6-12	28
Hiob 1, 13-19.	40
Hiob 2, 1-10.	51
Hiob 2, 11 – 3, 4	60
Hiob 3, 11-22.	69
Hiob 4, 1-9	76
Hiob 4, 12-19	85
Hiob 5, 6-10	94
Hiob 5, 11-16	105
Hiob 5, 17-18	114
Hiob 6, 1-9	121
Hiob 7, 1-6.	129
Hiob 7, 16-21.	136
Hiob 8, 1-6.	144
Hiob 9, 1-4.	152
Hiob 9, 5-15.	160
Hiob 9, 16-22.	168
Hiob 9, 27 – 35.	177
Hiob 10, 1-6.	186
Hiob 10, 7-15.	195

Hiob 10, 18 – 22.	207
Hiob 11, 1 – 6.	213
Hiob 11, 7 – 12.	219
Hiob 12, 7 – 13	227
Hiob 12, 14 – 16.	235
Hiob 12, 17 – 25.	242
Hiob 13, 15 – 22.	249
Hiob 13, 23 – 28.	257
Hiob 14, 1 – 4.	264
Hiob 14, 5-12	271
Hiob 15, 1 – 10.	278
Hiob 15, 14 – 16.	285
Hiob 19, 1 – 12.	291
Hiob 19, 23 – 27.	298
Hiob 22, 1 – 5.	305
Hiob 23, 8 – 12.	311
Hiob 27, 1 – 4.	318
Hiob 27, 19 – 28, 9.	324
Hiob 28, 20 – 28.	333
Hiob 28, 28	339
Hiob 29, 1 – 5.	345
Hiob 30, 19 – 21.	350
Hiob 32, 1- 3.	357
Hiob 33, 8 – 13.	363
Hiob 33, 14 – 17	368
Hiob 33, 23 – 26.	374
Hiob 33, 29 – 33.	382

Hiob 34, 10 – 15.	387
Hiob 37, 14 – 20.	396
Hiob 38, 1 – 4.	404
Hiob 39, 36 – 40, 3.	412
Hiob 40, 20 – 41, 2.	417
Hiob 42, 1-5.	422
Hiob 42, 6 – 8.	430
Hiob 42, 9 – 17.	438
Quellen:	446
Endnoten	448
Anmerkungen	449